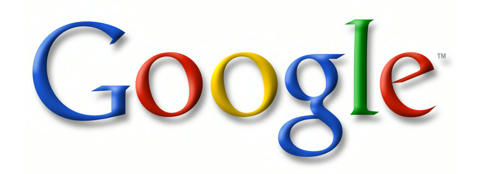
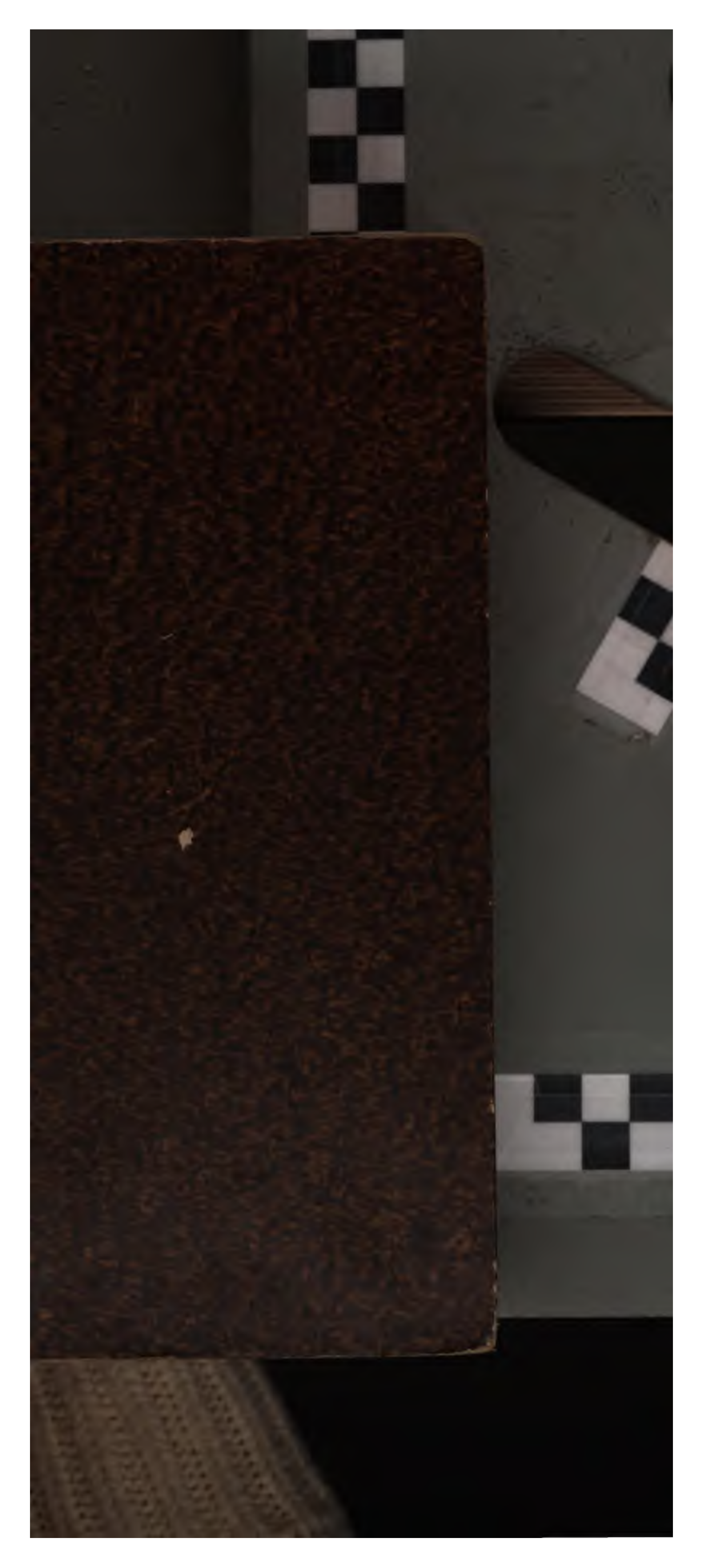
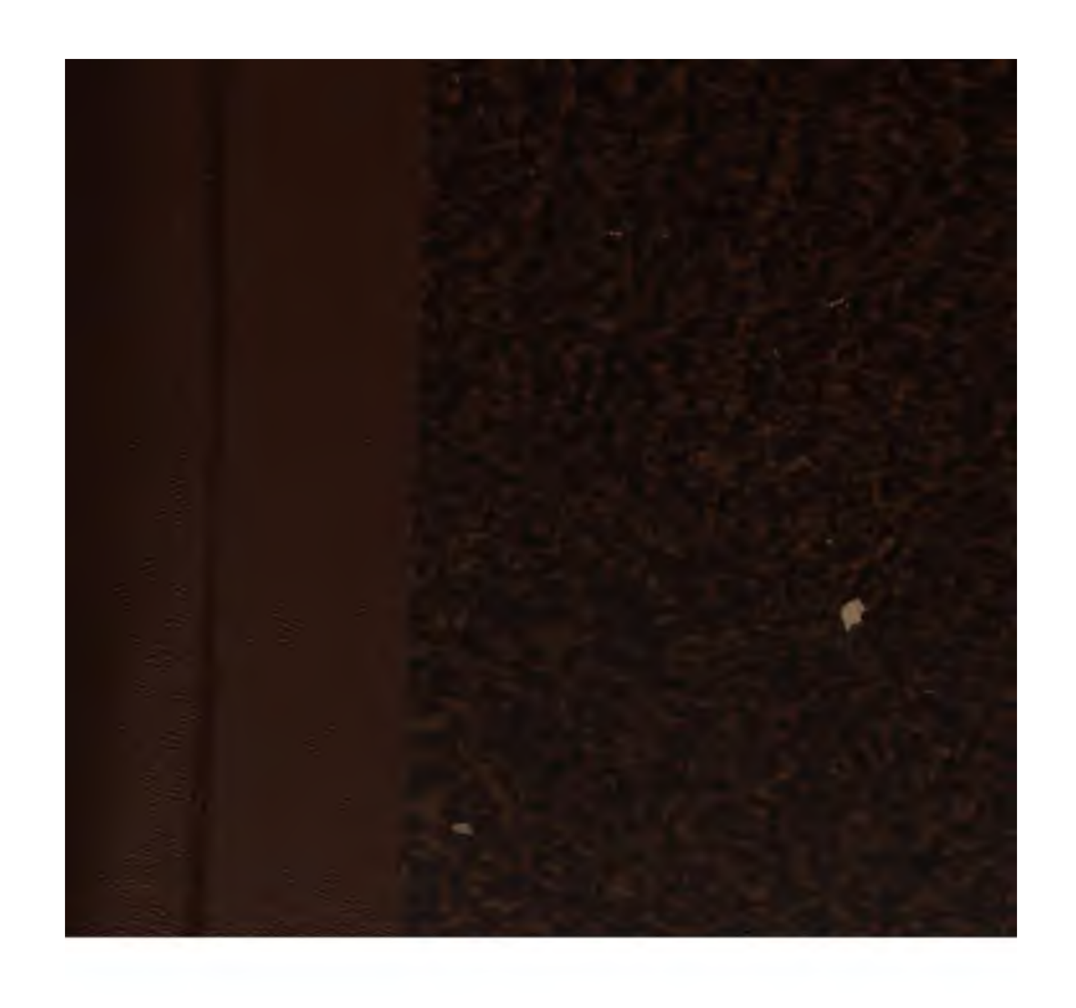








Schluß der Session – Reichskanzler
Hohenlohe –
d. bürgerl. Gesetzbuch

—

das Centrum besitzt im Reichst[illegible]
das Praesidium – ein Katholi[illegible]
Praesident – früher v. Buol-Berenberg

die Minoritätsstellung der
deutschen Katholiken – geg[illegible]
3 geistl. Churfürsten u. nahezu
23 Erzb. u. Bischöfe, welche
Landesherren u. im Reichstag
stimmberechtigt waren –
u. 1866 mit Hinausdrängung
Österreichs die kath. Vorherrschaft
u. d. kath. Bayern Übermacht?
Heute nur ein keinen kath. Welt-
monarch – was dann? —
100 Abgeordnete im Reich – 93 in
Preußen 72 in Bayern –

# Historisch-politische Blätter

für das

# katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1895

Zweiter Band.

# Historisch-politische

# Blätter

für das

## katholische Deutschland

herausgegeben

von

**Edmund Jörg** und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

**Hundertundsechzehnter Band.**



München 1895.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.



# Inhaltsverzeichniß.

---

I.

## Die kirchlichen Unions-Bestrebungen gegenüber den Südslaven.

Eine tiefgehende Spaltung trennt die nahverwandten südslavischen Völkerschaften seit nahezu einem Jahrtausend: es ist die Verschiedenheit im kirchlichen Bekenntnisse, dem die einzelnen Slavenstämme in südöstlichen Europa angehören, wodurch diese folgenschwere Trennung hervorgerufen und unterhalten worden ist. Die nordwestlich wohnenden Slovenen, die Kroaten und die zu diesen gezählten Dalmatiner sowie ein Theil der Bosniaken sind Gläubige der katholischen Kirche; die Serben und die ihnen national zugehörigen Montenegriner, ein anderer Theil der Bosnier und die Süddalmatiner, ferner der überwiegende Theil der Bulgaren bekennen sich zur griechisch-orientalischen oder „orthodoxen" Kirche. Die Kirchengeschichte berichtet ausführlich über die Ursachen, den Verlauf und die Wirkungen der „großen" Kirchenspaltung, der Losreißung „Ostroms" vom kirchlichen Einheits- und Mittelpunkte, von „Westrom", dem Hauptquell der neuzeitlichen Cultur und des civilisatorischen Fortschritts der gebildeten Menschheit auf dem Erdenball.

Zwei verschiedene, oft gegen einander laufende Culturströmungen haben infolge dieser epochalen Scheidung der beiden Hauptkirchen der Christenheit sich im Gange langer Jahrhunderte entwickelt; aber der Charakter wie die Richtung

und die Resultate dieser beiden Strömungen können mit einander kaum verglichen werden. Der westliche Culturstrom ist zum befruchtenden, stets neue Schöpfungen erzeugenden Faktor geworden, indessen die von Byzanz und seinem Kirchenwesen ausgegangene culturelle Strömung gar bald verflacht und im Sumpfe verlaufen ist. Dort waltet allenthalben Aufschwung und Fortschritt, hier Stillstand, Niedergang und Verfall. Selbst bei oberflächlicher Betrachtung drängt sich dieser Contrast überall auf. Man beobachtet ihn auch bei den Südslaven, je nachdem diese Katholiken oder Griechisch-Orthodoxe sind. Jene stehen unter dem belebenden Einfluß der fortschreitenden westlichen Cultur, diese erliegen dem geistlosen Formelthum, der äußerlichen Starrheit und Gebundenheit, sowie der inhaltsleeren Buchstabengläubigkeit des orientalischen, fatalistischen Quietismus und fortschrittsfeindlichen Sterilismus.

Unter diesen Einwirkungen des verschiedenartigen Kirchenthums hat auch der Volkscharakter und die gesammte Weltanschauung ein eigenthümliches Gepräge angenommen. Man kann dies nirgends deutlicher erkennen, als wenn man die unter denselben äußeren Bedingungen lebenden, so nahe verwandten Völkerschaften der katholischen Slovenen und Kroaten mit den griechisch-orientalischen Serben in Oesterreich-Ungarn vergleicht. Der Serbe ist der ungleich begabtere Stamm, allein seine geistige Entwicklung, welche ehedem jener der Slovenen und Kroaten überlegen gewesen, kommt über eine gewisse Grenze nicht hinaus. Sie stagnirt, leidet an Blutarmuth; denn es fehlt ihr der belebende innige geistig-moralische Zusammenhang mit dem Occident, der trotz aller Zersplitterungen auf kirchlichem Gebiete im Grunde dennoch auf derselben Culturgemeinschaft beruht.

Von der orientalischen Kirche überhaupt und von der südslavischen Nationalkirche insbesondere gilt noch immer das Urtheil, das J. von Döllinger vor mehr als dreißig Jahren über die russische Kirche gefällt hat, wo er schreibt:

„Sie entbehrt in einem Grade, für den sich in der christlichen Geschichte kaum ein zweites Beispiel findet, jede eigene Bewegung, jede freie organische Thätigkeit. Keine Concilien, keine Conferenzen der Geistlichkeit, kein Zusammenwirken des Klerus und der Gemeinden, kein Mittelpunkt kirchlicher Wissenschaft und Bildung, kein Austausch der Ansichten durch literarische Organe, durch eine kirchliche Literatur . . . Daraus folgt nun, daß es auch in der Kirche keine öffentliche Meinung, keine Gesinnung gibt; es läßt sich nicht sagen, daß der Klerus irgend ein bestimmtes, klar von ihm erkanntes oder doch instinktartig empfundenes Ziel erstrebe, daß ihm ein organisches Leben innewohne. Der Bischof und seine Geistlichen sind durch eine breite, unübersteigbare Kluft von einander getrennt. Der Bischof ist meist ein bejahrter Mönch, der nach einem in der Zelle verbrachten Leben . . . sich plötzlich, der weltlichen Dinge und der Verwaltungsgeschäfte völlig unkundig, auf einen bischöflichen Thron erhoben sieht. . . . Unter den Bischöfen selbst findet keine hierarchische Gliederung, keine innere Verbindung und wechselseitige Einwirkung statt . . . die Weltgeistlichen, meist Söhne von Geistlichen, immer schon vor der Ordination, also meist in früher unreifer Jugend, und zwar gewöhnlich mit einer Priestertochter verheirathet und Väter einer häufig zahlreichen Nachkommenschaft, kämpfen mit Noth und Armuth, müssen oft mit eigener Hand ihr Feld bauen, sind natürlich meist unwissend, bloß zum Lesen und Singen abgerichtet und allzu oft dem Nationallaster des Trunkes ergeben. Dem Bischofe gegenüber, welcher sie häufig wie Sklaven behandelt, völlig schutzlos, beugen sie sich vor ihm mit zitternder Demuth, wie sie denn auch schon durch die Unmöglichkeit, von dem kirchlichen Einkommen mit Familie zu leben, zur geschmeidigen Fügsamkeit nach oben (Bischof und Patron) wie unten (Volk) gezwungen sind“.[1])

---

1) Vgl. Döllinger, Kirche und Kirchen (München 1861) S. 175—177.

Daß ein so beschaffener Klerus auf die sittlich=religiöse Erziehung des Volkes wenig oder gar keinen Einfluß zu üben vermag, liegt auf der Hand, und wird durch die Erfahrung bestätigt. In der griechisch-orientalischen Kirche wird das priesterliche Amt, die priesterliche Funktion in der Regel nahezu abgöttisch verehrt; aber die Träger dieses Amtes, die Ausüber der Funktionen genießen zumeist keine Achtung, besitzen keine Autorität, können daher als Lehrer und Erzieher, als Rathgeber und wirkliche Seelsorger der Gläubigen nicht betrachtet werden. Die geistige Stagnation und Zurückgebliebenheit der Bekenner dieser Kirche hat darin einen hauptsächlichen Grund; aber von daher stammt auch das geistlose Formelwesen und der selbstüberhebende Hochmuth, der sich jeder fremden Einwirkung fernzuhalten strebt.

Die Südslaven waren nicht von Anbeginn ihrer Civilisirung nach dieser Entwicklung ihres Culturlebens geleitet worden. Kroaten und Serben wurden unter Kaiser Heraklios (610—41) durch aus Rom berufene Priester zum Christenthum bekehrt. Allerdings konnte die christliche Lehre bei diesen Völkern wie später (im 9. Jahrh.) bei den Bulgaren nur schwer und allmählich Wurzel fassen. Ein wesentlicher Grund dieser so mühseligen und langwierigen Christianisirung lag weniger in der zähen Anhänglichkeit am Heidenthum, als vielmehr in den aus politischen Motiven hervorgegangenen Schwankungen der Slavenfürsten zwischen Rom und Byzanz und in den bald ausgebrochenen heftigen Streitigkeiten, die zum Bruche der oströmischen Kirche mit der weströmischen führten und schließlich die völlige Trennung (das Schisma) zur bedauerlichen Folge hatten.

Bei den Südslaven wirkte neben den politischen Interessen ihrer Fürsten und der byzantinischen Kaiser, sowie außer den Machtgelüsten und den Eifersüchteleien der Patriarchen von Constantinopel und den persönlichen Interessen des ihnen unterstehenden Episkopats und Klerus ganz besonders noch der wichtige Umstand ein, daß durch die Einführung und

den Gebrauch der slavischen Liturgie die von Rom getrennte Kirche als ein nationales Institut betrachtet und hochgeachtet wurde. Dies war namentlich bei den Serben der Fall, seitdem sie in dem Königssohne Sabbas (Sava) ihren ersten selbständigen Erzbischof erhalten hatten (1221). Die Aufrichtung dieser serbischen Nationalkirche, die auch bei den Bulgaren stattgefunden, empfing dann ihre Vollendung durch die Loslösung vom Patriarchate zu Constantinopel, als der serbische Czar (Kaiser) Duschar die im J. 1346 durch eine zu Skoplji abgehaltene Nationalsynode den Erzbischof Jannikios zum serbischen Patriarchen mit dem Sitze in Ipek proklamiren ließ.[1]) Die enge Verbindung zwischen der obersten staatlichen Gewalt und der nationalen Kirche legte den Grund zur Herausbildung jenes Zustandes, dem man heute bei den griechisch-orientalischen Südslaven auf dem Balkangebiet und in Oesterreich-Ungarn allenthalben begegnet, daß nämlich die Religion den Charakter eines nationalen Glaubens empfing, Religion und Nationalität zu identischen Begriffen verschmolzen.

Seit dem Eintritt der unseligen Trennung der morgenländischen von der abendländischen Kirche haben die Päpste, diese gottbestellten Wächter der Einheit und Reinheit des christlichen Glaubens, nicht aufgehört, die Versuche zur Wiederherstellung der zerstörten kirchlichen Einheit immer wieder in Angriff zu nehmen. Es überschreitet selbstverständlich die Grenzen dieses Aufsatzes, von diesen zahlreichen Einigungsversuchen auch nur eine oberflächliche Skizze bieten zu wollen.[2]) Nur auf die Versammlungen und Beschlüsse des Concils

1) Vergl. Kállay, Geschichte der Serben. Deutsch von Professor Dr. Schwicker. (Budapest 1878), Bd. I. S. 87 ff. — Ferner: C. Jireček, Geschichte der Bulgaren (Prag 1876) S. 150 ff. — Pichler, Orient und Occident. Bd. I. S. 553.

2) Pichler gibt a. a. O. die hierauf bezüglichen Thatsachen, aber die Art seiner Darstellung sowie die Tendenz derselben mahnen bei Benützung seines zweibändigen Werkes zu großer Vorsicht.

---

I.

## Die kirchlichen Unions-Bestrebungen gegenüber den Südslaven.

Eine tiefgehende Spaltung trennt die nahverwandten südslavischen Völkerschaften seit nahezu einem Jahrtausend: es ist die Verschiedenheit im kirchlichen Bekenntnisse, dem die einzelnen Slavenstämme in südöstlichen Europa angehören, wodurch diese folgenschwere Trennung hervorgerufen und unterhalten worden ist. Die nordwestlich wohnenden Slovenen, die Kroaten und die zu diesen gezählten Dalmatiner sowie ein Theil der Bosniaken sind Gläubige der katholischen Kirche; die Serben und die ihnen national zugehörigen Montenegriner, ein anderer Theil der Bosnier und die Süddalmatiner, ferner der überwiegende Theil der Bulgaren bekennen sich zur griechisch-orientalischen oder „orthodoxen" Kirche. Die Kirchengeschichte berichtet ausführlich über die Ursachen, den Verlauf und die Wirkungen der „großen" Kirchenspaltung, der Losreißung „Ostroms" vom kirchlichen Einheits- und Mittelpunkte, von „Westrom", dem Hauptquell der neuzeitlichen Cultur und des civilisatorischen Fortschritts der gebildeten Menschheit auf dem Erdenball.

Zwei verschiedene, oft gegen einander laufende Culturströmungen haben infolge dieser epochalen Scheidung der beiden Hauptkirchen der Christenheit sich im Gange langer Jahrhunderte entwickelt; aber der Charakter wie die Richtung

und die Resultate dieser beiden Strömungen können mit einander kaum verglichen werden. Der westliche Culturstrom ist zum befruchtenden, stets neue Schöpfungen erzeugenden Faktor geworden, indessen die von Byzanz und seinem Kirchenwesen ausgegangene culturelle Strömung gar bald verflacht und im Sumpfe verlaufen ist. Dort waltet allenthalben Aufschwung und Fortschritt, hier Stillstand, Niedergang und Verfall. Selbst bei oberflächlicher Betrachtung drängt sich dieser Contrast überall auf. Man beobachtet ihn auch bei den Südslaven, je nachdem diese Katholiken oder Griechisch-Orthodoxe sind. Jene stehen unter dem belebenden Einfluß der fortschreitenden westlichen Cultur, diese erliegen dem geistlosen Formelthum, der äußerlichen Starrheit und Gebundenheit, sowie der inhaltsleeren Buchstabengläubigkeit des orientalischen, fatalistischen Quietismus und fortschrittsfeindlichen Sterilismus.

Unter diesen Einwirkungen des verschiedenartigen Kirchenthums hat auch der Volkscharakter und die gesammte Weltanschauung ein eigenthümliches Gepräge angenommen. Man kann dies nirgends deutlicher erkennen, als wenn man die unter denselben äußeren Bedingungen lebenden, so nahe verwandten Völkerschaften der katholischen Slovenen und Kroaten mit den griechisch-orientalischen Serben in Oesterreich-Ungarn vergleicht. Der Serbe ist der ungleich begabtere Stamm, allein seine geistige Entwicklung, welche ehedem jener der Slovenen und Kroaten überlegen gewesen, kommt über eine gewisse Grenze nicht hinaus. Sie stagnirt, leidet an Blutarmuth; denn es fehlt ihr der belebende innige geistig-moralische Zusammenhang mit dem Occident, der trotz aller Zersplitterungen auf kirchlichem Gebiete im Grunde dennoch auf derselben Culturgemeinschaft beruht.

Von der orientalischen Kirche überhaupt und von der südslavischen Nationalkirche insbesondere gilt noch immer das Urtheil, das J. von Döllinger vor mehr als dreißig Jahren über die russische Kirche gefällt hat, wo er schreibt:

„Sie entbehrt in einem Grade, für den sich in der christlichen Geschichte kaum ein zweites Beispiel findet, jede eigene Bewegung, jede freie organische Thätigkeit. Keine Concilien, keine Conferenzen der Geistlichkeit, kein Zusammenwirken des Klerus und der Gemeinden, kein Mittelpunkt kirchlicher Wissenschaft und Bildung, kein Austausch der Ansichten durch literarische Organe, durch eine kirchliche Literatur . . . Daraus folgt nun, daß es auch in der Kirche keine öffentliche Meinung, keine Gesinnung gibt; es läßt sich nicht sagen, daß der Klerus irgend ein bestimmtes, klar von ihm erkanntes oder doch instinktartig empfundenes Ziel erstrebe, daß ihm ein organisches Leben innewohne. Der Bischof und seine Geistlichen sind durch eine breite, unübersteigbare Kluft von einander getrennt. Der Bischof ist meist ein bejahrter Mönch, der nach einem in der Zelle verbrachten Leben . . . sich plötzlich, der weltlichen Dinge und der Verwaltungsgeschäfte völlig unkundig, auf einen bischöflichen Thron erhoben sieht. . . . Unter den Bischöfen selbst findet keine hierarchische Gliederung, keine innere Verbindung und wechselseitige Einwirkung statt . . . die Weltgeistlichen, meist Söhne von Geistlichen, immer schon vor der Ordination, also meist in früher unreifer Jugend, und zwar gewöhnlich mit einer Priestertochter verheirathet und Väter einer häufig zahlreichen Nachkommenschaft, kämpfen mit Noth und Armuth, müssen oft mit eigener Hand ihr Feld bauen, sind natürlich meist unwissend, bloß zum Lesen und Singen abgerichtet und allzu oft dem Nationallaster des Trunkes ergeben. Dem Bischofe gegenüber, welcher sie häufig wie Sklaven behandelt, völlig schutzlos, beugen sie sich vor ihm mit zitternder Demuth, wie sie denn auch schon durch die Unmöglichkeit, von dem kirchlichen Einkommen mit Familie zu leben, zur geschmeidigen Fügsamkeit nach oben (Bischof und Patron) wie unten (Volk) gezwungen sind“.[1])

1) Vgl. Döllinger, Kirche und Kirchen (München 1861) S. 175—177.

allgemein bekannt; trotzdem kann die brutale Gewalt d
Band der kirchlichen Einheit mit dem Mittelpunkte der Christ
heit nicht völlig zerreißen. Ein ungestörtes, ja sorgf
gefördertes Gedeihen fand die kirchliche Union bei den R
thenen in Galizien, seitdem dieses unter österreichische Herrsch
gelangt war, und schon früher bei den Ruthenen in Unga
welche heute zum überwiegenden Theil im Verbande
der römischen Mutter-Kirche stehen. Doch eine näh
Darlegung der Geschichte dieser Vereinigung liegt außerh
unserer diesmaligen Aufgabe.[1])

Desgleichen müssen wir Verzicht leisten auf die D
legung der Entstehung, Entwickelung und Verbreitung
Unionswerkes bei den griechisch-orientalischen Rumänen
Ungarn und Siebenbürgen.[2]) Wir wenden uns vielm
den Südslaven zu, bei denen die Bemühungen zu Guns
der Wiederherstellung des kirchlichen Verbandes mit R
auch nach dem Untergange ihrer Nationalstaaten fortge
wurden, ohne jedoch ähnliche Erfolge zu erzielen, wie d
bei Ruthenen und Rumänen der Fall gewesen.

Die griechisch-orientalische Kirche hatte in Oesterre
Ungarn unter Rumänen und Serben zahlreiche Bekem
aber es fehlte bis zu Ende des 17. Jahrhunderts
geregelte griechisch-orientalische Hierarchie. Vereinzelte Bisch
in Siebenbürgen, in Slavonien u. a. O. fanden sich w
vor; aber es waren in der Regel Emigranten, die vor
Türkenherrschaft sich geflüchtet und bei ihren Glaube
genossen in einem der zerstreuten Klöster Syrmiens
Slavoniens Unterkunft und Duldung gefunden hatten. E
Anerkennung durch den Staat genossen weder diese Bisch

1) Vgl. Fiedler, Beiträge zur Geschichte der Union der Ruth
in Nordungarn (Wien, 1862).

2) Fiedler, Die Union der Walachen in Siebenbürgen. W
1858. — Frhr. v. Hurmuzaki, Fragmente zur Geschichte
Rumänen. Band II. (Bukarest 1879.)

den Gebrauch der slavischen Liturgie die von Rom getrennte Kirche als ein **nationales** Institut betrachtet und hochgeachtet wurde. Dies war namentlich bei den Serben der Fall, seitdem sie in dem Königssohne Sabbas (Sava) ihren ersten selbständigen Erzbischof erhalten hatten (1221). Die Aufrichtung dieser serbischen Nationalkirche, die auch bei den Bulgaren stattgefunden, empfing dann ihre Vollendung durch die Loslösung vom Patriarchate zu Constantinopel, als der serbische Czar (Kaiser) Duschar die im J. 1346 durch eine zu Skoplji abgehaltene Nationalsynode den Erzbischof Jannikios zum serbischen Patriarchen mit dem Sitze in Ipek proklamiren ließ.[1]) Die enge Verbindung zwischen der obersten staatlichen Gewalt und der nationalen Kirche legte den Grund zur Herausbildung jenes Zustandes, dem man heute bei den griechisch-orientalischen Südslaven auf dem Balkangebiet und in Oesterreich-Ungarn allenthalben begegnet, daß nämlich die Religion den Charakter eines nationalen Glaubens empfing, Religion und Nationalität zu identischen Begriffen verschmolzen.

Seit dem Eintritt der unseligen Trennung der morgenländischen von der abendländischen Kirche haben die Päpste, diese gottbestellten Wächter der Einheit und Reinheit des christlichen Glaubens, nicht aufgehört, die Versuche zur Wiederherstellung der zerstörten kirchlichen Einheit immer wieder in Angriff zu nehmen. Es überschreitet selbstverständlich die Grenzen dieses Aufsatzes, von diesen zahlreichen Einigungsversuchen auch nur eine oberflächliche Skizze bieten zu wollen.[2]) Nur auf die Versammlungen und Beschlüsse des Concils

1) Vergl. **Kállay**, Geschichte der Serben. Deutsch von Professor Dr. Schwicker. (Budapest 1878), Bd. I. S. 87 ff. — Ferner: C. **Jireček**, Geschichte der Bulgaren (Prag 1876) S. 150 ff. — **Pichler**, Orient und Occident. Bd. I. S. 553.

2) **Pichler** gibt a. a. O. die hierauf bezüglichen Thatsachen, aber die Art seiner Darstellung sowie die Tendenz derselben mahnen bei Benützung seines zweibändigen Werkes zu großer Vorsicht.

von Ferrara-Florenz (1438—1442) sei im Besondern hingewiesen; denn diese Kirchenversammlung schuf in dem Unionsdekrete vom 6. Juli 1439 die kanonische Basis, auf welcher damals principiell die byzantinische Kirche überhaupt ihre Einigung mit Rom schloß, ohne daß freilich jene Beschlüsse auch zur That geworden wären. Gleichwohl bildet das genannte Unionsdekret seither die Grundlage zur Anbahnung und Durchführung einer Reihe von kirchlichen Einigungen zwischen Rom und einzelnen orientalischen Patriarchalkirchen. So mit der Kirche der Armenier (Union vom 22. Nov. 1439), der Jakobiten (Monophysiten) und Aethiopier (4. Febr. 1442), der Syrier und Mesopotamier (30. Sept. 1444) und der Chaldäer (Nestorianer) und der Maroniten (Monotheleten; 7. Aug 1445). Sind auch nicht alle diese orientalischen Christen in der Gemeinschaft mit Rom verblieben, und haben namentlich die griechische und die russisch-orthodoxen Kirchen aus hierarchischen und staatspolitischen Beweggründen die Unionsdekrete bald nach ihrer beschlußmäßigen Annahme wieder bekämpft und verworfen und sich in die schismatische Absonderung zurückgezogen: so kann dieser mangelhafte Erfolg weder der Synode von Ferrara-Florenz noch dem Papste zur Last gelegt werden. Dem Papste Eugenius IV. war es heiliger Ernst mit seiner Freude über das Gelingen der kirchlichen Union, von welcher er in einem eigenen Dekrete: „Laetentur coeli et exultet terra!“ der gesammten Christenheit Kunde gab.

Es war ein schöner, doch nur flüchtiger Traum. Der Uebermuth, die Selbst- und Ehrsucht, sowie die leidenschaftliche Verblendung der Griechen haben ihn zerstört. Sie mußten diese Frevel schwer büßen. Das Wort des Papstes Nikolaus V. erfüllte sich, da er im Jahre 1451 dem hilfesuchenden byzantinischen Kaiser Constantin XI. prophetisch zurief: „Ehe drei Jahre vergehen, wird es Euch, dafern Ihr nicht Buße thut und zurückkehrt in den Schoß der allgemeinen Kirche, wie dem Feigenbaum ergehen, der aus-

gehauen ward bis auf die Wurzel ob seiner Unfruchtbarkeit." Im Jahre 1453 fiel Neu-Rom und begrub unterm Schutte seiner zertrümmerten Prachtbauten den tapferen letzten Beherrscher eines mehr als tausendjährigen Reiches. Das dritte Jahr seit dem Mahnrufe Papst Nikolaus V. war noch nicht abgelaufen. „O furchtbare Prophezeiung", rief Georg Sfolarios aus, der in Florenz eifrig für die Einigung gewirkt hatte, später Patriarch von Constantinopel, „o furchtbare Prophezeiung, eben so genau als wirksam!" [1])

Mit Byzanz war kein Ausgleich und keine Einigung möglich; dem so bald rückfälligen ökumenischen Patriarchen und seiner Kirche folgten in erneuertem Schisma auch die südslavischen Nationalkirchen der Serben und Bulgaren, welch' letzterer bekanntlich das rumänische Volk gleichfalls untergeben war, demzufolge diese „Ostromanen" und angeblichen „Söhne Trajans" im slavischen beziehungsweise griechischen Joche verblieben sind, und sich aus demselben bis zum heutigen Tage nicht befreit haben. [2]) Die politischen Entwickelungen waren denn auch dieselben in der treubrüchigen Kaiserstadt am Bosporus. Das serbische Czarenreich fiel auf dem Amselfelde im Jahre 1389 den Türken zur Beute; vier Jahre später (1393) fanden nach der Eroberung der bulgarischen Hauptstadt Trnova das Bulgarenreich und seine Nationalkirche ihren Untergang, und ehe noch das 14. Jahrhundert zu Rüste gegangen war, herrschte der Halbmond über die ganze Balkanhalbinsel, mit Ausnahme einiger Gebirgsschlupfwinkel im westlichen Theile derselben, und hatte seine Macht auch bereits über die Donau ausgebreitet. Die Fürstenthümer Walachei und Moldau blieben türkische Tribut- und Vasallen-

---

1) Vgl. Baron Helfert, Rußland und die katholische Kirche in Polen, S. 35.

2) Vgl. unsern Aufsatz: „Die Rumänen und die katholische Kirche" in den Histor.-pol. Bl. 1894, Bd. 114, S. 567 ff.

länder bis in die jüngste Vergangenheit. Das katholische Ungarn dagegen führte noch über ein Jahrhundert einen heldenmüthigen Angriffs- und Vertheidigungskampf gegen die vordringenden barbarischen „Feinde christlichen Namens“. Es war gewiß kein Zufall, sondern der Ausfluß historisch-politischer und ethisch-moralischer Faktoren, daß einerseits mit dem traurigen Zustande der Kirche in Ungarn zu Anfang des 16. Jahrhunderts und mit der um sich greifenden kirchlichen Umwälzung auch das siegreiche Vorschreiten der Türkenmacht unaufhaltsam wurde. Als Ungarn nahezu ausschließlich protestantisch und schismatisch geworden war, stand auch die osmanische Herrschaft hier auf dem Gipfel ihrer Größe. Kein Unbefangener kann diese Thatsachen und deren Zusammenhang in Abrede stellen wollen.

Dieselben drängen sich fast unwillkürlich dem Beobachter auf und ihre Betrachtung führt zu der weitern Erkenntniß, daß die Bestrebungen der Habsburger und ihrer Staatsmänner zur Kräftigung und Verbreitung der katholischen Kirche nicht bloß vom religiösen Gesichtspunkte, sondern ebenso aus staatlichen Gründen ein heilsames Werk gewesen. Die Kirche hatte hiezu die Bahn geebnet, Mittel und Wege gewiesen. Das Unionsdekret des Concils von Ferrara-Florenz blieb nicht ohne dauernde Erfolge.

An diesem Concil hatte auch der Metropolit Isidor von Moskau und Kijew in Rußland theilgenommen und an der Herstellung des kirchlichen Unionswerkes eifrig mitgewirkt. In einem Hirtenbrief vom Jahre 1439 verkündete der vom Papste zum Legatus a latere für Litauen, Liefland und Rußland ernannte Cardinal-Metropolit seinen Bischöfen und Gläubigen in der Heimat das Zustandekommen des Werkes und forderte sie zum Beitritte auf. In Kijew wurde der heimgekehrte Kirchenfürst mit Jubel empfangen; anders im großrussischen Moskau. Hier wendete sich der Großfürst und der Klerus gegen den unionsfreundlichen Metropoliten, der seiner Würde beraubt und ins Gefängniß

geworfen wurde. Bei den Großrussen konnte die kirchliche Union keinen Boden finden; wohl aber blieb in der Kijewer Metropolie die Union „zum größten Theil aufrecht und sie würde noch tiefere Wurzeln geschlagen, den Umtrieben der moskowitischen Fürsten und Metropoliten kräftigeren Widerstand entgegengesetzt haben, wenn nicht die Politik der polnischen Regierung, während sie sich von der einen Seite bestrebt zeigte, ihre neu gewonnenen Unterthanen im Geiste des Friedens und der Einigkeit mit Rom zu versöhnen, von der andern Seite den bittersten Haß gesäet hätte. Den Polen war der orientalische Ritus soviel als Russenthum, das ausgerottet werden müsse, wenn die erworbenen Landstriche vollends ihr Eigen werden sollten; die katholische Sache war ihnen nach dieser Richtung hin mehr ein Vorwand, um jenes politische Ziel zu erreichen, so daß im Laufe der Zeiten die unirten Griechen kaum weniger unter ihrem unbarmherzigen Drucke zu leiden hatten, als die nicht-unirten.“ [1])

Dieses Urtheil des vortrefflichen Historikers wird durch die Thatsachen der Geschichte vollauf bestätigt; allein Baron Helfert hat auch darin vollkommen Recht, wenn er den innern Verfall und den äußern Untergang des Polenreiches mit den Mißhandlungen, Unterdrückungen und Verfolgungen der griechisch-katholischen oder „unirten“ Ruthenen durch die Polen in engen Zusammenhang bringt. Ein beträchtlicher Theil der Volkskräfte wurde durch diesen unseligen Kampf im Innern lahmgelegt oder vernichtet und in Folge dieser Selbstschwächung dem lauernden moskowitischen Nachbar das Zerstörungs- und Unterwerfungswerk ungemein erleichtert.

Welchen Peinen und Qualen die Griechisch-Katholischen in Kleinrußland und Litauen bis heutigen Tages unter dem Drucke der Russenherrschaft fortwährend ausgesetzt sind, ist

1) Helfert, a. a. O. S. 59.

allgemein bekannt; trotzdem kann die brutale Gewalt das Band der kirchlichen Einheit mit dem Mittelpunkte der Christenheit nicht völlig zerreißen. Ein ungestörtes, ja sorgsam gefördertes Gedeihen fand die kirchliche Union bei den Ruthenen in Galizien, seitdem dieses unter österreichische Herrschaft gelangt war, und schon früher bei den Ruthenen in Ungarn, welche heute zum überwiegenden Theil im Verbande mit der römischen Mutter-Kirche stehen. Doch eine nähere Darlegung der Geschichte dieser Vereinigung liegt außerhalb unserer diesmaligen Aufgabe.[1])

Desgleichen müssen wir Verzicht leisten auf die Darlegung der Entstehung, Entwickelung und Verbreitung des Unionswerkes bei den griechisch-orientalischen Rumänen in Ungarn und Siebenbürgen.[2]) Wir wenden uns vielmehr den Südslaven zu, bei denen die Bemühungen zu Gunsten der Wiederherstellung des kirchlichen Verbandes mit Rom auch nach dem Untergange ihrer Nationalstaaten fortgesetzt wurden, ohne jedoch ähnliche Erfolge zu erzielen, wie dies bei Ruthenen und Rumänen der Fall gewesen.

Die griechisch-orientalische Kirche hatte in Oesterreich-Ungarn unter Rumänen und Serben zahlreiche Bekenner, aber es fehlte bis zu Ende des 17. Jahrhunderts eine geregelte griechisch-orientalische Hierarchie. Vereinzelte Bischöfe in Siebenbürgen, in Slavonien u. a. O. fanden sich wohl vor; aber es waren in der Regel Emigranten, die vor der Türkenherrschaft sich geflüchtet und bei ihren Glaubensgenossen in einem der zerstreuten Klöster Syrmiens oder Slavoniens Unterkunft und Duldung gefunden hatten. Eine Anerkennung durch den Staat genossen weder diese Bischöfe

---

1) Vgl. Fiedler, Beiträge zur Geschichte der Union der Ruthenen in Nordungarn (Wien, 1862).

2) Fiedler, Die Union der Walachen in Siebenbürgen. Wien, 1858. — Frhr. v. Hurmuzaki, Fragmente zur Geschichte der Rumänen. Band II. (Bukarest 1879.)

noch ihr Klerus oder die griechisch-orientalische Kirche überhaupt.

Dieser Zustand erlitt eine bedeutende Abänderung, als in Folge des unglücklich geführten Türkenkrieges im Jahre 1690 die mit den Oesterreichern im Bundesverhältniß gestandenen Serben unter Anführung ihres Patriarchen Arsenius Csernovics, der sich als „Erzbischof von ganz Serbien und Bulgarien" bezeichnet, über die Donau einwanderten. Es war „ein ganzes Volk" von 37,000—40,000 Familien, das mit seinen kirchlichen und weltlichen Behörden den Boden Ungarns betrat und vom Kaiser und König Leopold I. durch Protektoral- und Privilegial-Diplom in Schutz und Schirm genommen wurde, in der bestimmten Hoffnung, daß bei der vorausgesetzten günstigen Wendung des Krieges diese serbischen „Gäste", deren Anwesenheit in Ungarn und in den südlichen Grenzgegenden mit großem Mißmuth betrachtet wurde, wieder in ihre frühere Heimat zurückgeleitet werden können. Der Friedensschluß von Karlowitz (26. Januar 1699) machte dieser Aussicht ein Ende. Die Serben sahen mit großem Schmerze, daß ihr Vaterland in den Händen der Türken verblieben und ihnen so die Rückkehr dahin verwehrt war. Als weitere Folge dieser Thatsache ergab sich die Nothwendigkeit, die bloß zu vorübergehendem Aufenthalte geflüchteten serbischen Emigranten nunmehr in Ungarn und dessen Nebenländern dauernd ansiedeln zu müssen. Diese Ansiedelung hätte an und für sich keine Schwierigkeiten geboten; ja für das entvölkerte Land war der Zuwachs an Bewohnern ein dringliches Bedürfniß. Allein dieser Umwandlung der Flüchtlinge in ungarische Staats-Angehörige stellten sich andere erhebliche Hindernisse entgegen, deren nähere Erörterung hier nicht am Platze ist.[1])

---

1) Mit dieser Angelegenheit befaßt sich eingehend: Schwicker, Politische Geschichte der Serben in Ungarn. (Budapest 1880). S. 25 ff.

In kirchlicher Beziehung gehörten die Serben damals (wie heute) der griechisch-orientalischen Kirche an; ihr Oberhaupt war der serbische Patriarch und Erzbischof von Ipek, der gemäß der in der Türkei herrschenden Auffassung zugleich auch als das Haupt und der Führer seines Volkes in weltlichen Dingen betrachtet wurde. In dieser Eigenschaft wurde der Patriarch und Erzbischof Csernovics auch von Seiten der kaiserlichen Regierung und von den kaiserlichen Heerführern anerkannt und die vom Kaiser und König Leopold I. den Serben verliehenen ersten Privilegien und Protektionsdiplome von 1690, 1691 und 1695 behandeln den Patriarchen als den „Vorsteher der Kirche des griechischen Ritus und der ganzen Gemeinde dieses Bekenntnisses". In dem kaiserlichen Patent vom 20. August 1691 heißt es sogar ausdrücklich, daß „alle (Seelen) von ihrem Erzbischofe als ihrem kirchlichen Oberhaupte sowohl in geistlichen als in weltlichen Dingen abhängen sollen" (ut omnes ab archiepiscopo, tanquam capite suo ecclesiastico, tam in spiritualibus quam saecularibus dependeant, clementissime volumus et jubemus).[1])

Da nun der Erzbischof mit seinen Bischöfen, Mönchen, Geistlichen und den weltlichen Gläubigen einen privilegirten Status gebildet, der in kirchlicher Beziehung mit den Gesetzen des Landes mehrfältig in Widerspruch stand und auch in politischer und nationaler Beziehung das lebhafte Mißtrauen, ja die offene Feindschaft der ältern ansässigen Bevölkerung erregte: so darf es nicht Wunder nehmen, wenn es zwischen den serbischen Ankömmlingen und jener Bevölkerung und den geistlichen und weltlichen Behörden wiederholt zu heftigen Streitigkeiten und selbst ernsten, blutigen Conflikten kam.

Solch Zusammenstöße gab es bald auch auf kirchlichem Gebiete, wo schon die exemte Stellung des Patriarchen und

---

1) Ebenda S. 18—19.

jener Kirche, die Zehntfreiheit der griechisch-orientalischen Serben, die volle Jurisdiktion des Erzbischofs über seine geistlichen und weltlichen Gläubigen u. A. den Unfrieden herbeiführte. Ebenso fehlte es von Anbeginn der Einwanderung des serbischen Volkes nicht an Unirungsbestrebungen, bei denen aber der Bekehrungseifer oft nur großen Schaden stiftete. Die entstandenen Conflikte des Patriarchen Csernovics mit dem katholischen Episcopat und mit den Behörden führten zu offenen Aufständen.[1])

Diese Bemühungen im Interesse der Union gingen leider in der Regel nicht aus ethisch-religiösen Motiven hervor, sondern wurzelten, wie schon angedeutet, zumeist in politisch-nationalen Gründen oder waren Ausflüsse persönlicher und materieller Interessen. Die Abneigung gegen die privilegirten griechisch-orientalischen Serben, welche diese mit derselben Empfindung zu vergelten bemüht waren, hatte die weitere Folge, daß die Serben sich um so fester und leidenschaftlicher an ihr Kirchenthum und dessen Institutionen klammerten und darin zugleich einen Hauptschutz ihrer ebenfalls befeindeten Nationalität und Sprache vertheidigten. Die griechische Confession und dieses Festhalten an dem angestammten slavischen Volksthum brachte die Serben in nähere Beziehungen zu dem Hauptprotektor dieses Ritus und des Slaventhums, zu Rußland, und diese Thatsache erweckte bei den leitenden Staatsmännern Oesterreichs wiederum andere Besorgnisse. Hier fürchtete man die Einmischung Rußlands in die Innerangelegenheiten des österreichischen Staates und damit zugleich ein weiteres Anwachsen russischen Einflusses und russischen Uebergewichtes auf dem Gebiete

---

1) Vgl. Fiedler, „Beiträge zur Union der Walachen in Slavonien und Syrmien“ (Wiener Archiv für die Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Bd. 37) und Schwicker, „Zur Geschichte der kirchlichen Union in der kroat. Militärgrenze“ (ebd. Bd. 52).

der internationalen Politik. Darum suchten diese Staatsmänner das kirchliche Unionsgeschäft möglichst zu fördern und zu unterstützen, ohne jedoch der Sache selbst damit einen guten Dienst zu leisten.

Je eifriger geistliche und weltliche, insbesondere auch militärische Personen und Behörden die Unirung der Serben herbeizuführen suchten, desto schroffer und ungeberdiger verhielten sich das serbische Volk und sein Klerus; ja es liegen Beispiele vor, daß die Gläubigen und die niedere Geistlichkeit gegen die der „Unionsgelüste“ verdächtigen Erzbischöfe, Bischöfe oder Klostervorsteher gewaltthätig vorgingen. Ist es doch bezeichnend, daß jeder neugewählte serbische Erzbischof seit dem Jahre 1748 vor seinen Gläubigen in ihrer Muttersprache einen Eid auf seine Rechtgläubigkeit zu leisten hatte, worin es unter Anderem heißt: „ . . . Sollte ich aber durch ein teuflisch Verführung von unserer heiligen rechtgläubigen Hierosolimitanischen Kirchen und dessen Altar, dan denen Dogmatibus der heiligen Apostel und denen Traditionen der heiligen Vätern abweichen, verflucht sein, die allerheiligste und unzertrennte Dreifaltigkeit 2c. 2c. soll mir nicht helfen; . . . nicht minder von dem Erzbisthum und Metropoliat, dan dessen Würde wie auch der Gewalt und Regierung der Kirchen gänzlich ausgeschlossen und beraubt sein und von denen Kircheneffekten, auch von dem Erzbischöfl. und Metropol. beweg- und unbeweglichen Güter unter was Namen es immer sein mag, mit sich zu nehmen nicht befugt sein solle; die Geist- und Weltliche aber (wie) nach dem Absterben sich einen andern zum Erzbischofen wählen können.“ [1])

Dieser entschiedenen Abneigung der griechisch-orientalischen

1) Nach einer deutschen Uebersetzung des serbischen Originals aus dem Jahre 1748. Vgl. Schwicker, Die Vereinigung der serbischen Metropolie von Belgrad und Karlowitz (Wien 1881) S. 124—125.

Serben gegen die kirchliche Union begegnet man auch in späterer Zeit, ja bis zum heutigen Tage, wie wir das weiter unten sehen werden. Der Hauptgrund hievon ist jedoch weniger in religiös-kirchlichen Bedenken, sondern unseres Erachtens darin zu suchen, daß die Serben und Bulgaren in der Katholisirung eine Gefahr für ihre Nationalität und Sprache erblicken. Es ist das allerdings unbegründetes, haltloses Vorurtheil, welches die Thatsachen in bestimmter Weise widerlegen. Oder welchen Nachtheil für die Wahrung, Fortentwicklung und Pflege des angestammten Volksthums hat die kirchliche Union bei den Ruthenen und bei den Rumänen mit sich gebracht? Ist hier nicht diese Union gerade zur mächtigen Schutzwehr der Nationalität und Sprache geworden? Bei den Rumänen zeigt es sich deutlich, daß deren Fortschritte auf geistigem Gebiete nur der Initiative und der fortgesetzten hervorragenden Mitarbeit der unirten Geistlichkeit zu danken sind. Ohne die Vereinigung mit Rom wäre das rumänische Volk aus der Niedrigkeit seines culturellen Daseins höchst wahrscheinlich noch lange nicht emporgehoben worden. Trotzdem hält die Mehrheit der Rumänen fortdauernd und mit Hartnäckigkeit am Schisma fest und schließt sich dadurch im Widerspruche mit dem eigenen nationalen Wesen und mit der sonst so beliebten „römischen" Abstammungstheorie von dem gebildeten Westen aus.[1])

Alle diese orientalischen Kirchen bieten dem Beschauer ein unerfreuliches Bild der Erstarrung im geistlosen Formelthum und Ceremonienkram dar, ohne inneres Leben, ohne sittlich erhebende und religiös-erbauliche Einwirkung auf die Gläubigen. Wahrlich es kennzeichnet nur das gottbegeisterte Pflichtgefühl der Nachfolger Petri, wenn sie trotz der bösen Erfahrungen, Enttäuschungen und lieblosen, undankbaren

1) Vgl. Histor.-polit. Blätter 1894 Bd. 114 S. 588 ff.

Behandlungen das heilige Werk der Einigung der morgenländischen Theilkirchen mit der katholischen Mutterkirche immer von neuem in Angriff nehmen und im Vertrauen auf den Allerhöchsten den Muth zu diesen Versuchen nicht sinken lassen. Dieser apostolischen Ausdauer kann der Erfolg schließlich nicht entgehen.

So hat der glorreich regierende hl. Vater, Papst Leo XIII., bald nach seiner Thronbesteigung sein lebhaftes, werkthätiges Interesse für die Wiederaufnahme des Unionswerkes bekundet. Die Errichtung des orientalischen Seminars in Rom, die Veröffentlichung der Bulle „Grande munus", womit das Officium der beiden Slavenapostel Cyrill und Method auf die ganze Kirche ausgedehnt wurde, und die Bulle „Ex hac augusta Principis Apostolorum Cathedra" geben hievon deutliches Zeugniß. In der erstgenannten Bulle fordert der Papst sämmtliche griechisch-orientalische Slaven zur Vereinigung mit der römisch-katholischen Kirche auf, welche die Sprache und die nationalen Eigenthümlichkeiten der Slaven jederzeit in Ehren gehalten habe. Durch die andere Bulle wurde in Bosnien und der Herzegowina die katholische Hierarchie wieder hergestellt, die wenngleich nicht ausschließlich und unmittelbar, so doch jedenfalls indirekt der Sache der kirchlichen Union dient.

Die Bestrebungen und Bemühungen des Papstes in dieser Richtung finden an der Thätigkeit des Bischofs Dr. Georg Stroßmayer in Diakovar und des Erzbischofs Dr. Joseph Stadler in Serajewo eifrige Unterstützung.

(Schlußartikel folgt.)

---

# II.

## Ein Besuch in Aquileja.

Am 17. August Morgens, einem regnerischen Tage, fuhren wir[1]) von Görz ab. In unserer Begleitung befand sich Herr Oberbaurath a D. Ritter von Baubela, ein Herr von ungefähr 80 Jahren Am Vorabend hatten ihn meine zwei Begleiter besucht und ihm unseren Plan mitgetheilt, Aquileja zu besuchen. Vor mehr als dreißig Jahren bereits lag dort der Schauplatz seiner Thätigkeit. Ihm hauptsächlich verdankt man die erste genauere Kenntniß der alten Stadt. Als er von unserem Interesse für den Ort hörte, ließ er sich trotz der 80 Jahre nicht abhalten, uns dorthin zu begleiten.

Bis Ronchi benützten wir die Eisenbahn. Sie zieht sich links in weitem Bogen am Fuße des kahlen Karstgebirges dahin, während rechts eine unabsehbare Ebene sich ausdehnt. Hier herrscht der Isonzo, mit dem westlich fließenden Torre der „größte Grundbesitzer“ des Landes zwischen dem adriatischen Meere und den Alpen genannt. Denn diese unbändigen Söhne der Berge erkennen keine Einschränkung

1) Der Verfasser mit zwei Reisegefährten. Von der Literatur über Aquileja sind hauptsächlich die zahlreichen einschlägigen Berichte und Aufsätze in den „Mittheilungen der Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale Oesterreichs“ benützt.

ihres Laufes an; zur Zeit des Schneeganges nehmen sie durch ihre ungeheuren und reißenden Wassermassen das ganze flache Land ringsum in Beschlag.

Wohl nur wenige Touristen, die dem adriatischen Meere zueilen, haben einen Gedanken für die untergegangene Weltstadt, die sich einst südlich von jener Ebene gegen das Meer hin ausdehnte, — und nur in Ausnahmsfällen verläßt der eine oder andere den gewiesenen Weg des Schienenstranges, um abseits von demselben an den wenigen Anhaltspunkten der Vorzeit eine alte Welt in seinem Geiste erstehen zu lassen. Deßungeachtet ist in Ronchi für Fahrgelegenheit nach Aquileja gesorgt. In ungefähr zwei Stunden langten wir unter strömendem Regen am Ziele an. Was mich betrifft, so wurde mir die einförmige Fahrt durch die Maisfelder und Weingärten wesentlich abgekürzt durch den gesprächigen Kutscher, mit dem ich den Platz auf dem Bocke theilte. Wir ergingen uns, allerdings unter beiderseits gröblicher Mißachtung des klassischen Italienisch, auf dem naheliegenden Gebiete der Landwirthschaft, populärer Nationalökonomie und Socialpolitik.

In Aquileja standen wir nun auf klassischem Boden. Schon während der Fahrt wurden wir an denselben gemahnt: hier an der Gartenmauer war eine alte Säule aufgestellt, dort diente eine alte Säulentrommel als Prellstein; im Wassergraben längs der Straße waren noch die Riesenquadern von Baufundamenten zu sehen; in jenem Gehöfte hatte der Besitzer altes Baumaterial zu gelegentlicher Benützung aufbewahrt; in den Gärten der besser situirten Grundbesitzer, an den einfachsten Häusern — überall, wohin das Auge reichte, stieß es auf Ueberreste, auf denen der Abglanz einer untergegangenen Culturperiode ruhte. Was Wunder, wenn uns auch von der Stirnseite des Wirthshauses herab, an dem wir abstiegen, außer anderen Ueberresten des Alterthums ein freundlicher Genius zur Einkehr winkte. In praktischer Nutzbarmachung der theilweise recht

werthvollen Alterthümer ging übrigens allen Aquilejensern ein ehemaliger Museumsverwalter mit seinem Beispiele voran, indem er fast den ganzen Bestand des ihm von der Staatsbehörde zur Aufsicht anvertrauten Museums an einem Stalle einmauern ließ. Dieses eigenartige Museum war vom Jahre 1822—1887 unentgeltlich zu sehen.

Doch vergessen wir für jetzt den gegenwärtigen Markt Aquileja und werfen wir einen Blick auf die Geschichte der ehemaligen Stadt. Nur andeutungsweise will ich dieselbe berühren, ein farbloses Bild in wenigen Conturen entwerfend.

Im Jahre 181 v. Chr. wurde Aquileja zum Schutze der Grenze des römischen Reiches gegen die illyrischen Völker gegründet. Zu der strategischen Bedeutung trat von selbst die merkantile. Dort am Nordende des adriatischen Meeres fordert die Natur der Dinge einen hervorragenden Handelsplatz. Das war zuerst Aquileja, dann die es überflügelnde Tochterstadt Venedig. nun nach der Verarmung Italiens und seiner Bedeutungslosigkeit für den auswärtigen Handel, ist es das emporstrebende Triest — Eine der ersten Rollen im römischen Weltreiche begann Aquileja allmählich zu spielen seit der Zeit des Augustus und Tiberius. Zuerst diente es als Operationsbasis für die Eroberungen in den Donauländern, dann wurde es die Mutterstadt für die römische Cultur daselbst. Ausgedehnter und immer ausgedehnter gestaltete sich jetzt sein Handel. Durch die nördlichen Alpenthäler strömten ihm wie auf ebenso vielen Kanälen die Rohprodukte des Nordens und Nordostens zu, und umgekehrt vermittelte es ebendorthin die daselbst fehlenden Rohprodukte (namentlich Wein) und die Culturerzeugnisse des Südens. Zu seiner riesenhaften Größe aber wuchs die Königin des adriatischen Meeres heran, seitdem sie durch Marc Aurel zur ersten Festung des römischen Reiches gemacht worden war. Hier lag ein starkes Heer, einen großen Theil der römischen Flotte barg der aquilejensische Hafen

Gradus, hier befand sich ein großer Verwaltungsapparat; die Einwohnerzahl aber stieg in kurzer Zeit, nach verläſſigen Berechnungen auf 5—600,000. Aquileja war allmählich die zweitgrößte, wenn nicht die größte Stadt Italiens geworden und führte den stolzen Titel Roma secunda!

Aber das Geschick Aquileja's ist ein tragisches. Seine Peripetie begann, als es eben auf dem Höhepunkte seiner Größe angelangt war, mit dem immer mächtigeren Wellenschlag der Völkerwanderung über die nördlichen Grenzen des römischen Reiches hinein. Aquileja, als Schlüssel Italiens gegen Nordosten, mußte den gewaltigen Fluthen entweder Widerstand leisten, oder von denselben begraben werden. Nachdem es Markomannen, Quaden, Gothen und andere Stämme vor seinen Mauern gesehen, erlag es dem Anprall der Hunnen im Jahre 452 und wurde gänzlich vernichtet. Bekanntlich suchten damals die überlebenden Bewohner Schutz auf den westlicher gelegenen Lagunen und legten dadurch den Grund zum nachmaligen Venedig.

Aquileja raffte sich wieder auf aus dem Schutte, freilich ohne jemals mehr nur einen Schein seiner alten Größe zu erreichen. Sein Schicksal war fortan bedingt durch seine geistlichen Herren. Sehr früh hatte nämlich in Aquileja das Christenthum Wurzel gefaßt. Bereits der hl. Petrus hatte nach der Legende den Evangelisten Markus i. J. 46 hieher gesandt. Die Metropoliten Aquileja's nannten sich Patriarchen. Ihre Kirche behauptete im Abendlande den ersten Rang nach der römischen. Der Metropolitansprengel dehnte sich über Venetien und Istrien, Illyricum, Noricum und theilweise auch Rhätien aus. Ihre völlige Unabhängigkeit von Rom vollzogen sie durch den Uebertritt zum Arianismus. In jener Zeit standen sich der arianische Patriarch von Alt-Aquileja und der katholische von Aquileja-Grado wohl auch mit bewaffneter Macht gegenüber. Vom 11. Jahrh. an, als der Arianismus längst erloschen war, walteten Aquileja's Patriarchen auch als Landesherren. Aber das

war auch die Zeit, mit der allmählich ihr Glanz und Ansehen sank, mehr aber noch derjenige ihres Metropolitansitzes, namentlich nachdem sie auswärts zu residiren begannen. Schneller als andere geistliche Würdenträger wurden die Patriarchen Aquileja's des weltlichen Fürstenthums entkleidet. Ihr Länderbesitz fiel den unersättlichen Venetianern anheim bereits mit dem Beginn des 15. Jahrhunderts. Drei Jahrhunderte noch dauerte das Patriarchat fort, dann ging das einst so stolze ruhmlos zu Grabe. Aus dem Sprengel wurden die zwei Erzbisthümer Udine und Görz gebildet; der kostbare Schatz der Kathedrale, darunter das Pedum des hl. Hermagoras, Schülers des hl. Markus, eines der ältesten existirenden, wurde an die Kirchen von Görz, Udine und Cividale vertheilt; als die einzigen Zeugen der ehemaligen kirchlichen Bedeutung Aquileja's sind nur geblieben: die Kathedrale und wie ein treuer Paladin ihr gewaltiger Thurm nebenan, das Wahrzeichen des Ortes. Dort aber, wo einst der glänzende Palast der Patriarchen sich ausdehnte, ragen einsam in die Lüfte nur mehr zwei mächtige Säulen, in deren Schatten mit der zu Grabe gegangenen Herrlichkeit nunmehr die Todten Aquileja's ruhen. — Was ist aber aus der Stadt geworden mit den 600,000 Einwohnern? Ein Ort mit beinahe nur mehr ebensovielen Hunderten von Bewohnern, die mit der Armuth kämpfen und dem Sumpffieber, und im Winter nach den verborgenen Ueberresten ehemaligen Reichthums graben.

Ein doppeltes Interesse wendet sich nämlich den von der Erde bedeckten Ruinen Altaquileja's zu, das der Wissenschaft und das des Nutzens. Aber dieses war das frühere. Den Ruinen der römischen Stadt wurde das Baumaterial bereits entnommen, als das mittelalterliche Aquileja sich wieder aus dem Schutte erhob. Auch die Umgebung wußte jenen künstlichen Steinbruch seit frühester Zeit wohl auszunützen.

Es ist geschichtlich verbürgt, daß die Mutterstadt Aquileja

ihrer aufstrebenden Tochter ein reiches Erbgut an Baumaterial zur Verfügung stellte für den Wunderbau von St. Marko sowohl, wie für seine reizenden Paläste. Noch im 11. Jahrh. waren in Aquileja eine Reihe mächtiger antiker Säulen übrig, welche jetzt die Bögen des Langhauses seiner Kathedrale tragen. Ja noch in der Gegenwart wissen die Grundbesitzer sehr wohl, daß sie nur die Erde zu öffnen brauchen, um zubehauenes Baumaterial in Fülle vorzufinden. Selbstverständlich versäumte man aber auch nicht, namentlich seit dem Wiedererwachen der Begeisterung für die Antike, eifrig nach Werth- und Kunstgegenständen als gangbaren Verkaufsobjekten zu forschen. Bezahlte sich die aufgewendete Mühe auch nicht immer so reich wie damals, als an der Stelle der ehemaligen kaiserlichen Münze eine Anzahl Körbe zu Tage traten, die ganz mit Münzen, zum Einschmelzen bestimmt, angefüllt waren, und mehrere schwere Silberbarren in Ziegelform, so lohnte sie sich doch stets durch Auffindung einer Inschrift oder Skulptur oder einer Gemme, die hier zahlreicher als anderswo angetroffen werden. Eine Menge solcher Anticaglien wanderte nach Venedig in die Sammlung Grimani, nach Triest, nach Udine und wurde in die ganze Welt zerstreut.

Der erste, welcher sich der alten Denkmäler an Ort und Stelle mit wissenschaftlichem Verständnisse annahm, war der Canonikus Bertoli in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Aber erst in unserem Jahrhundert wurden in Aquileja selbst von einigen Freunden des Alterthums die kostbarsten Fundobjekte in umfassender Weise gesammelt, welche da und dort zufällig aufgedeckt wurden. Da war es, ungefähr in den 60er Jahren, unser freundlicher Begleiter, Oberbaurath v. Baubela, welcher endlich Ausgrabungen in größerem Stile und in systematischer Weise anbahnte. Ihm kommt das Verdienst zu, zuerst über die Lage und Ausdehnung von Altaquileja, über die Art und Beschaffenheit seiner Mauern, die Hauptstraßenzüge, die von ihm aus-

gingen, genauere Aufschlüsse ertheilt zu haben. Seine Nachforschungen ermöglichten die erste Ichnographie Aquileja's, welche er mit Herrn v. Steinbüchel ausarbeitete. Es war in hohem Grade belehrend, gerade unter Führung dieses Mannes Aquileja besuchen zu können.

Man muß sich wundern, daß an einem Orte von solcher Bedeutung nach der Verschleuderung der älteren Sammlungen nicht längst eine unter staatlicher Aufsicht stehende Einrichtung getroffen worden war, welche der Vernichtung und Verschleppung der alten Monumente steuerte und sie an einem Orte vereinigte. Erst im Jahre 1882 trat dieses von allen Archäologen freudigst begrüßte Ereigniß ein, als in Aquileja selbst ein Staatsmuseum gegründet wurde, mit dessen Direktion ein ständig daselbst anwesender Archäologe betraut ist. Bereits jetzt findet man in der ganzen österreichischen Monarchie keine Sammlung von solcher Ausdehnung und Bedeutung (etwa Spalato-Salona ausgenommen), welche nur aus dem Fundgebiete einer einzigen antiken Stadt stammt. Es ist unmöglich, hier auf Einzelheiten einzugehen: die Grabmonumente, die Denksteine, die merkwürdigen Sonnenuhren, die vielen zum Theil herrlichen Skulpturen, die kostbaren Arbeiten der Kleinkunst in edlen Steinen, Bernstein, Alabaster, Bronce 2c. Die Inschriften allein haben das zweite Tausend bereits überschritten. In ihren Zügen spiegelt sich die Geschichte des lateinischen Schriftwesens von der glänzenden klassischen Periode bis zu dem allmählichen Zerfalle am Ende der alten Zeit. In den Mittheilungen der k. k. Central-commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale in Oesterreich stellt Aquileja alljährlich das größte Contingent neuaufgefundener Inschriften. Die zahlreichen „altchristlichen Inschriften Aquileja's" haben erst im vorigen Jahre eine ihrer Bedeutung entsprechende Würdigung erfahren durch den bekannten Msgr. Dr. Wilpert.[1])

[1]) Beilage zu der Ephemeris Salonitana, welche gelegentlich des ersten christlichen Archäologen-Congresses zu Spalato (1894) erschien.

Nur eine flüchtige Würdigung all' der reichen Schätze des Museums war uns möglich gewesen. Bereits vorher hatte die Kirche Aquileja's, die einstmalige Kathedrale der Patriarchen, der Mittelpunkt eines weit ausgedehnten Metropolitansprengels, unser volles Interesse in Anspruch genommen. Sie steht im Centrum der alten Römerstadt, an ihrer Seite erhoben sich die merkwürdigsten Denkmäler der christlichen Ansiedelung. Der großentheils freie Raum rings um sie schließt noch ein Feld ergebnißreicher archäologischer Forschung in sich. An einer Probe hiefür sollte es uns nicht fehlen. Eben waren etwa 15 bis 20 Arbeiter im Auftrage des Grafen Lanckorónski mit der Aushebung des Grundes vor der Kirche beschäftigt. Als das schöne Resultat der Arbeit lag bereits ein 10 m langes Stück eines figurirten Mosaikbodens offen, der allem Anscheine nach dem großen Atrium angehörte, welches sich westlich an die Kirche anschloß und das noch vorhandene Baptisterium sowie die chiesa dei Pagani umgab. Von besonderem Glücke waren die Ausgrabungen der Vorjahre begleitet gewesen, sofern sie im Norden der jetzigen Kirche in der Gegend des freistehenden Thurmes die Stelle der sehr ausgedehnten ältesten christlichen Basilika Aquileja's nachwiesen, welche bald nach Erlangung der freien Religionsübung durch Constantin Bischof Fortunatianus Afrikanus als ein magnificum templum, wie ausdrücklich überliefert ist, aufgeführt hatte.

In der noch stehenden Kathedrale ist uns ein sprechendes Zeugniß für die ehemalige Bedeutung und Macht ihrer Inhaber aufbewahrt. Sie ist eine höchst ansehnliche dreischiffige Säulenbasilika, deren Länge 67 m und deren Querschiffsbreite 42 m beträgt. Unmittelbar an das Transsept fügt sich dem Mittelschiff gegenüber die innen halbrund, außen rechteckig gestaltete Hauptapsis an. Die über die Seitenschiffswände ausladenden Querschiffsflügel besitzen ebenfalls östliche Apsiden. Als eine Eigenthümlichkeit des Baues, die wir aber auch anderwärts zuweilen treffen, muß verzeichnet

werden, daß das Querschiff sowohl gegen die Seitenschiffe hin als auch in der Flucht der Seitenschiffswände auf einer von einer Säule getragenen Bogenstellung ruht.

Der jetzige Dom von Aquileja weicht von den übrigen Kirchen rings um den nördlichen Küstensaum des adriatischen Meeres durch seine Tau-förmige Grundanlage ab. Lübke, welcher Aquileja in den achtziger Jahren besuchte und darauf in den Mittheilungen der Centralcommission mehrere bis dahin festgehaltene Irrthümer bezüglich des Domes, der Datirung seiner Bauglieder 2c. richtig stellte, führt diese Anlage auf deutschen Einfluß zurück. In der That war Patriarch Poppo, welcher die Kirche in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts auf ihren jetzigen Grundriß stellte, wie mehrere seiner thatkräftigen Nachfolger, ein Berthold von Andechs, ein Marquard von Randeck u. s. w., ein Deutscher.

Das Innere der Basilika, obgleich weniger reich ausgestattet, als bei vielen anderen Kathedralen des Südens, weist trotzdem eine Menge des merkwürdigsten Details auf. Schon beim Eintritte stoßen wir im linken Seitenschiffe auf eine Art Rundtempelchen mit fensterloser Mauer, auf welcher eine Anzahl von Säulchen ein polygonales Pyramidendach trägt. Im Innern enthält es eine Art Arkosolaltar, dessen Mensa von drei runden Oeffnungen durchbrochen ist und durch dieselben in einen hohlen Raum blicken läßt. Wozu diente dieses räthselhafte Gebilde: vielleicht zur Aufbewahrung der heiligen Oele, oder war es ein sogenanntes hl. Grab? Die spitzbogigen Arkaden des Mittelschiffes und die ebenso gestalteten Fenster in dessen Lichtgaden erinnern uns an die eingreifende Restauration, deren die Kirche nach einem verheerenden Erdbeben im 14. Jahrhundert unter dem genannten Marquard von Randeck bedurfte. Die Grabschrift dieses Patriarchen macht ausdrücklich auf seine Bauthätigkeit aufmerksam. Steigen wir in die Krypta hinab, einen der ältesten Theile der ursprünglich im 8. Jahrhundert angelegten Kirche, so dämmern uns in ihrem Halbdunkel die Figuren eines in

byzantinischer Manier gemalten Bildercyklus aus dem Leben des hl. Hermogoras und hl. Fortunatus auf. Sie stammen aus der Zeit der ersten Erbauung. Auf den Kapitälen der Säulen, welche den Raum in drei Schiffe theilen, ruht noch ein letzter Schimmer der absterbenden Antike. Aber wie zum Zeichen der nach Jahrhunderten wieder bewährten Lebensfähigkeit der letzteren begrüßt uns, zur lichten Halle des Transseptes zurückgekehrt, an den Marmorgeländern der Treppen und der Stirnseite des hohen Chores die volle Eleganz und Schönheit des ornamentalen Schmuckes der Renaissance von der Wende des 15. Jahrhunderts. Man glaubt, auf einmal in S. Maria dei Miracoli, den schönsten und zierlichsten Marmorbau Venedigs und der Lombardei, versetzt zu sein. Und in der That ist es ein Venezianer, Domenico Grimani, welcher dem Dome von Aquileja diese reizende Erinnerung an das langjährige Vorrecht Venedigs auf Aquileja's Patriarchenstuhl hinterlassen hat. Neben diesen leichten und spielenden Erzeugnissen der Wiedergeburt der klassischen Kunst vermögen nun aber doch wieder auch die vereinzelten Ueberreste aus langobardischer Zeit, Theile der alten bischöflichen Kathedra, ehemaliger Chor- und Altarschranken, gerade durch das Ernste und Schwerfälligere, dabei aber doch Sinnreiche ihres Skulpturenschmuckes lebhaftestes Interesse wach zu halten. Ueberhaupt aber ladet alles dieses zumal gerade um deßwillen umsomehr zur Betrachtung und zum Studium ein, weil es noch nicht aus allen Kunstkompendien bekannt ist, weil ihm in seiner Abgeschiedenheit die Kunstforschung nur zuweilen einmal einen flüchtigen Blick der Würdigung zuwendete.

Beim Austritte aus dem Hauptportale der Kirche gelangt man in die sogenannte Chiesa dei Pagani, welche durch architektonische Ueberreste des alten Atriums mit dem Hauptbaue verbunden ist und ihrerseits die Verbindung mit dem westlich sich anschließenden Baptisterium herstellt. Letzteres, ein achteckiger Bau, welcher die Piscina für die Immersions-

taufe umgibt, bildet nach allgemeinem Urtheil den ältesten Theil des gesammten Gebäudecomplexes. Nicht so übereinstimmend ist das Urtheil der Kunsthistoriker in der Datirung der genannten Heidenkirche. Manche verlegen ihren Ursprung ebenfalls in das höchste christliche Alterthum, andere wollen sie, offenbar zu weit gehend, erst zur Zeit Poppo's entstanden wissen. Es ist ein einschiffiger Bau von drei mit Kreuzgewölben überspannten Jochen, von welchen das östlichste um einige Stufen erhöht liegt und je eine Seitennische aufweist, während die westlichen je zwei besitzen und darüber in der Mitte je ein rundbogiges kleines Fenster. Gegen die ehemalige Kathedrale hin, wie auch gegen das Baptisterium ist die Halle offen. Mag die jetzige Benennung „Heidenkirche" den Zweck dieses Baues immerhin damit kennzeichnen, Versammlungsort der Katechumenen zur Vorbereitung auf die Taufe gewesen zu sein, — er besaß noch eine ganz besondere Bestimmung. Er ist eines der nicht zahlreichen erhaltenen sogenannten Consignatorien, in welchen vormals der Bischof unmittelbar nach der Taufe die Firmung (consignatio) spendete. Die Neugetauften wurden durch das dem Baptisterium zugewendete Thor dem in der Mitte des Raumes sitzenden Bischofe zugeführt, empfingen das signum dominicum auf die Stirne und den Segen und konnten nun als ebenbürtige Glieder der christlichen Gemeinde durch das gegenüberliegende Thor in die eigentliche Kirche eintreten. Noch jetzt ist eine Stelle ungefähr in der Mitte dieser Halle als der Ort, ubi pastor signat oves, mit einer Steinplatte ausgezeichnet, welche Kreuz und Agnus Dei schmücken.

Dem Kirchenvorstand und Pfarrer von Aquileja ist von der alten Herrlichkeit noch ein Ehrenvorrang — er ist apostolischer Protonotar — und die Inful geblieben. Dieselbe besitzt aber, da ihr Inhaber jährlich sieben Pontificalämter zu halten hat und hiebei das geistliche Personal von Görz erbitten und selbst verköstigen muß, so geringe An-

ziehungskraft, daß die Seelsorge gegenwärtig ein junger Geistlicher als Pfarrvikar versieht. Er weiß jedoch seine Rolle als eigentlicher Nachfolger der Patriarchen mit ebensoviel Würde als Liebenswürdigkeit zu spielen, erscheint der in jenem Landstriche bei den Geistlichen herrschenden Sitte gemäß nur mit elegantem Cylinder und hat uns Fremdlinge zu einem Glas vom Besten geladen, der in seinem Garten wächst. Was Wunder, wenn einer von uns drei Reisegenossen in der Begeisterung für den Ort und seine Vergangenheit und verklärt durch das Gold der einheimischen Traube das nicht allzu schwer erreichbare Ziel eines infulirten Nachfolgers der Patriarchen von Aquileja für erstrebenswerth hielt und in wohlverstandener Laune die ersten einleitenden Schritte hiezu an Ort und Stelle unternahm!

Unterdessen war es Abend geworden. Aquileja, die ehemalige Großstadt bietet kein empfehlenswerthes Nachtquartier. Wir fuhren deshalb mit einem kleinen Dampfer auf einem Kanale ins Meer hinaus nach dem einstmaligen Hafen Aquileja's, dem Inselstädtchen Grado, um am folgenden Tage unsere Reise über Aquileja zurück zu Land nach Triest fortzusetzen. Die Sonne hatte endlich dem regnerischen Himmel die Herrschaft abgewonnen. Leuchtend spiegelte sie sich in dem matten Wellenschlag des Wassers der Lagune. Im Zauber ihres Abendschimmers tauchte das weltabgeschlossene Inselstädtchen aus dem Meere empor. Auch dieses hatte dereinst im Bereiche des adriatischen Küsten- und Insellandes seine nicht zu verkennende Rolle gespielt, um sie allerdings bald an das rasch aufstrebende Venedig abzutreten. Viel des Anziehenden gewährt auch dieser kleine Fleck Erde mitten im Meere für den Archäologen und Kunsthistoriker, für den Beobachter des Volkslebens und den Künstler in seinen alten Kirchen, in dem originellen Bau seiner Häuser, in der Anspruchslosigkeit und Urwüchsigkeit seiner Schiffer- und Fischerbevölkerung.

---

## III.

## Preußen und die katholische Kirche von 1793 bis 1797.

Mit dem 7. Band hat das große Urkundenwerk, welches der Geheime Archivrath und nunmehrige Professor der Geschichte an der Universität Göttingen, Herr Dr. Max Lehmann, herauszugeben unternommen, seinen Abschluß erreicht. Der neue Band bezieht sich auf die vier letzten Jahre der Regierung Friedrich Wilhelm's II. (1786—1797), unter welchem das mächtig aufstrebende Staatswesen sich im Westen wie im Osten gegen den Andrang der Feinde zu wehren hatte. Nachdem der König durch den traurig bekannten Frieden von Basel 1795 die französische Republik beruhigt, konnte er sich der Ordnung der tiefgetrübten Verhältnisse im Osten der Monarchie mit ungetheilter Kraft widmen. In Polen stiegen die Wogen des Aufstandes hoch empor. Die Verwandlung des Wahlreiches in ein Erbreich, sammt Berufung des Kurfürsten von Sachsen zum Nachfolger des Königs Poniatowski, welche Ignaz Potocki 1791 durchgesetzt, bot Veranlassung, daß Rußland und Preußen sich in die polnischen Verhältnisse mischten und die zweite Theilung Polens 1793 vornahmen. Durch den Vertrag von Grodno vom 25. September 1793 erhielt Preußen außer Danzig und Thorn einen ansehnlichen Theil von Groß-

1) Publikationen aus den K. Preußischen Staatsarchiven. 56. Bd. Preußen und die katholische Kirche seit 1640. Nach den Akten des geheimen Staatsarchivs von Max Lehmann. Siebenter Theil von 1793 bis 1797. Nebst Nachträgen zu sämmtlichen Theilen. Leipzig, S. Hirzel. 1894. 8°. 880 S. (28 M.)

polen (Gnesen, Posen, Kalisch), welcher in den Urkunden des siebenten Bandes den Namen Südpreußen führt. Im Jahre 1795 schritten dann Rußland, Oesterreich und Preußen zur dritten Theilung Polens, wobei Warschau nebst einem Strich Landes zwischen Weichsel, Bug und Niemen an Preußen gelangten. Während Warschau zu Südpreußen geschlagen wurde, empfing der genannte Strich Landes den Namen Neu-Ostpreußen. Auch mit dieser neuen preußischen Provinz, welche mit einem Theil von Großpolen im Frieden von Tilsit (1807) verloren ging, sind viele Urkunden dieses Landes befaßt.

Die Gesammtzahl der Urkunden dieses Bandes beziffert sich auf 609, von welchen aber diejenigen von 472 an Nachträge und Ergänzungen zu den voraufgegangenen Theilen bilden. Die Behandlung des Materials seitens des Herausgebers ist die nämliche geblieben wie früher. Zu Ausstellungen irgend welcher Art bietet dieselbe keine Veranlassung. Daran schließen sich Zusätze und Verbesserungen, in welchen, wie wir billig hervorheben, wiederholt auch der Historisch-politischen Blätter gedacht wird. Den Schluß bildet ein von Ludwig Mollwo angefertigtes sorgfältiges Register zu sämmtlichen sieben Bänden. Dasselbe ist geeignet, ein Bild von dem Reichthum des hier aufgespeicherten Materials zu geben, und enthält den Schlüssel zum leichten Gebrauch einer Sammlung, welche für die Entwicklung des katholischen Kirchenwesens in den königlichen Landen von unschätzbarem Werth ist.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit in erster Linie Schlesien zu, so sehen wir die dortige Diöcesanverwaltung nach den langjährigen Wirren, welche der Fürstbischof Schaffgotsch durch sein unwürdiges Treiben heraufbeschworen hatte, zur Ruhe kommen. Endlich gegen den Ausgang des Jahres 1793 faßte Schaffgotsch den Entschluß, das bischöfliche Amt, dessen Bürde er nicht gewachsen war, dessen hohe Würde er mit Schimpf bedeckt hatte, niederzulegen. In einem Kabinetsschreiben an dessen Coadjutor, den Fürsten Joseph von Hohenlohe-Bartenstein, billigt der König dieses Vorhaben (88). Aus Anlaß der Uebergabe der Verwaltung aus den Händen der königlichen Commissarien an Hohenlohe entspann sich ein lebhafter Schriftwechsel zwischen dem neuen Fürstbischof und dem Kabinet. Wie

es scheint, hatte man denselben dem König in einem ungünstigen Lichte geschildert und der Undankbarkeit gegen den Landesherrn beschuldigt. In einem Briefe an den Monarchen vom 14. April 1794 verwahrt sich Hohenlohe wider derartige Anklagen und bezeugt außerdem, „daß der Wille meines Souveräns, sobald ich denselben erkenne, stets Gesetz für mich sein wird“ (108). Nachdem Fürstbischof Schaffgotsch am 5. Januar 1795 das Zeitliche gesegnet hatte und die Bemühungen des kaiserlichen Hofes zur Theilung der Diöcese Breslau weder in Berlin noch in Rom Anklang gefunden, konnte die Verwaltung des Sprengels nunmehr in die Hände Hohenlohe's übergehen.

Von besonderem Interesse erscheint uns der Immediatbericht des Etats-Ministers Hoym vom 10. November 1795 über die Art der interimistischen Verwaltung des Sprengels durch den Staat. In seiner geringen Kenntniß von der „Verfassung sowohl in Euerer Majestät Staaten, als auch des Bisthums insbesondere“ habe Hohenlohe die Genauigkeit der Staatsverwaltung nicht gekannt. Nachdem er sich indeß „von den Vortheilen, dem Fleiß und der Vorsorge, mit welcher sie betrieben ist“, überzeugt hat, ist er tief durchdrungen vom Gefühle der Dankbarkeit. Von den Bisthumsgütern, welche durch Schaffgotsch „total ruinirt“ worden, meldet Hoym, daß sie durch Aufwendung von 300,000 Thalern ihre vorige Ertragsfähigkeit wiedergewonnen Für die „gute und rechtschaffene Administration“ ließ der König dem Minister ein Compliment machen (308).

Die übrigen Urkunden, welche das Bisthum Breslau betreffen, sind von minderem Belang. Als Klagen über Störung des Gottesdienstes zur Kenntniß der Regierung gelangten, erging am 21. Januar 1793 ein Ministerialerlaß an das Generalvikariat in Breslau, worin es bedeutungsvoll heißt: „Wobei Ihr sehr wohl thun werdet, wenn Ihr den Geistlichen bei dieser Gelegenheit anrathet, auf ihre Predigten fleißig zu studiren und durch deren populären Vortrag und gut gewählte Themata die Aufmerksamkeit des gemeinen Mannes zu erregen, damit durch solche der Zweck seiner moralischen Besserung erreicht und er von obigem und andern Unfug dadurch abgehalten werde“ (4). Namentlich scharf wurden die schlesischen

Orden überwacht. Dem Pater Mansuetus Scholtz, Provincial der schlesischen Minoriten, gab die Regierung am 4. September 1793 ihr Befremden über die von üblen Gesinnungen gegen den Landesherrn zeugenden „Raisonnements“ vieler Mönche zu erkennen und forderte unter Androhung des Verlustes der Exemption zur Anwendung von Remeduren auf (72). Von besonderer Bedeutung wurde Schlesien dadurch, daß die Regierung die Verwaltung der kirchlichen Verhältnisse daselbst zum Vorbild für die Ordnung der 1793 erworbenen Provinz Südpreußen wählte.

Eine der wichtigsten Angelegenheiten bildete hier die Frage, wer die Verwaltung der Kirchengüter zu führen habe. Bei der Erwerbung von Westpreußen (1772), welches die Diöcesen Ermland, Culm und Cujavien umfaßte, hatte der Staat diese Verwaltung sich angeeignet und die Geistlichkeit mit einer festbestimmten Summe abgefunden. In Südpreußen ging man dem Anschein nach glimpflicher zu Werke, indem man die Geistlichkeit in der Verwaltung des Kirchengutes bestätigte. Durch die gleichzeitige Einforderung von fünfzig Procent des Ertrages wurde diese Wohlthat wieder hinfällig gemacht. Aeußerst belehrend über den enormen Druck dieser Abgabe ist die umfassende Denkschrift des Etatsministers Hoym über die Lage Südpreußens vom 24. September 1794. „Daher“, bemerkt er, „muß itzt mancher Geistliche, der jährlich nicht einmal 333 Rthlr. 16 Gr. hat, die Hälfte abgeben; ja es ist überhaupt hart, von solchen Geistlichen, deren Einkünfte würklich 333 Rthlr. 16 Gr. betragen, 50 Procent zu erheben und sie auf 160 Rthlr. Einkünfte, wobei sie nicht bestehen können, zu reduciren“. Außerdem bittet Hoym in richtiger Würdigung der Sache um den Erlaß „eines Patents, wodurch den Geistlichen der fernere Besitz ihrer Güter und die angetragene zweckmäßigere Besteuerung bekannt zu machen wäre“. Auch wäre in demselben ausdrücklich zu erwähnen, daß die katholische Religion und ihre Bekenner in keinerlei Art zurückgesetzt, sondern daß vielmehr die Würde und die Feierlichkeit des katholischen Gottesdienstes sowohl in den Kirchen als bei Processionen auf alle Weise sollte befördert werden“ (149).

Stillschweigend räumt der Bericht ein, daß man die religiösen

Gefühle in der neuen Provinz Südpreußen nicht pflichtmäßig geschont habe. Weiterhin begegnen wir Klagen über die Rohheit und das irreligiöse Benehmen mancher Beamten, und ferner tadelt Hoym, daß man überwiegend fremde Elemente in der Verwaltung heranziehe, die Einheimischen dagegen zu wenig berücksichtige (205). Um die Polen zu gewinnen, beantragt der Minister, „den römischen Hof um eine Aufforderung zum Gehorsam der südpreußischen Nation und ihrer Geistlichkeit zu requiriren", denn es „würde eine solche päpstliche Ermahnung von unglaublichen guten Folgen bei diesen stockdummen Katholiken sein. Selbst der vornehme Pole hält es hierin mit dem gemeinen Mann; eine Religion, die für falsche Schwüre, Rebellion und jedes Laster Ablaß für Zeit und Ewigkeit predigt, ist zu bequem, um Gewissensbissen zu entfliehen" (211). Die Polen mochten „stockdumm" sein, jedenfalls glaubten sie noch an die Gottheit Christi, über welche die protestantische Theologie Deutschlands schon damals sehr bedenkliche Lehren vorzutragen sich gestattete.

Der Aufstand von 1794 führte den König Friedrich Wilhelm II. zu verschärften Maßregeln in Südpreußen. Es wurde angenommen, daß auch Geistliche sich am Aufstand betheiligt oder denselben wenigstens geschürt hätten. „Sie haben ihren Eid gebrochen" (418), betonte der Monarch und befahl, der katholischen Geistlichkeit die Verwaltung der Kirchengüter wieder zu entziehen (133). Sehr ausführlich handelt hierüber die königliche Deklaration vom 2. Februar 1796. Die Begründung ist zu auffallend, als daß sie hier übergangen werden könnte. Männer, welche „ihre ganze Zeit der Seelsorge, der Abwartung des Gottesdienstes und andern geistlichen Uebungen widmen müssen", besitzen „weder Fähigkeit noch Muße genug", um sich dem Betriebe der Landwirthschaft mit Erfolg zu widmen. Mit der Rücksicht auf Verbesserung der Cultur verbindet sich die Erklärung, daß die Kirchengüter in Südpreußen als „ein wahres Staatseigenthum" anzusehen und zu behandeln sind (336). Dem Minister Grafen Hoym kam der Befehl zur Einziehung der Kirchengüter in Südpreußen aber derart ungerecht vor, daß er als Beamter von echtem Schrot und Korn den Muth faßte, seinem Souverän darüber Vorstellungen zu machen. „Pflicht, Ehre und Gewissen fordern mich aber auf, Höchstdenselben in

Rücksicht des ältern Südpreußens die dagegen obwaltenden Umstände ehrfurchtsvoll anzuzeigen" (416). Er beruft sich auf das königliche Wort, welches den Inhabern des Kirchenguts in Südpreußen seiner Zeit verpfändet worden. Das königliche Wort kann doch lediglich seinen Grund besitzen in der Heiligkeit des Kirchengutes, die zur Achtung und zur Beschützung zwingt. Fast unglaublich ist es daher, wenn man liest, wie Hoym in demselben Schreiben die Einziehung der geistlichen Güter im übrigen Südpreußen und in Neu-Ostpreußen einfach billigt, „weil sie dem Staate nützlich und vortheilhaft, sowie E. M. Absicht weise ist" (417). Lag auch für die letztern Distrikte ein königliches Versprechen nicht vor, so war doch der Religion bei der Uebernahme derselben im Allgemeinen der königliche Schutz gesichert. Nur einige Milderungen hat Hoym für die Einziehung der geistlichen Güter in Südpreußen erreicht (431).

Im Uebrigen wurden die Verhältnisse der schlesischen Geistlichkeit auf Südpreußen ausgedehnt. Sie unterstand der „Polizei-Aufsicht" (29), bei der Ernennung aller Curatgeistlichen concurrirte der Landesherr (98), keine ausländische Jurisdiktion wurde geduldet. Sämmtliche Schreiben des Papstes unterstanden dem Placet (85). Nur einheimische Ordensleute konnten zu Obern befördert werden (135). Die Stellung der Krone zu den Pfründen wurde dahin aufgefaßt, daß sämmtliche Berufungen zu Pfarrbeneficien und höheren Stellen „placidirt" sein mußten (234). Als der Bischof von Posen ein zu seiner Verleihung eröffnetes Canonikat am Dom ohne Mitwirkung des Staates vergeben, traf ihn der Tadel der Regierung (274). Unter dem 17. Dezember 1795 erging ein Ministerialerlaß an den Erzbischof von Gnesen und die Bischöfe von Cujavien, Plozk und Posen, in welchem ihnen die landesherrlichen Verordnungen wegen Verleihung geistlicher Pfründen und Veröffentlichung päpstlicher Bullen eingeschärft werden. Insbesondere wird das Verfahren getadelt, den königlichen Agenten Abbate Ciofani in Rom mit der Nachsuchung päpstlicher Gnaden zu beauftragen (319). Als der Domherr Kuszel von Pius VI. zum Dechant des Domes von Gnesen ernannt wurde, suspendirte die Regierung die betreffende

Bulle, weil Kuszel im Verdacht des Einvernehmens mit den Aufständischen in Polen stehe, und der Nuntius in Warschau die Bulle übermittelt habe (232). Das durch Ciofani in Rom vorgetragene Ansinnen, man möchte die Bulle zurücknehmen, lehnte der apostolische Stuhl indeß ab. Endlich gelang es Kuszel, sich von dem ihm aufgebürdeten Verdachte zu reinigen und den Besitz seiner Pfründe anzutreten (273. 274).

Die Gesichtspunkte, von welchen man bei der Besetzung der Pfründen in den südpreußischen Stiftern ausging, hat der Etats-Minister Hoym in einem Bericht an das auswärtige Departement vom 16. Mai 1795 dargelegt. „In thesi", bemerkt er, „wird dem Papst das Recht, zu den Beneficien nach Wechselmonaten zu providiren, nicht strittig gemacht werden können." Aber thatsächlich ist es einzuschränken, „und in einzelnen contradictorischen Fällen so lange zu insistiren, bis der Papst nachgibt" (261). In Schlesien lag nach Hoym auch die Vergebung der in den bischöflichen Monaten vacant gewordenen Pfründen in der Hand der Regierung. Denn „dabei entsteht die einzige, nur in Worten bestehende Differenz, daß bei Beneficiis päpstlicher Collation S. M. placidiren und bei bischöflichen nominiren" (261). Auch über die Begründung dieser Einrichtungen gewährt Hoym den erforderlichen Aufschluß. „Die ganze Einrichtung beruht blos in der Willensmeinung des hochseligen Königs Majestät, da die Anhänglichkeit an das österreichische Haus, die öfters bewiesene Untreue des katholischen Cleri, besonders ihres Oberhaupts, des Fürstbischofs von Schaffgotsch, die damalige wenige Aufklärung der Geistlichkeit und die Emporbringung der Schulanstalten hierzu die vorzüglichsten Motiven gewesen sein mögen" (262). Mit seiner Kirchenpolitik hielt der König so wenig hinter dem Berge, daß er in einem Ministerialerlaß v. 5. Juni 1795 an den Residenten Ciofani in Rom seine Auffassung über das Concordat zwischen Clemens VII. und König Sigismund I. von Polen darlegte, sich allein für competent erklärte, über die Unterthanentreue ein richtiges Urtheil abzugeben und die Hoffnung aussprach, der Papst werde nur auf Grund der landesherrlichen Ernennung höhere Pfründen in den königlichen Staaten verleihen. Personen, „deren Gesinnung verdächtig",

könnten unmöglich zum Genuß von Pfründen zugelassen werden (278).

Die Urkunden über das Schulwesen in Südpreußen sind nicht zahlreich, aber doch bezeichnend für die Art und Weise, wie man katholische Schulfonds verwerthen zu können glaubte. Daß das Schulwesen dort noch in der Wiege lag, kann man anerkennen und die Bemühungen des Ministers Hoym zur Hebung desselben preiswürdig finden. Aber gerechtes Erstaunen erregt die Thatsache, daß katholische Stiftungen den Mitgliedern anderer Confessionen zugewendet wurden. Dem König meldet der Minister Hoym am 11. Mai 1796, zur Verbesserung der Schulen wolle er „die dazu bestimmten, aus dem ehemaligen Jesuiten-Vermögen herkommenden Fonds ausmitteln". Sodann beantragt er, es möchten von den zehntausend Thalern Revenüen des schlesischen Schulfonds, die auf königliche Anordnung jährlich zu gleichen Hälften den Hochschulen von Halle und Frankfurt a. O. zugebilligt worden, fünftausend Thaler für Schulzwecke in Südpreußen überwiesen werden (366, 534). Dem Consistorium in Posen war es vorbehalten, in einem Berichte vom 23. Januar 1797 den Beweis zu versuchen, an den ehemaligen Jesuitengütern ständen Katholiken und Evangelischen gleiche Rechte zu. Denn die Bedrückungen der polnischen Dissidenten, sowie die Wegnahme ihrer Kirchen seien auf die Umtriebe der Jesuiten zurückzuführen (521). Den nämlichen Vorwurf erhebt der Großkanzler Goldbeck wider den Orden, ohne auch nur den Schatten eines Beweises dafür zu erbringen. Nach ihm unterstehen daher die südpreußischen Schulfonds der freien Verfügung des Landesherrn. Die Errichtung einer Universität in Südpreußen mißbilligt er, weil „eine solche Operation mit E. p. ruhmwürdigen Zwecke, Cultur, Moralität und Patriotismus, besonders unter dem katholischen Clero zu erwecken und zu befördern, unmöglich bestehen könne" (480, 481). Sehr conservativ bezeigte sich die Regierung mit Bezug auf das berühmte Muttergottesbild in Czenstochau. Die Bemühungen der Polen, den Besitz desselben für eine polnische Kirche zu sichern, scheiterten an dem energischen Widerstand des auswärtigen Departements (70, 73).

Von ausnehmender Wichtigkeit erscheinen diejenigen Ur-

kunden, welche die Vornahme der Bischofswahlen betreffen. Die Ueberzeugung, zu welcher die Lektüre derselben führt, geht dahin, daß die Regierung sogenannte Scheinwahlen anstrebte. Nach diesem Verfahren wird ein Candidat dem Wahlkörper durch den Landesherrn bezeichnet, und auf diesen ausschließlich dürfen die Wähler ihre Stimmen lenken. Aus einem Schriftwechsel zwischen dem Etatsminister Voß und dem auswärtigen Departement, welches wegen der Beziehungen der Kirche zum Papste die geistlichen Angelegenheiten leitete, ergibt sich, daß diese Scheinwahlen in Polen seit 1500 üblich waren (55). Bei der Besetzung des Bisthums Posen wurde jetzt nach diesem Herkommen verfahren. Der Landesherr ernannte 1793 den dortigen Weihbischof Grafen Ignatius von Raczynski zum Bischof und forderte darauf das Domkapitel zur Wahl desselben auf. Die königliche Ernennungsurkunde erhielt Raczynski erst „gegen Erlegung der von E. K. M. zu dem katholischen Schulfonds gewidmeten Gebühren und der gewöhnlichen Chargen- und Kanzlei-Jurium“ (77). Nachdem die Urkunden über diese Vorgänge sammt den erforderlichen Bullengebühren in Rom angekommen waren, machte der Agent Ciofani darauf aufmerksam, daß der kanonische Proceß nicht einmal vorgenommen worden; er bat daher, entweder den polnischen Nuntius oder einen preußischen Bischof zur Vornahme desselben zu ersuchen (88).

Weit bedeutender als die Wiederbesetzung von Posen war die Berufung eines neuen Erzbischofs nach Gnesen. Aus dem polnischen Staats- und Kirchenrecht entnahm das auswärtige Departement am 22. Oktober 1794, daß die Krone Polen ernannt, das Domkapitel alsdann den Nominirten gewählt habe (174). Unter dem 26. Februar 1795 wird dieses Recht der Ernennung sogar als ein Patronatsrecht im engeren Sinne des Wortes bezeichnet (200). Zufolge dessen ernannte der König den Fürstbischof von Ermland Ignaz von Krasizki zum Erzbischof von Gnesen. Auf Grund des Friedens von Grodno vom 25. September 1793, welcher die Primatialwürde von Gnesen trennte, blieb der Primastitel aus der Ernennungsurkunde weg, den Fürstentitel dagegen beließ man, und zwar nicht folgerichtig. Denn als Grund wird angegeben, „weil die jedesmaligen Erzbischöfe zu Gnesen sonst als Primaten des

pohlnischen Reiches den Titel eines primi Poloniae principis" geführt haben (199). Nachträglich, am 6. März 1795, erinnerte man sich, daß der Fürstbischof von Ermland sein Bisthum doch vor der Berufung nach Gnesen resigniren müsse. Ein Kabinetsbefehl von diesem Tage fordert diesen Verzicht. Erstaunt fragt man sich aber: In wessen Hände ist der Verzicht zu leisten? Nach kirchlichem Recht in die Hände dessen, welcher dem Bischof den Sprengel überwiesen hatte, also des Papstes. Doch dessen wird mit keiner Silbe gedacht, wohl aber die auffallende Begründung beigefügt: „Es ist Allerhöchst dero Intention sowohl als der Verfassung gemäß, keinen Bischof zu groß und reich werden zu lassen und mehrere Beneficia in Einer Person zu vereinigen" (203). Man wußte nicht, daß die Größe eines katholischen Bischofs gerade in der Entblößung von weltlichem Glanze, gepaart mit sittlicher und theologischer Ausbildung und rückhaltsloser Hingabe an die Ideale seines hehren Berufes bestehe.

Am 23. April 1795 berichtete das Ministerium über diese sogenannte Wahl (eigentlich Postulation) an den Residenten Ciofani in Rom. Wenn der König erst jetzt dem Papst die Nomination anzeigt, so geschah es, weil er die Wahl des Domkapitels von Gnesen abwarten wolle, obwohl er das nicht brauche. Durch seine trefflichen kirchlichen und patriotischen Eigenschaften biete der neue Prälat alle Gewähr, daß er die aufgeregten Gemüther in Südpreußen beruhigen werde. Auch für die der förmlichen Bestätigung vorangehende Zeit möge der Papst dem ernannten Erzbischof die Verwaltung des Erzbisthums erlauben. Wenngleich in Form einer Postulation abgefaßt, enthalte das Wahlinstrument des Domkapitels doch eine kanonische Wahl im engeren Sinne. Zum Schluß empfängt Ciofani den Befehl, eine Ermäßigung der Palliengelder zu beantragen (247). Aus einer Depesche Ciofani's vom 21. Januar 1795 entnehmen wir, daß er beantragte, der hl. Stuhl möchte ein für allemal den vom König ernannten Bischöfen noch vor Abhaltung des Consistoriums, in welchem die Präconisation erfolgt, „die geistliche und zeitliche Verwaltung ihrer Sprengel" bewilligen (192). Dieser Antrag ging nicht durch. Wenn nach damaliger Disciplin eine solche Gnade nur Bischöfen in katholischen Staaten für die

oft lange Zeit bewilligt wurde, welche zwischen dem Informativproceß und der Präconisation einerseits und dem Empfang der Consecration andererseits verlief (192), dann erscheint die heutige vigens ecclesiae disciplina noch bedeutend verschärft. Nach der Bulle Apostolicae Sedis vom 12. Oktober 1869 verfallen Domkapitel und Klöster, welche die zur Leitung dieser Anstalten beim apostolischen Stuhl beförderten Personen aufnehmen, *bevor* sie die betreffenden päpstlichen Urkunden über ihre Promotion vorlegen, der dem Papste vorbehaltenen Suspension latae sententiae.

Im Jahre 1797 wurde dem neuen Erzbischof zur Schuld gegeben, daß er seine erzbischöflichen Befugnisse zu erweitern und seine Primatialrechte wieder zu erlangen suche. Beides wird als sehr bedenklich bezeichnet, weil man für die Ausübung der „königlichen Majestäts-Rechte circa sacra" fürchten müsse (536). Von den nämlichen Besorgnissen war ohne Zweifel die Kritik eingegeben, welcher der Großkanzler von Goldbeck am 7. Dezember 1796 den von den Bischöfen dem Papst zu leistenden Eid unterzog. Das „haereticos persequar" wurde im Sinne einer wirklichen Verfolgung durch äußere Machtmittel aufgefaßt (498). Dem Großkanzler war unbekannt, daß nach der Erklärung Pius VI. vom 23. Juni 1791 diese Worte lediglich im Sinne eines geistigen Kampfes und der Versöhnung der Nichtkatholiken mit der Kirche durch Belehrung aufzufassen sind.[1]) Bei der Berufung des Onuphrius Szembek zum Coadjutor von Plozk wurde das römische Eidesformular erlaubt, dem Prälaten indeß bedeutet, im Falle einer Collision besitze der dem Landesherrn geleistete Eid den Vorrang vor „dem Angelöbnisse gegen den Papst" (575) — als wenn beide Eide sich nicht gegenseitig ergänzten und in schönster Eintracht nebeneinander beständen.

Unter sämmtlichen Bischöfen aus dem Osten der Monarchie tritt uns am häufigsten entgegen der Bischof von Culm Johann Karl Graf von *Hohenzollern*. Der Eindruck, welchen der nach dem Genuß von Abteien, Gnadenjahren und Bis-

1) A. Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Irland. Mainz 1891. III, 216.

thümern trachtende Mann beim Leser erzeugt, ist durchaus nicht vortheilhaft. Wenn Hohenzollern, meldet der Minister Voß an den König am 5. Juni 1793, sich um Posen bewerben sollte, so möchte der Monarch das Gesuch abschlägig bescheiden. Außer andern Gründen, welche in den südpreußischen Verhältnissen liegen, wird geltend gemacht, daß er neben dem Bisthum noch zwei Abteien (Pelplin und Oliva) besitze (41). In verbindlichster Form lehnte der König das Gesuch Hohenzollern's um Gewährung des Bisthums Posen ab (52). Auch der Wunsch, dem Neffen des Bischofs diese beiden Abteien durch eine Art Anwartschaft zu sichern, erfuhr am 25 Dezember 1793 im Ministerium eine mehr als kühle Absage (92). Dem Minister Wöllner bringt Hohenzollern die ihm gemachte Aeußerung des Königs zur Kenntniß, „daß es in mancher Rücksicht nöthig und nützlich, in Allerhöchstdero Staaten einen ihrer Bischöfen zum legatus apostolicus ernennt zu wissen," und erklärt seine Bereitwilligkeit zur Uebernahme dieses Amtes (110). Als Ermland vacant wurde, war Graf Hohenzollern bescheiden und selbstlos genug, sich beim König diesen Sprengel mit Beibehaltung von Culm zu erbitten. Mit Recht stieß dieser Wunsch auf den energischen Widerspruch des Königs, welcher die Berufung nach Ermland genehmigte, die Beibehaltung von Culm dagegen untersagte und dem Grafen Hohenzollern mittheilen ließ, die 24,000 Thaler Einkünfte des Bisthums Ermland sammt der Abtei Oliva würde ihn doch völlig zufrieden stellen (227).

Unter dem 23. März 1795 erging der Befehl des Königs an das Domkapitel in Frauenburg, den Grafen von Hohenzollern zum Bischof von Ermland zu wählen. Dem Buchstaben nach war es „Unser allergnädigstes Gesinnen, Ihr wollet bei der bevorstehenden Wahl eines Fürsten Bischofs von Ermland . . Euer Augenmerk auf obgedachten Bischof zu Culm, Grafen zu Hohenzollern richten". Der Schlußsatz: „In welchem Falle Ihr Unserer landesherrlichen Bestätigung, sowie überhaupt Unseres höchsten Beifalls und gnädigen Wohlwollens zum Voraus versichert sein könnet" (231), läßt über die Thatsache eines förmlichen Befehls keinen Zweifel. Als Hohenzollern sich herausnahm, an seiner Verzichtleistung auf die Abtei

Pelplin zu rütteln, wurde er vom König zurechtgewiesen. Nicht besser erging es ihm, als er beim König um die Vergünstigung eines Gnadenjahres, d. h. um die Erlaubniß nachsuchte, über die Einkünfte seines Stuhles von Ermland für das erste Jahr nach seinem Tode verfügen zu können (242. 245). Endlich bewilligte der Monarch am 29. April 1795 ihm für Ermland ein Gnadenjahr in beschränktem Umfange, bis zur Höhe einer solchen Summe, für welche ihm früher das Gnadenjahr in Culm eingeräumt wurde. Aber auch damit war der Bischof nicht zufrieden (251). In kleinlicher und beschränkter Auffassung erbat er sich Ermäßigung der Taxen (282). Eine letzte Bitte um Gewährung eines Gnadenjahres, welche Hohenzollern unter Berufung auf den Erzbischof von Gnesen stellte, beschied der König am 19. Juni 1796 abschlägig. Auch wurde er dabei an die Bezahlung der Chargen- und Stempel-Gebühren erinnert (420). In den Ernennungsurkunden für Graf Hohenzollern als Bischof von Ermland und für v. Berbno-Rydzynski zum Bischof von Culm heißt es: „So nominiren und ernennen Wir hierdurch kraft Unseres Patronat- und Ernennungsrechts dem römischen Hofe und Papst den hochwürdigen" u. s. w. (267). Auch hier fand eine Scheinwahl statt. Ohne Zweifel kann dieses Verfahren, welches den eigentlichen Vorgang der Sache nur verschleiert, weder den Interessen der Kirche, noch denen des Staates dienen. Wird eine Bischofswahl im eigentlichen Sinne des kanonischen Rechts nicht beliebt, dann findet die Besetzung der Bischofsstühle ihre schnellste und erfolgreichste Erledigung durch direkte Vereinbarung zwischen dem Apostolischen Stuhl und dem Träger der Krone Preußens. Auf solchem Wege ist der erzbischöfliche Stuhl in Köln durch wahrhaft ausgezeichnete Männer wie Ferdinand August Graf Desenberg, Johannes von Geissel, Paulus Melchers und Pilippus Krementz in unserm Jahrhundert besetzt worden.

Wie die Urkunde der Ernennung des Grafen Hohenzollern erkennen läßt, unterhielt der König trotz aller Ausbildung des Staatskirchenthums fortwährend Beziehungen zum Apostolischen Stuhl. Der aus den früheren Bänden des Lehmann'schen Werkes sattsam bekannte Abbate Ciofani bekleidete auch

jetzt das Amt eines Residenten in Rom. Im Jahre 1795 bestimmte der König ihm den Wilhelm Uhden aus Berlin als Gehilfen und bewilligte diesem die Anwartschaft (survivance) auf Ciofani's Posten (298). Daß Ciofani es an Eifer in Erfüllung der königlichen Wünsche in Rom nicht fehlen ließ, muß ihm auch sein Feind bezeugen. Als es ihm aber nicht gelang, die Zurücknahme der für den Dompropst Kuszel ausgefertigten Bulle beim Staatssekretär zu erreichen, erblickte das auswärtige Departement mit großem Unrecht darin „eine an Widerspenstigkeit grenzende Saumseligkeit" (273). In der Ernennung des Titularerzbischofs Maury zum Cardinal lag offenbar eine Belohnung für die dem Königthum in der Nationalversammlung geleisteten Dienste. Friedrich Wilhelm II. stattete Pius VI. seinen Dank für diese Berufung ab (105), worauf der Papst in einem verbindlichen Schreiben vom 7. Mai 1794 antwortete. Dem Schutz des Königs und der mit ihm verbündeten Fürsten empfiehlt er die Sache der Emigranten. Auch wünscht er den Feinden derselben eine solche Bestrafung, „wodurch sie zugleich zur Einsicht gebracht und zum Verlassen ihrer bösen Wege vermocht werden" (112). Damals empfing der König den polnischen Nuntius, Grafen Saluzzo, Titular-Erzbischof von Carthago. Es war der erste Nuntius, welcher Zutritt am preußischen Hofe hatte (113).

Ungeachtet dieser Freundlichkeiten wurde der Betrieb der theologischen Studien seitens preußischer Unterthanen in Rom zeitweilig nicht gerne gesehen. Der Klerikus Rehagk durfte 1793 nach Rom reisen. Will er aber im „deutschen Collegio zu Rom studiren", so war eine besondere Erlaubniß des auswärtigen Amtes erforderlich. „Ihr habt übrigens", so schließt der Erlaß, „mit Aufmerksamkeit darüber zu wachen, daß die in Rom studirenden katholischen Geistlichen bei ihrer Zurückkunft keine ultramontanen Grundsätze, die mit der Ordnung im Staat nicht vereinbar sind, verbreiten" (73). Heute sind diese sogenannten ultramontanen, in der That aber echt katholischen Grundsätze in Folge des Vatikanischen Concils und der epochemachenden Lehrschreiben des neunten Pius und des dreizehnten Leo bis zu den Grenzen des Erdballes gedrungen. Auch wer auf deutscher Erde seine Studien gemacht, kann sich der Macht

derselben nicht entziehen. Im Laufe der Zeit erlangten mildere Ansichten die Oberhand. Recht lesenswerth ist ein auf Veranlassung der westpreußischen Regierung von einem ehemaligen Germaniker, dem Propst Kutowski, angefertigter Bericht über die Verfassung des deutschen Collegs in Rom. Auch wenn man nie in Rom war und nie bei einem Jesuitenpater ein Colleg gehört, muß man unwillkürlich bekennen: Hohe Achtung vor solchen Männern und solchen Lehranstalten. Zum Schluß erwähnt der Verfasser vier Thesen, welche er 1784 im deutschen Colleg in öffentlicher Disputation vertheidigt hatte. Sämmtlich gehören sie dem Gebiet der Moralphilosophie an und betreffen die gerade damals in Frankreich im Schwange gehenden Irrthümer, welche die Souveränität in das Volk verlegten, den Monarchen zum Beauftragten des letzteren herabdrückten und außerdem das Volk für berechtigt erachteten, den dem Oberhaupt des Staates ertheilten Auftrag nach Willkür wieder zurückzunehmen (295—297). Dieser Bericht verfehlte seinen Eindruck nicht. Während wir noch in einem Ministerialerlaß vom 13. August der unbegreiflichen Auffassung begegnen, „daß die jungen Geistlichen mehrentheils mit Grundsätzen und Gesinnungen ganz im Geiste des römischen Hofes zurückkommen und solche zum Nachtheil des Staates ausüben und verbreiten“ (283), empfingen am 14. September 1795 vier Geistliche der Diöcese Gnesen die Erlaubniß zum Studium in Rom. Aus dem Erlaß erhellt, daß Pius VI. auf Antrag der Regierung ebenfalls je zwei Klerikern der Sprengel von Ermland, Culm und Cujavien Plätze im deutschen Colleg zugewiesen hatte (392).

Aus einer Unterredung des Königs mit dem Bischof von Culm, Grafen Hohenzollern, entnehmen wir, daß jener sich den Bischof als apostolischen Nuntius wünschte (759). Einen unmittelbar von Rom gesandten Nuntius lehnte man beständig ab. Es war überlieferte Kirchenpolitik, keinen ständigen Nuntius zuzulassen. Denn „die Geschichte aller Zeiten und aller Länder beweiset, wie sehr geneigt der päpstliche Hof sowohl als die Nuntii immer gewesen sind, ihre Gewalt auszudehnen“ (121). In scharfen Conflikt kam die Regierung mit dem Nuntius in Warschau, Grafen Saluzzo, welcher von dem Vertreter der Republik, Grafen Potocki, eine Note angenommen, in welcher

gegen die Ernennung eines Erzbischofs von Gnesen durch die Krone Preußen Verwahrung eingelegt wurde (130). Offenbar legte man in Berlin diesem Vorgange viel zu viel Gewicht bei. Die italienische Note des Cardinalstaatssekretärs Zelada an den Abbate Ciofani vom 20. November 1794 enthält eine vollständige Rechtfertigung des Nuntius. Da es nicht Jedermanns Sache ist, italienische Schriftstücke zu lesen, so mag der Inhalt des Aktenstückes in seinen Hauptgedanken hier dargelegt werden. Wenn die Beantwortung der preußischen Note vom 24. September, bemerkt Zelada, erst jetzt erfolgt, so darf darin kein Grund zu Klagen und falschen Auffassungen gefunden werden „wider die durchaus gerechten Absichten (retissime intenzioni) des Papstes und seines Staatssekretärs." Daß der Nuntius die im Auftrag des Königs und der Republik Polen durch den Grafen Potocki, Präsidenten des obersten Rathes, ihm überreichte Note angenommen und beantwortet hat, wird Niemand beanstanden, der ohne Voreingenommenheit die Sache ins Auge faßt. Denn die Annahme und Uebersendung (invio, nicht inviò) dieser Note an den hl. Stuhl enthielt auch nicht die geringste Beeinträchtigung der Krone Preußen. Dazu kommt, daß während des Reichstages zu Grodno (1793) „dem ganzen diplomatischen Corps der fremden Mächte verschiedene Denkschriften über die bedeutendsten Verhandlungen des Reichstages, welche die anderen Höfe betrafen, mitgetheilt wurden, und daß, soviel bekannt, in der Mittheilung und Annahme derselben keine Beleidigung gesehen wurde". Die preußische Note besagte ferner, der König werde demnächst das Erzbisthum Gnesen besetzen und derselbe hoffe, der Papst werde dem neuen Erzbischof ohne alles Weitere (senza frapporvi difficoltà alcuna) die geistliche Jurisdiktion übertragen. Weil hier der Name des Ernannten nicht einmal bekannt gegeben wurde, so konnte der hl. Vater keine bestimmte Zusage ertheilen, und zwar um so weniger, als durch den Vertrag von Grodno zwischen Preußen und Polen die Erzdiöcese Gnesen bedeutende Veränderungen erfahren hat. Des Weitern macht die Forderung der preußischen Note, der neue Erzbischof dürfe weder die Würde eines Primas, noch Besitz und Genuß der mit der Primatialwürde Polens verbundenen Güter beanspruchen, eine genaue

Untersuchung über den Vermögensbestand des Erzbisthums erforderlich, damit derselbe in die Bulle Aufnahme erhalte. Endlich betont der Cardinal, daß der König und die Republik Polen ein Recht der Ernennung (titolo di nomina) nie besessen oder ausgeübt. Ein solches konnte daher auch nicht auf die Krone Preußen übergehen, zumal da es sich um geistliche Befugnisse (spiritualità) handelt und der neue Landesherr nicht demselben Bekenntniß angehört, wie der König von Polen. Alle berechtigten Wünsche des Königs, so schließt Zelada, wird der Papst, der für den König die tiefste Verehrung hegt, erfüllen (177—179).

Auch mit dem Nachfolger Saluzzo's in der polnischen Nuntiatur, dem Grafen Litta, Titularerzbischof von Theben, stand das Ministerium nicht auf freundlichem Fuße. Obwohl Litta zum Gehorsam gegen den neuen Landesherrn, den König von Preußen, mahnte (333), wurde er nur als Privatmann, nicht als Nuntius in Warschau geduldet. Namentlich wollte man eine Untersuchung des päpstlichen Seminars in Braunsberg durch denselben nicht erlauben (547). Sonst galt als Grundsatz: Litta ist zu schonen. Diese glimpfliche Behandlung hatte er ohne Zweifel seiner Versicherung, daß er mit einer diplomatischen Sendung an den russischen Hof betraut sei, sodann aber auch dem Takt, den seine Briefe bekundeten, zu verdanken (471, 549). Von besonderem Interesse ist das Schreiben des Etatsministers Buchholtz an das auswärtige Departement, datirt Warschau den 7. April 1796. Er berichtet über eine Besprechung mit Nuntius Litta, worin dieser unter Hinweis auf den von Rom empfangenen Befehl die Stellung der preußischen Katholiken zum hl. Stuhl zur Erörterung brachte. Gewisse Beziehungen zu Rom seien unumgänglich nothwendig, sie bildeten einen Theil des Katholicismus. Für den Bereich des Gewissens (also das forum internum) beständen dieselben, indem die Katholiken von Westfalen und Halberstadt die Kölner Nuntien, die in Schlesien die Nuntien zu Wien oder Warschau, und die in Preußen den letztgenannten Nuntius um ihre Vermittlung angegangen. Im Auftrage des hl. Stuhles schlage er die Bestellung eines katholischen Vikars vor, welcher die Bestimmung habe, die Beziehungen der preußischen Katholiken zu Rom zu vermitteln (353). Der

Etats-Minister Hoym, dessen Gutachten erbeten wurde, äußerte sich dahin, daß ein solcher Generalvikar „wegen den nicht aufgeklärten Katholiken in Südpreußen höchst nöthig sei". Der „gemeine Pohle" sei „unaufgeklärt", „der reichere ist um so eifriger auf Dispensen, weil er sie bezahlen kann und gern das Geld gibt, um auf diesem bequemen Wege seine Sünden (!) los zu werden" (413). Der ganze Plan ist im Sande verlaufen.

Aus den Urkunden über das 1795 erworbene Neu-Ostpreußen seien diejenigen hervorgehoben, welche die Einziehung der Starosteien und der Kirchengüter (321), den großen Nutzen der letztern (590), das Verhalten der Beamten zur katholischen Bevölkerung und die Unterhandlungen mit Rom über die Errichtung von zwei griechisch-unirten Bisthümern (452, 569) betreffen.

Die Aktenstücke über den Westen des Staates erscheinen weniger zahlreich als in den voraufgegangenen Bänden. Zum Theil sind sie dem Anhang eingefügt, wo sie eine willkommene Ergänzung der voraufgegangenen Abtheilungen bilden. Dahin gehören die Klagen über Verletzung der im Vertrag von Utrecht 1713 übernommenen Freiheit der katholischen Religion in Geldern, über die Bestätigung des Abtes der Prämonstratenser in Hamborn am Niederrhein, sowie über die königliche Verleihung von Pfründen im Collegiatstift zu Kerpen bei Köln (665). Dagegen gehören dem Ausgang des 18. Jahrhunderts an bedeutende Aktenstücke über die Lage der Katholiken in Lingen. Hier wurde an der noch aus oranischen Zeiten stammenden, äußerst harten Bestimmung unter Anwendung von Gewalt festgehalten, nach welcher die Katholiken an protestantische Prediger und Lehrer eine Reihe von Leistungen in Naturalien und Geld darbringen mußten (273, 293). Um so unbilliger erscheint dieses Verfahren, als die Staatsregierung in Schlesien die Befreiung der Protestanten von solchen Abgaben an katholische Pfarrer durchsetzte (699). Für die Beurtheilung der Verhältnisse am Niederrhein bietet manches Material der Bericht des Regierungspräsidenten Rohr in Cleve an den Minister Wöllner vom 5. September 1794. Wie immer es sich mit der Berechtigung seiner Klagen über die Unwissenheit und Unsittlichkeit der niederrheinischen Geistlichkeit verhalten mag, sicher ist, daß

der Mangel an Aufsicht, welcher der Bestreitung des kurkölnischen Diöcesanrechtes am Niederrhein durch die Regierung entsprang, hier in Anschlag zu bringen ist. Und was die Ueberlassung der „katholischen Pastorate und Schullehrerstellen an den Meistbietenden" betrifft, so führt Rohr dieselbe auf die in irriger Rechtsauffassung begründete Praxis zurück, gemäß welcher „von Pastoraten und Schullehrerdiensten ein honorarium aerarium ecclesiasticum zu Verbesserung der schlecht besoldeten reformirten Prediger und Schullehrer gegeben werden müsse" (128).

Die Bedeutung der im Anhang mitgetheilten Urkunden gipfelt in den mit dem Emser Congreß befaßten Schreiben des Kurfürsten Karl Joseph von Erthal von Mainz, des Königs von Preußen und des Gesandten Lucchesini in Rom. Nachdem ich bei der Besprechung des sechsten Bandes (H.-p. Bl. Bd. 112, S. 39 ff.) gerade diesem Punkt besondere Aufmerksamkeit gewidmet, kann ich mich hier kurz fassen. Die neuen Dokumente, welche Lehmann spendet, können lediglich dazu dienen, dasjenige Maß von Achtung von dem Kur-Erzkanzler, welches man aus der Lektüre des sechsten Bandes sich herübergerettet, noch tiefer herabzudrücken. Friedrich Wilhelm II. wird vom Kurfürsten als Vermittler im Streit mit Rom angerufen. Der Monarch wirkt in diesem Sinne durch Lucchesini in Rom, läßt aber zugleich den Papst bitten, die Rechte der deutschen Erzbischöfe nicht zu schmälern, und gibt außerdem zu erkennen, daß dieser ganze Streit seine Interessen doch streng genommen nicht berühre (729). Anderseits spielt Karl Joseph von Erthal mit besten Kräften dem Papst gegenüber den Doppelzüngigen, welcher in Rom Versöhnung an den Tag legt, in Deutschland aber weiter agitirt. In einem französischen Briefe an den Etatsminister Hertzberg aus Aschaffenburg 22. August 1788 bemerkte Philipp Karl Graf von Alvensleben, der Mainzer Kurfürst spiele den Parteimann, nicht etwa die Rolle eines Kur-Erzkanzlers. „Man hat versprochen", fährt er fort, „die Dinge im status quo zu belassen, während dieser Zusage nichts mehr entgegensteht als die Anwendung der vom Kurfürsten von Mainz beliebten Mittel . . . Weder der Papst noch der Kaiser werden verabsäumen, den Beweis zu liefern, daß Doppelzüngigkeit in diesem Verfahren liegt" (732)

Hiermit bringen wir unsere Berichte über das siebenbändige Urkundenwerk von Lehmann zum Abschluß. Mit dem apostolischen Nuntius Bartolomeo Pacca in Köln kann man wohl zugeben (46), daß die preußischen Katholiken eines höheren Maßes von Duldung sich erfreuten als ihre Glaubensgenossen in manchen sogenannten katholischen Staaten, in welchen das System des Regalismus das Scepter führte. Daß ihnen volles Recht und gleiche Behandlung wie den evangelischen Mitbürgern zu Theil geworden, wird angesichts dieses mehr als anderthalb Jahrhunderte umschließenden Urkundenbuches Niemand behaupten können.

Die tiefgehenden politischen Bewegungen, die von Frankreich ihren Ausgang nahmen, der Umschwung der öffentlichen Meinung mit Bezug auf religiöse Duldung, die Ausbildung des Verkehrs und namentlich die Befreiungskriege und die Neuordnung der europäischen Staaten führten der Monarchie Preußen weitere lebenskräftige Elemente zu und verliehen ihr eine erhöhte Bedeutung unter den europäischen Mächten. Neue Verhandlungen zwischen dem Staatssekretär Cardinal Consalvi und dem preußischen Gesandten von Niebuhr hatten zum Ergebniß den Erlaß der Bulle De salute animarum vom 16. Juli 1821, auf welcher das nunmehr geltende Recht der katholischen Kirche Preußens beruht.

Aachen. Alfons Bellesheim.

---

## IV.

## Ein neuer Beitrag zur römischen Frage. [1])

Zur römischen Frage! Was ist da schon alles besprochen, berathen und beschlossen, untersucht und geschrieben worden! Und doch besteht die Frage immer noch und nimmt das Interesse des ganzen Erdkreises in Anspruch. Sie wird auch durch sprechen und rathen, durch beschließen und schreiben nicht gelöst werden. Es fragt sich ja nicht, auf welcher Seite das Recht ist, es braucht kein Besitztitel geprüft, es brauchen nicht Thatsachen constatirt zu werden; fraglich ist hier nur das Eine, wann und wie Gott das sichere Recht des Papstes wiederherstellen und den Raub am Kirchengute rächen wird. Aber wenn auch die endgiltige Lösung der römischen Frage menschlicher Berechnung und Macht sich entzieht, so sind doch die angedeuteten Bemühungen treuer Katholiken nicht nutzlos. Es ist gut, wenn dafür gesorgt wird, daß die an der Kirche verübten Gewaltthaten nicht der Vergessenheit anheimfallen, wenn die rechte Auffassung und Würdigung der Frage in immer weiteren Kreisen zur Geltung kommt; besonders aber ist es zu begrüßen, wenn katholische Forscher die Rechtsansprüche des Papstes zurückverfolgen bis zu ihren letzten Quellen, die in der Anordnung Christi, im Wesen der Kirche und des Primates liegen, und so nachweisen, wie es hier in der That um un=

[1]) Der apostolische Stuhl und Rom. Eine Untersuchung über die rechtliche Natur der Verbindung des Primates mit der Sedes Romana. Von Dr. Jos. Hollweck. Mainz, Kirchheim. 1895.

veräußerliche Rechte sich handelt und jeder Lösungsversuch, der diese Grundrechte nicht anerkennt, im vorhinein ausgeschlossen sein muß. Als ein Beitrag zur römischen Frage nach dieser letztgenannten Richtung stellt sich uns dar eine jüngst erschienene Schrift von Lycealprofessor Dr. Hollweck in Eichstätt: Der apostolische Stuhl und Rom.

Der Vorrede zufolge sollte die Untersuchung nicht bloß bestimmt sein für Theologen von Fach, sondern auch für Juristen und Politiker, überhaupt gebildete Laien, die ernstere Studien betreiben. Es mag darum nicht unangemessen erscheinen, daß auch in diesen Blättern speciell auf die Schrift aufmerksam gemacht wird. Der Gegenstand ist in der That, wie der Verfasser bemerkt, „auch über theologische Kreise hinaus von Interesse".

Der Bischof von Rom ist thatsächlich Nachfolger des hl. Petrus und als solcher jure divino Papst, Primas der Gesammtkirche; was von dem heutigen römischen Bischofe gilt, das hat von allen seinen Vorgängern gegolten bis hinauf zum hl. Linus. Darüber besteht Glaubensgewißheit. Muß aber derselbe Satz auch gelten von allen folgenden römischen Bischöfen? Könnte nicht einer der Nachfolger Petri auf dem römischen Stuhle Papst bleiben, aber aufhören römischer Bischof zu sein, sei es daß er überhaupt keinen Particular-Episkopat, sondern nur den Primat führen, oder daß er seine Primatialwürde auf einen anderen Bischofsstuhl und alle Nachfolger auf denselben übertragen wollte? Mit anderen Worten: Muß der Papst (jure divino) immer auch Bischof von Rom sein oder nicht? So präcisirt der Verfasser seine Frage. Sie verdient gewiß eine gründliche Untersuchung und muß unser volles Interesse in Anspruch nehmen, angesichts der gegenwärtigen Lage des hl. Stuhles und der wiederholt schon lautbar gewordenen Wünsche nach einem Verzicht des Papstes auf Rom und die Wahl einer ständigen neuen Residenz.

Der Lösung der Frage geht voraus ein Abschnitt über ihre bisherige Erörterung in der theologischen Wissenschaft. Er umfaßt etwas mehr als die Hälfte der ganzen Arbeit. Ist das nicht zuviel? Erklärt es sich vielleicht daraus, daß dieser Theil als Inauguraldissertation ausgearbeitet wurde? Wir möchten

das entschieden verneinen. Der Verfasser hielt diese „ausgedehnte Darlegung für nothwendig, um der Sache mehr auf den Grund zu kommen und um den eingeschlagenen Weg zur Lösung theils zu rechtfertigen, theils freier zu machen". Wer den Abschnitt aufmerksam liest, wird zugeben müssen, daß diese Anschauung vollauf berechtigt ist, und wird auch bestätigen, was weiter in der Vorrede bemerkt ist, daß diese Ausführungen für die theologische Erörterung des Primates überhaupt von Interesse seien. Wir wüßten nicht, wie wir eingehender und zugleich angenehmer über die Bedeutung unserer Frage, über Gründe und Gegengründe, Voraussetzungen und Consequenzen sollten unterrichtet werden können, als wenn eine solche Schaar geistig hoch stehender Männer (mehr als ein halbes Hundert) aus allen Jahrhunderten an uns vorüberzieht, deren jeder seine Auffassung der Frage entwickelt und begründet, während der Verfasser seines Interpretenamtes waltend bald in vorbereitenden Bemerkungen auf die Bedeutung eines neu eintretenden Zeugen aufmerksam macht, bald seine Aussagen uns verstehen lehrt durch einen Hinweis auf Zeit- oder Parteiströmungen, bald auch in kritischen Bemerkungen uns die Gründe prüfen läßt nach Herkunft und Gewicht. Und jeder Zeuge deponirt selbst seine eigene Anschauung, es sind nicht Angaben vom Hören-Sagen.

Wir glauben es dem Verfasser gerne, daß diese Enquête ihm schwere Arbeit kostete. Diese Wissenden sind oft schwer zu finden und man wird mehr als einmal auf den gewöhnlichen Auskunftsbureaus an eine falsche Adresse gewiesen. Wer sich das Suchen nicht verdrießen läßt, findet dann freilich auch manchmal um so bessere Auskunft, wie es dem Verfasser mit Mendoza erging. Vielleicht hätte mancher die Gruppirung der vorgeführten Theologen in Vertreter und Läugner einer göttlichrechtlichen Verbindung des Primates mit der Sedes Romana gewünscht; allein wenn nicht bloß Namen und Sätze angeführt, sondern auch historische, politische und persönliche Verhältnisse gewürdigt werden sollen als Mitursachen der angeführten Theorien und theilweise als Voraussetzungen für eine richtige Beurtheilung, dann muß doch der hier gewählten Behandlungsweise der Vorzug eingeräumt werden. Der ganze Entwicklungsgang, den die Erörterung unserer Frage nimmt von Jahrhundert

zu Jahrhundert, der Zusammenhang der Späteren mit den Früheren, der Kampf von Strömung und Gegenströmung: das alles kommt doch nur in einer historisch geordneten Darstellung so recht anschaulich zur Geltung. Das Resultat seiner historischen Untersuchung faßt der Autor selbst (S. 167) also zusammen: „Vom Anfang an, als die Frage auftauchte, haben alle Theologen, die sich durch treu kirchliche Gesinnung auszeichneten, an der Untrennbarkeit des Primates von der Sedes Romana festgehalten . . . Die Gegner dieser Ansicht waren fast ausnahmslos Gegner der Kirche überhaupt oder standen wenigstens mit den gegnerischen Kreisen in enger Fühlung. Als im 16. Jahrhundert Dominikus Soto, Bannez und Mendoza die Trennbarkeit des Primates vertraten und an der wissenschaftlichen Begründung der anderen Ansicht eine berechtigte Kritik übten, waren sie sich des Widerspruches, in den sie dadurch zur traditionellen Anschauung der Schule traten, so lebhaft bewußt, daß sie nur mit einer gewissen Schüchternheit und unter wiederholter Versicherung, sich dem Lehramte der Kirche im vorhinein zu unterwerfen, diese ihre Ansicht auszusprechen wagten. Noch merkwürdiger erscheint die fernere Thatsache, daß Bannez' und Mendoza's scharfsinnige Erörterungen, welche eine Reihe der gebräuchlichen Argumente für die Untrennbarkeit entkräftigten und geeignet waren, der Diskussion eine völlig neue Wendung zu geben, ohne durchschlagenden Erfolg blieben. Die überwiegende Mehrzahl der Autoren, und zwar sind die vorzüglichsten Namen der theologischen Wissenschaft darunter, blieben der alten Ansicht treu. Noch mehr, die Vertreter der Trennbarkeit verschwinden fast ganz; selbst als die traditionelle Ansicht durch die Kritik an der Pseudo-Isidoriana der kräftigsten Stütze, ja nach dem Stande der wissenschaftlichen Erörterung kann man fast sagen, der letzten Stütze beraubt wurde, blieb die Schule doch bei der Untrennbarkeit und suchte sie nun durch neue Argumente zu begründen". Ein zweites Urtheil des Verfassers selbst über die bisherige Erörterung der Frage findet sich im Vorwort dahin lautend, daß sie „keinen festen Boden für ein entschiedenes Ja oder Nein biete, und daß ein neuer Weg gesucht werden müsse, um zu einer sicheren Antwort zu gelangen".

In der That dürfte jeder Leser das Gefühl der Unsicherheit, welches der Verfasser hier andeutet, recht lebhaft bei der Lektüre dieses Abschnittes empfinden. Man möchte auch wiederholt fragen: Für welche Partei will der Verfasser eintreten? Manchmal sollte man meinen, er neige der Ansicht derer zu, die nur eine menschlich-rechtliche und darum trennbare Verbindung zwischen Primat und römischem Episcopat statuirt wissen wollen, und dann werden doch auch wieder ihre Gründe gleich denen der Gegner strenger Kritik unterzogen. Wozu dieses scheinbare Schwanken? Der 3. Abschnitt, der „Versuch einer Lösung der Frage“ gibt uns die Antwort. Die Lösung der Frage ist keine neue; hier steht der Verfasser ganz auf Seite der traditionellen Schulmeinung, wonach die „Verbindung des Primates mit der Sedes Romana eine für jede menschliche Gewalt unlösbare d. h. göttlich-rechtliche“ ist; aber die Begründung dieser Lösung soll eine neue sein und ist es in der That. Bisher hat man direkt mit einer Reihe von Argumenten aus Schrift, Tradition und Schule entweder die Untrennbarkeit oder die Trennbarkeit, resp. das Vorhandensein göttlichen oder menschlichen Rechtes nachzuweisen gesucht. Aber beides ist mehr oder minder mißlungen. Das wird vom Verfasser zur Genüge dargethan. Er selbst wählt darum den indirekten Weg der Beweisführung und zeigt, daß die Kirche jene Verbindung für eine untrennbare hält. Daraus ergibt sich als nothwendige Folgerung dann, daß es um eine göttliche Anordnung sich handelt.

Die Beweisquellen, aus denen der Verfasser eingehend seine Darlegung der kirchlichen Ueberzeugung ableitet, sind die Lehre der Väter, die Aussprüche der Päpste und Concilien, die Auffassung der Schule und des gläubigen Volkes. Aber haben denn nicht die früheren Vertreter einer unlösbaren Verbindung auf dieselben Argumente sich gestützt? Zum Theile wohl, aber sie haben zu viel daraus gefolgert; sie betrachteten als direkten Beweis göttlicher Institution, was zunächst nicht mehr als die traditionelle Anschauung der Kirche über die fragliche Verbindung verbürgt. Eben daraus, daß es sich nur um einen Nachweis der kirchlich-traditionellen Anschauung in unserer Frage zunächst handeln kann, leitet der Verfasser auch

mit vollem Rechte ab, daß man die Frage so lange als eine offene bezeichnen müsse, als die Kirche nicht selbst über den Inhalt ihrer Tradition entschieden hat. Allerdings will es hiezu etwas schwer sich fügen, wenn es am Schlusse (S. 189) heißt, daß „unter katholischen Theologen die Frage wohl als erledigt betrachtet werden“ dürfe. Aber wir wissen, der Herr Verfasser will damit eine etwaige Meinungsverschiedenheit nicht censuriren, sondern nur den hohen Grad theologischer Wahrscheinlichkeit betonen, der seiner Thesis zukommt und jede weitere Controverse mindestens als nutzlos erscheinen läßt. An den Beweis, daß die Verbindung des Primates mit der Sedes Romana als untrennbare von der Kirche aufgefaßt werde und darum göttlich-rechtlicher Natur sein müsse, schließt sich noch eine Untersuchung der Nebenfrage, wie wohl die Entstehung dieser Verbindung zu denken sei. Sie wird dahin beantwortet, daß Christus noch vor seiner Himmelfahrt den Apostelfürsten auf Rom hingewiesen und ihm die Gründung und Leitung jener Gemeinde befohlen habe. Den rechten Zeitpunkt für die Ausführung dieses Befehles habe Petrus durch besondere Erleuchtung erkannt, während in der Erscheinung des Heilandes, durch welche Petrus von einem Fluchtversuche aus Rom zurückgehalten wurde, eine Bestätigung der getroffenen Wahl gesehen werden dürfe.

Wenn der Verfasser im Vorworte das Interesse des Gegenstandes als Empfehlungsgrund für seine Schrift geltend macht, so sagen wir am Schlusse unserer Besprechung aus vollster Ueberzeugung: die Behandlung ist des Gegenstandes würdig. Diese Schrift verdient Beachtung auch über theologische Kreise hinaus. Der Monographien, die mit solcher quellenmäßiger Gründlichkeit historisch und kritisch ihren Gegenstand behandeln, besitzen wir noch nicht allzuviele. Die historischen Ausführungen des Verfassers über die bisherige Erörterung der Frage in der theologischen Wissenschaft sind von bleibendem Werthe. Was hier mühsam und mit großem Fleiße zusammengetragen ist, mag noch manchen Dogmatikern und Kanonisten, vielleicht auch Historikern, gute Dienste leisten. Daß der neue Weg, den der Verfasser in der Lösung der Frage, resp. in der Begründung seiner Lösung eingeschlagen, kein Irrweg sei, dürfte aus dem

oben Gesagten schon sich ergeben. Es wird so nicht zum Dogma gemacht, was noch nicht Dogma ist, es wird nicht bestritten, was für jedes gläubige Gefühl, möchte man sagen, sich von selbst versteht, es wird aber auch nicht auf Gründe gebaut, die vor strenger Prüfung nicht Stand halten; auf den unfehlbaren Glauben der Kirche gründet vielmehr der Verfasser seine Entscheidung. Die Kirche hat allezeit die Verbindung des Primates mit dem römischen Bischofsstuhle für eine unlösbare gehalten, also ist sie es auch wirklich, also ist sie auch nicht Menschen- sondern Gotteswerk. Darum werden auch Menschen Rom und das Papstthum nie zu trennen vermögen, und sollte auch irgendwelche Macht den Papst zwingen seine Stadt zu verlassen, er bleibt doch immer ihr Bischof und damit Primas der Kirche: Ubi Petrus ibi Roma.

Dr. C.

---

V.

## Wegen einer Monarchie für Frankreich.

Die Zeitgeschichte wird vielfach unter unseren Augen zu verdunkeln gesucht und falsch dargestellt. Aber es dauert nun doch gewöhnlich nur wenige Jahre bis zur Enthüllung des wahren Sachverhaltes durch Veröffentlichung der betreffenden Beweisstücke, der Aussagen von Zeugen und Theilnehmern an den Ereignissen. So jetzt bezüglich der politischen Vorgänge in Frankreich seit 1870.

Im „Figaro" (18. Mai d. Js.) gibt Antonin Proust, ein Freund der Gambetta, Thiers u. s. w. seine Erinnerungen bekannt: „Die Nationalversammlung", erzählt er, „trennte sich am 17. Februar. Am 28. trat sie wieder zusammen, um die Botschaft von Thiers und den am 20. zu Versailles verhandelten Friedensvertrag entgegenzunehmen. Am 1. März trat Gambetta mit den 28 Abgeordneten der abgetretenen Provinzen aus der Nationalversammlung aus. Thiers war der

Meinung, die Anwesenheit Gambetta's in Frankreich könnte ein Hinderniß der weiteren Verhandlungen sein. Er ließ mich am 2. März morgens zu Jules Favre rufen. Sein erstes Wort war, er übernehme die ausdrückliche Verpflichtung, die Republik aufrecht zu erhalten, aber er erwarte von der Vaterlandsliebe Gambetta's, daß er einige Zeit sich außerhalb Frankreichs begebe. Ich theilte dieß Gambetta mit, welcher bloß sagte, er wolle vorab nach Cahors zu den Seinigen sich begeben". Am 10. schrieb er aus Bordeaux, er gehe auf einige Wochen nach San Sebastian, wobei er Proust ermahnte, die „besprochene Untersuchung über die Absichten der Regierung" emsig fortzusetzen.

Gambetta mißtraute also Thiers immer noch. Die Gesinnungen und Absichten der souveränen Nationalversammlung kümmerten ihn gar nicht und flößten ihm keinerlei Besorgniß ein. Er zählte nur mit der von dieser monarchischen Versammlung eingesetzten Regierung, mit seinem Freunde Thiers an der Spitze, welcher mit unbegrenzten Vollmachten ausgestattet war. Thiers hatte der Nationalversammlung die Neuherstellung der Monarchie zugesagt, nur einen durch die Umstände gebotenen Aufschub verlangt, welchen er durch das geschickt erfundene Wort „organisons d'abord, nous constituerons ensuite" begründete. Also erst Staatseinrichtungen, dann Staatsreform! Und auf diesen falschen Köder hatten die Monarchisten angebissen! Man würde einen solchen Mangel an politischem Verständniß nicht für möglich halten, wenn es nicht schwarz auf weiß vor uns läge. Thiers war ein viel zu geriebener Politiker, um nicht auch zu wissen, daß, wenn die Nationalversammlung zuerst die Monarchie herstelle, der König unzweifelhaft eine Milderung der Friedensbedingungen erlangt haben würde. Die Republik, welche freilich für ihn vorderhand die persönliche Alleinherrschaft über Frankreich bedeutete, lag aber ihm, gleich Gambetta, mehr am Herzen als bessere Friedensbedingungen. Er war daher ganz in seiner Rolle, und die Doppelzüngigkeit gehörte von jeher zu den beliebten Mitteln der Politiker seines Schlages. So brachte er in ganz eigenmächtiger Weise die Republik zu Stande, verkündete dieselbe, ohne sich um die Nationalversammlung zu kümmern.

Nachdem sie 1871 sich in dieser Weise durch Thiers hatten übertölpeln lassen, verfehlten die Monarchisten auch 1873 ihren Versuch, den Thron wieder aufzurichten. Im Grunde hat dabei der Graf von Chambord sozusagen mit Kanonen nach Spatzen geschossen, als er wegen eines den zuständigen Gewalten ferneliegenden Mißverständnisses seinen Salzburger Brief vom 27. Oktober schrieb. Mit der Nationalversammlung und deren Ausschuß war Alles im Reinen, die Fahnenfrage erledigt, nämlich vorbehalten. Aber eine Anzahl Blätter hatte sich beeilt, hierauf zu behaupten, der Graf habe die weiße Fahne aufgegeben. Gegen diese Folgerung erließ der Graf seinen Brief, der also an sich nur eine Berichtigung war, die ebensogut ein paar Tage später hätte eintreten können, für diejenigen aber, welche sich an den Wortlaut des über die Monarchie der Nationalversammlung vorzulegenden Gesetzes hielten, ganz müßig war. Auch dachte der Graf gar nicht, daß diese seine Erklärung als eine Absage aufgefaßt werden könnte. Auf den verhängnißvollen Brief hin war davon die Rede, den Prinzen von Joinville zum Reichsverweser einzuziehen; und erst als der Prinz ausdrücklich abgelehnt hatte, wurde das sogenannte Septennat unter Mac Mahon eingesetzt.

Diese letzteren Aufschlüsse sind den kürzlich erschienenen „Erinnerungen" des Marquis de Dreux-Brézé entnommen, welcher Jahrzehnte hindurch Vertrauter und Vertreter des Grafen Chambord gewesen war. Target, das Haupt der am weitesten nach links reichenden Monarchistengruppe der Nationalversammlung, bestätigt dieselben („Gaulois" 22. Mai). Der Sachverhalt wird auch von anderen Seiten zugegeben. Indeß bringt das Buch des Marquis noch eine viel wichtigere Enthüllung.

Im Jahre 1880 ging ihn der Nuntius, Msgr. Czacky, im Auftrage des Papstes an, mit dem Herzog von Blacas den Grafen von Chambord zu bestimmen, auf die Monarchie zu verzichten, und dadurch den Beitritt der Monarchisten zur Republik zu ermöglichen, um auf diese Weise die schweren Verfolgungen von der Kirche abzuwenden. Beide antworteten, einen solchen Auftrag bei dem Grafen nicht übernehmen zu können, da sie zu gut von dessen Gesinnungen unterrichtet seien.

Der Graf hat denn auch eine solche Zumuthung gar nicht an sich herankommen lassen, so ergeben er auch in jeder Hinsicht dem hl. Stuhle war.

Er starb einige Jahre nachher (1883). Der Papst aber wartete bis 1890, wo der Cardinal Lavigerie zu Algier den Beitritt zur Republik empfahl. Gleich darauf hat dann Leo XIII in mehreren Schreiben ausdrücklich die Katholiken angewiesen, der Republik beizutreten und die bestehende Staatsform rückhaltlos anzuerkennen, um die Sache der Kirche um so besser vertheidigen zu können. Es ist schon genugsam dargethan worden, daß die meisten der Republik beigetretenen Monarchisten gerade dem vom hl. Vater vorgezeichneten Zweck am wenigsten entsprochen. Trotz dieser ihrer zu weit gehenden Nachgiebigkeit, die oft zur Verläugnung der Kirche wird, haben die „Beigetretenen“ nicht vermocht, eine einzige feindliche Maßnahme fernzuhalten. Das Gesetz über die Zuwachssteuer ist vielmehr der Beweis, daß der Culturkampf immer schärfer geführt wird.

Zwischen 1880 und 1890 haben die Monarchisten einen neuen vergeblichen Versuch gemacht, nach Oben zu kommen. 1885 war ihr Wahlerfolg derart, daß eine Verschiebung von wenigen hunderttausend Stimmen ihnen die Mehrheit im Parlament verschafft haben würde, obgleich sie nur mit halber Kraft gekämpft hatten. Statt nun das Versäumte nachzuholen, um 1889 mit voller Rüstung auf der Wahlstatt zu erscheinen, ließen sie sich auf das doch gar zu einfältige Abenteuer mit Boulanger ein. Eine schwere Niederlage und eine, wenigstens theilweise Zerrüttung der Partei war die Folge.

Die Monarchisten haben also dreimal (1871, 1873 und 1889) ihre Ziele verfehlt, sich als unfähig erwiesen, die höchste Gewalt zu erlangen und den Thron aufzurichten. Die Probe ist demnach gemacht. Man mag sagen, was man will, die Unredlichkeit der Gegner, denen alle Mittel recht sind, in Rechnung bringen, das Schlußergebniß wird dadurch nicht geändert. Das Ungeschick, oder wie man es nennen will, ist nun einmal nicht abzuläugnen und muß mit allen seinen Folgen hingenommen werden. Die Monarchisten hätten gewiß ein besseres Schicksal verdient; der Graf von Chambord wie der Graf von Paris würden sicher als Könige von Frankreich nach Kräften und

Verhältnissen die Kirche gefördert haben, nicht bloß im Lande selbst; aber würden sie sich auch von den Ueberlieferungen ihres Geschlechtes haben losmachen können, welche ein französischer Diplomat vor einigen Monaten also zusammengefaßt hat: Seit der Thronbesteigung der Bourbonen (sogar schon unter den Valois) wurde die gesammte französische Politik von Einem Zweck beherrscht: „den Rhein zu erlangen."

Es sind nun schon fast einhundert Jahre, daß der französischen Politik die Rheingrenze unverrückbar als Ziel vorschwebt. Erreicht hat sie dasselbe nicht, wohl aber die Vernichtung des römisch-deutschen Kaiserthums. Alle Mittel sind zur Erreichung des Zieles recht gewesen. Frankreich hat sich mit Protestanten und Türken gegen das weltliche Haupt der Christenheit verbunden, den Treubruch der (namentlich deutschen) Fürsten gefördert und ausgebeutet, die Christenheit dadurch tief geschädigt. Dank dieser Politik wurden die Türken in Europa zu einer Macht, und es dem Kaiser unmöglich gemacht, sie vom europäischen Boden zu vertreiben. Dank dieser Politik sind Rußland und Preußen zu Großmächten geworden. Aber als letzte Frucht ist daraus das preußisch-deutsche Kaiserreich entstanden, welches Frankreich deutsche Länder entrissen hat, deren Bewohner sich schon ganz mit ihm verschmolzen hatten, und gegen welches Frankreich kaum noch etwas vermag.

Zu dieser Politik gehörte aber auch der Gallikanismus mit den berüchtigten vier Artikeln von 1682, welche auch noch eine andere Frucht reifen halfen: das Blutgerüst, auf welches Ludwig XVI. steigen mußte. Von da bis 1870 ist die auf den Rhein zielende Politik Frankreichs weiter verfolgt worden, sie spukt noch heute in den meisten Köpfen. Aber der königliche Thron hat sich nicht wieder zu befestigen vermocht. Das Werk der Könige, das geeinigte Frankreich mit seinem scharf ausgeprägten Charakter und seiner gleichen auswärtigen Politik ist geblieben, aber die Könige sind weg, man braucht sie nicht mehr. Nachdem das römisch-deutsche Reich durch Frankreich vernichtet ward, ist auch das französische Königthum dem Untergang verfallen. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, möchte man hier ausrufen.

Indem er den Katholiken den Beitritt zur Republik an-

empfahl, ja zur Pflicht machte, hat der Papst, man möchte sagen, nur ein schon gesprochenes Urtheil bestätigt, eine vollbrachte Thatsache anerkannt. Der Papst hatte die Frankenfürsten erst durch die Anerkennung und Krönung zu wirklichen Königen gemacht, ihre Gewalt gefestigt, ihr Recht geheiligt. Der Papst hat nun auch den Untergang dieser Gewalt, dieses Rechtes bestätigt und amtlich festgestellt. Deutschland hat alle Ursache, sich über die päpstliche Politik nicht zu beklagen. Die Entfernung der Bourbonen vom französischen Thron mindert unzweifelhaft die Gefahr einer Fortsetzung der französischen Rheinpolitik. Die anderen Regierungen stehen freilich auch noch im Banne derselben, aber sie sind doch, besonders was die Republik betrifft, viel unabhängiger davon. Die Nothwendigkeit einer Ausdehnung nach dem Rhein ist für sie nicht so groß, als für einen Bourbonischen König.

Die Herrscher seit 1789 haben die innere Politik umgekehrt, gerade die jetzige Republik hat Bedeutendes hierin geleistet. Eine Umwandlung der auswärtigen Politik läuft da ganz auf gleicher Linie, ist auch schon theilweise eingetreten, wenn auch nicht für immer und von Allen angenommen. Seit es nicht mehr nach dem Rhein trachten kann, hat Frankreich sich ein riesiges außereuropäisches Reich geschaffen, wozu es durch seine Lage am Mittelmeer besonders befähigt erscheint. Die auswärtigen Besitzungen bringen noch nicht viel ein, bedürfen erst noch langer Anstrengungen, um wirklich nutzbar zu werden. Aber das kann ja Alles noch werden.

Der Zukunft ist dadurch allerdings noch nicht vorgebaut. Die Republik hat sich nun seit fünfundzwanzig Jahren gehalten, kann sich also auch länger hinschleppen. An ihre sichere Dauer glauben selbst ihre eifrigsten Jünger nicht recht. Sie wissen zu wohl, daß sie das Volk nur ausbeuten, keine ihrer Verheißungen erfüllt haben. Bei jedem größeren Ereigniß, namentlich bei den Präsidentenkrisen, werden wieder Befürchtungen ob des drohenden Umsturzes laut. Erinnerte doch erst jüngst gelegentlich der Wahl des Budgetausschusses ein radikales Blatt daran, daß vor einem Jahrhundert die Revolution durch die zerrütteten Finanzverhältnisse hervorgerufen wurde; die jetzige

heillose Lage des Staatshaushaltes führe daher nothwendig zu einem Umsturz.

Aber ein solcher braucht nicht nothwendig zur Wiederberufung der Bourbonen zu führen. Und selbst wenn dies der Fall sein sollte, so bliebe doch die Hauptsache bei dem Eingreifen des Papstes in die inneren Verhältnisse Frankreichs bestehen: nämlich die Bethätigung des Rechtes des hl. Stuhles, den Katholiken politischen Rath zu ertheilen, ein Recht, welches von keinem Herrschergeschlecht hartnäckiger geläugnet wurde, als von den Bourbonen. Die dritte Republik hat mit dieser Politik aufgeräumt, indem sie mehrfach den hl. Vater veranlaßt hat, den Bischöfen und den Katholiken politische Weisungen zu ertheilen. Jede andere Regierung würde nun dasselbe zu thun sich veranlaßt sehen. Das Wichtigste war nicht die Weisung, der Republik beizutreten, sondern das Eingreifen des Papstes an sich.

Joseph de Maistre sagte in Beziehung auf die 1789 verkündeten Menschenrechte: „1889 werden die Rechte Gottes verkündet werden." Die Rechte Gottes sind die Rechte der Kirche, des Papstes. Wir erleben in unseren Tagen, was wir vor wenigen Jahrzehnten nicht geträumt hätten: die Anerkennung einer Obergewalt des Papstes. Die zwei maßgebenden Reiche Europas, Deutschland und Frankreich, haben den Papst zum Eingreifen in ihre Politik veranlaßt. Nichts hat einen gewaltigeren Eindruck in der außerdeutschen Welt, besonders in Frankreich, hervorgebracht, als daß Bismarck auf der Höhe seiner Macht sich genöthigt sah, den Papst um sein Eingreifen in die deutschen Verhältnisse anzugehen.

---

## VI.

# Zeitläufe.

Das Reich im „neuen Dreibund“ für Ostasien und der Friedens-Vertrag von Simonoseki. II.

Zur Eröffnungsfeier des Nordostsee-Kanals.

Es wird großartig werden das Fest bei Kiel. Ganz Europa ist mit seinen Schiffen dabei vertreten, und das Reich hat für die Kosten der Festlichkeit trotz des „herrschenden Nothstandes“ 1,700,000 Mark bewilligt. Vor wenig mehr als einem Vierteljahrhundert hat unter ähnlichen Feierlichkeiten die Eröffnung des Suez-Kanals stattgefunden, wobei der splendide Vicekönig Ismail Pascha seinen Bankerot vervollständigte. Allerdings reicht die Bedeutung des Nordostsee-Kanals an die des Suez-Kanals nicht heran. Dieser ist das neutrale Weltthor, durch welches alle Völker der zwei dunkeln Welttheile, insbesondere Ostasiens, uns näher gebracht wurden, während jener hauptsächlich dem Verkehr Nordeuropa's dient, für den Kriegsfall aber Preußen den Schlüssel in der Tasche hat.

Als ein deutsches Kriegsschiff an der Spitze der Flotten durch den neuen Kanal von Suez fuhr, da glaubte alle Welt, in dem Wunderwerk der Technik die Bürgschaft für eine lange Aera des europäischen Friedens erblicken zu dürfen. Aber acht Monate später hatte der Kanzler des Norddeutschen Bundes die ihn keineswegs überraschende französische Kriegserklärung in der Hand. Seitdem sind die Zustände in ganz

Europa, und nicht am wenigsten im neuen Deutschen Reich, wirthschaftlich und gesellschaftlich so hoch bedenklich geworden, daß man den Anbruch neuer Kriegszeiten für unmöglich halten sollte. Aber sonderbarer Weise, gerade jetzt, wo die Kieler-Feier ein neues europäisches Concert darstellen sollte, sind die ausschlaggebenden Mächte unter sich wieder verstimmter, als seit lange. Und während die Salonwagen für die deutschen Fürstlichkeiten zur Abreise bereits fertig gestellt wurden, andererseits ein stattlicher Theil der deutschen Flotte im Dienste des „neuen Dreibunds“ nach Ostasien verschickt ist, fehlt aus Berlin jede bestimmte Nachricht über den Verlauf der Dinge, die den „neuen Dreibund“ begleitet haben:

„Es kann kein Zweifel sein, Deutschland ist aus diesem ‚Dreibunde ad hoc‘ ausgeschieden. Wie es in denselben hineingekommen, kann man sich ziemlich deutlich vorstellen, aus welchen Gründen es sich von ihm getrennt hat; das ist es, was einstweilen vollständig im Dunkel bleibt. Diejenigen, welche von der Vortheilhaftigkeit unserer Theilnahme an dem Vorgehen gegen Japan nicht ohne Weiteres überzeugt waren, hofften doch großentheils auf eine wesentliche Besserung unserer Beziehungen zu Rußland, ja hielten dies für die Hauptsache Ist diese Hoffnung nun erfüllt? Vorläufig erscheint nur das Verhältniß zwischen Rußland und Frankreich intimer als je. Wie dies Alles so gekommen, dafür fehlen der Oeffentlichkeit, wie gesagt, zunächst alle Anhaltspunkte. Nur die Eine Empfindung hat man, daß die harmlose Sicherheit, mit der man sich im deutschen Publikum an die europäische Lage zu denken oder vielmehr nicht zu denken gewöhnt hat, recht wenig am Platze ist.“ [1])

Ja wohl! Auch der Reichstag hat sich abermals nicht zu der vielfach erwarteten Anfrage aufzuschwingen getraut. Er war freilich schon nach Hause geschickt, als die überraschende Nachricht auftauchte, daß Rußland den Chinesen

1) Berliner Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung“ vom 6. Juni d. Js.

dem Inselreich als neuem politischen Weltfaktor rechnen müßte. Andererseits sollte auch ein damals viel besprochenes Schutz- und Trutzbündniß zwischen den zwei Mächten verhindert werden, wodurch die ganze commercielle Oberherrschaft am gelben Meere, sowie die Gelegenheit zur militärischen Drillung des riesigen Menschenmaterials im „himmlischen Reiche“ in die Hände Japans gefallen wäre. In ersterer Beziehung äußerte auch der von der englischen Regierung in Ostasien mehrfach als Diplomat verwendete Geograph Colquhoun seine Befürchtungen: „Einen Punkt darf man nicht, was den Krieg selbst anbetrifft, außer Acht lassen, mag derselbe sich nun in die Länge ziehen, oder mag bald Friede geschlossen werden: nämlich die Möglichkeit einer ungeheuren Volkserhebung in China, welche den Sturz der Mandschu-Dynastie zur Folge haben würde. Die Dynastie ist fremdländisch. Dann würde das Land in unermeßliche Wirren gerathen. Das ist nicht unwahrscheinlich. Die Centralregierung hat keine Macht, Vaterlandsliebe kennen die Chinesen nicht und die Beamtenwelt ist bis zum Aeußersten bestechlich. Möglich, daß die Einnahme Pekings oder Mukdens das Zeichen zur allgemeinen Erhebung gegen die Dynastie gibt. Die Mandschu's sind eine reine Handvoll Fremdlinge in China. Sie haben ihre Landsleute nicht einmal auf hohe Posten setzen können, da in China stets die Prüfungen entscheiden und in diesen die Chinesen immer siegen. Bricht eine große Gährung aus, so wird sich der Sturz der Dynastie automatisch vollziehen.“ [1]) Zur selben Zeit wurde über eine zu Scheffield gehaltene Rede des englischen Premierministers berichtet:

„Man könne, so meinte er, den dortigen Krieg verschieden beurtheilen. Im Allgemeinen werde man in ihm eine interessante Episode erblicken, einen eigenartigen Conflikt zwischen uralter und moderner Gesittung, dem man ruhig seinen Lauf lassen dürfe. Für England aber bedeute er weit mehr, das brittische

---

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 17. Sept. 1894.

Präsidenten der Republik wurde von der russischen Botschaft der höchste russische Orden überbracht, die Kette des Andreas-Ordens, mit welchem alle anderen russischen Decorationen verbunden sind. Die zur Fahrt nach Kiel bestimmten französischen Schiffe waren auch angewiesen, an einem Punkte der Ostsee die Begegnung der russischen Schiffe abzuwarten, und in Einer Linie, Bord an Bord, fuhren die Franzosen und die Russen, sozusagen Arm in Arm wie Verlobte, im Kieler Hafen ein. So hatte sich der deutsche Kaiser die Annahme seiner Einladung schwerlich vorgestellt.

Es ist auch nicht wahr, daß man in Berlin den Franzosen zum Anschluß an das russische Vorgehen in Ostasien zuvorgekommen sei. In Frankreich konnte man sich das „Wettkriechen" ersparen; da war Alles schon im Reinen. Warum nicht auch im Reich? Die Aufklärung ist aus Friedrichsruh gekommen. Unter Caprivi sei die Pflege des „zweiten, russischen, Stranges auf dem Bogen" so sehr vernachlässigt worden, daß das Schwergewicht im alten Dreibund „von Berlin nach Wien hinübergeglitten" sei.[1] Den Fehler gutzumachen galt es schon damals, als man sich in Berlin an die Spitze der Mächte stellte, welche den Antrag Englands auf gemeinsame Vermittlung zwischen China und Japan im ersten Stadium des furchtbaren Krieges zurückwiesen. Für Rußland hätte das nicht gepaßt. Es kommt ja jetzt bereits an den Tag, was man dort am gelben Meere gewinnen wollte, und dazu mußte China erst ganz mürbe gemacht und auch die Macht Japans erschöpft werden.

Der englischen Stellungnahme hätten sich alle Mächte, mit Ausnahme Rußlands, anschließen können. Einerseits sollte China durch ein gemeinsames Einschreiten vor einer Katastrophe bewahrt werden, wodurch Japan zu solcher Macht und Größe heranwachsen könnte, daß Europa künftig mit

1) Aus den „Hamburger Nachrichten" in der Berliner „Kreuzzeitung" vom 20. Mai d. Js.

dem Inselreich als neuem politischen Weltfaktor rechnen müßte. Andererseits sollte auch ein damals viel besprochenes Schutz- und Trutzbündniß zwischen den zwei Mächten verhindert werden, wodurch die ganze commercielle Oberherrschaft am gelben Meere, sowie die Gelegenheit zur militärischen Drillung des riesigen Menschenmaterials im „himmlischen Reiche“ in die Hände Japans gefallen wäre. In ersterer Beziehung äußerte auch der von der englischen Regierung in Ostasien mehrfach als Diplomat verwendete Geograph Colquhoun seine Befürchtungen: „Einen Punkt darf man nicht, was den Krieg selbst anbetrifft, außer Acht lassen, mag derselbe sich nun in die Länge ziehen, oder mag bald Friede geschlossen werden: nämlich die Möglichkeit einer ungeheuren Volkserhebung in China, welche den Sturz der Mandschu-Dynastie zur Folge haben würde. Die Dynastie ist fremdländisch. Dann würde das Land in unermeßliche Wirren gerathen. Das ist nicht unwahrscheinlich. Die Centralregierung hat keine Macht, Vaterlandsliebe kennen die Chinesen nicht und die Beamtenwelt ist bis zum Aeußersten bestechlich. Möglich, daß die Einnahme Pekings oder Mukdens das Zeichen zur allgemeinen Erhebung gegen die Dynastie gibt. Die Mandschu's sind eine reine Handvoll Fremdlinge in China. Sie haben ihre Landsleute nicht einmal auf hohe Posten setzen können, da in China stets die Prüfungen entscheiden und in diesen die Chinesen immer siegen. Bricht eine große Gährung aus, so wird sich der Sturz der Dynastie automatisch vollziehen.“ [1]) Zur selben Zeit wurde über eine zu Sheffield gehaltene Rede des englischen Premierministers berichtet:

„Man könne, so meinte er, den dortigen Krieg verschieden beurtheilen. Im Allgemeinen werde man in ihm eine interessante Episode erblicken, einen eigenartigen Conflikt zwischen uralter und moderner Gesittung, dem man ruhig seinen Lauf lassen dürfe. Für England aber bedeute er weit mehr, das brittische

---

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 17. Sept. 1894.

Interesse sei dabei so stark engagirt, daß es für den Leiter der englischen Politik nicht eben leicht sei, ja so gut wie ausgeschlossen erscheine, sich nur an das Princip des laisser faire zu halten. Er, Lord Rosebery, könne keineswegs mit Gleichmuth zuschauen, wenn etwa die Centralregierung China's von einem muthig und erfolgreich vorgehenden Eroberer plötzlich gestürzt würde. Ein China ohne Haupt, ohne Regierung würde ein Chaos, so schrecklich und verderblich, wie es die Welt noch nie gesehen habe. Ein geistig reich begabtes, aber halbbarbarisches und grausames Volk, das nicht nach Millionen, sondern nach Hunderten von Millionen zähle, werde, sobald seine Leidenschaften einmal entfesselt seien, befreit von der starken Controle der Regierung in Peking, entsetzliche Dinge anrichten. Die europäischen Großmächte würden dann jedenfalls sehr bald Maßregeln zu ihrem eigenen Schutze treffen müssen, damit nicht eine Menge gefährlicher Elemente die Welt überschwemme. Von der Gefahr, die alsdann jedem in China lebenden Christen und Europäer drohe, wolle er gar nicht reden. Der Sturz der chinesischen Regierung wäre die allergrößte Gefahr für die asiatische Gesittung. Vor nicht langer Zeit, kurz nach dem ersten Siege der Japaner, habe die brittische Regierung von höchster und autoritativster Stelle die Mittheilung erhalten, daß China Japan ehrenhafte Friedensbedingungen bewilligen wolle, mehr als Japan selbst beim Beginn des Krieges gefordert habe. Eine solche Nachricht habe nun die brittische Regierung doch nicht einfach in die Tasche stecken dürfen. Sie habe es für ihre Pflicht gehalten, den europäischen Regierungen und der Regierung der Vereinigten Staaten davon Kenntniß zu geben und sie um ihre Ansicht zu befragen."[1])

Von Nordamerika war im weiteren Verlauf wenig die Rede, schließlich aber stellte es sich auf die Seite Englands. Es wollte ebenso wenig an der vom neuen Dreibund unter russischem Commando betriebenen Ausübung eines Zwangs

1) Londoner Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 30. Oktober 1894.

zur Umgestaltung des Friedensvertrags von Simonoseki theilnehmen, aber es schloß sich dem guten Rathe für Japan an, den Widerstand aufzugeben. Ueber die Gründe, welche England leiteten, es mit Japan nicht verderben zu wollen, äußerten die Londoner „Times“: „Wenn Japan sich besondere commercielle Vortheile ausbedungen hätte, so würde das die Lage natürlich ändern; das ist aber nicht geschehen und auch weiterhin gar nicht zu befürchten; Japan verlangt für sich nur die gleiche Behandlung mit den meistbegünstigten Mächten.“[1]) Auf diesem Standpunkt bethätigte sich auch die nordamerikanische Union in der Verhandlung mit Japan, und in Rußland nahm man keinen Anstand zuzugestehen, daß der unblutige Sieg des neuen Dreibunds ebenso auch Nordamerika zu verdanken sei, „da angenommen werden dürfe, daß sich Japan bei seinen Entschlüssen von den Vorschlägen Englands und der Union habe leiten lassen“.[2]) Uebrigens wird Angesichts der „Weltmarkts-Umwälzung“, mit der das alte Europa von nun an bedroht zu werden beginnt, von Nordamerika noch viel die Rede seyn; denn es will mit den beiden asiatischen Mächten, und zwar nicht nur in commercieller Beziehung, Hand in Hand gehen:

„Die Vereinigten Staaten von Nordamerika gehen darauf aus, sich zunächst mit den ostasiatischen Staaten zu einer gemeinsamen pacifischen Politik zu verbinden, den europäischen Einfluß in Ostasien zurückzudrängen, gewissermaßen die Monroe-Doktrin auf die asiatische Küste des Stillen Oceans auszudehnen. Die Einwanderung der Nordamerikaner ist stärker, als aus allen europäischen Staaten, die Zahl der Nordamerikaner in Japan steht jetzt schon derjenigen der früher weit überwiegenden Engländer gleich. Von der Ausfuhr Japans, die im Jahre 1891 236 Millionen Mark betrug, gingen für 39,5 Millionen nach Nordamerika. Der europäische Einfluß auf Schulen und

1) Münchener „Allgem. Zeitung“ vom 27. April d. Js.
2) Aus den Petersburger „Nowosti“ s. Wiener „Vaterland“ vom 21. Mai d. Js.

Zeitungswesen ist nach und nach fast ganz dem nordamerikanischen gewichen. Die Vereinigten Staaten liegen außerdem Japan und China viel näher als Europa; die Dampfer erreichen von San Francisco aus Yokohama in 16, Hongkong in 25 Tagen. Europäische Dampfer brauchen die 3 bis 4 fache Zeit. Ueberdies finden die amerikanischen Bestrebungen besonders bei den Japanern volles Entgegenkommen. Der Gedanke eines Zusammenschlusses der östlichen und westlichen pacifischen Staaten, um die europäische Uebermacht von dort zurückzudrängen, ist schon wiederholt von nordamerikanischen Staatsmännern ausgesprochen und in Peking, wie in Tokio wohlgefällig aufgenommen worden."[1])

Wie sieht es dagegen in dem alten Europa aus! „Immerhin ist es keine erfreuliche Erscheinung, daß das ‚europäische Concert' in der letzten Zeit fast bei jeder Gelegenheit in eine Disharmonie ausklingt. Neben dem alten Dreibunde, von dessen Thätigkeit in internationalen Fragen wenig mehr zu spüren ist, sehen wir jetzt zwei neue Dreibünde auftreten, von denen der Eine (Rußland, Deutschland und Frankreich) in Ostasien in unverkennbarem Gegensatze zu England vorgeht, während der andere (Rußland, England und Frankreich) bei seiner Aktion zur Verbesserung des Looses der Einwohner der armenischen Provinzen der Türkei wenigstens auf die Sympathien der übrigen Mächte rechnen kann. Läßt sich das gesonderte Vorgehen dreier Mächte in Ostasien durch die besonderen Interessen derselben und den Mangel einer vertragsmäßigen Grundlage entschuldigen, so trifft dies doch in Betreff Armeniens nicht zu, wo alle Unterzeichner des Berliner Vertrages das Recht und die Pflicht haben, die Pforte zur Durchführung der von ihr längst versprochenen Reformen anzuhalten."[2]) Gerade da hätte das deutsche Reich pflichtgemäß mitthun sollen. Aber in diesem allernächsten Orient hat es ja nach Bismarck'scher Weisung „kein

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 25. April d. Js.
2) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 19. Mai d. Js.

Interesse", weil man da Rußland vor den Kopf stoßen könnte. Bloß diesem zu Gefallen ist man mit nach Ostasien gegangen, und der erhoffte Zweck ist offenbar nicht erreicht. Was läßt sich denn nun abläugnen an dem socialdemokratischen Hohn?

„Das Fiasko ‚der Vereinigten Staaten von Europa' schreit so laut zum Himmel, daß selbst die officiösen Soldschreiber mit ihrer Beschönigungs-Litanei verstummt sind. Das Gerede von den gemeinsamen Interessen Europa's, mit denen die famose Aktion begründet ward, ist durch die Russen, die in Ostasien cynisch-brutal ihre Eroberungspolitik proklamirt haben, auf's gründlichste Lügen gestraft worden. Die Russen wollen den Stillen Ocean zu einem ‚russischen See' machen, und die Deutschen und Franzosen, die so naiv waren, ihnen Heerfolge zu leisten, mögen sehen, wo sie bleiben. Die Franzosen haben in ihrer Blamage wenigstens noch den Trost, daß sie sagen können, sie seien durch ihre Stellung in Tonkin zu der Donquixoterei veranlaßt worden. Allein die deutsche Regierung, was zum Kuckuck hatte sie in der russischen Galeere zu suchen? Und so ist denn die deutsche Regierung außer der Blamage noch obendrein lächerlich geworden, was übrigens nicht viel auf sich hätte, wenn nicht die deutsche Industrie diese Donquixoterei mit dem Verlust des japanischen Marktes zu bezahlen hätte. Das ist keine Befürchtung, das ist schon Wirklichkeit. Während die deutsche Regierung der russischen die Kastanien aus dem Feuer holte, und sich die Führung des großen Kreuzzuges nach Ostasien erträumte, bemächtigten die praktischen Engländer und Amerikaner sich der deutschen Kundschaft in Japan — und das ist ein Schaden, der nie wieder gut zu machen ist." [1])

Als Grund der Theilnahme an dem ostasiatischen Einschreiten ist von der regierungsfreundlichen Presse angegeben worden: es müsse verhütet werden, daß bei der Wiederherstellung des Friedens den industriellen und commerciellen

---

1) Berliner „Vorwärts" vom 30. Mai d. Js.

Interessen Deutschlands nicht Abbruch geschehe, und durch die dem Besiegten vom Sieger auferlegten Bedingungen nicht Verhältnisse geschaffen würden, welche die deutsche Concurrenz auf dem unentbehrlichen ostasiatischen Markt über Gebühr erschweren, ja vielleicht geradezu ausschließen würden. Aber diese Sorge war bereits überflüssig und ist es geblieben. In derselben Zeit hat der japanische Gesandte in Paris erklären lassen: daß Deutschland sich gegen eine Verletzung seiner commerciellen Interessen schützen wolle, sei sehr begreiflich, aber eine solche habe es gar nicht zu befürchten, da Japan ja die Eröffnung China's für alle Mächte verlange. Aber auf eine andere Gefahr machte er aufmerksam: wenn Deutschland auf seinem Vorgehen beharre, so werde das nur England und den Vereinigten Staaten zugute kommen, da sich die japanischen Importeure dann natürlich mit Vorliebe an diese Länder wenden würden.[1])

Auch das gilt indeß nur für den Augenblick; die ganze Bedeutung der Frage tritt dann ein, wenn China die japanische Entwicklung in Handel und Industrie sich zum Muster nimmt. Ein jüngst in Zürich gehaltener Vortrag über die zu erwartende „östliche Civilisation" schloß mit den Worten: „Wehe uns Allen, den industriellen Ländern des Westens, wenn die vierhundert Millionen ein Industrievolk werden".[2]) Denn bei ihren fünf- bis zehnfach niedrigern Löhnen produciren sie billiger, als eine europäische Concurrenz aushalten kann. Das ist die Eine Seite, bei der die chinesische Frage eigentlich erst jetzt anfängt. Die andere Seite zeigt sich dann, wenn die Chinesen auch ein Militärvolk werden.

Die preußische Politik hat Rußland zum Zünglein an der europäischen Waage gemacht, und jetzt hat sie im Namen des Reichs dem Czaren die Vorherrschaft in Ostasien verschaffen helfen. Wo bleibt der Dank? Daß Deutschland

1) Münchener „Allgem. Zeitung" vom 30. April d. Js.
2) Stuttgarter „Neue Zeit" vom 22. Mai d. Js. S. 271.

bei der chinesischen Geldanleihe bei Seite geschoben und dieselbe mit Frankreich vereinbart ist, ließe sich noch hinnehmen. Rußland ist zu capitalarm, um den Chinesen das Geld selbst zu leihen. Wenn die Franzosen das Anlehen übernehmen, so ist ihr wirklicher Gläubiger eigentlich Rußland, und da sie den Russen ohnehin schon 5 bis 6 Milliarden in die Tasche geschoben haben, so mögen sie rechnen, auf ein paar hundert Millionen darüber komme es nicht mehr an. Natürlich sieht sich Rußland immer tiefer zum Danke verpflichtet; das hat es durch die höchst demonstrativen Herzlichkeiten unmittelbar vor der Kieler-Feier bewiesen. Aber die Frage ist: wie und wo wird es den Dank endgültig bethätigen? Er könnte doch nicht auf die nebelhafte Zukunft am „Vogesen-Loch" verwiesen werden. Die Franzosen haben indeß auch noch einen andern näher liegenden und praktischeren Zielpunkt im Auge: sie wollen durchaus die Engländer aus Aegypten verjagt wissen.

In der That ist während der Verhandlungen über den Frieden zwischen Japan und China wiederholt „England in Aegypten" aufgetaucht, schon wegen der ähnlichen, von Japan beabsichtigten Occupation der Halbinsel Korea, und nun häufen sich die Andeutungen in der Presse, daß die Sache ernst genommen werden müsse. Wenn Rußland nun den Franzosen wirklich erlaubt, die ägyptische Frage aufzuwerfen, würde da das Deutsche Reich auch wieder mitthun? Es stünde dann vor der unvermeidlichen Wahl zwischen dem „neuen Dreibund" und einem umgestalteten alten Dreibund, und um den Dank des ersteren brauchte es abermals nicht besorgt zu seyn. Der berühmte alte Dreibund würde sein kostspieliges Scheinleben beschließen, und Oesterreich müßte sich auf die Seite Englands stellen, wie Italien, wenn dieses bis dahin noch am Leben wäre. Sobald die orientalische Frage wieder lebendig gemacht würde, wäre dieser neueste Dreibund der einzig natürliche, und in Berlin hätte man nur die Wahl, entweder reuig in's Vaterhaus zurückzukehren

oder völlig isolirt dazustehen zwischen dem falschen Freunde und „Feinden ringsum".

Allerdings, solange Rußland sein Schäflein in Ostasien nicht in's Trockene gebracht hat, wird es die alte Frage des Jahrhunderts nicht gerne wieder brennend werden lassen. Kaum hatte sich Japan dem Drängen der drei Mächte gefügt und in die Aenderung des Vertrages von Simonoseki eingewilligt, so ließ man in St. Petersburg die Maske fallen. Der Hauptanstoß der drei Mächte war die Festsetzung Japans auf der Halbinsel Liao-Tung mit Port Arthur am Golfe von Petschili; damit, sagten sie, wäre China bis Peking wie mit einem Gürtel umfaßt und insbesondere auch die Unabhängigkeit Korea's gefährdet. Japan verpflichtete sich: Liao-Tung den Chinesen zurückzustellen, und sofort forderte Rußland von China für sich Port Arthur mit seinem Hinterland und überdieß die Abtretung eines Theils der Mandschurei behufs Durchführung der sibirischen Eisenbahn bis zu einem eisfreien und militärisch sichern Hafen am gelben Meere. Mit der Unabhängigkeit Korea's hätte es dann auch seine guten Wege, und dort würde Rußland sich bald in der Stellung befinden wie jetzt England in Aegypten.

Näheres über die russischen Zumuthungen an China, und was die zwei anderen Mächte dazu sagen, ist noch nicht bekannt. Sicher ist aber der Plan Rußlands, sich zur herrschenden Macht im stillen Weltmeer aufzuschwingen, von dem der oben genannte englische Diplomat Colquhoun sagte, er „werde in bewunderswerther Beharrlichkeit verfolgt, müßte aber von England auf Tod und Leben bekämpft werden". Das weiß man in Petersburg sehr wohl; schon vor Monaten durfte ein angesehenes Blatt dort schreiben:[1]) „England habe das allergrößte Interesse, Rußland zu verhindern,

1) Aus der „St. Petersburger Zeitung" s. Wiener „Vaterland" vom 7. Februar d. Js.

und Russen in den chinesischen Gewässern, an der afghanischen Grenze oder am Bosporus gegenüberstünden. Die riesenhaften Bauten im Osten und das Eismeerprojekt beleben und beschäftigen die Phantasie des russischen Volkes in diesem Augenblicke mehr, als Bulgarien. Der russische Finanzminister soll über das Projekt einer Eisenbahn nach dem Eismeere und eines dort anzulegenden Hafens die günstigste Meinung haben. Man preist die mäßigende Wirkung des Golfstromes, die Dunkelheit in der arktischen Region sei nicht jene kimmerische, nicht schlimmer als die Petersburger in der Weihnachtszeit. Der ‚Graschdanin‘ bereitete schon lange auf das Unternehmen vor, und als der Finanzminister vor Wochen in Archangelsk weilte, sprach er zum Vorstande der Kaufmannschaft daselbst: ‚Die schnelle Entwicklung des moskowitischen Czarenthums zum großen Reiche habe zunächst Aufgaben im Westen und Süden gestellt, jetzt aber müsse Rußland sich dem Norden und Osten wieder zuwenden, wo seine Stärke liege. Die energische Ausführung der großen sibirischen Bahn und die Ausbildung der transkaukasischen seien Früchte der Reisen des Großfürsten-Thronfolgers, jetzt habe der Czar befohlen, Archangelsk mit dem Herzen des Reiches zu verbinden und weitere Schienenwege nach dem Norden zu erwägen.‘“[1])

Wie klein war noch der Gesichtskreis der Staatsmänner vor vierzig Jahren, als sie sich durch die menschenfeindliche Idee eines Nationalismus verführen ließen, der das höchste Gut und das oberste Gesetz sei, auch die christliche Weltreligion nicht ausgenommen. Seitdem gab es keine europäische Gemeinsamkeit mehr, außer in der Socialdemokratie. Sollte wirklich der mit Rußland verbündete „gelbe Schrecken“ nunmehr die Bestimmung haben, dem armen Europa endlich doch noch die Augen zu öffnen?

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 18. August 1894.

zu können, wie etwa irgend eine andere Macht. Rußland bringt eben dort riesenhafte Geldopfer, und sein Unternehmungsgeist hat im Baue der sibirischen Eisenbahnen eine glänzende Bethätigung gefunden. Rußland hofft, mit der Vollendung der sibirischen Bahnen England einen großen Theil des ostasiatischen Handels zu entreißen. In ganz Sibirien sind keine bedeutenden Gebirge, keine großen technischen Schwierigkeiten zu überwinden, die Ströme erhalten hölzerne Brücken, ein Theil des Materials ist jetzt vom Weißen nach dem karischen Meere und den Jenissei aufwärts transportirt worden, die Zahl und Gefahr der Eisberge ist geringer, als man sie angenommen hatte. Vor kurzem wurde gemeldet, daß noch in diesem Jahre die sibirische Bahn von Tscheljabinsk nach Omsk vollendet sein wird; eine Strecke von 750 Kilometern, die vor zwei Jahren begonnen worden, ist fertiggestellt; auch am östlichen Ende zwischen Wladiwostok und dem Ussuri ist eine größere Strecke vollendet. Groß ist der russische Unternehmungsgeist; bevor ein Jahrzehnt vergeht, wird die sibirische Bahn gleich einer Riesenschlange an der chinesischen Grenze lagern. War Rußland immer gefürchtet, so daß jeder Koreaner hingerichtet wurde, der russisches Gebiet betreten hatte und nach der Halbinsel zurückkehrte, so wird Rußland mit der Vollendung der Bahn alle Gegner und nicht zuletzt England aus dem Felde geschlagen haben. Die prädominirenden commerciellen Beziehungen Englands zu China und Japan und seine strategische Position in den chinesischen Gewässern sind längst in Frage gestellt durch Rußland, das mit seinem sibirischen Besitze an Korea grenzt, das einen der koreanischen Häfen in Besitz nehmen könnte und sehnsüchtig eine Flotten- und Seehandels-Station in jenen Theilen des Stillen Oceans anzulegen wünscht, welche einen werthvollen Ausgangspunkt für die sibirische Eisenbahn bilden würde . . . Die brittische Superiorität ist nicht wenig bedroht durch den russischen Unternehmungsgeist. Scheinbar sind die politischen Fragen zurückgestellt, scheinbar ruhen die Gegensätze, und doch sind sie lebhafter als zuvor, es sind eben wirthschaftliche Waffen, ökonomische Feldzüge in diesem neuartigen Kampfe zu sehen, der Krieg ist derselbe, wie sein Zweck und Siegespreis derselbe ist, als ob sich Engländer

Bandes, der die Aufgabe der Kirche behandelt und damit ein confessionell nicht mehr indifferentes Thema, ist ihm etwas bange. Der lutherische Standpunkt des Verfassers sammt dem unvermeidlichen odium papae kommt in der That auf einigen Seiten so scharf zur Geltung, daß man darüber nicht leicht wegkommen kann. „Ein anderer Abweg ist, daß man die Gottesherrschaft ganz und gar in das Diesseits verlegt und die Verwirklichung derselben in gewissen Zuständen der kirchlichen Gegenwart oder Vergangenheit findet. Es ist dies die Verirrung der römischen Kirche. Es wird zwar nicht geläugnet, daß Christus wieder erscheinen und Gericht halten werde, aber einen Einfluß auf das Leben des katholischen Christen und der katholischen Kirche haben diese Zukunftsgedanken nicht. In der Herrlichkeit und der Macht der Kirche ist die Herrschaft Christi verwirklicht, und das Ziel der kirchlichen Arbeit muß deßhalb sein, daß diese Herrschaft möglichst weit über alle Völker und alle Verhältnisse der Welt ausgedehnt werde" (S. 106). Und weiter: „Die gefährlichste ‚Sekte' ist die römische. Sie steht in grundsätzlichem Gegensatz gegen den Geist der Stiftung Jesu Christi, indem sie die Einheit in Formen setzt, die sie auch mit Gewalt zu erzwingen nicht ansteht . . . Der Papst ist der einzig wirklich gefährliche und grundsätzliche Gegner der Einheit der Christenheit." Diese besteht nämlich nach Nathusius in dem „Hängen der Glieder und so auch der einzelnen Gemeinden an dem gemeinsamen Christus". Eine sehr deutliche Begriffsbestimmung! Und während mit solch vagen Wortverbindungen die schwachen Seiten des Protestantismus überkleidet werden, werden über den Katholicismus so bestimmte Urtheile abgegeben, als ob man gründlichst über denselben unterrichtet wäre! Und welche katholische Literatur macht der Verfasser namhaft, aus der er seine genaue Kenntniß von dem Wesen des Katholicismus geschöpft haben will? Den Artikel „Reich Gottes" von Matthes (sic!) im Kirchenlexikon, Atzbergers Eschatologie und Hirschers Moral! Nichts kann aber treffender die Unbekanntschaft mit der katholischen Theologie illustriren, als der Versuch des Verfassers aus dem, was katholische Autoren über den Sinn des biblischen Begriffs Reich Gottes sagen und was aus Mangel an Vertrautheit mit katholischer Sprachweise mißverstanden wird, ohne Weiteres einen Begriff der „Kirche" herauszuconstruiren und was für einen! Da wird die Kirche rein für sich gestellt und losgelöst von Christus gedacht, als äußerliche Heilsanstalt, während gerade die Seele des katholischen Kirchenbegriffs die innigste Verbindung Jesu Christi mit seiner Kirche ist. Man darf kecklich sagen: von dem wahren Wesen der katholischen Kirche,

VII.

## Zur Literatur über die sociale Frage.

(M. v. Nathusius.)

Vor zwei Jahren erschien in dem Hinrichs'schen Verlag zu Leipzig der erste Band eines Werkes, das sich als Handbuch der socialen Frage für nationalökonomische Laien einführte, betitelt: Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der socialen Frage von Martin v. Nathusius, Dr. theol., Professor an der Universität Greifswald. Man durfte sich aufrichtig freuen über den Versuch eines Theologieprofessors, ein solches Handbuch zu schreiben, das bestimmt ist, vor Allem den Theologie-Studirenden und Geistlichen eine principielle Gesammtdarstellung der einschlägigen Probleme zu bieten und ihnen sozusagen das Ideenmaterial an die Hand zu geben, um die socialen Erscheinungen richtig würdigen und die entsprechenden Aufgaben in der Seelsorge geschickt lösen zu können. Die Theologie vergibt sich auch wahrlich nichts, wenn sie von der Höhe der Spekulation über göttliche Dinge herabsteigt in die Niederungen des socialen Lebens, sofern sie nur diese nicht um ihrer selbst willen aufsucht und untersucht, sondern um zu erkennen und zur Geltung zu bringen, was Gottes Gesetz und Ordnung dabei ist. Es wäre aber durchaus verfehlt, die socialen Verhältnisse gewissermaßen als Ausstrahlungen gewisser christlicher Principien erscheinen zu lassen; das sociale Leben hat seine eigenen Gesetze unabhängig vom Christenthum, dieses hat nur fördernd und wieder wohlthätig hemmend, veredelnd und zu höheren Zielen hinleitend eingegriffen. Deßhalb muß der Theologe, der sich mit der socialen Frage beschäftigt, ebenso die Wissenschaft von dem socialen Leben mit seinen drei großen Kreisen (Geschlechts-, wirthschaftliches und Culturleben) wie die Moral beherrschen, und er sollte zugleich ein praktisch gerichteter Kopf sein, der die Morallehren auf das Leben anzuwenden und die entsprechenden Fingerzeige hiefür zu geben weiß.

Der Verfasser des genannten, mit einem nun vorliegenden zweiten Bande[1]) abschließenden Werkes hat seine Aufgabe sehr ernst genommen. Der erste Band hat sich fast allgemeinen Beifalls erfreut; für die Aufnahme des zweiten

1) Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der socialen Frage. II. Die Aufgabe der Kirche. Leipzig, Hinrichs. (7.50.)

eines Martensen mit Benützung und Angabe einer reichhaltigen Literatur, die sich mit Ausnahme von Weiß („der sehr viel Gutes bringt") und Ratzinger (der in der Wucherfrage als Gegenmittel gegen Endemann und Neumann empfohlen wird) im Wesentlichen auf Protestanten beschränkt. Der Katholik vermißt auch eine ausgiebige Verwerthung der Tradition, die in manchen Fragen in den Werken der Kirchenväter, dem kanonischen Recht, den großen Autoren des Mittelalters, deren Bedeutung auch von Ihering anerkannt ist, wichtiges Material liefert.

Weniger befriedigt wieder der dritte Theil: „Die Organisation der kirchlichen Arbeit" mit den Abschnitten über die socialen Aufgaben der kirchlichen Organe, dann der freien kirchlichen Kräfte (Innere Mission). Man ist überrascht, in einem Werk, was sich die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der socialen Frage betitelt und in zwei Bänden 780 Seiten zählt, nur 24 und 30 Seiten dem gewidmet zu sehen, was die officiellen und freiwilligen Organe der Kirche zu leisten haben. In summarischer Weise wird der bekannte Stoff vorgetragen und es ist die Ausbeute für den katholischen Leser nicht eben groß. Nicht weniger überrascht ist man, in diesem Abschnitt auch die socialen Aufgaben der christlichen Obrigkeit — also nach gewöhnlicher Ausdrucksweise des Staates — behandelt zu finden. Das ist eine Folge des vagen Kirchenbegriffs, führt aber zu Unklarheiten fundamentaler Art, wenn man zumal den Titel „Mitarbeit der Kirche" sich vergegenwärtigt. Ueberhaupt scheint uns dieser Titel für das Buch, so wie es nun vorliegt, nicht glücklich gewählt; die ganze Anlage ist dadurch dem eigentlichen Zweck des Verfassers weniger entsprechend geworden, daß der Verfasser auf diesen Titel sich capricirt hat. Ein Handbuch der socialen Frage für nationalökonomische Laien muß ja freilich alles bringen, aber alles faßt sich nicht in den gewählten Titel zusammen. Es ist auch nicht klar unterschieden zwischen dem socialen Leben als solchem und den socialen Instituten, durch die es sich regelt, und bei aller Betonung der Kirche kommt die Kraft ihrer Wirksamkeit doch nicht recht zur Geltung; die Schuld hieran trägt aber der Verfasser nicht, sie liegt tiefer.

Das Werk wird also vor allem in den Kreisen der gläubigen Protestanten seinen Weg sich suchen müssen. Möge es hier dazu beitragen, das Interesse für die sociale Frage wach zu erhalten und zu kräftigerem Wirken anzuspornen. Wir sehen diese Mitarbeit gerne; es wird viel Gutes gewirkt und der Wetteifer mehrt die Anspannung der Kräfte. Wir können einen Sporn wohl brauchen!

E. B.

von ihrer eigenthümlichen Organisation, die sich auf das Priesterthum und dessen Zusammenhang mit dem Hohenpriesterthum Christi und die centrale Opferidee gründet, hat der Verfasser lediglich kein Verständniß. Im Uebrigen zeigt sich Nathusius als einen durchaus positiv gerichteten Theologen, der eine lebendige christliche Auffassung hat, ein warmes Gefühl für die Majestät Christi und seine Stellung in der Welt, und allen rationalistischen Abschwächungen des Christenthums entgegentritt, sodaß seine Darlegungen über die Fortsetzung des Erlösungswerkes Christi auf Erden, die Bedeutung eines Sittengesetzes im Christenthum neben der evangelischen Freiheit und den Werth fester Lebensordnungen für das christliche Heil mitunter recht katholisch klingen, was aber dem Verfasser, weil er den Katholicismus nicht kennt, gar nicht zum Bewußtsein kommt. Er wird darum trotz seiner weitherzigen Ausdeutung der Einheit der Kirche und der Bekämpfung der pietistischen Auffassung über die Aufgabe der Kirche den Beifall der liberalen Schule nicht finden, zumal er auch praktisch der Aufgabe der Kirche viel mehr zuschiebt, als die letztere jemals zugeben wird.

Sieht man nun auf den eigentlich socialen Gehalt des Buches, so ist dieser geringer, als wir nach dem ersten Band und dem Wissensstoff, der dort niedergelegt ist, erwartet hätten. Der Verfasser hält sich viel zu lang auf und holt viel zu weit aus bei den Präliminarien über die Kirche, indem zuerst in 47 einleitenden Seiten eine förmliche Begründung der christlichen Weltanschauung überhaupt geboten wird. Die Methode des Verfassers, nicht schlechtweg die Resultate zu bieten, sondern die Wege den Leser zu führen, die er selbst gegangen ist, um zu den Resultaten zu kommen, wobei es nicht ohne Wiederholungen und wiederholte „Zusammenfassungen" abgeht, ist hier sehr störend. Der werthvollste Abschnitt ist der zweite: „Die christliche Lehre von der menschlichen Gesellschaft", welcher einleitend die sociale Gesetzgebung des alten Testaments und den socialen Geist des neuen Testaments bespricht und sodann die volkswirthschaftlichen und gesellschaftlichen Faktoren im Einzelnen: Volksgenossenschaft, Familie, Arbeit, Sonntag, Eigenthum, Stände und Weltverkehr behandelt, Themate, die katholischerseits schon eingehende Behandlung gefunden haben. Es sind dabei nicht gerade viele neue Gesichtspunkte zu finden, auch ist manche wichtige sociale Frage ökonomischer Art (Lohnfrage, Capital, Börse) mehr nur gestreift als behandelt, geschweige denn erschöpft, und man bekommt den Eindruck, daß der Verfasser sich hier viel zu wenig sicher gefühlt habe, um durchgreifend und selbständig vorzugehen. Aber es sind doch meist recht ansprechende und zielbewußte Uebersichten im Geiste

eines Martensen mit Benützung und Angabe einer reichhaltigen Literatur, die sich mit Ausnahme von Weiß („der sehr viel Gutes bringt") und Ratzinger (der in der Wucherfrage als Gegenmittel gegen Endemann und Neumann empfohlen wird) im Wesentlichen auf Protestanten beschränkt. Der Katholik vermißt auch eine ausgiebige Verwerthung der Tradition, die in manchen Fragen in den Werken der Kirchenväter, dem kanonischen Recht, den großen Autoren des Mittelalters, deren Bedeutung auch von Jhering anerkannt ist, wichtiges Material liefert.

Weniger befriedigt wieder der dritte Theil: „Die Organisation der kirchlichen Arbeit" mit den Abschnitten über die socialen Aufgaben der kirchlichen Organe, dann der freien kirchlichen Kräfte (Innere Mission). Man ist überrascht, in einem Werk, was sich die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der socialen Frage betitelt und in zwei Bänden 780 Seiten zählt, nur 24 und 30 Seiten dem gewidmet zu sehen, was die officiellen und freiwilligen Organe der Kirche zu leisten haben. In summarischer Weise wird der bekannte Stoff vorgetragen und es ist die Ausbeute für den katholischen Leser nicht eben groß. Nicht weniger überrascht ist man, in diesem Abschnitt auch die socialen Aufgaben der christlichen Obrigkeit — also nach gewöhnlicher Ausdrucksweise des Staates — behandelt zu finden. Das ist eine Folge des vagen Kirchenbegriffs, führt aber zu Unklarheiten fundamentaler Art, wenn man zumal den Titel „Mitarbeit der Kirche" sich vergegenwärtigt. Ueberhaupt scheint uns dieser Titel für das Buch, so wie es nun vorliegt, nicht glücklich gewählt; die ganze Anlage ist dadurch dem eigentlichen Zweck des Verfassers weniger entsprechend geworden, daß der Verfasser auf diesen Titel sich capricirt hat. Ein Handbuch der socialen Frage für nationalökonomische Laien muß ja freilich alles bringen, aber alles faßt sich nicht in den gewählten Titel zusammen. Es ist auch nicht klar unterschieden zwischen dem socialen Leben als solchem und den socialen Instituten, durch die es sich regelt, und bei aller Betonung der Kirche kommt die Kraft ihrer Wirksamkeit doch nicht recht zur Geltung; die Schuld hieran trägt aber der Verfasser nicht, sie liegt tiefer.

Das Werk wird also vor allem in den Kreisen der gläubigen Protestanten seinen Weg sich suchen müssen. Möge es hier dazu beitragen, das Interesse für die sociale Frage wach zu erhalten und zu kräftigerem Wirken anzuspornen. Wir sehen diese Mitarbeit gerne; es wird viel Gutes gewirkt und der Wetteifer mehrt die Anspannung der Kräfte. Wir können einen Sporn wohl brauchen!

E. B.

---

## VIII.

## Erinnerung an Emilie Ringseis.

Wie in den dreißiger und vierziger Jahren zu München das Görreshaus in der Schönfeldstraße 16, so bildete in den fünfziger und sechziger Jahren das Haus in der Theatinerstraße 17 — die Wohnung des Geheimraths Dr. von Ringseis — einen Sammel- und Mittelpunkt gesinnungsvoller Männer in Staat und Kirche, eine Stätte der Gastfreundschaft, in der die besten und hervorragendsten Persönlichkeiten aus Kunst- und Gelehrtenkreisen des weiten Vaterlandes gerne verkehrten. Die Anziehungskraft, welche die Persönlichkeit des universal gebildeten, geistsprühenden, durch ächte Humanität und mannhafte Ueberzeugungstreue ausgezeichneten Geheimraths ausübte, war in gleichem Grade verdient wie groß.

In diesem Hause hat Emilie Ringseis die ereigniß- und fruchtreichste Zeit ihres Lebens verbracht. Von hier gingen ihre vier größeren Dramen in die Oeffentlichkeit, hier entstanden ihre lyrischen Gedichte, hier schrieb sie die monumentale Biographie ihres Vaters, und auch der Grund zu der letzten und herrlichsten Dichtung, „der Königin Lied“, wurde hier gelegt. Zur Welt kam sie jedoch nicht in diesem Hause, sondern in der Fürstenfeldergasse, in dem damals sogenannten Baron Mayer'schen Haus, wo der Obermedicinalrath Dr. Ringseis anfänglich wohnte, als er seine durch

Geist und Schönheit ausgezeichnete Braut, Friederike von Hartmann, aus Salzburg als glückliche Frau heimführte. Es war dasselbe Haus, in welchem auch Schelling mehrere Jahre hindurch seine Wohnung hatte. Nach einer Ueberlieferung soll Claude Lorrain den Plan des Baues gemacht haben. Hier wurde Emilie am 15. November 1831 geboren. Taufpathin war die als edle Kunstgönnerin bekannte, seit 1826 mit Frau Ringseis befreundete Baslerin Emilie Linder, die durch Maria Cornelius, des berühmten Meisters Peter Cornelius Tochter, bei der Taufe vertreten wurde.

Von den drei Töchtern war Emilie Ringseis die zweitgeborne, zwei Jahre jünger als ihre Schwester Marie, zwei Jahre älter als die jüngste, Bettina. In der Biographie ihres Vaters erzählt die „Schreiberin", daß bei ihrer Geburt der Bischof Sailer in Regensburg den Vater, der gerne einen Sohn gesehen hätte, brieflich vertröstet habe, ein nächstesmal werde sicherlich ein Student erscheinen (III. 52). Die Prophezeiung ist nicht eingetroffen, aber an Wissen und Können hat Emilie selbst in der Folgezeit manchen Studenten überholt, zur stillen Befriedigung, ja mehr und mehr zur freudigen Ueberraschung des Vaters, der ihr Talent zu fast ebenbürtiger Kraft und Höhe heraufkeimen sah; vollends in seinen späteren Jahren sollte der betagte Gelehrte erfahren, welch einen unvergleichlichen Assistenten er an dieser Tochter gewonnen. Beim Festmahl zu seinem Doktorjubiläum erlebte er es sogar, daß am Schluß der ernsten und heiteren Toaste auf den Jubilar, ein alter Hausfreund, Direktor Dr. Solbrig, unter verständnißvoll fröhlichem Beifall noch „den berühmten Sohn des berühmten Vaters" leben ließ.

Jedenfalls gelang es dem Mägdlein schnell, sich zum „Liebling des Hauses" zu machen: es war ein kräftiges Kind mit braunem Haar und braunen Augen, dabei kurz und dick, weßhalb es anfänglich durch eine drollige Unbeholfenheit der Mutter manches Scherzwort entlockte. Bald aber trat die

eigentliche, zu kleinen Streichen aufgelegte Quecksilbernatur zu Tage. Bei der Mutter hieß sie zumeist das „Dickerl", aber auch der „Student" scheint dem Kinde als Beiname geblieben zu sein, wie aus der gemüthlichen Charakteristik hervorgeht, welche die Mutter Ringseis von den drei Kindern entwirft. Darin wird Marie als „Hausmütterchen", Bettina als das „Blitzmädel" charakterisirt. Die Stelle über Emilie aber lautet:

„Schalk, Student und gemüthliches Dickerl, auch Quecksilber heiß't du,
Wirst oft gelobt, oft geschmält, wie du es eben verdienst;
Reichlich entsprudelt die Quelle des Frohsinns dem kindlichen Herzen,
Doch es beherrschet der Ernst, lernend, den forschenden Geist".

Der Lerntrieb bekundete sich in der That bei Zeiten in dem kleinen „forschenden Geist". Als die ältere Schwester Marie in die Schule ging, durfte die Kleine sie begleiten und „lernte ihre Aufgaben spielend mit". „Sie zeigt überhaupt Verstand, Geschicklichkeit und immer die gleiche Herzensgüte", heißt es im Sommer 1836 im Merkbuch der Mutter. Endlich, am Osterdienstag 1837 wurde Emilie selbst von der Mutter in die Schule geführt und dem Inspektor Schön und der Lehrschwester Frau Maria Salesia übergeben; es war die Mädchenschule im Kloster der Servitinen am Herzogspital. Mathias Schön, der Inspektor und zugleich Religionslehrer der Schule, hatte den Ruf eines frommen, ächt priesterlichen Kinderfreundes, der auf die jugendlichen Gemüther tief segensvoll einwirkte, wie er denn auch noch lange Jahre fort Emiliens hochverehrter Seelenführer blieb. In ihren gesammelten Gedichten hat sie der ehrwürdigen Priestergestalt ein schönes poetisches Denkblatt gestiftet. Aber auch der Lehrerin, Schwester Maria Salesia, zu der sie ehrfürchtige Zuneigung empfand, bewahrte sie bis in ihr hohes Alter treuwarme Anhänglichkeit. Noch im Jahre 1870 gedenkt sie in einem Briefe der ehemaligen alten Lehrerin und der Zeit, da sie „mit dem Schulsack zum Quell der Weisheit stapfte", in liebevoller Erinnerung und bemerkt

dazu: „Es ist eine prachtvolle Erscheinung, meine Frau Salesia, mit lieben Zügen und schönen klaren Augen".

Zu Zeiten war freilich das Temperament mächtiger als die Ehrfurcht vor der geliebten Lehrerin. In dem jungen Mädchenkopfe lebte und arbeitete eben ein gar beweglicher Geist, der gern in's Weite flog. Unruhe und Zerstreutheit trugen ihr manche Rüge oder Strafe ein. Wenigstens soll der Wahrheit gemäß nicht verhehlt sein, daß „Emy einmal herausstehen" mußte. Bei alledem war sie insgemein beliebt als „lustiger Muzel".

Zu den Lieblingsbüchern ihrer Kinderjahre gehörten der „Festkalender" von G. Görres und F. Pocci, jene bei ihrem Erscheinen in christlichen Familien so freudig begrüßte illustrirte Jugendzeitschrift, und Brentano's phantasievolles Hinkel-Gockel-Märchen. Ihr erster Schulpreis bei der feierlichen Preisvertheilung war ein Geschichtenbuch: „Erzählungen auf dem Sinai". Klingt der Titel nicht wie vorbedeutend für die künftige Richtung ihrer Muse? Dazu kam dann als Geburtstagsgeschenk (1839) die Weltgeschichte von Annegarn, die der jugendlichen Wißbegier reichlich Nahrung bot. Nun wurde sie „eine leidenschaftliche Bücherleserin", wie es denn von der Zwölfjährigen noch heißt: „Emy hat stets mehr Eifer zum Lernen, als zu dem Handarbeiten". Gleichwohl hat später der Grundgedanke zu einem ihrer Dramen gerade während einer Handarbeit für die Mutter sich entzündet.

Das mütterliche Auge wachte darüber, daß alles in den rechten Grenzen blieb, was um so weniger Schwierigkeit bot, als das junge Gemüth für religiöse Einwirkung empfänglich war. „Lebhaftes Interesse nimmt sie an allem, was auf Religion Bezug hat, und macht oft sehr treffende Schlüsse oder Vergleiche", bemerkt die Mutter, und beim Rückblick auf das Jahr 1843 lautet das Urtheil über Emy: „Noch immer ist sie in der Haussprache die Dicke oder Dicks genannt, obschon sie jetzt mehr hoch und gestreckt als dick ist. Ihr Humor ist stets der gleiche; froh, genügsam, verträglich,

manchmal etwas derb und ungeschickt scherzend, ist sie ein Geschöpf, mit dem leicht und gut zu leben ist".

Was die Schule angepflanzt, erhielt im Elternhause gesunde Pflege und weitere Förderung. Ein geordnetes und musterhaftes Familienleben hob und unterstützte die Kinderzucht, die der Hauptsache nach der Mutter überlassen blieb. Frau Ringseis war bei aller hohen Geistesbildung eine praktisch kluge Hausfrau und herzensverständige Mutter, die mit der Mahnung und willenskräftigen Autorität den Kindern das anspornende Vorbild zu geben vermochte. Des Vaters Einfluß, des Vielbeschäftigten, machte sich hiebei mehr im Allgemeinen, in dem Gewichte seiner ganzen Persönlichkeit fühlbar. Was aber für die Erziehung sein täglicher Umgang bedeutete, das hat die Tochter in der Biographie des Vaters in wenig Worten trefflich hervorgehoben, wenn sie sagt: „Der Ernst seiner Gesinnung stützte die Kinder, seine Innigkeit erwärmte, sein Beispiel erbaute, seine Begeisterung entflammte, seine Fröhlichkeit durchsonnte sie" (III. 54). Dabei war er ihnen das lebendige, allzeit bereite, niemals ungeduldig versagende Nachschlagebuch — und wie gerne wurde es angerufen!

Zu den bildenden Elementen der frühen Jugendzeit gehörten kleinere und größere Reisen: Ausflüge und Ferientouren mit dem Vater, in den ersten Sommern nach Schäftlarn, in den folgenden nach Partenkirchen, Pähl, Oberaudorf, in die heimischen Berge und Seen — wie leuchtete noch in der Erinnerung späterer Tage der erste Anblick und die Einfahrt in „unser himmelschönes Gebirge!"

Sodann der Umgang mit einer Elite hervorragender Männer, welche im Elternhause verkehrten, jenen ausgezeichneten Geistern in Kunst und Wissenschaft, wie Cornelius, Brentano, Schubert, Martius, Lasaulx, Phillips, G. Görres u. A., zu denen die Töchter mit Bewunderung emporsahen. Emilie Ringseis hat es immer dankbar erkannt und ausgesprochen, welches Glück ihr und ihren Schwestern vor

vielen anderen zu Theil geworden durch diese Vortheile der Lebensstellung, durch die gehobene Atmosphäre, in der sie aufwuchsen, durch den Mitgenuß und befruchtenden Einfluß so reicher geistweckender Beziehungen.

In solcher Atmosphäre mußten die künstlerischen Anlagen und Neigungen wohl gedeihen, welche von der hochbegabten Mutter auf die Töchter sich vererbten. Frau Ringseis hatte in ihrer Jugend zu Salzburg glänzende Befähigung für Theaterspiel an den Tag gelegt, wie überhaupt dem Hartmann'schen Geschlecht in der schönen Stadt an der Salzach „dramatisches Redetalent“ nachgerühmt wurde. Die Lust an dem Spiel war ihr in der Ehe geblieben und das Talent kam nun der Kinderstube zu gut. Sie kannte die unvertilgliche Anziehungskraft, welche die volksthümliche Figur des Kasperl auf die Phantasie der Kinderwelt übt; ein mit Dekorationen und bunten Versetzstücken ausgestattetes Marionettentheater stand zur Verfügung, und so verfaßte und inscenirte sie selbst kleine Stücke, in welchen jener alte muthwillige Liebling mit seinen prächtigen Einfällen und Späßen stets eine Rolle spielte, zum unerschöpflichen Vergnügen der Kinder. Sodann entstanden, ebenfalls aus ihrer Feder, kleine Märchenstücke und Kinderkomödien, welche zu besonderen häuslichen Festen gedichtet und von den Kindern aufgeführt wurden.

Emiliens Anfang war bescheiden genug. Ihr erstes schauspielerisches Auftreten feierte sie in den „Erdmännlein“, einem kurzen Märchenspiel, in welchem die Sechsjährige als eines der geschäftigen Koboldchen ein vierzeiliges Verslein herzusagen hatte. Im dritten Band der Ringseis-Biographie ist das sinnreiche, mit humoristischen Anspielungen auf Eigenheiten des Vaters gewürzte Stück abgedruckt. Schon größere Anforderungen stellte ein anderes Stückchen der mütterlichen Verfasserin, betitelt „Die kleine Spinnerin“, womit der Vater Ringseis zur Feier seiner Heimkehr von einer Reise im Frühjahr 1840 überrascht wurde. Im gleichen Jahr erfreute einen größeren Freundeskreis die Aufführung

einer heiteren Hexenkomödie: „Frau Zirbelnuß oder die Befreiung Rosamundens aus dem Hexenrevier“. Unter den geladenen Gästen befand sich der befreundete Naturforscher Hofrath G. H. Schubert, zu dessen Ergötzen eine komische Episode aus seinen ägyptischen Erlebnissen eingeflochten war, mit wohlberechneter und gelungener Wirkung. „Emi gab die Rosamunde recht lieblich,“ steht im Merkbuch der Mutter zu lesen; und an einer anderen Stelle: „sie hatte von jeher einen sanften Ton der Stimme.“

In der Folge, als dem jungen Genius die Flügel wuchsen, kamen auch französische Stücke in die Wahl, wobei Emy's Befähigung für das Heroische zum erstenmal zum Durchbruch kam. Eine große Scene aus Racine's „Athalie“ trug sie mit so großartiger Auffassung vor, daß das Erstaunen sich in der Frage äußerte: „Wo hat das Mädel die Tragik her?“

Der pädagogische Sinn und Takt der Mutter sorgte indeß dafür, daß solche Aufführungen nur festliche Ausnahmen blieben, und indem sie darauf hielt, daß die Vorbereitung des Spiels nicht ohne einen gewissen Ernst betrieben wurde, erreichte sie den andern Zweck, daß die Uebung, welche die Geselligkeit verschönern half, auf die Spielenden bildend wirkte und die Lust am Lernen stärkte.

## II.

Auf die künstlerische Entwicklung einer Tochter, in welcher der geniale Zug im Wesen der Mutter so merkbar sich ausprägte, konnten diese Vorstellungen und Uebungen nicht ohne Einfluß bleiben. Daß auch die poetische Anlage als mütterliches Erbtheil auf Emilie Ringseis übergegangen, deuteten frühzeitige Proben an, obgleich Emilie selbst lange wenig Werth darauf legte. Schon mit zwölf Jahren hatte sie begonnen, die für die Eltern vorbereiteten Weihnachtsgaben mit einer poetisch gehaltenen Erläuterung zu begleiten. Kleine religiöse Gedichte entsproßten dem frommgläubigen Gemüthe; Gelegenheitsgedichte entstanden, in denen drollige Einfälle

neben harmlosen einherliefen; Briefe mit muntern Knittelversen wurden an Freunde und Freundinen entsendet, aus denen Funken von Mutterwitz aufleuchten. Alle Musen schienen ihr gewogen. Sie zeigte künstlerische Anlagen zum Zeichnen, zur Musik, und warf sich mit einer Art Leidenschaft bald auf die eine, bald auf die andere, ohne jedoch volle, ihrem Eifer entsprechende Befriedigung darin zu erlangen. Es ging ihr wie so manchen Reichbegabten, daß sie im Gefühl des geistigen Ueberschusses längere Zeit in Verwirrung darüber gerieth, wohin ihre eigentliche Begabung neige.

Eine Zeit der Gährung begann, ein Zustand der Unruhe und des Mißvergnügens über sich selbst. Es überkam sie das „Drängen nach einem Berufe", und was sie bisher versucht und geleistet hatte, wollte vor ihrer strengen Selbstkritik nicht bestehen. Auch ihre dichterischen Versuche schienen über das Geleise des Hergebrachten nicht hinauszugehen. Und doch fühlte sie Dinge in sich, welche „an's Licht wollten und nur den Weg noch nicht finden konnten".

In solcher Gemüthsverfassung hatte Emilie ihr zwanzigstes Lebensjahr überschritten, als sie im Herbst 1852 einer Einladung nach Linz in Oberösterreich folgte; es lebte dort eine verheirathete Base, die sie und ihre Schwestern einst als Kinder mit mütterlicher Zärtlichkeit gepflegt hatte und an der auch Emilie jetzt noch mit Liebe hing. Dieser Ferienaufenthalt in dem stillen Linz wirkte auf ihr knospendes Talent wie linder Frühlingsregen auf halberschlossene Blüthen. In einsamer Stunde kam ihr der Wunsch und Gedanke zu einem religiösen Drama. Die Gestalt der Veronika stand mit einem Male wie eine Eingebung vor ihrer suchenden Seele, und im frischen Zug der erregten Phantasie entstand sofort die Scene, wie Seraphia (=Veronika), im Begriff, dem Herrn auf seinem Passionsweg entgegenzugehen, ihrem „würgenden Schmerze" Ausdruck gibt. Die dramatische Ader war mit diesem Augenblick an's Licht gedrungen.

Wie neubelebt kehrte Emilie im November nach München

zurück, und den Winter über arbeitete sie mit freudigem Eifer an der Ausführung des auf drei Akte angelegten Dramas, das im beginnenden Frühjahr, der Dichterin selbst denkwürdig gerade am Charfreitag, vollendet wurde. Als sie an diesem Morgen von den Gebeten und Ceremonien der Klosterkirche, noch ganz erfüllt von der Bedeutung und der unerschöpflich heiligen Poesie des Tages, heimkehrte, fühlte sie sich angeregt, die Schlußscene der Veronika zu dichten, jene Scene mit dem Abbild des Herrn und dem erlösenden Rufe: Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, womit die bis dahin Ringende, Zweifelnde zur Glaubenden, Schonenden sich emporringt, Seraphia zur „Veronika" wird.

Schon in diesem dramatischen Erstlingswerk, das wenig durch äußere Handlung, desto mehr aber durch Tiefe des inneren Conflikts, die Entwicklung eines mächtigen Seelenvorgangs wirkt, traten die Haupteigenschaften der Dichterin heraus: plastische Kraft der Gestaltung und seelische Gewalt des Ausdrucks, Gluth der Empfindung. Was immer die Kritik in Einzelnheiten auszusetzen haben mochte, darüber bestand kein Zweifel, daß in der Behandlung des Ganzen ein großartiger Wurf, die Selbständigkeit eines originalen Talents sich offenbarte, das von der Natur auf das Drama angewiesen war.

Nur zögernd wagte sich die Dichterin an die Oeffentlichkeit. Nachdem sie das geistliche Schauspiel einigen einsichtigen Freunden, namentlich Ernst von Lasaulx, vorgelesen hatte, sandte sie das Manuscript vor der Drucklegung noch an A. F. Vilmar, den ausgezeichneten Literarhistoriker in Kassel, zur Begutachtung ein. Vilmar machte mehrfache kritische Bemerkungen, die von der Dichterin beachtet und berücksichtigt wurden, urtheilte aber mit wärmster Anerkennung über den Gesammteindruck des Stückes, das ihn „ergriffen, theilweise tief bewegt, ja erschüttert" habe; er rechnet es unbedenklich zu den sehr seltenen dichterischen Produkten, welchen es gelingt, den heiligsten Dingen unmittelbar nahe zu treten.

ohne sie zu verflüchtigen oder zu vergröbern. „Insbesondere", fügt er hinzu, „war ich auf die Pointe, das Bild der hl. Veronika, gespannt, und gerade dies ist die beste Partie im ganzen Stücke; ich halte sie für vollkommen gelungen." (Aus Kassel 12. März 1854.) Auch Alban Stolz erkannte in der Schlußscene einen Meisterzug. „Ihr Agnus Dei", schreibt er, der ungern lobte, mehrere Jahre darnach, „gehört zu den Blitzen, die plötzlich durch den Horizont des Geistes sprühen — wo man passiv nur selber zuschaut, was durch den Kopf schießt und man merkt, ein anderer Geist hat unser Gehirn nur zum Webstuhl gebraucht". (Aus Freiburg 26. Dezember 1859.)

Das Drama erschien noch im Jahre 1854 im Cotta'schen Verlag, erlebte im folgenden Jahr eine zweite und 1859 eine dritte Auflage. Im Jahre 1858 kam zu Pest auch eine lateinische Uebersetzung der „Veronika" heraus; der Name des ungarischen Uebersetzers, der seine Arbeit dem Bischof Emerich Farkas von Stuhlweißenburg widmete, ist Georg Bajzath von Peszak. Was aber die jugendliche Dichterin vielleicht noch mehr beglückte, als dieser literarische Erfolg, war die ersehnte mehrmalige Aufführung des Schauspiels durch befreundete Dilettanten, wobei sie selbst die Titelrolle gab, zuerst im Frühjahr 1856 im eigenen Haus vor geladenen Gästen, das Jahr darauf im großen Museumssaal zum Besten zweier Vereine. Der ersten Vorstellung wohnte der dem Hause Ringseis stets huldvoll gesinnte König Ludwig I. bei, der letzteren im Museumssaale die liebliche und gütige Königin Marie von Bayern, welche der Dichterin und Darstellerin als Zeichen des Wohlgefallens einen Amethystschmuck übersenden ließ. — Als Fräulein Ringseis später dem alten König Ludwig ihre „Sibylle von Tibur" zusandte, antwortete der hohe Herr sofort in einem eigenhändigen Billet aus Ludwigshöhe 17. July 1858, das mit den Worten schließt: „Wenn sie (die „Sibylle") wie die Veronica, so ist sie trefflich, Genuß gewährend sie

zu lesen, größeren noch sie aufgeführt zu sehen, wenn die Verfasserin Theil daran nimmt. Mit dem Wunsche, daß solches nächsten Herbst oder Winter geschehen möchte — Ihr Verdienst erkennend Ludwig."

---

Nun da der Weg gefunden, die Kraft erprobt war, wuchs auch der Muth zu neuem Schaffen in der erkannten Richtung. Wieder in einer fruchtbaren Stunde der Einsamkeit, während Emilie Ringseis an einer Stickerei für die Mutter arbeitete, entsprang zu Ausgang 1855 der Plan zu einem neuen Drama: die Gestalt der tiburtinischen Sibylle stieg vor ihrem Geiste auf, jener geheimnißvollen Seherin Albunea, von der die Sage meldet: Kaiser Augustus habe sie rufen lassen, um sie über den Antrag des römischen Senates, ihm göttliche Ehre zu erweisen, zu befragen; die Sibylle aber habe geantwortet: „Vom Himmel wird der König kommen, der es in Ewigkeit sein wird."

Unbeabsichtigt entstand so ein Gegenstück zur „Veronika". Wie dort die Sehnsucht des jüdischen Volkes nach einem Retter und Erlöser sich in Veronika verkörpert, so kommt hier die im Heidenthum aufdämmernde Ahnung zum symbolischen Ausdruck. Die schuldbewußte Bedrängniß der verkommenen Menschheit, die Hoffnung der Besseren und Edelgesinnten auf dunkle Verheißungen, die sich erfüllen sollen, die Divinationen begnadeter Dichter und tiefsinniger Denker der alten Welt: das ganze erwartende, ringende, aufschmachtende Heidenthum ist personificirt in der Sibylle.

Ein Gemeinsames in der Ausführung hat das neue Schauspiel mit dem früheren darin, daß die Handlung des Stückes, die wieder an einem Tag und an einem Orte vor sich geht, mit dem Todestag des Herrn zusammenfällt. Die Sibylle, die einst die Ankunft eines von der Jungfrau geborenen himmlischen Königs dem Kaiser verkündigt, stirbt in der Vision des Erlösungstodes unseres Herrn. Dementsprechend ist an die Stelle des Augustus sein Adoptiv-

sohn Tiberius gerückt, der halb wahnwitzige, aber durch einen Zug dämonischer Größe imponirende Kaiser, dem die Sibylle mit ihren Prophezeiungen warnend und erschreckend gegenübertritt, und neben ihm der junge Cäsar Cajus Caligula, der mit Hilfe der tiburtinischen Seherin, ihre Vision mißverständlich zu seinen Gunsten deutend, selbst bald zur Herrschaft gelangen möchte. Im Zusammenstoß dieser Gegenströmungen vollzieht sich das Schicksal der Sibylle, die aus Seelenkämpfen hervorgehende Läuterung und Erkenntniß ihrer Sendung.

Im ersten Entwurf war das Drama einaktig gedacht, mehr ein Stimmungsbild, und wurde erst später, als die Nothwendigkeit einer Erweiterung sich aufdrängte, in drei Akte auseinander gelegt. Daraus erklärt sich wohl die etwas lose gerathene Verflechtung im Aufbau der „Sibylle von Tibur“, während die Hauptwirkung wieder in der glänzenden, fein abgestuften Charakteristik, in der straffen Frische des Dialogs, in der seltenen Gefühlsenergie beruht. Ein kleines Meisterstück, worin der glühende Strom der Intuition wetteifert mit einer fast männlichen Kraft der Gestaltung, ist die Vision, in welcher die Sibylle den Kreuzestod des Erlösers schaut, mitempfindet und in dem Gekreuzigten endlich den erkennt, welchen sie einst als Kind im Arme der himmlischen Jungfrau, der Sibylla coelestis, erblickt und als König einer neuen Zeit verkündet hatte. Mit diesem großen Augenblick ist ihre eigene Sendung erfüllt:

„Die Ahnung darf zur Ruhe nun sich legen,
Da die Erfüllung spricht: Es ist vollbracht!“

Im Buchhandel erschien die „Sibylle von Tibur“ im Jahre 1858. Einige Kritiker haben das Einmischen des Wunderbaren, des Dämonischen bemängelt und wollten darin eine Verirrung sehen aus dem Reich der Poesie in eine Nachtregion der Seele. In ausführlicher Erörterung namentlich Paul Heyse,[1]) der im Uebrigen die Vorzüge des Dramas

1) Im Literaturblatt zum Deutschen Kunstblatt, Oktober 1858.

nicht verkannte und zumal die in einzelnen Zügen hervortretende gereifte männliche Kraft rühmt: der Dialog sei „stellenweise von einer Straffheit, die Exposition von einer Klarheit und Wesenhaftigkeit", wie man sie einer weiblichen Feder besonders hoch anzurechnen habe. Jene sogenannte „Zwischenwelt" aber wollte er von den Brettern, welche die Welt bedeuten, durchaus verwiesen wissen. Emilie Ringseis hielt diesen Einwand keineswegs für berechtigt und kämpfte dagegen auch später mit der ganzen Dialektik eines scharfsinnigen Geistes und dramaturgischer Erfahrung an. Sie hat nachmals, mit gereifterer Einsicht und, wie wir glauben dürfen, mit glücklichem Griff, das Drama (in der Handschrift) theilweise umgearbeitet, ohne auf jenen Tadel Rücksicht zu nehmen. Die Untersuchung und Erledigung dieser Frage war ihr aber doch zu einem förmlichen Anliegen geworden. Noch in ihrem letzten Lebensjahre schrieb sie mit Bezug darauf den geistvollen Aufsatz „Ueber die Einmischung des Wunderbaren im Drama", der alsdann in den Histor.-polit. Blättern (Bd. 114) im Sommer 1894 erschienen ist. Nicht ohne Bewegung gedenk ich heute der Stunde, da sie, in der Fensterecke ihres freundlichen Wohnzimmers sitzend, den Schwestern und mir den Aufsatz noch so lebendig und mit dem so ausdrucksvollen Ton der Ueberzeugung zuerst vorgelesen. Es war eine ihrer letzten literarischen Arbeiten, eine wehr- und sieghafte Vertheidigung ihres ästhetischen Standpunktes.

---

Regte sich der Wunsch nach Abwechslung, der die weiterschaffende Dichterin nun zur Wahl eines profanen Stoffes bestimmte, oder war es, wie in den beiden vorangehenden Dramen, wieder eine augenblickliche Inspiration, die den Antrieb gab? Vielleicht hatte die große historisch-deutsche Kunstausstellung von 1858 in München einigen Antheil, wo neben andern künstlerischen Großthaten M. v. Schwinds gemaltes Märchen von den sieben Raben den ganzen Sommer

über einen der anziehendsten Wallfahrtspunkte des Glaspalastes bildete, das unversiegliche Entzücken aller Beschauenden, auch Emiliens. Thatsächlich war die dritte dramatische Arbeit dem Märchengebiet entnommen. Auf die „Sibylle" folgte „Die Getreue, ein Märchenspiel in fünf Aufzügen". Entworfen wurde es im Jahre 1859, und zwar größtentheils in der märchenhaft schönen Natur von Berchtesgaden, wo Emilie Ringseis mit dem ferienfrohen Vater sommerliche Tage im Vollgenuß der köstlichen Luft und Landschaft verbrachte. Wie der landschaftliche Zauber in dem Gedichte sich spiegelt, so mag er auch auf die ganze Seelenstimmung der Dichtenden wohlthätig gewirkt haben; denn sie versichert, daß die Arbeit eine beglückende gewesen. Auch bei der späteren Ausfeilung in München hielt diese Stimmung noch an.

Der Stoff der Dichtung[1]) gehört dem Märchenkreis der duldenden Jungfrauen an, jenem lieblichen Siebengestirn der Aschenbrödel, der Schneewittchen, der guten Schwester von den sieben Raben und wie sie sonst noch heißen diese sanften Engelseelen der Volkspoesie. Die Dichterin hat sich ziemlich genau an das Volksmärchen vom „singenden springenden Löweneckerchen" gehalten, nach der Erzählung der Brüder Grimm: wie das getreue Mägdlein, um ein in der Bedrängniß gegebenes Versprechen ihres Vaters zu erfüllen, sich gutwillig dem Löwen opfert, der ein verzauberter Königssohn ist, wie sie dann ebenso dem Königssohn, als er abermals dem Zauber böser Verblendung verfällt, durch alle Bitternisse und Drangsale der Verlassenheit, der Verleugnung, der Erniedrigung hindurch unbeirrt Treue und Anhänglichkeit bewahrt, bis Trug und Blendwerk weichen und alle List des Bösen zergeht an der Kindeseinfalt der Unschuld. Es

1) In der nachfolgenden Skizzirung des Inhalts ist meine vor drei Jahrzehnten geschriebene Besprechung in den Histor.-polit. Blättern (1863) auszüglich benützt.

ist das unverlierbare hohe Lied der Treue; jener Grundton, der wie eine ewige Melodie durch die schönsten Nationalepen und durch die lieblichsten poetischen Sagen geht, bildet auch Kern und Stern unseres Märchens. Das Märchen ist wie seine Milchschwester, die Legende, der Freund der Unschuld und als solcher zaubergewaltig. Die Unschuld steht im Schutz der Elemente und die Güte einer reinen Mädchenseele bändigt Unholde und wilde Thiere und löst von ihnen den bösen Zauber der Verwünschung.

Was im Märchen oft nur wie Traumfäden an einander gesponnen, ist nun im Schauspiel tiefer motivirt und mit dramatischer Steigerung in einen innern Zusammenhang gesetzt. Die wohlgegliederte Handlung wird poetisch gehoben durch die der Dichterin eigenthümliche elastische Kraft des Gedankens und Wärme des Gefühls, und durch jene Geschlossenheit der Sprache, die mit wenig Worten so Vieles sagt und in ihrer Wirkung so sicher geht. Die Kindlichkeit wie die Leidenschaft, beide sind gleich wahr und ergreifend gezeichnet. Der Gipfel des Glücks und der Gipfel des Leides, beide haben ihren vollen Ausdruck gefunden, aber mit welchem Maß und mit welchem Wohlklang! So besteht das psychologische wie das eigentlich dramatische Element das Urtheil der prüfenden Betrachtung.[1])

Wohl noch mehr, als bei den vorhergehenden Dramen,

---

1) Als in den siebziger Jahren Emilie Ringseis dieses Märchendrama in einem kleinen Cirkel recitirte, schrieb Frau Gisela Grimm, geb. Arnim, Tochter von Achim und Bettina v. Arnim, die den Vortrag mitangehört hatte, an die Schwester der Dichterin: „Das war das Schönste, was ich je von ihr gehört habe, weil es so poetisch war. Die Art, wie sie Sonne, Mond und die Winde aufgefaßt, ist so tief aus dem Herzen, so ungeziert, so voll Naturgefühl, daß ich ganz entzückt war. So muß das Märchen hervortreten in seiner ganzen Wahrheit und Großartigkeit, und doch ist Alles so fein und tief zu einer sinnigen Beziehung geworden."

hatte Emilie Ringseis bei der scenischen Einrichtung der „Getreuen“ die Möglichkeit einer öffentlichen Aufführung im Auge behalten, und nachdem die Dichtung im Jahre 1862 als Buch ausgegeben war, machte sie wirklich bei verschiedenen Bühnenleitungen Versuche, das Stück auf die „Bretter“ zu bringen. Aber — wo sie anklopfte, alle Versuche versagten. Laube in Wien sandte eine trockene kanzleimäßige Ablehnung; Eduard Devrient in Karlsruhe antwortete verbindlich, traute aber dem Publikum jene kindliche Empfänglichkeit nicht zu, dem Gedicht die volle Sympathie zuzuwenden. Auch am eigenen Heimatort wollte sich kein schicklicher Weg zur Bühnendarstellung finden lassen. Ein direktes Ansuchen der Dichterin an König Ludwig II. wurde durch ein Schreiben des k. Kabinetssekretärs dahin verbeschieden, daß Baron v. Perfall sich mit Fräulein Ringseis ins Benehmen setzen werde, da der König selbst „in das Repertoire nicht einzugreifen pflege.“ Der Generalintendant bezeigte anfänglich gute Miene, sandte aber schließlich seinen ersten Regisseur, um mündlich abzulehnen.

Fräulein Ringseis empfand es immer mit einem gewissen Schmerz, daß es ihr nicht beschieden war, gerade dieses Schauspiel auf die öffentliche Bühne zu bringen. Die Dichtung war ihr ans Herz gewachsen. „Wenn ich“, sagt sie, „unter meinen Dramen die Sibylle von Tibur für die bedeutendste an Tiefe halte, so ist mir in gewissem Sinne die Getreue die liebste.“ Was man auch gegen die Aufführbarkeit des Stücks einwenden mochte, vor ihrer eigenen Erfahrung hielten die Gründe nicht Bestand, und sie glaubte bis an ihr Ende an seine Bühnenmäßigkeit. Wenn man erwägt, was heute die Technik auf der Bühne leistet, der an Zauberhaftem nichts unmöglich scheint, so sollte man denken, daß von dieser Seite auch für die Aufführung der Getreuen Schwierigkeiten ernstlich nicht vorhanden sind.

Der Geschichtsschreiber Johannes v. Müller sagt: „Es gibt unempfängliche Zeiten, aber was ächt ist, erlebt immer seine Zeit.“

## III.

Während das Theater ihren Dramen sich hartnäckig verschloß, machte in der Dichterin selbst das angeborene Talent für theatralische Darstellung seine Rechte geltend. Unter der stillen Arbeit des dramatischen Schaffens und Erfindens hatte diese andere Seite ihrer Begabung, die Lust am schauspielerischen Schaffen und Gestalten, nicht nur nicht geruht, vielmehr tiefere Wurzeln gefaßt und breiter sich entfaltet. Sind es doch verschwisterte Gaben, die, in einer Persönlichkeit vereint, sich gegenseitig förderſam erweisen müssen. An der zunehmenden Kraft der einen stählt sich die Spannkraft der andern. Ja manche dramatisch gelungene Scene mag gerade unter dem Impuls schauspielerischer Begeisterung erst zu rechter Steigerung gediehen sein.

An Gelegenheiten, dieses schauspielerische Talent zu bethätigen, fehlte es nicht, auch außer dem Hause, und jedesmal war der Erfolg ein großer gewesen, selbst bei kleineren Aufgaben, wie beim Münchener Schillerfest, wo Emilie die Armgart aus Schillers Tell in einem lebenden Bilde vorzustellen hatte, oder bei dem Künstlerfest zu Ehren des wie ein Fürst gefeierten Meisters Cornelius, wo sie als Führerin einer blühenden Mädchenschaar den Gefeierten begrüßte.

Wie hätte die Bewunderung, die Emilie erntete, sie nicht in künstlerische Aufregung versetzen, in dem jungen Herzen nicht den Wunsch erwecken sollen, die unbestrittene Begabung einmal im Großen zu üben? Kunstverständige aus dem Bekanntenkreise legten ihr dieses Ziel geradezu aufmunternd nahe, und der eigene Drang war zu mächtig, um solchen Anmuthungen zu widerstehen. Sie war der Vollkraft ihres Könnens inne geworden. Als sie eines Abends den zweiten Akt der Sibylle für sich deklamatorisch durchgelesen, fühlte sie sich, vom eigenen Feuer ergriffen, so in ihrem Element, im Bewußtsein des gottgeschenkten Talents, daß sie mit dankerfülltem Herzen ausrief: „Deo gratias! Ich bin eine Schauspielerin!“

Was vordem lustsames Spiel geselliger Unterhaltung gewesen, begann so zu einer ernsten Frage, zu einer Frage des Berufes sich zuzuspitzen. Schon zu Ausgang der fünfziger Jahre nahm die Neigung, das Theater als erstrebenswerthen Lebensberuf zu betrachten, in Emiliens Gedankenkreis einen wichtigen Platz ein.

Aber wo war die Bühne, wie sie ihrem Ideale vorschwebte und dem Flug ihres Geistes ohne Schaden Raum zur Entfaltung bieten konnte? Das wirkliche Theater mit seinen Auswüchsen und Gefahren kannte sie zur Genüge, um sich keinen Illusionen hinzugeben. Indeß, sollte eine Reform des Theaterwesens nicht denkbar und möglich sein? Und wenn dies sobald nicht zu hoffen, konnte nicht wenigstens für ihre Person eine Ausnahmsstellung geschaffen werden, die ihr eine gewisse Freiheit ließe für Stücke und Rollen, welche ihrer Individualität zusagten und ihrem sittlichen Gefühl nicht widerstrebten? Eine Art „Gastrollenschaft“ an einer heimischen Kunstanstalt — das schwebte ihr als erreichbares und nicht unwürdiges Ziel vor, und schien am ehesten auch mit ihrer unabhängigen und angenehmen Stellung in der Familie vereinbar. — Sie suchte Rath. Inspektor Schön, ihr würdiger Beichtvater, dem sie ihr Anliegen eröffnete, war ein Gegner der Bühne und kam bei aller Milde über schwere Bedenken nicht hinweg. Sie wandte sich mit der gleichen Frage an den ehemaligen Domprediger, Stadtpfarrer Dr. Rinecker, einen geistvollen Mann und frommen Priester, dessen Predigten ihr einst so tief in die Seele gegriffen, daß sie die Hauptgedanken zu Hause niederschrieb. Dr Rinecker's Antwort lautete zu ihrer freudigen Ueberraschung: er sei „nicht der Ansicht, daß wir eine so mächtige Waffe der Kunst ganz den Gegnern der Kirche überlassen dürfen“. Auch der Vater Ringseis stimmte dieser Ansicht zu, nur meinte er, wenn es sich um einen so bedenklichen Entschluß handle, sei man berechtigt, auf ein besonderes Zeichen von Gott zu hoffen, das uns auf den gewagten Pfad hindränge.

Auf ein solches Zeichen wollte die Tochter fügsam und geduldig warten.

Indessen hatte sie auf dem Katholikentag in Freiburg, wohin sie mit ihrer Schwester Bettina den Vater im Herbst 1859 begleiten durfte, Alban Stolz kennen gelernt und dessen Freundschaft als „kostbare Errungenschaft" mit nach Hause gebracht. Alban Stolz, der sonst gegen das weibliche Geschlecht so spröde sich hielt und gern die rauhe Seite herauskehrte, fand solchen Gefallen an den aufgeweckten Ringseistöchtern, mit denen er sich in Freiburg alsbald auf „einen heitern Kriegsfuß" stellte, daß die Begegnung Anlaß gab zu einer lebhaften Correspondenz mit denselben, die erst mit seinem Tod ihr Ende nahm. Einziges Gebot dabei war: rückhaltloser Freimuth und nicht loben! Der Briefwechsel wurde denn auch von beiden Seiten, mit einer eigenartigen Mischung von Ernst und Humor, auf dem gleichen heitern Kriegsfuß geführt. Und gleich die erste Probe, welche Stolz von ihnen forderte, eine strenge und möglichst scharfe Kritik seines „Spanischen", fiel zu seiner Zufriedenheit aus. Daß sie ihm einen da und dort hervortretenden Weiberhaß und eine bis zur Ungerechtigkeit gegen andere Völker übertriebene Vorliebe für Spanien, die selbst einem spanischen Lamm Oppositionsgeist erregen könnte, kräftig vorrückten, mit dem rechtfertigenden Beifügen, daß sie hiebei das vom Autor „so mörderlich gekränkte Publikum vorstellen": diente dem Unverbesserlichen nur zum Ergötzen, so zwar, daß er nicht nur Fortsetzung der Kritik, sondern sogar verschärfte Kritik begehrte.

Schon in Freiburg hatte Emilie aber auch dem Prof. Stolz gegenüber von der „chronischen Versuchung", dem Zug zur Bühne, gesprochen, und so klang die Frage noch in den Briefen nach. Von ihm, dem einsiedlerischen Melancholiker, konnte Emilie nicht anders erwarten, als daß er gegen diese Neigung ankämpfen werde, doch hatte sie solches Vertrauen zu seinem Rath und zu seiner Einsicht gefaßt,

daß sie die Hoffnung nicht aufgab, auch ihn noch zu einer milderen Auffassung zu bekehren, während es ihm ein psychologisches Interesse gewährte, die Gründe und Einwürfe der tapferen Streiterin anzuhören, der es so tiefernst um's Herz dabei war.

„Ich fühle es", schreibt sie am 11. November 1859, „nicht Schauspielerin werden, ist eine Entsagung zu Füßen des Kreuzes, aber noch lange kein Kreuz. Und doch, wer kann das beschreiben? Es ist ein Hunger, wenn auch nicht wie ein Schmerz. Willst du mich hungern lassen, Herr Gott, fiat voluntas tua! Willst du aber, daß ich speise, so lenke du, der du die Herzen lenkest wie Wasserbäche, dieses starren Herrn Alban Stolz abgewendetes Herz! Denn daß du mich nicht ohne Absicht ihm in den Weg hast laufen lassen, scheint mir gewiß."

Des Herrn Albanus Herz war in der That schwer lenksam, zumal in Sachen der Kunst und des Kunstlebens, worüber er Ansichten hegte, die stets originell und absonderlich waren, wenn sie auch mitunter an's Paradoxe streiften. Am wenigsten hielt er, wohl zur Abschreckung, mit seiner geringschätzigen Meinung über den Werth der darstellenden Kunst zurück, die er einmal „eine schnell vorübergehende Seifenblase" nennt, ein andermal mit einem „Krampfzustand" vergleicht, wo eine fremde Kraft einen packt und beliebig schüttelt. In humoristischer Anwandlung bezeichnet er übrigens seine Antworten an die Münchner Freundin selbst als Fastenpredigten, weil es ihm nützlich dünkt, zu Zeiten „den Kunst- und Genieköpfen einen Sester Asche" auf den Schädel zu streuen. Die Münchnerin ließ sich indeß nicht irre machen, sie kannte seine Neigung zu drastischer Schroffheit und Uebertreibung, die im Grunde so schlimm nicht vermeint war. „Es hilft Ihnen doch nichts", erwidert sie. „Wenn Gott ruft, Sie mögen sich winden und drehen, wie Sie wollen, so müssen Sie doch noch Ja sagen. O wie freue ich mich, in so barbarische Hände gefallen zu sein! Da kann ich doch

einmal recht sicher sein über den Willen Gottes, wenn Sie einmal einwilligen."

Durchdrungen von der Ueberzeugung ihres künstlerischen Berufes legte sie dem gestrengen Rathgeber die Frage vor, ob man ohne große Verantwortung ein uns wirklich gegebenes Talent vergraben dürfe? In soweit bezeigte der Befragte Nachgiebigkeit, daß er der Dichterin die Concession machen wollte, in den eigenen Stücken aufzutreten und allenfalls in einigen wenigen andern, in denen nicht „die Abgöttin Venus angebetet wird." Von seinen Warnungen vor der Gefährlichkeit des vermeinten Berufes ließ er aber nicht ab, und im Uebrigen möchte er die ihr verliehene Kraft der christlichen Dichtkunst voll und allein gewidmet wissen: „Wer bestimmt ist eine Lerche zu sein, soll nicht auch Taucherentlein sein wollen."

Zwar pflegten die „Kaltwasserbegießungen" des strengen Berathers einen Sturm von Zweifeln, Skrupeln, Sorgen und Aengsten in ihr aufzuregen, und sie fühlte nach jedem solchen Sturm, daß er gut und heilsam gewesen sein wird. „Aber die Zuversicht, daß Gott mich noch an das vermeinte Ziel führen werde, ist nach gelegtem Sturm immer wieder die gleiche. Und da denke ich mir, wenn ich es auch nie erreichen soll, so werde mir doch das geduldige Harren und das Ringen um die rechte Anschauung dieser Dinge heilsam sein." Das Anliegen klingt fast in allen Briefen an. Sie möge sich wenden, wie sie wolle, bemerkt sie einmal zum Schluß, immer komme sie wieder wie die bewußten Hollundermännchen auf denselben Punkt zurück. „Gott bessere uns, sagt der Vater, so oft er nichts mehr zu reden weiß." Aehnlich schließt sie in einem folgenden Brief das beliebte Kapitel: „Ich schäme mich, daß ich Ihnen immer dieses ewige Einerlei wiederkäue. Aber nie in meinem Leben waren meine Gedanken so auf Einen Fleck gerichtet. (25. März 1860.)

Diese Gedanken fanden weitere Nahrung im Sommer

1860 durch das Passionsspiel in Oberammergau, das auf ihr religiöses Gemüth mächtigen Eindruck machte, aber ihr auch eine lebendige Vorstellung erweckte von der so tief greifenden Wirksamkeit eines guten, durch einen großartigen Gegenstand gehobenen Schauspiels. Schon ein Jahrzehnt zuvor, im Sommer 1850, hatte sie das Spiel in Ammergau mit angesehen und mit der Frische der Jugend innige Rührung davon empfangen. Als sie damals, einen Tag nach der Vorstellung, mit den Ihrigen in froher Gesellschaft nach Partenkirchen wanderte, sagte sie bei einem der Crucifixe am Wege, seit gestern sehe sie jedes Crucifix ganz anders an als früher, jetzt habe es erst Leben für sie bekommen. Nun, um zehn Jahre gereifter, erfuhr sie von der Darstellung noch gewaltigere Wirkung. „O wie viel besser, als vor zehn Jahren, habe ich alles empfunden!“ Sie war so hingenommen von der unsagbaren Macht des Gesammteindrucks, daß sie nochmals, und zwar zu längerem Aufenthalt, dahin zu gehen beschloß.

„Es ist mir,“ schreibt sie an Alban Stolz im August 1860, „noch immer wie träumerisch zu Muth von Oberammergau her. Ein so gründliches Aufwühlen des Herzens habe ich noch nicht erlebt. Ich würde mir denken, die Vorstellung ergreife eben mich so sehr, weil der ‚Darstellungskrampf‘ mir so sympathisch, aber ich sehe an den Anderen dieselben Wirkungen . . . Ich habe mit Erlaubniß meiner Eltern vor, nächste Woche wieder hinzugehen und die ganze Festzeit über dort zu bleiben. Noch weiß ich nicht ein und aus im Tumult der Gedanken, aber Großes und Vieles hoffe ich zu lernen sowohl für's Dichten als für meine Zukunftsbühne. Alles ist Stückwerk, das weiß ich, und das Leben ist ein Gefrett, das weiß ich auch, aber das Himmelreich leidet Gewalt, das weiß ich am auchsten. — Mich also finden Sie in Oberammergau, und ich kann Ihnen schon sagen, daß es mich schrecklich freuen würde, Sie dort zu sehen. . . Und wenn Sie schon, sobald die Rede auf Kunst

und meine Angelegenheit kommt, so widerhaarig sich geberden, so muß ich nun doch durch solche Fegfeuer hindurch zum Ziel. — Gott voran, wir hintendrein! Adjes, vir superbissime!"

Professor Stolz fand sich wirklich ebenfalls zu einer Vorstellung in Oberammergau ein, und es kam dort über die Schauspielfrage zu einer mündlichen Aussprache zwischen ihm und Fräulein Ringseis, welche letztere wenigstens in der Hauptsache beruhigte. Der Eindruck des Passionsspiels hatte auch ihn, den vir Superbus, „sanftmüthiger" gestimmt.

Bei all dem glühenden Verlangen blieb indeß die Bedingung des Vaters ihr bindende Richtschnur: sie will nur Schauspielerin werden, „wenn Gott will, geradezu will". „Ich flehe ihn an, mich nicht in Verblendung zu lassen, wenn es eine ist," betheuert sie, und am Schlusse eines Briefes an A. Stolz heißt es: „Von meinem Beruf schreib' ich nichts mehr. Ich hab ihn Gott befohlen, und befehle ihn Ihm alle Tage, und weiß, Er wird mich nicht irre gehn lassen."

Neue Bewegung kam in die Angelegenheit durch die Bekanntschaft mit Frau Sophie Schröder. Die berühmte, dazumal schon hochbetagte Tragödin hatte der Vorstellung eines Stückchens von Hans Sachs beigewohnt, welches im Hause Ringseis vor einem auserwählten Zuschauerkreise — obenan König Ludwig I. mit drei erlauchten Töchtern — aufgeführt wurde (5. April 1861). Sie gewann Interesse für Emiliens Talent, und erklärte sich bereit, ihr weiteren Unterricht zu ertheilen, wozu denn auch die Eltern gern die Einwilligung gaben. Unter der Leitung dieser Meisterin, einer der größten die je gelebt, studirte Emilie Ringseis von Juni 1862 bis in den Sommer 1863 mit freudigstem Eifer eine Reihe von Rollen aus klassischen Stücken ein: Iphigenia, Maria Stuart und ihre Gegnerin Elisabeth, Gräfin Terzky im Wallenstein, Isabella in der Braut von Messina, Lady Macbeth, Grillparzer's Sappho und Medea,

kamen nach einander an die Reihe. Frau Schröder war anfänglich karg in der Anerkennung und Erregung von Hoffnungen, aber schon nach der vierten Stunde wurde sie ganz vergnügt, machte sogar Pläne zum Aufführen von Scenen, und später sagte sie: „Es ist ewig Schade, daß Sie nicht zehn Jahre früher zu mir gekommen; da sollten Sie sehen, wie Sie jetzt in der Kunstwelt dastünden; wie all die Andern . . ., wie sie alle heißen, zu Ihren Füßen liegen müßten. Es wäre auch jetzt nicht zu spät, aber um zehn verlorne Jahre ist es eben Schade. Sie haben wirkliche Empfindung, das kommt daher, weil Sie in ihrem Gefühl noch unverdorben sind". — Und ein anderer Künstler, der Gelegenheit hatte, Emilie Ringseis in einer Scene zu bewundern, rief, von der genialen Einfachheit und Wahrheit ihrer Auffassung überrascht, aus: „Wir andern plagen uns, die stellt sich hin und — hat's!"

Nach Umlauf eines Jahres war Emilie der Schule der alten Meisterin entwachsen. Die Lektionen nahmen ein Ende und machten anderen Aufgaben in ihrer Lebensordnung Platz. Wenn gleich auch jetzt keine Aussicht zu berufsmäßiger Ausübung des Erworbenen sich öffnete, so lag doch in dem Besitz des Errungenen etwas Beglückendes, und dies Bewußtsein erfüllte ihr Gemüth mit Zuversicht.

„Nun habe ich vor", schreibt sie an Stolz, „wenn nicht neue Umstände eintreten, die Sache in Gottes Namen wieder beruhen zu lassen, und mit dem ‚obern Theil der Seele', wie der hl. Franz von Sales es nennt, sie Gott zu übergeben, ob Er was damit vorhat, oder ob Er will, daß Talent und Trieb in mir abmodern, vielleicht als Dung für das Aeckerlein eines künftigen Talents, — und den ‚untern' strampelnden Theil der Seele mit Gottes Hilfe möglichst in Subordination zu erhalten. Unterdessen freut mich schon der bloße Besitz des Talents, selbst wenn ich es nicht ausüben darf. Aber das Ausüben freute mich noch besser".

Ein Ton der Resignation klingt mehr und mehr durch alle Hoffnung, wie eine Ahnung, daß das so sehnlich erwartete providentielle Zeichen ausbleiben werde. Zur Bühne im eigentlichen Sinn zu kommen, war ihr nicht bestimmt, aber zur Verwerthung des Talents ergaben sich zu Zeiten andere Anlässe und Gelegenheiten, die dem angebornen Kunsttrieb, der unversieglichen Lust, dramatisch zu wirken, lohnende Befriedigung schafften. Den schönsten Erfolg bereitete Emilie sich selbst mit der Schöpfung ihres vierten Dramas: Sebastian.

## IV.

Der Dichterin der Veronika und der Sibylle lag der Stoff zu „Sebastian" sozusagen auf dem Weg. Nachdem sie die Zeit des göttlichen Stifters selbst, erst im Reflex der jüdischen, dann der heidnischen Anschauung, dramatisch dargestellt hatte, war es für ein so tiefchristliches Gemüth, wie Emilie Ringseis, ein fast naturgemäßer Schritt, nun auch die Zeit der ersten Blutzeugen, das Morgenroth und Heldenzeitalter des Christenthums in einem ähnlichen Gemälde typisch zu gestalten. Dieses Gemälde gruppirte sie um die hehre Gestalt Sebastians und die in sein tragisches Geschick verflochtenen edlen Patriziersöhne Marcus und Marcellin. Der Conception nach schließt sich dieses Drama zeitlich auch unmittelbar an die Sibylle an und fällt noch vor die „Getreue", mußte aber in der Ausführung vor dem Märchendrama zurücktreten, das die Phantasie der Dichterin plötzlich wie mit Zaubergewalt gefesselt hatte. Doch behielt daneben auch der Plan der Martyrertragödie im Innersten ihres Herzens seinen Platz; die lichte Heldengestalt des kaiserlichen Hauptmanns Sebastian hatte es ihr angethan und ließ sie nicht mehr los.

Schon im Jahre 1859 hatte Emilie dem Prof. Stolz von dem neuen liebgewonnenen Stoffe Kenntniß gegeben und drei Monate später, am 21. Januar 1860, schreibt sie an

denselben: „Gestern war meines Heiligen (Sebastian) Tag; ich lief eilends in die Frauenkirche, weil da verschiedene hl. Sebastiansbilder aufgestellt sind, kam auch zur Messe vor einem derselben ganz recht; ein alter Geistlicher las mit rührender Andacht, dann gab er mit derselben Liebe eine Reliquie zum Küssen; ich hoffe, sie war vom hl. Sebastian. Ich war bis zum Aberglauben vergnügt; ich habe geweint, ich glaube zum erstenmal in der Kirche (Trauergottesdienste ausgenommen)."

Stolz empfahl ihr das Studium der Martyrerakten bei Ruinart, und der Rath war ihr sehr ersprießlich. „Ich habe", schreibt sie in der Antwort darauf, „die Akten von Ruinart beim Antiquar gefunden und von dem mir zu Weihnachten stipulirten Gelde mir verehrt. Ich vermuthe, daß Sie gegen Danksagungen so widerhaarig sind, wie gegen Lob, sonst würde ich Ihnen sehr herzhaft für Ihren guten Rath danken, den ich jetzt um Alles nicht möchte nicht befolgt haben, obwohl er vielleicht in manchem Stück zu spät kam." (17. Dezember 1861). Das Tagebuch der lieblichen Heiligen Perpetua in jenen Martyrerakten hat ihr augenscheinlich manche Anregung geboten. Auch eine Reise nach Verona und Venedig im Herbst 1861 mit dem Vater diente dazu, die Dichterin für ihre Aufgabe in die rechte Stimmung zu versetzen. In den beiden Arenen von Verona sah sie vor ihrem geistigen Auge das Heldenschicksal der palmentragenden Heiligen sich erfüllen, und „das Gefühl der leibhaften Gegenwart" ward in ihr wunderbar lebendig. „Die Ueberzeugung, daß hier Martyrerblut geflossen, machte einen kräftigeren Eindruck, als die lebhafteste Phantasie hervorzubringen vermag".

Gleichwohl mußte die dramatische Arbeit in den nächsten Jahren noch mancherlei Umwandlung durchmachen, bis sie zur Herausgabe für reif erachtet wurde. „Jetzt endlich", meldet Emilie dem Direktor Hauser in Freiburg und durch ihn auch dem Hausgenossen A. Stolz, am 7. Oktober 1867,

„soll mein Sebastian vom Stapel laufen. Wie es geht bei Arbeiten, die man so lange behält — zuletzt ist man den ursprünglichen Fehlern entwachsen, d. h. man sieht sie, ohne mehr ändern zu können, und das ist demüthigend. Doch glaube ich, daß Alles mehr Nerv, Zusammenhang erhalten hat. Das Nonum in annum, das man oft citiren hört, hat eben auch seine zwei Seiten. Ich bin froh, die geliebte Seccatur los zu werden . . ., aber man gibt die schnell abgefertigten mit mehr Muth hinaus, als die altbackenen".

Die Aufnahme, welche das fünfaktige Drama bei seinem Erscheinen (1868) in der öffentlichen Kritik erfuhr, war insgemein eine freundliche. In Wahrheit birgt die Dichtung große poetische Schönheiten und vereinigt die Haupteigenschaften einer Tragödie, erhabenen Inhalt in schwungvoller Sprache, wirkungsvolle Gegensätze in den scharf und lebendig, ja theilweise mit Kühnheit gezeichneten Charakteren, überraschende Verwicklung und folgerichtige Lösung. Dabei ist die Wahl der handelnden Personen so getroffen, daß sich aus ihren Gesinnungen und Stellungen ein anschauliches Zeitbild zusammensetzt. Um es kurz zu sagen, die im Vorwort zu „Sebastian" ausgesprochene Hoffnung und Ueberzeugung der Dichterin von der Aufführbarkeit des Werkes war berechtigt: Anlage wie Aufbau der in schöner Steigerung fortschreitenden Handlung machen das Werk zu einem bühnengerechten und durchaus lebensfähigen Drama.

Die letzte Besieglung dieses Urtheils mußten allerdings, wie die Dichterin selbst bekennt, Erfahrungen auf öffentlicher Bühne geben. Schon das folgende Jahr sollte sie liefern.

Im Februar 1869 wurde an Fräulein Ringseis das Ansuchen gestellt, zum Besten einer neugegründeten Kinderbewahranstalt in der St. Annapfarrei (am Lehel) eine Theatervorstellung ins Werk zu setzen. Eine dramatische Vorstellung für einen charitativen Zweck, was konnte verlockender sein! Und was lag näher, als Sebastian dafür auszuwählen? Freilich kein geringes Unternehmen, wenn man bedenkt, daß es ihr

figurenreichstes Schauspiel war, daß es sich um etwa 20 Rollen handelt, für welche die geeigneten Kräfte erst aufgefunden werden mußten, und wenn man weiter dazu nimmt, daß nicht nur die Auswahl und Werbung der Mitspielenden, sondern auch die mühevolle Aufgabe der Vorbereitung und Einschulung sämmtlicher Dilettanten einzig auf die Schultern der Dichterin gelegt war. Aber was gelingt nicht der Begeisterung! Emilie Ringseis nennt diese monatelange Thätigkeit mit der jungen Freiwilligen-Truppe eine der angeregtesten Zeiten ihres Lebens, und doch war es eine fortgesetzte Probe unverwüstlicher Geduld und Ausdauer. An Direktor Fr. Hauser, der von München nach Freiburg übergesiedelt und dort der Stubennachbar des gemeinsamen Freundes A. Stolz geworden war, weßhalb die Briefe meist für beide galten, schreibt sie in vergnügter Stimmung am 3. Mai 1869:

„Wir setzen Sebastianum in Scene. O Kühnheit! Seit etwa 2½ Monaten bin ich Exercirmeister und richte junge Leute ab. Der einfach verehrungswürdige [d. i. Hauser] wird dem hoch- und verehrungswürdigen [Stubennachbar A. Stolz] sagen können, ob das Mühe sei, Leute, die zum Theil erst reden, gehn und stehen lernen müssen, zu einer Tragödie abrichten. Aber ich habe auch viele Freude, denn es sind begeisterte, fromme und frische Herzen und Köpfe darunter. Bei so einem Unternehmen muß man gewärtigen, daß es im letzten Augenblick noch scheitere, weil ja alle Theilnehmer wichtigere Pflichten haben, die alle Augenblicke ihre Theaterpflichten zu durchkreuzen drohen. Ein solches Scheitern würde mir zwar bitter schmecken; für verlorne Zeit aber würde ich die verwendete doch nicht halten, denn ich habe beim Lehren sehr viel gelernt in vielfacher Beziehung, und den jungen Leuten, hoff' ich, soll das, was sie gelernt haben, auch nicht zu Schaden sein."

Das Wagniß gelang. Die Aufführung fand im Residenztheater statt, wozu die Erlaubniß von König Ludwig II. erbeten und nach längerer Zögerung verwilligt worden war;

die öffentliche Hauptprobe am 31. Mai, die Vorstellung selbst am 1. Juni 1869. Emilie spielte die Marcella, die heidnische Mutter der Brüder Marcus und Marcellin, eine vornehme Römerin, die mit dem Stolz einer Gracchenmutter bis dahin auf ihre Kinder geblickt und nun beide als Christen verhafteten Söhne im Kerker finden muß, wo sie alle Mittel mütterlicher Zärtlichkeit und Beschwörungskunst aufbietet, die Söhne dem Leben und der Familie zu erhalten; dabei aber doch eine großangelegte Natur, die der Schmerz über den Martertod der Söhne zuletzt selbst zum Christenthume drängt. — Die kleine Truppe that ihr Bestes, und der Erfolg lohnte die Mühen der Lehrmeisterin.

Der Tag bildete einen doppelten Glückstag für die Dichterin und die Schauspielerin, und es wäre schwer zu sagen, welche Empfindung in ihr mehr zum Durchbruch gekommen. Jedenfalls genoß die Schauspielerin an diesen zwei Abenden zum erstenmal die lang ersehnte Freude, die Größe ihres Talents zu entfalten und, bis zum Selbstvergessen von ihrer Rolle erfüllt, sieghaft zur Geltung zu bringen. Ein sachkundiger Bericht in der Dresdener Theaterzeitung, der sehr anerkennend über die Vorstellung sich äußerte, sagt von Emilie Ringseis, man glaubte nicht anders, als eine vollendete Schauspielerin vor sich zu sehen, „so sehr muß uns die Plastik ihrer Bewegungen und Attitüden, die künstlerische Art und Weise, wie sie ihr Organ zu brauchen weiß, die Sicherheit und Ueberlegtheit ihres Spiels mit Achtung erfüllen“.

Kein Wunder, wenn nach solchen Erlebnissen die alten Wünsche wieder rege wurden! Schöne Träume, schwankende Gestalten — sie wollten wieder nah'n!

Immerhin blieb das ganze so wohl gelungene Unternehmen mit all den reichen Erfahrungen, Sorgen und Freuden ein Lichtpunkt, der die künstlerischen Bestrebungen der Dichterin noch lange mit einem vergoldenden Schimmer umwob. Leuchtend blieb ihr auch der Name des Heiligen, der ihren Genius

Patriotismus, selbst seine Staatstreue und dynastische Loyalität anzugreifen und zu verdächtigen. Das ist der greise Bischof von Diakovar übrigens gewöhnt; allein derlei gehässige und perfide Angriffe können ihn an der Verfolgung des eingeschlagenen Weges nicht irre machen. Die Hirtenbriefe aus den Jahren 1882, 1883 und 1886 beweisen dies zur Genüge.

Als Papst Leo XIII. die Bulle „Grande munus" veröffentlichte, griffen die griechisch-orientalischen Bischöfe von Karlstadt, Theophan Zsivkovics, und von Zara, Millas, den heiligen Vater deßhalb in der heftigsten Weise an und schonten bei dieser Gelegenheit auch des Bischofs Stroßmayer nicht, denn nach ihrer Meinung wurde die päpstliche Bulle nur auf Grund seiner Inspirationen verfaßt und veröffentlicht. Darauf antwortete der Diakovarer Bischof in seinem Fastenhirtenbriefe des Jahres 1882. Das Schreiben zerfällt in drei Theile: [1])

a) Wie müssen Bischöfe und Priester dann schreiben, wenn sie in Erfüllung ihres heiligen Berufes das Volk belehren; insbesondere aber, was für ein Betragen haben (katholische und griechisch-orientalische) Bischöfe und Priester gegen einander im öffentlichen Leben zu beobachten.

b) Wie könnten (die beiden obgenannten griechisch-orientalischen Bischöfe) vor Gott und der Nation jene unqualificirbar rohen Angriffe rechtfertigen, welche sie sowohl gegen die katholische Kirche als auch gegen ihn, den Bischof von Diakovar, gerichtet haben. Welches sei denn jene Hauptsünde, wegen deren sie eine Fluth von „Anathema" gegen ihn schleuderten.

---

1) Wir folgen hier einer Abhandlung von Johann Csetovics in der „Katholikus Szemle" (d. i. „Katholische Revue"), der wissenschaftlichen Zweimonatsschrift des ungarischen St. Stephans-Vereins in Budapest, Jahrgang 1895, Heft I, S. 84 ff.

c) Wie zeichnen die griechisch-orientalischen Bischöfe selbst den Zustand ihrer eigenen Kirche, worin finden sie die Scheidungslinie der Kirchen und in was besteht der eigentliche Unterschied. Das Letztere sei wesentlich und entscheidend. Die Antwort Bischof Stroßmayer's auf diese Fragen ist das Muster einer sachlichen Polemik, eine gelungene Apologie der katholischen Kirche, in welcher mit den der heiligen Schrift, den Kirchenvätern und der Geschichte entnommenen Argumenten und Beweisen die Aufstellungen der beiden leidenschaftlichen griechisch-orientalischen Bischöfe siegreich über den Haufen geworfen werden, sowohl der Rationalismus des Karlstädter Zivkovics wie der Hochmuth des Zaraer Millas, ohne daß Stroßmayer auch nur für einen Moment die Würde des Amtes und des Stiles irgendwie verletzt haben würde.

Im Jahre 1883 wurde der durch die unsäglichen Opfer und Bemühungen des Bischofs Stroßmayer fertiggestellte prachtvolle Dom in Diakovar consekrirt. Noch unter dem Eindrucke der hierbei gehaltenen Feierlichkeit verfaßte Bischof Stroßmayer seinen denkwürdigen Hirtenbrief vom 6. Jänner 1883. Auch darin behandelt er drei Punkte, und zwar: 1) Jede Kirche, in erster Reihe aber die Kathedralkirche, sei Quelle und Unterpfand jener Einheit, welche die ganze Welt, also auch die Slaven im Glauben umschließt; 2) die Kirche, vor Allem die Kathedralkirche, sei Ausgang und Hinterlage der göttlichen Wahrheit und Gerechtigkeit, der göttlichen Gnade und des ewigen Lebens; 3) jede Kirche, hauptsächlich die Kathedralkirche, sei Quelle und Gewähr jener Liebe, welche wir Gott und dem Nächsten schuldig sind.

Im zweiten Punkte eifert Bischof Stroßmayer für die kirchliche Union und sagt: „Wer sich für die Union bemüht, der handelt wie ein Vollstrecker des Testaments Jesu Christi, das wir beim Evangelisten Johannes in Kap. XVII sehen; der befolgt das Beispiel des großen Völkerapostels Paulus, der überall, insbesondere in seinem Briefe an die Korinther in ergreifenden Vergleichen die Einheit im Glauben an-

empfiehlt. Ferner beruft sich der Bischof auf die Lehren der Kirchenväter Johannes Chrysostomus, Gregor des Großen, Augustinus und Hieronymus. Mit lebhaften Farben schildert er namentlich die Zeiten des hl Hieronymus, welche am treffendsten der kurze Satz kennzeichnet: „Nicaenae fidei damnatio conclamata est, ingemuit totus orbis et arianum se esse miratus est.“ Und in dieser stürmischen, die Geister verwirrenden Zeit — wo sucht und findet der große Gelehrte und demüthige Bewohner der Höhle bei Bethlehem den Ausweg? Er bezeichnet ihn in seinem XV. Briefe an Papst Damasus: „Ego beatitudini Tuae, id est cathedrae Petri consocior, super illam petram aedificatam Ecclesiam scio. Quicunque extra hanc domum agnum comederit, profanum est, si quis in arca Noë non fuerit, peribit regnante diluvio.“

Sodann geht er über auf die schädlichen Wirkungen des Byzantismus und weist dessen zerstörenden Einfluß auf alle europäischen Nationen, insbesondere aber auf die Slaven nach. Was dieser hochmüthige Byzantismus zur Befestigung seiner Machtsphäre aussinnen konnte, hat er gethan, ohne auch nur im Geringsten die Wahrheit zu erforschen. Sein Hauptzug war immer: Schwächung und Schädigung der römisch-katholischen Kirche, wobei er selbst die Waffen der Verläumdung nicht scheute. Das Traurigste in seinem ganzen Gebahren sei, daß die Bekenner der orientalischen Kirche bis zum heutigen Tage nicht im Stande sind, sich von dem Einflusse der Vorurtheile zu befreien. Zur Vertheidigung ihrer vermeintlichen Orthodoxie greifen sie noch immer nach der längst abgenützten, der Rumpelkammer entlehnten Phrase, erzählen das Märchen von den Machtgelüsten des Papstes u. s. w.

Das schreckt jedoch den Bischof von Diakovar nicht zurück; im Vertrauen auf die Gerechtigkeit der Sache und auf die Reinheit seiner Intentionen geht er unbeirrt des betretenen Weges, ohne Rücksicht auf die Verläumdungen seiner Feinde und wiederholt immer wieder seine Ueberzeugung, daß er für

die Vereinigung der morgenländischen mit der abendländischen Kirche lebe und sterbe und sich von diesem angestrebten Ziele nicht ablenken lasse.

Die Hirtenbriefe des gelehrten und glaubenseifrigen Bischofs von Diakovar machten auf die griechisch-orientalischen Bischöfe und deren Geistlichkeit einen großen Eindruck, der allerdings in sehr verschiedener Weise zu Tage trat. Der orthodoxe Bischof Petranovics von Cattaro brach in die klagende Frage aus, warum Bischof Stroßmayer die Griechisch-Orientalischen in ihrer Ruhe störe. Der Mensch solle sich in das Werk der göttlichen Vorsehung nicht einmengen und nicht vorgreifen den Ereignissen, die kommen müssen und das Wort des Heilands von „Einem Hirten und Einer Herde" erfüllen werden.

Während Petranovics so mit einem gewissen Fatalismus die Aufforderung des Papstes und Stroßmayer's hinnimmt, beobachten die übrigen orthodoxen Bischöfe ein ganz anderes Verhalten. Unter Führung des streithaften Bischofs Zsivkovics von Karlstadt fanatisiren sie die Serben, daß der Papst ihren Glauben, ihre alten Gewohnheiten, ihren serbischen Namen und ihre Nationalität vernichten wolle. Dieses Auftreten hatte, nebenbei bemerkt, in Kroatien noch die politische Consequenz, daß die Serben wie Ein Mann um die herrschende „liberale" Nationalpartei sich schaarten, damit diese die orthodoxen Serben gegen die „Angriffe des Katholicismus" schütze und vertheidige!

Das entschiedene Auftreten des Bischofs von Diakovar blieb indessen auf katholischer Seite nicht vereinzelt, sondern munterte auch Andere zur begeisterten Nachfolge auf; so den Agramer Universitätsprofessor Dr. Franki, den gelehrten Franziskaner Dr. Johann Markovics in Dalmatien u. A. Das „Katolički List" („Katholische Zeitschrift") in Agram brachte zahlreiche vortreffliche Aufsätze im Dienste des Unionswerkes. Dr. Markovics behandelt den Primat des Papstes,

die päpstliche Infallibilität, mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte der alten orientalischen Kirche.

Während der literarische Kampf um der Union willen bei den Südslaven mit Erbitterung geführt wird, erhalten die Freunde dieser kirchlichen Einigung Succurs von einer Seite, woher sie am wenigsten gehofft hätten. Der russische Gelehrte Dr. Solowjew in Moskau trat in dem Agramer Kirchenblatt „Katolički List" mit Aufsehen erregendem Freimuthe für die Vereinigung der beiden Kirchen ein (1886). Und es war allem Anscheine nach derselbe gelehrte Russe, der in einem Briefe an Bischof Stroßmayer schrieb: „Von der Union hängt das Schicksal der Russen, der Slaven, ja der ganzen gebildeten Welt ab" (Stroßmayer's Hirtenbrief vom Jahre 1886). Wie das officielle „heilige" Rußland über die Union denkt und handelt, das zeigen die unsäglichen Leiden und Verfolgungen, denen die Unirten in Kleinrußland, in Litthauen, in Polen und andern Orten ausgesetzt sind.

Bei den Südslaven finden die Unionsbestrebungen andauernd nur wenig Sympathie und annoch kein Entgegenkommen. Immerhin darf man die Hoffnung nicht sinken lassen. Ein erfreuliches Moment ist das zwischen dem hl. Stuhle und Montenegro abgeschlossene Concordat, gemäß welchem den Katholiken in diesem Fürstenthum die freie Religionsübung gestattet und in Antivari ein Erzbisthum errichtet wurde. Als erster Erzbischof wurde nach gemeinsamer Uebereinkunft der Franziskaner Simon Milinovics aus Dalmatien ernannt. Die römische Curie genehmigte dabei, daß der Erzbischof und seine Geistlichen den Gottesdienst in der altslovenischen Kirchensprache abhalten dürfe. Das altslovenische Missale wurde unter Aufsicht des Domherrn Parcsics in der Druckerei der Propaganda zu Rom gedruckt. Ein Prachtexemplar desselben übersandte der Papst dem Fürsten von Montenegro, dem der Ruhm gebührt, mit den Vorurtheilen seiner griechisch-orientalischen Stammesgenossen gebrochen und für die kirchlichen Bedürfnisse seiner katholischen

Unterthanen Sorge getragen zu haben. Uebrigens zeigte sich der Fürst auch sonst der Freundschaft mit den Katholiken nicht abgeneigt. In seinem Gedichte „Balkanska Carica" („die Kaiserin des Balkan") beklagt er die unglücklichen Folgen der Glaubensspaltung und sein früherer Hofsekretär, Sundecsics, war der kirchlichen Union entschieden wohlwollend gesinnt. Beide, der Fürst und sein Sekretär, unterhielten mit dem unionseifrigen Bischof von Diakovar die besten Beziehungen und Bischof Stroßmayer war es auch, der das Concordat Montenegros mit dem Vatikan zu Stande gebracht hatte.

Die neueste Encyklika des hl Vaters „Praeclara gratulationis publicae testimonia" ist an sämmtliche Fürsten und Völker der Erde gerichtet und es werden darin nicht nur die orientalischen Kirchen, sondern alle Nationen zur Vereinigung im Schoße der römischen Kirche aufgefordert. Welchen Eindruck hat nun dieser Weltruf auf die Südslaven gemacht?

Wie in öffentlichen Blättern gemeldet wurde, soll der hl Vater alle jene katholischen Bischöfe, in deren Diöcesen auch ein griechisch-orientalischer Bischof residirt, beauftragt haben, daß sie dem letzteren ein Exemplar der Bulle: „Praeclara gratulationis publicae testimonia" auf amtlichem Wege zusenden mögen. Das hat unter Anderem auch der katholische Erzbischof von Serajewo, Dr. Joseph Stadler, gethan und der Sendung ein ausführliches Begleitschreiben beigefügt. Wir entnehmen diesem folgende Hauptstellen:

Nachdem der gelehrte Erzbischof im Eingange darauf hingewiesen, daß es des Papstes heißester Wunsch sei, die glücklichen Zeiten, da die morgen- und die abendländische Kirche vereint die hl. Dreifaltigkeit verherrlichten, wieder aufleben zu machen, hebt er insbesondere hervor, daß der hl. Vater in erster Reihe seine Aufmerksamkeit den Südslaven zugewendet habe und sie zur Vereinigung mit der katholischen Kirche auffordere.

Denn (so fährt Erzbischof Stadler fort), „es ist eine unzweifelhafte Sache, daß wir mit unseren Uneinigkeiten nur unseren Gegnern eine Freude bereiten; daß wir als Brüder, als Kinder derselben Mutter, als Sprößlinge eines Herzens in Folge der verschiedenen Auslegung der Religion Jesu in entgegengesetzter Richtung wandeln, und doch sollten die morgenländische wie die abendländische Kirche von seinem Geiste in gleicher Weise erfüllt sein . . . Das wäre ein Weg, um uns auch äußerlich zu einigen, nachdem wir vorher im hl. Geiste einig geworden sind". Diese religiös-kirchliche Vereinigung solle übrigens mit dem nationalen Gesichtspunkte nicht verquickt werden; die Lehre Christi ist ja für alle Völker der Erde bestimmt; wohl aber werden sie bestens gefördert, „wenn man in der Kirche Christi das Wesentliche von dem Unwesentlichen unterscheide." Denn der göttliche Stifter der Kirche habe in Sachen der Gottesverehrung gestattet, daß bei Festsetzung der gottesdienstlichen Ceremonien „der Charakter der einzelnen Nationen berücksichtigt werde." Daraus entstand der verschiedene Ritus in der östlichen und westlichen Kirche. „Wenn wir wünschen, daß unsere Vereinigung jenen vollen Erfolg haben solle, dann müssen wir auf Grund der Lehren der hl. Schrift und der Kirchenväter untersuchen, was für eine Kirche hat der Erlöser gestiftet, mit welchen Kennzeichen wollte er sie ausstatten, auf daß wir die wahre Kirche Christi in ihr erkennen." Nur durch eine solche beiderseitige Unparteilichkeit der Forschung und Erwägung wird man den Weg und das Ziel der Vereinigung finden.

Deßhalb fordert der Erzbischof seine griechisch-orientalischen Amtsbrüder auf, ihre diesbezüglichen Anschauungen und Meinungen ihm mitzutheilen, sowie in Betreff der Ausführung Vorschläge zu machen, unter Angabe von Zeit und Ort, wo beide Theile zusammenkommen könnten, um die Frage der Einigung in der Kirche Christi in ernste Berathung zu ziehen. Sie mögen auf die dagegen stehenden weltlichen Hindernisse

und Schwierigkeiten nicht achten, da es sich einzig und allein darum handle, zu erforschen, was ist Gottes Wille? Worin könnte sich dieser aber deutlicher äußern, als darin, daß die Menschen Ihn und seinen Sohn von Ewigkeit stets besser erkennen und Ihm vereint in der Religion jener Kirche dienen, die Jesus Christus verkündigt hat? „Das hat der Erlöser selbst den Aposteln befohlen, als er sie zur Belehrung der Völker entsendete, damit sie diese vom Irrthum zur Wahrheit, von der Verderbniß auf den Pfad der Tugend leiten. Oder hat nicht er befohlen: Behaltet Alles, was ich Euch gelehrt habe und taufet die Völker im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes? Wer da glaubt und getauft wird, wird selig, wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden. Daraus können wir ersehen, daß es nicht gleichgiltig ist, ob wir die ganze Lehre Christi glauben, und nicht nebensächlich, ob man alle Gebote Jesu halte oder nicht.“ Aus diesem Grunde sei es auch ihm (dem Erzbischofe) keineswegs gleichgiltig, welchen Glauben jemand bekenne, obgleich er bei Ausübung von Wohlthaten auf den Unterschied des Glaubens nicht schaue. Wenn er für die Herstellung der kirchlichen Einheit kämpfe, dann bemühe er sich auch zum Heile der von der Kirche Getrennten. Ihn leite einzig und allein die Liebe zu Gott und zu den andersgläubigen Brüdern. Für dieses Ziel wolle er alle seine Kraft und Zeit aufwenden „Wenn wir unthätig, mit verschränkten Armen die Union erwarten, dann kommt sie nicht zu Stande. Wir müssen sie vor Allem durch eifrige Gebete beschleunigen; ferner sollen die Berufenen die Frage wissenschaftlich, klug, ohne beleidigende Absichten behandeln, und dann wird Gott der Herr diese Bemühungen segnen und der ausgestreute Samen wird Früchte bringen“ . . .

Diese officielle Zuschrift des Erzbischofs von Serajewo erregte vor Allem bei den griechisch-orientalischen Südslaven ungemeines Aufsehen, wiewohl auch deutsche und französische theologische Blätter sich mit diesem Schreiben lebhaft be-

schäftigten und der weiteren Entwicklung voll gespannten Interesses entgegensehen.

Von Seite der zunächst Interessirten, der griechisch-orientalischen serbischen Kirche erwiderte auf Erzbischof Stadlers christliche Milde und entgegenkommende Einladung die kirchliche „Srpski Sion“ („Serbische Sion“), das amtliche Organ des serbischen Patriarchen und Erzbischofs von Karlowitz, in ihrer Nr. 33 und 34 des Jahres 1894. Diese Artikel unter dem Titel: „Papina Poslanica“ („die päpstliche Encyklika“) sind in einem ungemein heftigen, feindseligen Tone geschrieben und bieten schon darin das Widerspiel des Stadler'schen Schreibens. Gleich im Eingange verspotten sie den Schmerz Papst Leo XIII., den er darob empfindet, weil ein so bedeutender Theil der Menschheit sich vom Stuhl Petri fern halte, und bemerken ironisch: „Also nicht deßhalb klagt der Papst, daß ein großer Theil der Menschheit von Christus getrennt sei, sondern es schmerzt ihn, daß sie ihm (dem Papste) ferne bleiben; er suche die Vereinigung nicht mit Christus, sondern mit dem hl. Stuhle.“ „Unter solchen Umständen kann von der Union keine Rede sein; denn die aus dem Vatican inscenirte Bewegung sei schon in ihrem Ausgangspunkte verfehlt, in ihren Motiven antichristlich, in ihrem Ziele nicht evangelisch; darum werde die projektirte Unions-Idee in Ewigkeit ein „pium desiderium“ bleiben. Eine solche Vereinigung könne zwar ein Wunsch des Papstes, aber kein Wunsch Christi sein.“

Hierauf geht der Artikelschreiber über auf die Erklärung der citirten Stelle der hl. Schrift und versucht einen Gegensatz zwischen dieser und der päpstlichen Bulle nachzuweisen und schließt diesen Theil seiner Auslassungen mit der häßlichen Phrase: „Der Papst verlangt, daß die ganze Welt sich unter seinen Pantoffel beuge.“ Von besonderem Interesse sind diese Aufsätze dort, wo sie von den Machtübergriffen der römischen Kirche allerlei fabeln und aus diesen Märchen ebenso sonderbare Consequenzen ableiten. „Weil die römische

Kirche", so heißt es darin, „auch heutigen Tages in ihren Begierden von dem Streben nach der höchsten Suprematie geleitet wird, so erscheint es ganz natürlich, daß der abwehrende Kampf gegen diese unberechtigten Bestrebungen auch in unserer Zeit nicht ausbleibt. Die römische Kirche, resp. die Curie und der Papst wetteifern auch jetzt noch mit den weltlichen Mächten und zu diesem Kampfe ermuntert den Papst jenes Bewußtsein der Kraft, welche er in sich selber und in dem centralistischen Organismus der römischen Kirche fühlt. Wohin diese Rivalität führt, das ersieht man aus jenen kirchenpolitischen Vorlagen, welche in Ungarn die staatliche Gewalt zu giltigen Gesetzen erheben lassen will." Der Verfasser hat hier ganz außer Acht gelassen, daß gegen diese kirchenpolitischen Reformen der ungarischen Regierung die griechisch-orientalische Kirche in voller Eintracht mit dem katholischen Episcopat vorgegangen ist, und es ist keinem griechisch-orientalischen Bischofe in den Sinn gekommen, für diese kirchenpolitischen Umsturzgesetze die römische Curie oder den Papst verantwortlich zu machen.

Eine kuriose Behauptung wagt der Schreiber der obbezogenen Artikel, wenn er sagt: „Die Union, die Einheit der Regierung in der Kirche stehe mit dem Geiste und den Zielen der Kirche Christi in Widerspruch. Denn deren Ziel sei nicht die Macht, sondern die Erlösung des menschlichen Geschlechts; die Kirche sei nicht zum Regieren bestimmt, sondern daß sie lehre, bessere, beglücke; nicht um gegen die Staaten Krieg zu führen, sondern um zu kämpfen gegen die sittliche Verderbniß . . Die orientalische Kirche wolle keinen Krieg, sondern sie lebt überall im Frieden mit dem Staate, mit der weltlichen Macht; sie kann dies, da sie nicht nach dem strebt, was ihr nicht zukommt." Angesichts des heftigen Kampfes, welchen auch die serbische und die rumänische griechisch-orientalische Kirche in Ungarn gegen die Omnipotenz der Staatsgewalt gegenwärtig führt, klingt dieser Ausspruch höchst sonderbar und hat ebensowenig Halt, als

die meisten der übrigen Behauptungen des leidenschaftlichen, doch ungeschickten Vertheidigers der intransigenten griechischen Orthodoxie.

Selbstverständlich bemächtigte sich auch die politische Presse der Südslaven der Unionsfrage und besprach diese je nach dem kirchlichen oder politischen Parteistandpunkte, dem das betreffende Blatt dient. Hr. Joh. Cvetovics beruft sich insbesondere auf die Nummern 249 und 253 des kroatischen Tagblattes „Obzor" in Agram, wo die Geschichte der Unionsbewegung in dem letzten Decennium kurz dargelegt und namentlich auf die Schrift Vannutelli's „Sur la riva de la Danube" hingewiesen wird. Der junge römische Priester berichtet darin von seinen Erfahrungen in Rußland und von seinen Besuchen der serbischen Klöster in der Fruška-Gora (in Syrmien). „Er sieht die Zustände hier in sehr optimistischem Lichte; man empfing ihn überall mit zuvorkommendster Aufmerksamkeit; denn in welches Kloster immer er kam, waren die Empfehlungsbriefe des damaligen serbischen Patriarchen Anghelics bereits vorausgeeilt. Die freundschaftlichen Unterredungen mit Pobjedonoszeff, dem weltlichen Präsidenten der russischen hl. Synode, sowie die Zuvorkommenheit der serbischen Mönche machten den jungen Vannutelli zum großen Optimisten, der dann in italienischen und französischen Zeitschriften den Triumph der Union verkündete und Pobjedonoszeff selbst als einen Freund dieser Bewegung darstellte. Dieser Umstand veranlaßte den weltlichen Führer der russischen Kirche in der „Revue des églises d'Union" zu der Erklärung, daß der junge römische Gelehrte ihn mißverstanden habe. Wohl sei es wahr, daß die dogmatischen Bedenken sehr leicht zerstreut werden können; denn die Unterschiede seien keine wesentlichen, mit Ausnahme des päpstlichen Primats, wegen dessen die Union niemals erreichbar sein werde" („mais le primate du pape — jamais"!).

Trotz dieser schroffen Zurückweisung von Seiten des orthodoxen Rußland, die übrigens Niemanden überraschte,

der Wesen, Charakter, Verfassung und Regierung der russischen Staatskirche und deren Verhältniß zum selbstherrlichen Czarenthum kennt, kann man doch wahrnehmen, daß bei den Südslaven, deren griechisch-orientalischer Theil bekanntlich unverwandt nach Moskau und Petersburg blickt, die Sache der kirchlichen Union dennoch langsame Fortschritte macht. Namentlich unter den Bulgaren verbreitet sich der Katholicismus stetig. Man weiß ja aus der Geschichte, daß die Bulgaren zu keiner Zeit besonders fanatische Anhänger des Griechenthums gewesen und daß der Anschluß an Rom wiederholt gesucht und vorübergehend hergestellt worden war. Auch in unseren Tagen, unter der Regierung des gottseligen Papstes Pius IX, war diese kirchliche Einigung mindestens äußerlich schon ziemlich weit gediehen. Politische Einwirkungen zerstörten das erfreulich begonnene Werk zum größten Theile wieder; aber es blieben doch noch vielversprechende Reste zurück. Der gestürzte, vordem allmächtige Minister in Bulgarien, Stambulow, war ein Freund der Union, die indessen auch in den Reihen der politischen Gegner dieses unstreitig bedeutenden Staatsmannes zahlreiche Anhänger hat. Der sympathische bulgarische Politiker Milarow starb in der Einheit mit der katholischen Kirche, und es ist Thatsache, daß die Bulgaren massenhaft zum Katholicismus übertreten. In den katholischen Diöcesen zu Adrianopel, Thessalonich und Philippopel leben Hunderttausende unirter Bulgaren.

Eine andere günstige Erscheinung besteht darin, daß sowohl in der Literatur wie im Leben sehr Viele sich mit der Frage der Union beschäftigen und diese zumeist in nüchterner, unbefangener Weise erörtern. Nur hie und da kommen die alten abgenützten Märchen von der Inquisition, vom Jesuitismus, von der päpstlichen Tyrannei u. s. w. vor. Die katholischen Gelehrten unter den Südslaven bemühen sich (wie wir gesehen haben) mit wahrhaft christlicher Liebe im Interesse der kirchlichen Vereinigung, und es wird diese

Arbeit erleichtert durch das allgemeine Ansehen, dessen das Papstthum unter der glorreichen Regierung Leo's XIII. sich bei allen Völkern und Nationen erfreut

Der größte Feind der Union unter den Südslaven ist der engherzige, mißtrauische Nationalismus, der in der Vereinigung mit der römischen Kirche ernste Gefahren für den Bestand des eigenen Volksthums und seiner Sprache befürchtet. Dieses Vourtheil und diese unbegründete Besorgniß müssen jedoch allmählich ihren Einfluß verlieren angesichts der unläugbaren Thatsache, daß bei den Slaven und Rumänen in Oesterreich-Ungarn gerade die kirchliche Union die beste Schutzwehr und die mächtigste Beförderin der angestammten Nationalität ist und daß Rom durch die Zustimmung zur Einführung der slavischen Liturgie in Montenegro und Dalmatien neuestens abermals den Beweis geliefert hat, daß es kein Feind der verschiedenen Völker und ihrer Sprachen in der Kirche sei. Wenn auf katholischer Seite in diesem Sinne unseres erhabenen, weitblickenden hl. Vaters fortgearbeitet wird, dann steht zu hoffen, daß mit Gottes Beistand das schwere, hochwichtige Werk der kirchlichen Union trotz der zahlreichen Schwierigkeiten und Hindernisse dennoch gelingen werde.

Dr. S.

---

X.

## Der Kabinetswechsel in Oesterreich (Cisleithanien).

(Von einem Reichsrathsabgeordneten).

Entsprechend dem in der Thronrede vom 11. April 1891 ausgesprochenen Wunsche der Krone, einige dringenden volkswirthschaftlichen Arbeiten zu erledigen und zu dem Zwecke specielle Parteiinteressen vorläufig nicht zu urgiren, hatte sich schon unter Taaffe eine „Geschäftsmajorität“ gebildet, welche eine thatsächliche, wenn auch nicht formelle Coalition der sogenannten gemäßigten staatserhaltenden Parteien darstellte. Der „Vereinigten deutschen Linken“ wurde als Vertreter im Ministerium ein deutschliberaler Minister ohne Portefeuille, Abgeordneter Graf Kuenburg gegeben. In der That wurden einige Fragen erledigt; als aber Ministerpräsident Taaffe in einer Rede andeutete, daß die Ernennung eines böhmischen Landsmannministers, falls die Verhältnisse es rechtfertigen oder verlangen sollten, in Aussicht stehe, und die Bezüge dieses Ministers auch im Staatsvoranschlage eingestellt hatte, machte die Linke Opposition, verweigerte dem Minister den Dispositionsfonds und Graf Kuenburg demissionirte. Die Liberalen hatten damals wegen eines ganz untergeordneten Punktes zum ersten Male eine „Geschäftsmajorität“ gesprengt, das weitere Zusammenarbeiten der gemäßigten Parteien verhindert und die Erfüllung der Wünsche der Thronrede unmöglich gemacht.

Als Graf Taaffe das Abgeordnetenhaus mit seiner

Wahlreform überraschte, wurde er von der großen Mehrheit des Hauses gestürzt und es bildete sich zum zweiten Male eine Geschäftsmajorität, welche sich zu einer formellen Coalitionsmajorität mit einem ausgesprochenen Coalitionsministerium ausgestaltete. An der Spitze des Cabinetes stand bekanntlich Fürst Alfred Windischgrätz, ein streng katholischer Mann. Die drei großen Parteien der Coalition (Conservative, Polen, Liberale) waren durch je zwei Parteiangehörige in der Regierung vertreten.

Die Hauptaufgabe der Coalitionsregierung, welcher auch Herr von Plener, der Führer der liberalen Partei, angehörte, bestand ausdrücklich in der Durchführung der Wahlreform, neben welcher auch andere große Reformen: wie die Steuerreform, Strafgesetzreform, Civilproceßreform, Gewerbereform und andere ebenfalls erledigt werden sollten. Das Schiff stach mit geschwellten Segeln in die See. Regierung und Majorität waren guter Dinge, und die Sache so skeptisch sie von manchen Seiten auch betrachtet wurde, schien sich bewähren zu wollen. Einige kleine Reibungen der „noch nicht an einander gewöhnten" Parteien, verschiedene Empfindlichkeiten u. dergl. wurden als „Kinderkrankheiten der Coalition" bezeichnet. Alles hatte den besten Willen, den Versuch gelingen zu lassen.

Der Mißerfolg der Lord Aberdeen'schen Coalition der fünfziger Jahre in England, den Lothar Bucher in seinem „[illegible]" so drastisch schildert, schreckte Niemanden ab, obwohl ihr ausgegebener Zweck, die große Zahl der von ihr durchzuführenden Reformen und ihr resultatloses Ende mit der eben begonnenen Coalition in Oesterreich eine auffallende Ähnlichkeit hatte. Alles also schien gut zu gehen. [illegible] drohte, wie in den Tagen der Kuenburg'schen Ministerschaft, wieder eine — kleinliche nationale [illegible]

In der südlichen Steiermark befindet sich das Gebiet der ehemaligen Grafschaft Cilli. Die Stadt selbst ist der

Mehrheit der Bewohner nach deutsch, während eine nicht unbedeutende Minderheit slovenischer Zunge ist. Dagegen ist das ganze Gebiet nur von Slovenen (circa 60,000) bewohnt. Diese gravitiren mit allen ihren Verhältnissen nach Cilli. Nun besteht dort ein deutsches Gymnasium, keine einzige Lehranstalt aber mit slovenischer Unterrichtssprache. Die Slovenen haben im Interesse der Heranbildung ihrer Söhne in ihrer Muttersprache vom Staate die Errichtung eines slovenischen Untergymnasiums verlangt und bei der Regierung auch durchgesetzt. Man sollte meinen, daß sich dagegen aus gar keiner Rücksicht etwas einwenden lasse, besonders in Oesterreich, wo die Gleichberechtigung aller Nationen staatsgrundgesetzlich gewährleistet ist. Die Liberalen schienen Anfangs auch bereit zu sein, keine besonderen Schwierigkeiten dieserhalb zu erheben. Allein Plener denkt und Steinwender lenkt. Die deutsch-nationale Partei eröffnete eine rücksichtslose Agitation, als ob das Deutschthum in Oesterreich durch dieses slovenische Untergymnasium gefährdet sei; ihre Organe leisteten in heftigen Angriffen auf die liberale Partei das Möglichste; man ließ Resolutionen in Masse beschließen; Mißtrauensvoten wurden angekündigt und offen erklärt, daß kein liberaler Abgeordneter, der nicht gegen die Post Cilli stimme, mehr gewählt werde.

Den Liberalen lief der Angstschweiß über die sorgendurchfurchte Stirne; Herr von Plener hoffte in einer Verzögerung der Frage Heil und schleppte die Berathung des Staatsvoranschlages pro 1895 richtig bis Ende Juni 1895 hinaus. Diese ungerechtfertigte Verschiebung der Budgetberathung und die Einbringung von Provisorien, gegen welche Plener als Führer der Opposition mit Recht so sehr gewettert hatte, fing an, selbst in den Kreisen der Coalition Mißstimmung hervorzurufen, welche die Obstruktionspolitik der Jungczechen in der Steuerreform mittelbar wesentlich begünstigte, so daß an ein Zustandekommen derselben im jetzigen Sessionsabschnitte nicht mehr zu denken war.

Wahlreform überraschte, wurde er von der großen Mehrheit des Hauses gestürzt und es bildete sich zum zweiten Male eine Geschäftsmajorität, welche sich zu einer formellen Coalitionsmajorität mit einem ausgesprochenen Coalitionsministerium ausgestaltete. An der Spitze des Cabinetes stand bekanntlich Fürst Alfred Windischgrätz, ein streng katholischer Mann. Die drei großen Parteien der Coalition (Conservative, Polen, Liberale) waren durch je zwei Parteiangehörige in der Regierung vertreten.

Die Hauptaufgabe der Coalitionsregierung, welcher auch Herr von Plener, der Führer der liberalen Partei, angehörte, bestand ausdrücklich in der Durchführung der Wahlreform, neben welcher auch andere große Reformen: wie die Steuerreform, Strafgesetzreform, Civilproceßreform, Gewerbereform und andere ebenfalls erledigt werden sollten. Das Schiff stach mit geblähten Segeln in die See. Regierung und Majorität waren guter Dinge, und die Sache so skeptisch sie von manchen Seiten auch betrachtet wurde, schien sich bewähren zu wollen. Einige kleine Reibungen der „noch nicht an einander gewöhnten" Parteien, verschiedene Empfindlichkeiten u. dergl. wurden als „Kinderkrankheiten der Coalition" bezeichnet; Alles hatte den besten Willen, den Versuch gelingen zu lassen.

Der Mißerfolg der Lord Aberdeen'schen Coalition der fünfziger Jahre in England, den Lothar Bucher in seinem „Parlamentarismus" so drastisch schildert, schreckte Niemanden ab, obwohl ihr angegebener Zweck, die große Zahl der von ihr durchzuführenden Reformen und ihr resultatloses Ende mit der eben begrabenen Coalition in Oesterreich eine auffallende Aehnlichkeit hatte. Alles also schien gut zu gehen. Aber im Hintergrunde drohte, wie in den Tagen der Kuenburg'schen Ministerschaft, wieder eine — kleinliche nationale Angelegenheit.

In der südlichen Steiermark befindet sich das Gebiet der ehemaligen Grafschaft Cilli. Die Stadt selbst ist der

williger Weise hervorgerufen, waren sie selbst entsetzt. Steuerreform, Strafgesetzreform, Civilproceß- und Gewerbereform: Alles verzögert, vielleicht begraben; die Wünsche der Thronrede vereitelt; gemeinsames Zusammenarbeiten der gemäßigten Parteien unmöglich gemacht. Und das Alles wegen der Lappalie von Cilli. Die Wähler sind erbost über die Verschleppung so wichtiger Reformen und der Kaiser, der bekanntlich in die parlamentarischen Verhältnisse großen Einfluß hat und nimmt, kann den Liberalen die Sprengung der Coalition und den Sturz des Cabinets Windischgrätz nicht verzeihen. Die Liberalen sind in kaiserliche Ungnade gefallen. Eine Reihe von Anzeichen spricht dafür, darunter die definitive Beseitigung Pleners, die huldvollen Worte an den Jungczechen Dr. Herold und den Croaten Biankini, die herbe Ansprache über die Linke an ein liberales Delegationsmitglied u. s. w.

Die Krisis, so rasch sie gekommen, war ebenso rasch beseitigt. Se. Majestät hat ein provisorisches Beamtenministerium eingesetzt mit der Aufgabe, die laufenden Geschäfte zu besorgen und den Staatsvoranschlag in Sicherheit zu bringen. An die Spitze dieses Cabinets wurde der bisherige Statthalter in Niederösterreich, Graf Kielmannsegg, ein gebürtiger Hannoveraner und Protestant, berufen. Er wurde zum Minister des Innern ernannt und mit der provisorischen Leitung des Ministerrathes beauftragt. Weil ihm diese Leitung übertragen wurde, erhielt er definitiv das Portefeuille des Ministeriums des Innern; der unpolitische Landesvertheidigungsminister Graf Welsersheimb blieb, ebenso der polnische Landsmannminister Jaworski. Allen übrigen Ministerien wurden nur „Leiter“ vorgesetzt, Eines ausgenommen, das Finanzministerium, das bisher Herr von Plener inne hatte, und welches in der Person des bisherigen Sektionschefs Böhm-Bawerk eine definitive Besetzung fand. Herr von Plener wird also im zukünftigen Cabinete, das definitiv gegen Herbst gebildet werden soll, keinen Platz

Unterdessen waren auch in der Wahlreform Ereignisse eingetreten, welche die nothwendige qualificirte Annahme derselben im Abgeordnetenhause sehr zweifelhaft machten. Hiebei muß nun Folgendes ins Auge gefaßt werden. In der Frage der Wahlreform drohte im Club der Conservativen eine Spaltung einzutreten. Die volksthümlicheren Elemente desselben wollten von dem, auch von den Liberalen unterstützten, Elaborate der Regierung nichts wissen und bethätigten offenen Widerstand. Die Nichtannahme der Wahlreform wäre für das Cabinet der Anlaß zur Demission gewesen. Da diese Nichtannahme der Wahlreform durch die Gegnerschaft eines großen Theiles des Clubs der Conservativen veranlaßt gewesen wäre, so hätten die Conservativen in den Augen des maßgebenden Faktors die Verantwortung für die Sprengung der Coalition und den Sturz des Cabinetes Windischgrätz zu tragen gehabt. Was dieß in Oesterreich bedeutet, kann Jeder beurtheilen, der die politische Geschichte Cisleithaniens auch nur oberflächlich kennt.

Es mußte also getrachtet werden, eine entscheidende Abstimmung im Wahlreformausschusse vor Erledigung des Budgets nicht eintreten zu lassen. Und mit vollstem Rechte konnte auf die endliche Durchberathung des Staatsvoranschlages im Budgetausschusse gedrängt werden. Die Berathung wurde auch thatsächlich beschleunigt und zu Ende geführt. Hiebei wurde die Post Cilli im Ausschusse von den Conservativen, Polen und Czechen gegen die Liberalen, Deutschnationalen und Italiener angenommen. Einem vorzeitig gefaßten Clubbeschlusse gemäß mußten nun die Liberalen aus der Coalition austreten. Die Coalition war gesprengt; die Regierung, welche eine Coalitionsregierung war, mußte demissioniren und die Demission wurde vom Kaiser angenommen. Die Liberalen waren zunächst selbst verblüfft; sie hatten noch immer auf die Polen gehofft, hatten mit dem Austritt gedroht, um dadurch die Polen für sich zu gewinnen. Als dann eintrat, was sie muth-

rzahl wird in die Hände der radikalen Parteien fallen,
enen wir auch trotz aller Sympathien und Berührungs=
kte zum Theil wenigstens die Christlich=Socialen rechnen
en. Viele Deutschnationale würden statt der Liberalen
ücken und diese Partei kann unmöglich im vielsprachigen
terreich regieren, wie es der gesicherte Bestand des Vater=
des erheischt. Eine vorzeitige Auflösung des Abgeordneten=
ises würde also unter den dermaligen Verhältnissen, meines
chtens, kaum eine Besserung bringen.

Ohne Auflösung aber muß mit der „Vereinigten deutschen
ken" so lange gerechnet werden, als nicht die Jungczechen
Aufrichtung des eisernen Ringes der Rechten ermöglichen
r anderweitige Verhältnisse geschaffen werden. In ein=
weihten Kreisen spricht man daher von zwei Wegen, welche
e Besserung herbeiführen könnten.

Es soll zunächst versucht werden, die gemäßigteren
lemente des liberalen Clubs zu vermögen, aus dieser Ver=
nigung auszuscheiden und einen eigenen Club zu bilden,
ssen Gros die liberalen Großgrundbesitzer bilden würden.
ie Stärke dieses Clubs berechnet man auf circa 50 Ab=
ordnete; dazu käme der jetzige sogenannte Coronini=Club
it 10 Mitgliedern. Mit dem Polenclub und dem Club der
nservativen würden diese zusammen eine Majorität bilden,
it der die Regierung rechnen könnte. Die Verhandlungen
dieser Richtung sollen schon eingeleitet sein.

Würde dieser Versuch, was ja möglich ist, scheitern, dann
ll, so heißt es, das Haus thatsächlich aufgelöst und Graf
ohenwart berufen werden, um die Neuwahlen zu leiten.
elbstverständlich kann auch eine andere Eventualität ein=
eten; allein die beiden angeführten werden in eingeweihten
reisen als die zweckmäßigsten discutirt.

Die conservative Partei schaut am Ende des ersten
erteljahrhunderts ihres Bestandes nicht bloß intakt, sondern
stärkt und vertieft im Volke voll Vertrauen in die Zukunft.
Die ewigen Grundsätze, welche sie gebildet, sind der dauernde

mehr haben.[1]) Man deutet das dahin, daß der Kaiser dadurch seinem Unmuthe gegen die Liberalen Ausdruck geben wollte.

Das gegenwärtige Interregnum ist eine Art Waffenruhe. Die Parteien haben keinen Anlaß, gegen die provisorische Regierung Stellung zu nehmen, da sie keinerlei politisches Programm, sondern nur die laufenden Geschäfte zu besorgen hat. Die Polen und Conservativen haben sich dem Ministerium in der Durchführung seiner Aufgabe zur Verfügung gestellt. Auch die Liberalen haben sich ähnlich geäußert. Aber schon drängen einzelne ihrer hervorragenden Organe zu weiteren Schritten, indem sie verlangen, daß, falls die Post Cilli auch im Hause angenommen würde, die Liberalen in dritter Lesung gegen das ganze Budget stimmen sollen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Liberalen, im Bestreben, Mandate sich zu sichern, diesem Drängen schließlich nachgeben werden. Freilich werden sie dann, wie anno 1879, ganz aus der kaiserlichen Gunst verschwinden, was um so verhängnißvoller für sie sein wird, als sie trotz Alledem auch im Volke schon längst den Boden verloren haben.

So können die Conservativen vorläufig ohne Sorge in die Zukunft blicken. Was der Herbst bringen wird, hängt einzig und allein von den kaiserlichen Entschließungen ab. Prophezeihungen darüber anzustellen, ist müßig und überlassen wir das gerne der sensationslüsternen Tagespresse.

Trotzdem steht die Frage: „Wie weiter?“ als ein ernstes Problem auf der Tagesordnung. Verfassungsmäßig läuft die gegenwärtige Session im Frühjahr 1897 ab. Manche reden einer vorzeitigen Auflösung das Wort. Wir glauben nicht, daß durch Neuwahlen viel gewonnen wäre. Zugegeben, die Liberalen verlören dabei Sitze; einen geringen Theil derselben werden die Conservativen erringen, die

---

1) Der berühmte liberale Führer hat nun auch sein Abgeordneten-Mandat niedergelegt. Anm. d. Red.

rliegende Schrift als Einleitung zu einer „Wirthschafts- und nanzgeschichte der Reichsstadt Ueberlingen in den Zeiten es 30jährigen Krieges“ Diese Einleitung geht zurück s zur Zeit, in welcher Ueberlingen königlicher Fronhof war, s es sich allmählig als Mittelpunkt eines Marktes zu einem tischen Gemeinwesen entwickelte, welcher Charakter im Jahre 191 urkundlich bezeugt ist. Der Verfasser schildert sodann e Einrichtungen des kleinen Städtchens unter der Grundherr- aft der Staufer, bis Ueberlingen vom Jahre 1268 an Reichs- adt mit zünftig-patrizischer Verfassung wurde und bis zum sturz des deutschen Reiches durch die französische Republik blieb.

Von hohem Interesse sind die wirthschaftsgeschichtlichen Re- ate, welche Dr. Schäfer aus dem Mittelalter uns bietet. Der gemeine Charakter des kleinen städtischen Wirthschaftslebens r bestimmt durch das Ueberwiegen des Weinbaues, für sen Fortschritt und Ausbeute die eingehendsten und wohl- ügsten Einrichtungen bestanden. Für die umliegende Acker- ubevölkerung war Ueberlingen Hauptplatz des Verkehrs. arkt und Fruchthandel machte die Bürger reich, namentlich einhandel, Müllerei, Bäckerei mit den einschlägigen Gewerben aren im blühenden Zustande. Von 1426 an gab es 7 Zünfte: ebleute-, Küfer-, Bäcker-, Metzger-, Schmiede-, Gerber- und chuhmacher-Zunft. Später kamen noch dazu Fischer- und ährleute-Zunft und die Zunft der Schreiner, Dreher, Wagner, mmerleute, Glaser und Seiler. Die einflußreichsten Zünfte lieben aber immer die Rebleute und Bäcker. Auf diese beiden ewerbe wurde auch die Hauptsorge der städtischen Gesetzgebung nd Verwaltung verwendet.

„Figürlich gesprochen waren die Attribute des Ueberlinger Marktes seit den ältesten Zeiten der Weinstock und die Aehre, ie ureigensten Symbole landwirthschaftlicher Bodencultur. Der Weinhandel und der Fruchthandel beherrschten den Ueber- inger Markt von Anfang an ausschließlich. Der Weinbau nd das mit dem Fruchthandel nah verwandte Bäckerei- und Müllereigewerbe waren die ältesten Bethätigungsformen des tischen Wirthschaftslebens.“ — Es ist nun heute von großer ichtigkeit, zu sehen, welche Maßregeln im Mittelalter in Pro- uktion und Absatz für nöthig erachtet wurden, wie und in

Kitt ihrer Einigkeit, und mag auch manchmal ein Wölkche am Himmel erscheinen, das gleiche Ziel und die gemeinsam Sache, die Wohlfahrt der Völker, das Heil des Vaterland und die Freiheit der Kirche lassen alle Schwierigkeiten übe winden, welche immer da auftauchen mögen. Und so könn wir zum Schlusse mit Bestimmtheit versichern, daß der Clu der Conservativen in vollkommener Eintracht unter seine bewährten Führer Graf Hohenwart der Lage gegenübersteh ein Umstand, der den Gang der Dinge entscheidend b einflussen kann.

---

## XI.
## Zur Wirthschaftsgeschichte.

Wenn es wahr ist, daß die Geschichte die Lehrmeister der Völker sein soll, dann ist es Aufgabe der Gegenwart, welc mitten im Processe einer socialen und wirthschaftlichen Un gestaltung steht, vor Allem in der Vergangenheit die Richtschn für das Handeln in der Jetztzeit und für die Anbahnung ein besseren Zukunft zu suchen. In der That geschieht auch s mehreren Jahrzehnten sehr viel, um die Wirthschaftsgeschich der Vergangenheit zu erforschen. Nur ist die Gefahr vorhande daß die Forschung allzusehr in Kleinigkeiten sich verliert. B den zahlreichen Schriften des „Vereines für Socialpolitik" die Detailmalerei so überwiegend, daß unwillkürlich der Bl für das Große und Ganze verloren geht. Man sieht den Wa vor lauter Bäumen nicht mehr. Immerhin ist die Zahl brauc barer und lehrreicher Monographien zur Wirthschaftsgeschich der Vorzeit im Wachsen begriffen. Zu den besten Leistung auf diesem Gebiete gehört die „Wirthschafts- und Finan geschichte der Reichsstadt Ueberlingen am Bodensee vo Dr. Friedrich Schäfer".[1]) Der Verfasser bezeichnet d

1) Verlag von W. Köbner, Breslau 1893, S. 197. Sie ist e schienen als 44. Heft der „Untersuchungen zur deutschen Staat und Rechtsgeschichte", herausgegeben von Dr. Otto Gierke, Pr fessor der Rechte an der Universität Breslau.

„Für die Durchführung der Rathsbeschlüsse hatten sodann besondere Weinbaubeamte, die Rebbau- und Unbauschauer zu sorgen. Es gehörte zu den Pflichtobliegenheiten der acht Rebbauschauer, die als unbesoldete Beamte mehr nur die oberste Controle über das ganze Rebwesen führten, dreimal während des Jahres: im Frühjahre beim Rebschneiden, im Mai und kurz vor Beginn des Herbstes das ganze Rebgelände der Stadt abzugehen, vom Stande der Reben Kenntniß zu nehmen und dem Rath darüber Mittheilung zu machen. Die eigentlichen Beamten waren jedoch die drei Unbauschauer. Diese hatten jederzeit in den Weingärten Aufsicht zu halten, daß kein „unbau“ vorkomme, d. h. daß Rebstücke nicht überhaupt unbebaut blieben oder lässig bebaut würden, denn ein solch unwirthschaftliches Verhalten seiner Bürger duldete Ueberlingen nicht. Insbesondere hatten die Unbauschauer die Anpflanzung schlechter Rebsorten, z. B. der vom Magistrat verpönten Knollreben oder Hindisch-Elbelen und das Aushauen der besseren, aber quantitativ weniger ergiebigen Klefner Reben durch Rüge und Anzeige zu verhindern. Auf erfolgte Anzeige an die Schadenstrafer wurde der betreffende Inkulpat unnachsichtlich eingethürmt, denn gerade in Sachen des Rebbaus verfuhr der Magistrat mit äußerster Strenge, weil hier unmittelbarer als irgendwo jede Uebertretung seiner Vorschriften die Interessen des Gemeinwohles zu schädigen drohte. Der drastischste Beleg, wie sehr die Stadt jeden Angriff auf ihre Rebgüter als gemeingefährliches Verbrechen verurtheilte, ist die schon nach dem Stadtrecht des 14. Jahrhunderts und ebenso im 16. und 17. Jahrhundert auf gewisse Rebfrevel gesetzte Todesstrafe. Man sollte jeden, der dem andern seine Reben aushaut oder auszerrt oder muthwillig verbrennt, ‚von dem Leben thuen‘. Solch drakonische Strenge hatte nur dann Sinn, wenn durch Ausschreitungen der angeführten Art ein kostbareres Gut noch als das Leben des Einzelnen, die Wohlfahrt aller Einwohner Ueberlingens gefährdet wurde, für deren Unverletzbarkeit der Magistrat die Verantwortung trug“.

Diese Sorgfalt für den Weinbau ergab, wie Dr. Schäfer ausführlich darlegt, die ausgezeichnetsten Erfolge bezüglich des Umfanges des Weinertrages, zugleich aber auch bezüglich der

wieweit die Bodencultur gefördert wurde, welche Erträge gegenüber der Gegenwart sowohl in der mittelalterlichen Produktion als im Absatze erzielt wurden.

Dr. Schäfer entnimmt dem reichlich fließenden Quellenmateriale, daß im Mittelalter Ueberlingen durchschnittlich 800—900 Haushaltungen mit einer Bevölkerung von 4000—5000 Seelen hatte. Diese Bevölkerung hatte hauptsächlich Bodencultur, in erster Linie Weinbau, als Erwerbsquelle. „Die Sorge um den Wein auf der Rebe und im Keller gehörte mit zu den wesentlichsten öffentlichen Aufgaben der Ueberlinger Verwaltungsbehörden. Es existirte eine eigene Beamtengruppe, die speciell sich nur um den Weinbau zu bemühen hatte und im Namen des Bürgermeisters und geschäftsführenden Magistrats denselben ordnete und überwachte. Auch scheute die Stadt im Interesse ihres Weinbaues weder Mühe noch Kosten. So ließ der Magistrat alljährlich Mitte November, nachdem überall die Weinlese beendet sein konnte, in den verschiedensten Weingegenden Erkundigungen über das allgemeine Herbstergebniß einziehen. Zu dem Zweck besuchten weinkundige Ueberlinger Bürger — der Uebung halber waren es gewöhnlich eine Reihe von Jahren hinter einander dieselben Personen — auf Kosten der Stadt zunächst die benachbarten Bodenseestädte. Von dort aus ging die Reise weiter an den Oberrhein nach Schaffhausen und Basel, in den Breisgau nach Freiburg und Breisach, ins Elsaß nach Colmar, Kaisersberg und Schlettstadt und schließlich nach Heilbronn, Eßlingen und Stuttgart. Bei dieser Weinfahrt informirten sich die Abgesandten über den Ausfall der Weinernte nach Quantität und Qualität, über die Preise des neuen und alten Weins und ganz speciell auch über den Weinbau selbst: über die gepflanzten Rebsorten, deren Behandlung, Widerstands- und Ertragsfähigkeit u. s. w. Daneben erstreckte sich ihre Enquete auch auf die zum Verkaufe bereitliegenden Wein- und Kornvorräthe, auf die Erträge der Fruchternte, auf Mehl- und Brodpreise. — Der Bericht hierüber mußte dem Rath schriftlich eingereicht werden, der sie für das kommende Jahr zur Grundlage seiner Rebordnungen machte, die sich aus den detaillirtesten Betriebsvorschriften über das Rebenschneiden, -Brechen, -Heften, -Pfählen, -Graben, -Einlegen u. a. m. zusammensetzten.

Düngung u. s. w., sodann für die einzelnen Arbeitsleistungen im Jahresaccord, für Mayen- und Herbstfalg (Umgraben), für Jätten (Beseitigung des Unkrautes), für Rebenlösen, Rebengraben und Einlegen im Herbst, für Pfahlen, Schneiden und Heften der Reben im Frühjahr, für Reben spitzen und brechen im Sommer, für die Weinlese endlich berechnet Dr. Schäfer pro Juchart (6 Hofstatt) auf jährlich 8 fl. 22 Kr. (= 45 Mk. 60 Pf.). Dazu kamen noch die Steuern.

Alle Unkosten insgesammt, also der Arbeitsaufwand sowohl wie die sonstigen Produktionskosten und die Steuern, erreichten die Höhe von 11 rh. fl. 30 Kr. (62 Mk. 69 Pf.) pro Juchart, was von dem Rohertrag (80 rh. fl., 436 Mk. in Abzug gebracht, einen Reinertrag des Juchart Reblandes von 68 rh. fl. 30 Kr. resp. 373 Mk 31 Pf. ergab, die als Zins der in einem Juchart angelegten 424 rh fl. bezw 2311 Mk. eine Grundrente von 16,15 % repräsentirten. Diese Produktionskosten betrugen ungefähr ein Drittel der heutigen und verschlangen noch keine 15 % vom Rohertrag, während heute selbst in guten Jahren über 40 % des Rohertrages in den Produktionskosten aufgehen, ganz zu schweigen von den Perioden, in denen die Produktionskosten kaum ersetzt werden. Fehlherbste in diesem Sinne hatte Ueberlingen in der langen Zeit von 1550—1620 nicht einen einzigen, da selbst in dem geringsten Weinjahr 1587 der Morgen 57 rh. fl. abwarf (das Ueberlinger Fuder kostete 74 rh. fl.), so daß der normale Kostenaufwand (101 Mk., etwas über 18 rh. fl.) mehr als dreifach gedeckt war. Und aus diesem Grunde erklärt es sich, warum der Weinbau, der in unseren Tagen trotz aller Fortschritte der Weinbautechnik und trotz der höheren Preise wenigstens im Lande Baden bestenfalls 14 % abwirft, sich im 16. und 17. Jahrhundert bei viel niedereren Preislagen zu über 16 % rentiren konnte.

Neben der Regelung der Produktion, war die Sorge für richtige Preisbildung und für geregelten Absatz eine Hauptsorge der städtischen Verwaltung Ueberlingens Für die Bildung der Marktpreise dieser Weine war es entscheidend, daß sie nicht ungehindert dem Verhältniß von Angebot und Nachfrage sich anpassen konnten, sondern dem Verkäufer vom Magistrat diktirt wurden. Diese Maßregel hatte im Einklang mit der gesammten

Gewerbe- und Handelspolitik des Rathes zum Zweck, das Einkommen, in concreto die Weineinkünfte aller Einwohner möglichst gleichmäßig zu gestalten, keinen auf Kosten des andern sich bereichern zu lassen. Es wurde ein Minimal- und Maximalpreis festgesetzt und eine Preisskala bestimmt, deren Fußpunkt die Steueranschläge bildeten, über die der wirkliche Verkaufspreis sich bis zu einer Höhe von etwa 10 rh. fl. pro Fuder erheben durfte. Für die Schildwirthe und Gässelirer[1]) existirte eine Schenkordnung, laut der dieselben am Fuder Wein bis 9 rh. fl Gewinn nehmen durften und zwar „nach Gelegenheit des Weines", d. h. der Preis mußte der Qualität des Weines entsprechend abgestuft werden. Die Preisbestimmung selbst wurde von den städtischen Weinschätzern unter Aufsicht der Ungelterherren (der Beamten der indirekten Steuern) wöchentlich vorgenommen. Diese Bestimmung erlitt in den späteren Jahren ab und zu kleine Veränderungen, hielt aber im Ganzen fest an den Gewinnsätzen, die das Jahr 1552 angeordnet hatte.

Weise Maßregeln umgaben den Weinbau im Keller. Hier lag das Gebiet der erlaubten gewinnreichen Weinspekulation, die Möglichkeit des Verdienstes bei einer vorsichtigen und umsichtigen Kellerbehandlung und Kellerlagerung, wodurch höhere Preise erzielt werden konnten Doch waren auch hier Verordnungen getroffen, durch welche kritische Preisschwankungen verhütet wurden. Wie wir gesehen haben, war der Preis nicht von der Spekulation abhängig, sondern die Preise sowohl des alten wie des neuen Weines wurden von der Stadtverwaltung festgesetzt, nicht willkürlich, sondern nach der Marktlage, auf Grund der jährlichen Enquetereisen, in steter Fühlung mit den südwestdeutschen Weingegenden und den bedeutenden Weinmarktsorten. Ueberhaupt verabsäumte der Magistrat keine Maßregel, die dem Weinabsatze der Bürgerschaft förderlich sein konnte, ohne den Markt an seinem alten Rufe der Solidität

1) Gässelirer schenkten alljährlich in bestimmten Wochen ihren eigenen Wein nach dem Becher, ohne dauernde Wirthschaftsgerechtigkeit zu besitzen. In Oesterreich nennt man sie Buschenschenken, weil ein am Dache angebrachter Buschen die Dauer des eigenen Ausschankes anzeigt.

und Güte zu schädigen. Die beiden wirksamsten Mittel in dieser Beziehung waren Schutz des einheimischen Weinmarktes und obrigkeitliches Verbot aller unreellen Weinspekulation, sowohl der Preistreiberei, als auch des Preisdrückens, endlich der Weinpantscherei.

Fremde Weine konnten zwar in Ueberlingen zu Markt gebracht werden, mußten aber doppelten Zoll zahlen und durften nur an Auswärtige verkauft werden. Einkauf fremden Weins war allen Einwohnern der Stadt und allen Wirthen der Landschaft Ueberlingen untersagt. Die Wirthe durften nur eigenes Gewächs und Ueberlinger Wein verschenken.

Gegen das Weinpantschen — und zwar fiel unter diesen Begriff bereits das Verschneiden älterer Weine mit jungen — sowie gegen das Feilhalten verdorbener, weicher, umgefallener Weine ging die Stadt mit den strengsten Geldstrafen vor, welche bei rückfälligen Personen durch längere Freiheitsstrafen verstärkt werden konnten. —

Aehnlich wie bei den Bestimmungen über Weinbau und Weinhandel hatte die Stadt auch für die zu Ueberlingen gehörige Landschaft Kornbau und Getreidehandel eingehend und mit großer Klugheit geregelt. Zum Einkaufe seines Vorrathes an Korn besaß jeder Ueberlinger Einwohner auf dem allgemeinen Getreidemarkt, der mit dem Aushängen des Stadtfähnleins seinen Anfang nahm, das Vorkaufrecht. Während der Dauer dieses Marktes, von welchem die Händler und Fragner ausgeschlossen waren, hatten die Bürger Gelegenheit, sich mit Lebensmitteln zu versehen, besonders Getreide gegen Wein einzutauschen. Nur die Müller und Bäcker kauften neben den Bürgern die nöthigen Getreidevorräthe. Erst nach Schluß dieses städtischen Marktes begann auf ein Zeichen der Domglocke der Handelsmarkt, welcher für die Kornhändler bestimmt blieb. Deckten beim städtischen Markt die Einwohner ihren Bedarf (Bedarfskauf), so war der Handelsmarkt wesentlich Spekulationsmarkt, Kauf auf Gewinn, um anderwärts mit Nutzen wieder zu verkaufen. Bezüglich der weitern interessanten Details wollen wir auf Dr. Schäfers Werk selbst verweisen.

Wir lenken die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese Be-

Gewerbe- und Handelspolitik des Rathes zum Zweck, das Einkommen, in concreto die Weineinkünfte aller Einwohner möglichst gleichmäßig zu gestalten, keinen auf Kosten des andern sich bereichern zu lassen. Es wurde ein Minimal- und Maximalpreis festgesetzt und eine Preisskala bestimmt, deren Fußpunkt die Steueranschläge bildeten, über die der wirkliche Verkaufspreis sich bis zu einer Höhe von etwa 10 rh. fl. pro Fuder erheben durfte. Für die Schildwirthe und Gässelirer[1]) existirte eine Schenkordnung, laut der dieselben am Fuder Wein bis 9 rh. fl Gewinn nehmen durften und zwar „nach Gelegenheit des Weines", d. h. der Preis mußte der Qualität des Weines entsprechend abgestuft werden. Die Preisbestimmung selbst wurde von den städtischen Weinschätzern unter Aufsicht der Ungelterherren (der Beamten der indirekten Steuern) wöchentlich vorgenommen. Diese Bestimmung erlitt in den späteren Jahren ab und zu kleine Veränderungen, hielt aber im Ganzen fest an den Gewinnsätzen, die das Jahr 1552 angeordnet hatte.

Weise Maßregeln umgaben den Weinbau im Keller. Hier lag das Gebiet der erlaubten gewinnreichen Weinspekulation, die Möglichkeit des Verdienstes bei einer vorsichtigen und umsichtigen Kellerbehandlung und Kellerlagerung, wodurch höhere Preise erzielt werden konnten Doch waren auch hier Verordnungen getroffen, durch welche kritische Preisschwankungen verhütet wurden. Wie wir gesehen haben, war der Preis nicht von der Spekulation abhängig, sondern die Preise sowohl des alten wie des neuen Weines wurden von der Stadtverwaltung festgesetzt, nicht willkürlich, sondern nach der Marktlage, auf Grund der jährlichen Enquetereisen, in steter Fühlung mit den südwestdeutschen Weingegenden und den bedeutenden Weinmarktsorten. Ueberhaupt verabsäumte der Magistrat keine Maßregel, die dem Weinabsatze der Bürgerschaft förderlich sein konnte, ohne den Markt an seinem alten Rufe der Solidität

1) Gässelirer schenkten alljährlich in bestimmten Wochen ihren eigenen Wein nach dem Becher, ohne dauernde Wirthschaftsgerechtigkeit zu besitzen. In Oesterreich nennt man sie Buschenschenken, weil ein am Dache angebrachter Buschen die Dauer des eigenen Ausschankes anzeigt.

dem Belieben der Besitzer, der Willkür der Händler zu überlassen. Wie in der Vorzeit, so muß auch in Gegenwart und Zukunft der Staat sich wieder der Aufgabe bewußt werden, mit kluger Berechnung die Produktion zu heben, den Getreidehandel zu regeln, einerseits die Bodenproduktion vor künstlichem Preisdruck, andererseits die Consumenten vor habsüchtiger Preistreiberei zu schützen. Die Nachtwächteridee des modernen Staates ist auch in dieser Frage ad absurdum geführt. Der Staat muß einen Rechtsboden bereiten, auf welchem die wieder genossenschaftlich organisirten Berufsstände Einfluß auf die Preisbildung der Produkte und der Waaren gewinnen. Es darf die Preisbildung nicht, wie bisher, dem überlegenen Capitale, welches gewinnsüchtig hier die Preise drückt, um sie dort wieder wucherisch zu treiben, allein überlassen werden. Die Producenten und Consumenten müssen in ihren berufsgenossenschaftlichen Organen auf die Preisbildung maßgebenden Einfluß gewinnen. Dies ist die erste Voraussetzung einer socialen Reform, welche diesen Namen verdient. Man legte bei den bisherigen Verbesserungsversuchen fast alles Gewicht auf die Ausbildung des Versicherungswesens. Allein dasselbe wird nur dann wohlthätig wirken können, wenn zugleich die Einflußnahme der öffentlichen Körperschaften der einzelnen Produktionszweige auf die Preisbildung und damit im engsten Zusammenhange auf die Creditorganisation gesetzlich geschaffen und durchgeführt sein wird. Zum Versichern gehört in erster Linie Geld, und gerade das mangelt in der Gegenwart den produktiven Volksklassen, namentlich den Landwirthen, weßhalb bei den letzteren diese Durchführung der Reichsversicherungszwanggesetze Widerstand und Abneigung hervorgerufen hat, anstatt als Wohlthat empfunden zu werden, wie in den regierenden Kreisen angenommen und vorausgesetzt worden war.

Hier spielt noch eine weitere moderne Erscheinung herein, nämlich die in der Gegenwart so viel besprochenen Cartelle und Trust's. Die Cartelle stehen seit Jahren auf der Tagesordnung. Ihre wirthschaftliche Berechtigung wird von den Einen ebenso bestritten, wie von den Anderen vertheidigt, meist aber wird als Schlußurtheil ausgesprochen, daß die

stimmungen über Wein- und Getreidebau, über Wein- und Kornhandel, weil hier die Weisheit der Vorzeit ganz Ausgezeichnetes geleistet hat. Gegenüber den klugen Einrichtungen unserer Vorfahren, welche einerseits die Produktion in Grund und Boden gewinnreich gestalteten, zugleich aber auch die Preistreiberei ebenso wie den Preisdruck zu verhindern verstanden, starrt uns bei Betrachtung der Gegenwart eine öde Leere entgegen. Unsere modernen Staaten sind sich gar nicht mehr bewußt, daß hier Aufgaben für die öffentlichen Gewalten, für die Obrigkeit vorliegt. Heute ist es Axiom, daß jeder mit Grund und Boden thun kann, was er will. Er mag seinen Bodenantheil gut, schlecht oder gar nicht bebauen und pflegen. Niemand kümmert sich darum, wenn nur Steuern und Umlagen entrichtet werden.

Ganz ähnlich, wie bei der Bodenproduktion, liegen die Dinge beim Absatze, bei Kauf und Verkauf. Ob die Producenten beim Absatze zu ihren Kosten kommen, ob die Consumenten allzu theuer kaufen müssen, ob der Zwischenhandel wucherische Gewinne macht, das ist für die modernen Staatsgewalten ganz gleichgiltig. Anstatt hier schützend für Producenten und Consumenten einzugreifen, anstatt die Herstellung und Vertheilung des täglichen Brodes weise zu regeln, wird das Alles dem Zufalle, der Macht des Stärkeren überlassen. Die Preise würden durch die Gesetze von Angebot und Nachfrage auf dem Volksmarkte bestimmt, wird fortwährend behauptet, während doch für Jeden, welcher Augen hat, um zu sehen, offen zu Tage liegt, daß die überlegene Macht des concentrirten Capitals den Producenten die Bodenprodukte zu Spottpreisen abnimmt, um sie an die Consumenten mit wucherischer Ausbeutung wieder loszuschlagen. Die Einrichtungen der Produktenbörsen, bei denen es Bedarfskäufe gar nicht mehr gibt, sondern nur Spekulationsabschlüsse zu Quantitäten, welche weder producirt noch jemals consumirt werden, sind ein wahrer Krebsschaden am socialen Körper der Gegenwart.

Den Anträgen des Grafen Kanitz auf Einführung des staatlichen Getreidemonopols liegt ein Körnchen Wahrheit zu Grunde. Und diese Wahrheit besteht darin, daß es nicht angeht, die Bodenproduktion und den Handel mit Bodenprodukten

auch Fingerzeige dafür, daß Vieles zerstört wurde, was dauernde Berechtigung in der wirthschaftlichen Entwicklung gehabt hätte, was in der Gegenwart neu geschaffen und zur abermaligen Durchführung gelangen muß, soll eine gedeihliche Entwicklung der Zukunft ermöglicht werden Sich Klarheit darüber zu verschaffen, was war und heute nicht mehr besteht, was in der Vergangenheit wurzelnd heute einer Umgestaltung und Fortbildung bedarf, das ist die erste Bedingung und Voraussetzung für alle diejenigen, welche berufen sind, die bessernde Hand an die socialen Zustände und wirthschaftlichen Einrichtungen der Gegenwart anzulegen und die Grundlagen einer besseren Zukunft schaffen zu helfen.

München. Dr. G. Ratzinger.

---

## XII.

## Zeitläufe.

### Die Diktatur in Italien; Crispi als Staatsretter.

Den 12. Juli 1895.

So etwas ist doch noch nicht dagewesen in der liberalen Welt, wie die neu gewählte italienische Kammer mit Herrn Crispi als erstem Minister an der Spitze. Wer freilich jetzt erst anfangen müßte zu beschreiben, wie diese Dinge seit drei Jahren so gekommen sind, der wüßte nicht, wo anfangen und aufhören.[1]) In seiner Wahlrede zu Rom vom 23. Mai d. Js. hat er selbst darauf hingewiesen, daß er bei seinem

1) „Zeitläufe" der „Histor.-polit. Blätter". 1894. Band 113: „Italien vor dem social-politischen Richterstuhle". Heft 8, S. 607 ff. „Was aus einer Regierung in Italien werden soll?" Heft 9, S. 675 ff. „Die italienische Halbinsel-Großmacht zum dritten Male". Heft 11, S. 851 ff.

Cartelle wohlthätig innerhalb gewisser Schranken wirken können. Man sucht nach diesen „Schranken" in gesetzlicher Form, um Mißbräuche zu verhindern Und doch liegt auch hier die Sache sehr einfach. Die Cartelle sind dem Bestreben der gewerblichen Producenten entsprungen, auf Ausdehnung der Produktion und auf die Preisbildung beim Absatze maßgebenden Einfluß zu gewinnen, den Markt zu beherrschen, Angebot und Nachfrage künstlich zu gestalten. Die Mitglieder des Cartells legen dabei nur den Maßstab ihrer eigensten Interessen an. Und das ist ihre Schwäche, ihre wirthschaftliche Einseitigkeit, ihre sittlich-sociale Gefährlichkeit. Gegenüber dem Cartellinteresse muß das Gesammtinteresse eine Vertretung finden. Und hier begegnen wir einer klaffenden Leere im Organismus der m odernen Gesellschaft. Den modernen Staaten mangelt völlig das Bewußtsein, daß hier die schöpferische Kraft eingreifen muß, um die Preisbildung einseitigen Bestrebungen zu entreißen und um den Interessen der Gesammtheit eine Vertretung zu suchen. Statt dessen sehen wir, daß nicht auf die Schaffung von organischen Einrichtungen Bezug genommen wird, sondern daß man sich begnügt, Strafparagraphen gegen Auswüchse in Vorschlag zu bringen. Allein die Volkswirthschaft der Gegenwart ist so vielgestaltig, daß sie mit Definitionen von Strafparagraphen nicht klar getroffen werden kann. Die Folge davon ist, daß selten überhaupt eine Anklage gestellt wird; wenn aber Anklage erhoben wird, erfolgt regelmäßig Freisprechung. Nur ein ungeschickter Kleiner bleibt hie und da hängen. Die Großen sind ja die Zierden der Nation, wenn auch ihr ganzes Vermögen auf dem Wege bedenklicher Ausbeutung gewonnen wurde.

Solche Betrachtungen und Erwägungen drängen sich von selbst auf, wenn gegenüber der Gährung im heutigen socialen Leben die Einrichtungen der Vorzeit beachtet und studirt werden. Deßhalb sind Darstellungen der Wirthschaftsgeschichte der Vergangenheit, wie die vorliegende von Dr. Friedrich Schäfer über die Wirthschafts- und Finanzgeschichte Ueberlingens, von großer Bedeutung und Wichtigkeit. Sie gewähren uns nicht bloß ein Bild dessen, was war und was untergegangen ist und heute keine Existenzberechtigung mehr hat Sie geben

suchung anrufen; wer wie er 53 Jahre auf der Bresche stehe und Alles dem Vaterlande geopfert habe, der dürfe gewisse schmutzigen Anklagen verachten". Um sich in der Kammer Ruhe zu schaffen, ließ er von seiner dienstbaren Mehrheit in der Kammer schon fünf Tage nach deren Eröffnung, am 15. Juni, den Antrag zum Beschluß erheben, daß die Besprechung aller Interpellationen bis nach Erledigung sämmtlicher Finanzfragen zu vertagen sei. Ist ihm dann das Budget bewilligt, so kann er die Kammer abermals heimschicken. Nach der dortigen Geschäftsordnung besteht ein Unterschied zwischen Interpellation und „Anfragen", bei welchen aber dem Minister gegenüber nur eine Erwiderung von fünf Minuten erlaubt ist. Eine solche Anfrage wegen Begnadigung der Tausende politisch Verfolgter in Gefängnissen und in Verbannung führte sofort zu Scenen, wie sie sogar in der an hitzigen Auftritten nicht armen Versammlung noch nicht da war: zu einem Ohrfeigenwechsel und einer großen Rauferei der „Onorevoli". Das war der Anfang.

Aber was sagt denn der König zu einem solchen Verlauf der Dinge? Mitten unter diesen Vorgängen in der neuen Kammer meldete das ministerielle Blatt in Rom: „In der Audienz, welche die Minister heute behufs Unterzeichnung von Dekreten hatten, umarmte und küßte der König den Ministerpräsidenten Crispi." Der arme Umberto ist offenbar von der Ueberzeugung durchdrungen, daß außer diesem Manne keine Seele zu finden wäre, die Italien aus der gräulichen Zerfahrenheit der Parteien und der Zerrüttung des ganzen öffentlichen Lebens erretten könnte. Mit Einem Worte: er war schon Ende des vorigen Jahres auf den Crispi herunter gekommen. Er wußte, daß es dessen Bestreben war, ohne Parlament zu regieren; er billigte die Anträge, die der Minister in der Kammer stellte, ohne daß sie freilich zur Abstimmung gekommen wären, und die darauf hinausliefen, ihm eine fast eilfmonatliche Diktatur zu sichern. Bei seiner

Antrittsrede am 20. December 1893 hatte er gesagt: „Das Einverständniß des Parlaments mit dem Ministerium ist für letzteres in einem freien Lande eine wesentliche Lebensbedingung.“ [1]) Als nun aber die Anklagen gegen seine persönliche Ehrenhaftigkeit drängten, da traf er durch die Vertagung der Kammer auf unbestimmte Zeit zwei Fliegen mit Einem Schlage: er verschloß seinen Anklägern bis auf Weiteres den Mund, und er gewann die gewünschten außerordentlichen Vollmachten durch königliches Dekret. Als „fürchterliche Versumpfung des politischen und parlamentarischen Lebens“ bezeichnete damals ein Bericht über den Vorgang die Lage Italiens:

„Die Ereignisse im italienischen Abgeordnetenhause haben sich derart überstürzt, daß in diesem Augenblick das Land noch völlig unter dem Eindrucke des Unerwarteten steht. Die Geschichte dieser wahrhaft einzig dastehenden Vertagung der Sitzung einer Kammer, die soeben ihre höchste Billigung eines glücklich erdachten Finanzprogramms auszusprechen sich anschickte, ist schnell erzählt. Es müssen vor Allem zweierlei Arten von Ereignissen auseinander gehalten werden, die allerdings soeben in der Schlußwirkung in Eines ausliefen. Die äußerste Linke hat sich seit Wiedereröffnung des italienischen Parlaments am 3. des laufenden Monats als ein so störrisches, die friedlichen Arbeiten des Hauses bei jeder Gelegenheit und mit voller Absichtlichkeit so brutal störendes Element erwiesen, daß nach dem letzten Vorfalle am 13. ds., als der radikale Abgeordnete Agnini durch eine pöbelhafte Beleidigung den Vorsitzenden Biancheri zum Verlassen des Saales zwang, der Vorsitzende des Ministerrathes Crispi sich zur Abfassung des Gesuches an den König um Vertagung der Kammer entschloß. Es heißt in der That in diesem Anschreiben: ‚Als ob Italien noch nicht genug gelitten hat, suchte man gierig den Skandal zu erneuern; und an die Spitze eines merkwürdigen Bündnisses

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 22. Januar d. Js.

stellte sich ein Häuflein von Tumultuanten, welches den Institutionen und deren Vertretern sich widersetzt, keine Duldung kennt, als wäre die Unordnung ihr einziger Zweck. Damit haben wir: die Unterbrechung der parlamentarischen Arbeit, die Unbefangenheit des Urtheils ist verdunkelt, das Studium unserer Lage bleibt ergebnißlos, die geplanten Maßregeln sind unmöglich, ja selbst das Ansehen des Vorsitzenden der Kammer, welcher von allen geachtet werden sollte, bleibt unbeachtet; und in dieser allgemeinen künstlich hervorgerufenen Verwirrung kommt das Gute zu Schaden, welches unsere edelmüthigen Bevölkerungen mit Recht erwarten dürfen und welches zu vergewissern die Regierung Eurer Majestät die heilige Pflicht und den festen Willen hat.' Wäre es nur bei dem geradezu revolutionären Verhalten der italienischen Radikalen geblieben, so hätte die große Mehrheit der Kammer dem Ministerium Crispi für den Beschluß der Vertagung zweifellos ihren Beifall gespendet. Es kam aber der zweite, weit bedenklichere, Zwischenfall hinzu: Giolitti, der Vorgänger Crispis, entschloß sich, um die der Unterschlagung von Schriftstücken bei der Hausdurchsuchung in der Banca Romana beschuldigten Polizeibeamten von dem Vorwurfe der Veruntreuung zu befreien, die in seinen Besitz gekommenen, auf die Vorgänge in der Geschäftsführung der genannten Bank bezüglichen Schriftstücke und Aufzeichnungen der Präsidentschaft der Kammer zu überreichen. Die Kammer ernannte einen Ausschuß von 5 Mitgliedern zur Prüfung des ‚plico' (Packs) und zur Berichterstattung. Am Freitag erfolgte letztere in derselben bekannten Weise. Die zur Veröffentlichung bestimmten Schriftstücke — es sollten ungedruckt bleiben die den Namen von Senatoren und verstorbenen Abgeordneten enthaltenden Schriftstücke, die Dokumente, bezüglich der ohne Wissen der Regierung wegen der Verschmelzung der Banca Romana mit der Banca Nationale im Jahre 1892 geführten Verhandlungen, die im letzten Briefumschlage enthaltenen 110 Privatbriefe Crispi's und seiner Frau — wurden am Sonnabend Mittag der Kammer im Druck zugestellt. Um fünf Uhr beschloß das Haus, am Sonntag in einer außerordentlichen Sitzung die Berathung über die Schriftstücke Giolitti's zu beginnen, die Regierung erklärte sich der Abstimmung enthalten

zu wollen und spät Abends veröffentlichte die ‚Gazzetta officiale' den Königlichen Erlaß über die Vertagung der Kammer." [1])

Crispi regierte nun scrupellos weiter in der parlamentslosen Zeit, nicht nur ohne Budget, sondern belastete das Land durch königliches Dekret auch noch mit neuen Steuern. Mit Feuereifer widmete er sich sodann der Ausführung des Gesetzes vom 19. Juni v. Js. wegen Einführung des Zwangsaufenthalts und der Verschickung des Anarchismus verdächtiger Personen. In den ersten vier Monaten des Jahres hatten die Kriegsgerichte während des Ausnahmezustandes in Sicilien und Oberitalien 1145 Bürger zu 4199 Jahren 3 Monate Kerker verurtheilt. Rasch hatte der Minister die anarchistischen Attentate in Frankreich benützt, um das neue Ausnahmegesetz durchzudrücken, wonach die Beschuldigten nicht vor ihre ordentlichen Richter gestellt, sondern von außerordentlichen Commissionen beurtheilt werden sollten, welche die Regierung aus ihren Verwaltungsbeamten zusammensetzte und deren einzelne Mitglieder, wenn sie etwa in den Anklagen zu lässig erschienen, auch ihres Amts verlustig gingen. [2]) Also die nackteste Kabinetsjustiz.

Was Crispi damit wollte, zeigte sich bald. Der kürzlich ermordete Abgeordnete Graf Ferrari, von der Rechten, hatte für das Gesetz gestimmt, nachher aber erklärte er: „Wir haben das Gesetz im Widerspruch zu seinem Geiste mit rückwirkender Kraft anwenden sehen; willkürlich ist an Stelle des Zwangsaufenthalts der Kerker gesetzt worden, ohne Proceß und Verurtheilung; nicht genug damit, wurde die Anwendung des Gesetzes derart erweitert, daß sie eine Drohung für jedwede verfassungsmäßige Opposition darstellt." [3]) Ebenso

1) Römische Correspondenz der Berliner „Kreuzzeitung" vom 20. December 1894.
2) Wiener „Vaterland" v. 30. November 1894 u. 23. März 1895.
3) Römische Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 7. Juni d. Js.

schrieb Cavalotti von der Linken: „Das Gesetz gegen die Anarchisten ist mit öffentlichem Wortbruch gegen die Socialisten, gegen die organisirten Arbeiter angewendet worden, ebenso wie es mit boshafter Absicht von seinem Urheber, wie sich jetzt herausstellt, geplant war." Bei einem Besuch in Mailand war Hr. Crispi ausgepfiffen worden. Darauf folgte ein großer Proceß daselbst gegen 38 Socialisten, welche auf Grund des Ausnahmegesetzes § 5, von dem Crispi der Kammer auf Ehrenwort versichert hatte, daß er nicht auf die Socialisten bezogen werden dürfe, verurtheilt wurden. Die Mailänder Präfektur fand aber noch mehr nihilistisch verwandte; sie verbot 45 mit Namen aufgezählte Vereine, Verbände, Cooperativ-Genossenschaften, Consum-Genossenschaften, Arbeiter-Bildungsvereine, Gesellschaften privater und künstlerischer Natur; es folgte endlich die Bestimmung, daß alles Eigenthum und Vermögen der genannten Gesellschaften mit Beschlag zu belegen, jeder Widerstand nach den anderen Bestimmungen des Gesetzes zu bestrafen sei.[1]) Von Mailand aus wurde nun der „Bund zur Vertheidigung der Freiheit" gegründet; der Aufruf sagt: „die elementaren Freiheiten seien in Italien zur Ironie geworden, würden mit Füßen getreten und geringgeschätzt, wie es bis jetzt noch niemals der Fall war."[2]) Jeder Unbefangene konnte das zum Voraus kommen sehen:

„Der Willkür der Polizei und der Verwaltungscommission — von der Regierung und ihren politischen Beweggründen gar nicht zu reden — wird Thür und Thor geöffnet sein, wenn Jedermann auf bloßen Verdacht hin und ohne Gerichtsverfahren deportirt werden kann. Die bloße Zugehörigkeit zu einem Verein, welcher ‚gewaltsamen Umsturz der Gesellschaftsordnung anstrebt', die Anwesenheit in einer Zusammenkunft

1) Aus Mailand im Berliner „Vorwärts" vom 28. Oktober 1894 und 11. Januar 1895.

2) Aus Mailand im Berliner „Vorwärts" vom 26. Oktober und 8. November 1894.

einem solchen Vermerk, sowie jede Störung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit wird genügen, um einen nichtrichterlichen Verwaltungsbeschluß zur Verhängung der Zwangsinternirung zu rechtfertigen, auch wenn die Gerichte den Beschuldigten oder Verdächtigen freigesprochen haben. Es ist nicht abzusehen, welche die Angebereien, die Polizeiwillkür, die Verfolgung aus Haß und Rache, die Rechtsunsicherheit und die Erbitterung der Bevölkerung [illegible] würde, wenn das Gesetz durchgehen sollte." [1])

Selbstverständlich diente die Handhabung des Zwangsgesetzes auch zur Beeinflussung der allenfallsigen Neuwahlen. Das Land war lange im Zweifel, ob nicht doch die vertagte Kammer wieder einberufen werden würde. Aber da kannte man Crispi schlecht; ihm war es allein darum zu thun, möglichst lange Zeit zu gewinnen zur Vorbereitung der Wahlen. Erst lange nach der Vertagung ließ er den König den Schluß der Session aussprechen, und wieder dauerte es Monate, bis die Auflösung der Kammer dekretirt und die Neuwahlen ausgeschrieben wurden. In seinem Bericht an die Majestät häufte der Minister abermals die unerhörtesten Schimpfereien auf die vorige Kammer. Ueber die Stimmung im Lande wurde damals berichtet:

„Die Begründung des königlichen Ediktes ist ein Schriftstück, wie es wohl niemals ein constitutionelles Land sich hat bieten lassen. Der ‚Asino' in Rom nennt es ein Sammelsurium von faustdicken Lügen, Drohungen und Unverschämtheiten, eine zweite sehr verstärkte Auflage des Lügenberichtes an den König Humberto, mit dem die Kammer gegen die Verfassung nach Hause geschickt wurde. Die conservativ-liberale „Gazetta Piemontese", das sehr einflußreiche Organ Nord-Italiens in Turin, dem Stammsitze der Savoyer, ruft aus: ‚Wie tief sind wir gesunken! Wodurch hat Italien verdient, vor dem Ausland so schmachbedeckt dazustehen. Kein Wort von der schreienden Verfassungsverletzung, kein Wort von der brennenden

1) Römische Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 7. Juli 1894.

Moralfrage, die soeben durch Mittheilungen von Tanlongo neu aufgefrischt wurde, kein Wort von der Willkür der Anwendung der Ausnahme- und Zwangsgesetze, von der Verfassungswidrigkeit der durch königliches Dekret diktirten neuen Steuern, der gewaltsamen Entfernung von über einer halben Million Wählern aus den Wahllisten. Der Urheber aller dieser Willkür ohrfeigt geradezu das Land'. So spricht ein sehr gemäßigtes Blatt. Aber die entnervte bürgerliche Gesellschaft Italiens hat den Diktatordienst verdient. Man muß das Gedränge und den Zulauf der ministeriellen Candidaten in Rom in den letzten Wochen beobachtet haben, um den Vergleich mit der früheren Bourbonen-Wirthschaft tief zu Gunsten der letzteren zu empfinden." 1)

Den Vorwand zu der verfassungswidrigen Verschleppung der Neuwahlen bot die von der vorigen Kammer auf Erfordern Crispi's angeordnete „Richtigstellung" der alten und Anlegung neuer Wahllisten. Diese Riesenarbeit konnte nach Belieben verzögert werden, und scheint auch nicht einmal fertig geworden zu seyn. Das Gesetz hat eine sehr gefährliche Bestimmung. Es gestattet das Wahlrecht allen Bürgern männlichen Geschlechtes, welche des Lesens, Schreibens und Rechnens kundig sind; wer das nicht documentarisch nachweisen kann, muß sich einer Prüfung vor dem Richter unterziehen, und wer sich dessen schämt, wie z. B. in Mailand von 400,000 Einwohnern nur 40 oder 50 zum Examen sich meldeten, der wird als „Analphabet" gestrichen. Das passirte sogar schon hohen Beamten. Ohne Zweifel sind überhaupt bei dieser „Reinigung" unglaubliche Dinge geschehen gegenüber der Regierung unbequemen Leuten. In einzelnen Wahlkreisen wurden gleich alle gestrichen; in Brescia 20,000, in der Provinz Neapel 43,056 von 85,822, in Turin ist die Zahl der Wähler von 156,601 auf 72,685 gesunken. Die Gesammtzahl der Gestrichenen wird von den Einen auf mindestens 400,000, von Anderen sogar auf 700,000 ge-

1) Aus Mailand im Berliner „Vorwärts" vom 15. Mai d. Js.

schätzt bei 2,400,000 Wahlberechtigten.[1]) Da ist denn sogar nachstehender Bericht über die Wahllistenrevision in Massa-Carrara nicht mehr unglaublich:

„Carrara hat 4000 durchaus demokratische Wähler; die 2000 Wähler von Massa sind dagegen zum großen Theile regierungstreu, d. h. sie müssen regierungstreu sein, wenn sie Präfektur, Gerichte, Garnison &c. behalten wollen. Was thut man nun, um die Aktion der 4000 ‚unvertilgbaren' Demokraten von Carrara zu schwächen? Nichts ist einfacher: man macht aus den 2000 Wählern von Massa 5000. Die Leser werden nicht verstehen, wie so etwas möglich ist; aber zwei in Carrara erscheinende Blätter geben in einem offenen Briefe an die Staatsanwaltschaft die wünschenswerthen Aufschlüsse über die ‚Schöpfung' der 3000 neuen Wähler: Die (nicht wahlberechtigten) Analphabeten werden von heute auf morgen zu Schriftgelehrten erhoben; die Zuchthäusler, denen alle bürgerlichen Ehrenrechte abgesprochen sind, werden plötzlich wieder wahlfähig; brave Wähler werden wie die Statisten auf den Bühnen verdoppelt oder verdreifacht, d. h. dieselben Namen finden sich zwei- oder dreimal in den Listen; die Todten werden aufgeweckt und müssen dem Regierungskandidaten zum Siege verhelfen; und schließlich macht man aus den Frauen Männer — und, eins, zwei, drei! hat man die 5000 Wähler beisammen. Das erscheint doch unglaublich und ungeheuer! Aber wir sind bereit, es durch amtliche Schriftstücke zu beweisen, und um gegen diese skandalösen, verbrecherischen Vorfälle zu protestiren, hat der Sindaco bereits sein Entlassungsgesuch eingereicht."[2])

Wer weiß, wie schwer in Italien der Druck der Beamten auf der Bevölkerung lastet, und wie dieselben völlig dem Belieben der jeweiligen Regierung preisgegeben sind, der wird sich fast wundern, daß die Wahlen nicht noch günstiger für Crispi ausgefallen sind. Noch vor Auflösung der Kammer wurde aus Rom berichtet, daß er an die Präfekten der

1) Wiener „Vaterland" vom 7. September 1894 und „Frankfurter Wochenblatt" vom 21. April 1895.

2) Aus dem Mailänder „Secolo" s. Berliner „Vorwärts" vom 12. März d. Js.

Provinzen ein Rundschreiben gerichtet habe, worin er sie aufforderte, ihm alle Bürgermeister, Amtsrichter und sonstige Beamte namhaft zu machen, die etwa an Wählerversammlungen oder Conferenzen der Gegenpartei oder an Festlichkeiten zu Ehren von antiministeriellen Abgeordneten oder Candidaten theilnehmen würden, da die Regierung fest entschlossen sei, disciplinarisch gegen dieselben vorzugehen. „Die Präfekten derjenigen Provinzen, in denen der Wahlerfolg der ministeriellen Candidaten zweifelhaft ist, werden alle nach einander nach Rom berufen, um vom Ministerpräsidenten selbst Verhaltungsmaßregeln zu empfangen. Auch wird bei dieser Gelegenheit festgestellt, welche öffentliche Arbeiten zum Wohle ihrer Provinz sie den Wählern im Namen der Regierung versprechen sollen. Ueberdies finden gegenwärtig viele Versetzungen von Präfekten zu Wahlzwecken statt". Und einige Tage später sagte ein anderer römischer Bericht: „Die Zahl der regierungsfreundlichen Candidaten soll zweitausend weit übersteigen; die Freitreppe des Palazzo Braschi wimmelt von früh bis spät von Bittstellern, die mit dem Hut in der Hand dem Ministerpräsidenten ihre Huldigung darbringen und ein Trostwort heimbringen möchten."[1])

Das Merkwürdigste ist nun, daß trotzdem nicht mehr als 20 bis 30 neue Volksvertreter gewählt sind; die Mehrheit Crispi's besteht wieder aus den Mitgliedern der alten Kammer, die er erst noch in seiner Wahlrede so maßlos geschmäht hat. Dazu kommt noch, daß die Hauptvertreter des unerbittlichen Kampfes gegen seine Person sämmtlich, und zwar mit Glanz, wieder gewählt wurden. Ein anderer schwerer Schlag für die Regierung ist der Erfolg der socialistischen Partei. In Sicilien sind drei Socialisten gewählt, darunter die kriegsgerichtlich zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilten Führer der Fasci. Die Partei hat in 150 Wahlkreisen Candidaten aufgestellt, auch in Rom gegen Crispi.

1) Wiener „Vaterland" vom 5. April und Wiener „Neue Freie Presse" vom 15. April d. Js.

schätzt bei 2,400,000 Wahlberechtigten.[1]) Da ist denn sogar nachstehender Bericht über die Wahllistenrevision in Massa-Carrara nicht mehr unglaublich:

„Carrara hat 4000 durchaus demokratische Wähler; die 2000 Wähler von Massa sind dagegen zum großen Theile regierungstreu, d. h. sie müssen regierungstreu sein, wenn sie Präfektur, Gerichte, Garnison ꝛc. behalten wollen. Was thut man nun, um die Aktion der 4000 ‚unvertilgbaren' Demokraten von Carrara zu schwächen? Nichts ist einfacher: man macht aus den 2000 Wählern von Massa 5000. Die Leser werden nicht verstehen, wie so etwas möglich ist; aber zwei in Carrara erscheinende Blätter geben in einem offenen Briefe an die Staatsanwaltschaft die wünschenswerthen Aufschlüsse über die ‚Schöpfung' der 3000 neuen Wähler: Die (nicht wahlberechtigten) Analphabeten werden von heute auf morgen zu Schriftgelehrten erhoben; die Zuchthäusler, denen alle bürgerlichen Ehrenrechte abgesprochen sind, werden plötzlich wieder wahlfähig; brave Wähler werden wie die Statisten auf den Bühnen verdoppelt oder verdreifacht, d. h. dieselben Namen finden sich zwei- oder dreimal in den Listen; die Todten werden aufgeweckt und müssen dem Regierungskandidaten zum Siege verhelfen; und schließlich macht man aus den Frauen Männer — und, eins, zwei, drei! hat man die 5000 Wähler beisammen. Das erscheint doch unglaublich und ungeheuer! Aber wir sind bereit, es durch amtliche Schriftstücke zu beweisen, und um gegen diese skandalösen, verbrecherischen Vorfälle zu protestiren, hat der Sindaco bereits sein Entlassungsgesuch eingereicht."[2])

Wer weiß, wie schwer in Italien der Druck der Beamten auf der Bevölkerung lastet, und wie dieselben völlig dem Belieben der jeweiligen Regierung preisgegeben sind, der wird sich fast wundern, daß die Wahlen nicht noch günstiger für Crispi ausgefallen sind. Noch vor Auflösung der Kammer wurde aus Rom berichtet, daß er an die Präfekten der

---

1) Wiener „Vaterland" vom 7. September 1894 und „Frankfurter Wochenblatt" vom 21. April 1895.

2) Aus dem Mailänder „Secolo" s. Berliner „Vorwärts" vom 12. März d. Js.

Ob nun die aus Strebern, liberalen Wohldienern, Freimaurern und anderen Verschwörern zusammengewürfelte Mehrheit für Crispi Stand halten wird: das ist die große Frage. Schon gleich bei der Präsidentenwahl machte Crispi eine ärgerliche Erfahrung. Auf seinen Befehl wurde der Advokat Villa, der Vertheidiger und Retter der Tanlongo's in dem großen Banken-Betrugsproceß, der „berufene Anwalt aller großen Spitzbuben", wie der Abg. Ferrari sagte, auf den curulischen Stuhl erhoben, und gleich bei der Besetzung des Ausschusses für die Wahlprüfungen, dem weit über hundert solcher Fälle vorliegen, berief er sämmtliche vier Parteihäupter der Gegner Crispi's, Rudini, Zanardelli, Brin, Cavalotti, und einen Socialisten in den Ausschuß.[1]) Crispi hat die Bedeutung dieser Untreue wohl verstanden.

Schon seitdem es ihm in der vorigen Kammer unleidlich zu werden begann, suchte er allen Ernstes die Hülfe der dem hl. Stuhl treu gebliebenen Katholiken zu gewinnen. Er ließ mitunter Aeußerungen fallen, als wenn es ihm, dem alten Atheisten und Trigamisten, nun sogar um eine Annäherung an die Kirche zu thun sei. So bei der Enthüllung des Cholera-Denkmals in Neapel, wo er in seiner Ansprache an den Erzbischof sagte: „Die Gesellschaft macht jetzt leider eine kritische Periode durch. Mehr als jemals empfinden wir die Nothwendigkeit, daß die beiden Autoritäten, die bürgerliche und religiöse, in Uebereinstimmung vorgehen, um das irregeleitete Volk auf den Weg der Gerechtigkeit und Liebe zurückzuführen. Aus den düstersten Höhlen erhob sich eine abscheuliche Sekte, welche auf ihrer Fahne die Worte führt: ‚Kein Gott, kein Oberhaupt'. Heute schließen wir unsere Reihen, um dieses Scheusal zu bekämpfen. Schreiben wir auf unser Banner: Mit Gott und König für's Vaterland! Tragen wir diese Fahne hoch und zeigen wir sie dem Volke als das Zeichen des Heiles: In

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 15. Juni und Berliner „Germania" vom 15. Juni d. Js.

[illegible]" Auch der König wagte bei dem nächsten [illegible] das Wort „Vorsehung“ zu gebrauchen. Die Loge war über Crispi höchst erbost und es [illegible] gekommen seyn.[1]) Von [illegible] für die liberalen Blätter ausgemacht: „[illegible] um die Unterstützung der [illegible].“

[illegible] Wegen. Crispi, erzählte die „[illegible]“ [illegible] den Wunsch, der Papst möchte die [illegible] zulassen und das non expedit aufheben, [illegible] die Theilnahme der Gläubigen an [illegible] katholische Partei entstünde, die [illegible] Opposition machen würde, so wäre dies [illegible] nicht unangenehm. „Dieser nämlich [illegible], daß die gegenwärtige Constellation in [illegible] keine gesunde Parteibildung aufkommen lasse, [illegible] diesen Mangel das ganze politische Leben [illegible].“ Ein paar Tage später las man in dem [illegible] der „Riforma“ — nicht ohne Erstaunen, [illegible] Wiener Judenblatt sagte — „eine nachdrückliche [illegible] begründete Aufforderung an die italienischen [illegible], sie möchten bei den bevorstehenden Wahlen [illegible] das päpstliche non expedit kümmern, sondern [illegible] erfüllen und für die Regierung stimmen. [illegible] zu Gemüthe geführt, daß die Opposition [illegible] hauptsächlich von den Radicalen ausgehe, und [illegible] der Radicalismus der ärgste Feind der Kirche sei. Die [illegible] Katholiken werden daher dem Papste und der [illegible] Dienst erweisen, wenn sie das ohnedies nicht so [illegible] und von Vielen unter ihnen schon länger nicht [illegible] Verbot übertreten, und durch die Anzahl ihrer [illegible] der Regierung zum Siege verhelfen würden.“[2])

[1]) [illegible] „Vaterland“ vom 11. und 16. September 1894.

[2]) [illegible] „Neue Freie Presse“ vom 18. September 1894 und [illegible] 1895.

Noch kurz vor den Wahlen wurde aus Rom berichtet: Crispi habe verschiedenen hervorragenden Katholiken Candidaturen angeboten, um das Veto des Papstes betreffs der Wahlen zu umgehen, und um die Katholiken zu bestimmen, sich an den Wahlen zu betheiligen; keine der betreffenden Persönlichkeiten habe jedoch eine Candidatur angenommen.[1] Ein Deutscher, der dem Requiem für den verstorbenen König Franz II. in Neapel beiwohnte, schrieb nach Hause: „Wenn man die vornehmen Namen der an jenem Todtenamt betheiligten Fürsten, Herzoge, Grafen u. s. w liest, so wirkt die Thatsache drückend, daß aus jenen Familien kein Einziger den Ehrgeiz besitzt, sich als Inhaber von Aemtern und Würden auszuzeichnen."[2])

Alle Versuchungen des Hrn. Crispi schlugen fehl. Die herrschenden und sich gegenseitig abraufenden Parteien der liberal-nationalen Revolution blieben unter sich bei den Wahlen. Das Turiner Hauptblatt hatte die Betheiligung schon als officiell feststehend bezeichnet und dazu bemerkt: „Wenn wirklich ein Vergleich zwischen Papstthum und Regierung zu Stande käme, in Folge dessen jenes von seiner Schroffheit gegenüber dieser betreffs der politischen Wahlen nachließe, so würden wir uns gewiß nicht darüber beklagen. Wir sind im Gegentheile überzeugt, daß das katholische Element sich im Wahlkampfe trefflich bewähren und eine weise, rechtschaffene, kenntnißreiche parlamentarische Mehrheit sichern würde, welche im Stande wäre, die gewagten Vorstöße des theils böswilligen, theils unbewußten und unwissenden Radicalismus zurückzudrängen."[3]) Ein glänzenderes Zeugniß — und es war nicht das einzige bei dem Anlaße — konnten die von den Liberalen stets als vaterlandslose Dunkelmänner

---

1) Berliner „Vorwärts" vom 26. April d. Js

2) Aus Neapel s. Beilage der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 8. Januar d. Js.

3) Römische Correspondenz des Wiener „Vaterland" vom 2. Februar d. Js.

hoc signo vinces!" Auch der König wagte bei dem nächsten Neujahrsempfang wenigstens das Wort „Vorsehung" zu gebrauchen. Die Loge war über Crispi höchst erbost und es soll sogar zu Austrittserklärungen gekommen seyn.[1]) Von der Neapler Rede an war es für die liberalen Blätter ausgemacht: „Crispi wirbt ganz offen um die Unterstützung der Klerikalen".

Er versuchte es auf zwei Wegen. Crispi, erzählte die „Italie", hege seit lange den Wunsch, der Papst möchte die Gläubigen zu den Urnen zulassen und das non expedit aufheben; auch wenn durch die Theilnahme der Gläubigen an den Wahlen eine conservativ-katholische Partei entstünde, die Crispi im Parlament Opposition machen würde, so wäre dies dem Minister-Präsidenten nicht unangenehm. „Dieser nämlich sei der Meinung, daß die gegenwärtige Constellation in Monte-Citorio keine gesunde Parteibildung aufkommen lasse, und daß durch diesen Mangel das ganze politische Leben Italiens stagnire." Ein paar Tage später las man in dem Crispi'schen Blatt, der „Riforma" — nicht ohne Erstaunen, wie das Wiener Judenblatt sagte — „eine nachdrückliche und ausführlich begründete Aufforderung an die italienischen Ultramontanen, sie möchten bei den bevorstehenden Wahlen sich nicht um das päpstliche non expedit kümmern, sondern ihre Bürgerpflicht erfüllen und für die Regierung stimmen. Es wird ihnen zu Gemüthe geführt, daß die Opposition wider Crispi hauptsächlich von den Radicalen ausgehe, und daß ja der Radicalismus der ärgste Feind der Kirche sei. Die guten Katholiken werden daher dem Papste und der Kirche einen Dienst erweisen, wenn sie das ohnedies nicht so ernst gemeinte und von Vielen unter ihnen schon länger nicht beobachtete Verbot übertreten, und durch die Anzahl ihrer Stimmen der Regierung zum Siege verhelfen würden."[2])

1) Wiener „Vaterland" vom 11. und 16. September 1894.

2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 18. September 1894 und 17. Februar 1895.

enen die jüngste Schöpfung seiner Umsturzlaune[1]) regieren sieht? „Crispi stellt alle Gewalten, alle hohen Aeußerungen der Volkssouveränität bei Seite, um sich selbst an die Stelle aller Formen der staatlichen Hierarchie zu setzen. Er ist das Gesetz, er ist Alles. Durch Verordnungen legt er Steuern auf, verweist die freien Bürger an einen Zwangsaufenthalt, verhängt den Belagerungszustand, setzt Militärgerichte ein, um die Apostel der socialen Gerechtigkeit verurtheilen zu lassen, nachdem er versucht hat, sie durch die Beschuldigung, sie seien vom Auslande bezahlte Werkzeuge, zu entehren. Und wenn die Kammer sich anschickt, über die gegen ihn erhobenen Anklagen zu urtheilen, so schließt er sie und beschimpft sie.“ [2])

---

## XIII.

## Thomas-Lexikon.[3])

Die neue Ausgabe des Thomas-Lexikons begrüßen wir mit vieler Freude. Zum Andenken an die sechste Hundertjahrfeier des Heimgangs des seligen Albert des Großen im Jahre 1881 erschienen, wollte das Lexikon im Anschluß an das päpstliche Rundschreiben vom 4 August 1879 über die Wieder-

1) Vom 8. April 1866 datirt der preußisch-italienische Bündnißvertrag, durch welchen „Se. italienische Majestät sich verpflichtet, nach der von Preußen ergriffenen Initiative, sobald sie davon benachrichtigt seyn wird, in Kraft des jetzigen Vertrags, den Krieg gegen Oesterreich zu erklären.“ Noch am 6. April hatte Bismarck dem auswärtigen Amt in Wien „in aller Form“ die Erklärung abgegeben, daß „den Absichten Sr. Majestät des Königs (von Preußen) nichts ferner liege als ein Angriffskrieg gegen Oesterreich.“

2) Aus der hochliberalen „Corrispondenza Verde“ im Wiener „Vaterland“ vom 2. Februar d. Js.

3) Thomas-Lexikon. Sammlung, Uebersetzung und Erklärung der in sämmtlichen Werken des hl. Thomas von Aquin vorkommenden Kunstausdrücke und wissenschaftlichen Aussprüche. Von Dr. Ludwig Schütz, Professor der Philosophie am Priesterseminar in Trier. Zweite, sehr vergrößerte Auflage. Paderborn, F. Schöningh. 1895. Lex.-Oct. X u. 892 S. (12 M.)

herstellung der christlichen Philosophie im Geiste des Aquinaten dem Jünger der Weltweisheit eine Anleitung darbieten, um das Studium der Scholastik zu erleichtern. Nunmehr liegt die verdienstvolle Arbeit in „zweiter, sehr vergrößerter Auflage“ vor. Das Wort „vergrößert“ wünschen wir stark zu betonen. Denn aus den 379 Seiten der ersten Auflage sind nunmehr 889 Seiten in Lexikon-Octav entstanden, die uns ein ganz neues Werk präsentiren. Zwar ist die Anlage des Werkes auch in der neuen Auflage beibehalten worden. Demgemäß werden die einzelnen Termini technici, die uns in den Werken des hl. Thomas begegnen, für sich, wie in den hauptsächlichsten Verbindungen und Sentenzen, in welchen sie auftreten, im Urtext mitgetheilt. Dabei hat der Verfasser aber keineswegs darauf verzichtet, nöthigenfalls die Texte zu erläutern oder zu übersetzen. Wohlthuend berührt die Mittheilung der betreffenden Stellen aus Aristoteles, die wir uns noch etwas reichlicher gewünscht hätten.

Nach einer anderen Richtung aber ist die zweite Auflage des Thomas-Lexikons ein vollständig neues Buch geworden. Denn bei der jetzigen Zusammenstellung der Kunstausdrücke und Sentenzen wurde die ganze Philosophie und Theologie des hl. Thomas gleichmäßig herangezogen, so daß dem Lexikon der Titel einer vollständigen Terminologie des Aquinaten gebührt. Dabei ließ sich der Verfasser angelegen sein, gerade diejenigen Stellen auszulesen, welche die Kunstausdrücke am ausführlichsten behandeln. Aus diesem Grunde verdient die neue Auflage den Titel eines Reallexikons. Einzelne Abtheilungen wie esse, forma, potentia, principium, substantia enthalten einen derartigen Reichthum der Citate aus dem hl. Thomas, daß sie den Werth vollständiger Abhandlungen besitzen. Das Motto: Divus Thomas sui interpres tritt uns namentlich bei den Begriffen von Zeit und Raum entgegen. Fügen wir endlich bei den Vorzug einer klaren deutschen und sinngemäßen Uebersetzung, sowie das Bemühen, die Texte mit größter Genauigkeit zu citiren und in moderner lateinischer Rechtschreibung zu liefern, dann sind damit auch die formellen Vorzüge der von der Verlagshandlung nobel ausgestatteten Schrift gewürdigt. Das Thomas-Lexikon verdient warme Empfehlung.

---

## XIV.

# Erinnerung an Emilie Ringseis.

(Schluß.)

### V.

Neben der Vierzahl der großen dramatischen Schöpfungen sind, der Vollständigkeit wegen, noch drei kleinere Dramen wenigstens kurz zu erwähnen, nämlich: „Des Blindgebornen Heilung", eine biblische Handlung von wenigen Scenen, aber ein Kleinod geistlicher dramatischer Poesie; sodann das einaktige Dramolet, ebenfalls biblischen Stoffes, „der Königsmann"; endlich das anmuthige, auf einem Landsitz bei Erding im November 1865 gedichtete Märchenspiel „Schneewittchen", dessen dramatische Wirkung durch mehrmalige Aufführung sich bereits erprobt hat.

Diese drei Kleinigkeiten erschienen als Beigaben zu den lyrischen „Gedichten" von E. R., die in zwei Sammlungen vorliegen und von denen nun noch ein Wort zu sagen ist. Die erste Sammlung kam 1865 heraus, die zweite („Neue Gedichte") im Jahre 1873.

Wie in den Dramen, so tritt uns auch in den Liedern, den geistlichen wie den weltlichen, eine klar bestimmte Dichter-Individualität entgegen, die, unabhängig von jeder Schule, ihre eigenen Wege geht. Aus dem Born eines Gemüthes geschöpft, das früh den großen Fragen der Zeit sich öffnete, zeigen sie einen Charakter, der von der gewöhn-

herstellung der christlichen Philosophie im Geiste des Aquinaten dem Jünger der Weltweisheit eine Anleitung darbieten, um das Studium der Scholastik zu erleichtern. Nunmehr liegt die verdienstvolle Arbeit in „zweiter, sehr vergrößerter Auflage“ vor. Das Wort „vergrößert“ wünschen wir stark zu betonen. Denn aus den 379 Seiten der ersten Auflage sind nunmehr 889 Seiten in Lexikon-Octav entstanden, die uns ein ganz neues Werk präsentiren. Zwar ist die Anlage des Werkes auch in der neuen Auflage beibehalten worden. Demgemäß werden die einzelnen Termini technici, die uns in den Werken des hl. Thomas begegnen, für sich, wie in den hauptsächlichsten Verbindungen und Sentenzen, in welchen sie auftreten, im Urtext mitgetheilt. Dabei hat der Verfasser aber keineswegs darauf verzichtet, nöthigenfalls die Texte zu erläutern oder zu übersetzen. Wohlthuend berührt die Mittheilung der betreffenden Stellen aus Aristoteles, die wir uns noch etwas reichlicher gewünscht hätten.

Nach einer anderen Richtung aber ist die zweite Auflage des Thomas-Lexikons ein vollständig neues Buch geworden. Denn bei der jetzigen Zusammenstellung der Kunstausdrücke und Sentenzen wurde die ganze Philosophie und Theologie des hl. Thomas gleichmäßig herangezogen, so daß dem Lexikon der Titel einer vollständigen Terminologie des Aquinaten gebührt. Dabei ließ sich der Verfasser angelegen sein, gerade diejenigen Stellen auszulesen, welche die Kunstausdrücke am ausführlichsten behandeln. Aus diesem Grunde verdient die neue Auflage den Titel eines Reallexikons. Einzelne Abtheilungen wie esse, forma, potentia, principium, substantia enthalten einen derartigen Reichthum der Citate aus dem hl. Thomas, daß sie den Werth vollständiger Abhandlungen besitzen. Das Motto: Divus Thomas sui interpres tritt uns namentlich bei den Begriffen von Zeit und Raum entgegen. Fügen wir endlich bei den Vorzug einer klaren deutschen und sinngemäßen Uebersetzung, sowie das Bemühen, die Texte mit größter Genauigkeit zu citiren und in moderner lateinischer Rechtschreibung zu liefern, dann sind damit auch die formellen Vorzüge der von der Verlagshandlung nobel ausgestatteten Schrift gewürdigt. Das Thomas-Lexikon verdient warme Empfehlung.

---

## XIV.

## Erinnerung an Emilie Ringseis.

(Schluß.)

### V.

Neben der Vierzahl der großen dramatischen Schöpfungen sind, der Vollständigkeit wegen, noch drei kleinere Dramen wenigstens kurz zu erwähnen, nämlich: „Des Blindgebornen Heilung", eine biblische Handlung von wenigen Scenen, aber ein Kleinod geistlicher dramatischer Poesie; sodann das einaktige Dramolet, ebenfalls biblischen Stoffes, „der Königsmann"; endlich das anmuthige, auf einem Landsitz bei Erding im November 1865 gedichtete Märchenspiel „Schneewittchen", dessen dramatische Wirkung durch mehrmalige Aufführung sich bereits erprobt hat.

Diese drei Kleinigkeiten erschienen als Beigaben zu den lyrischen „Gedichten" von E. R., die in zwei Sammlungen vorliegen und von denen nun noch ein Wort zu sagen ist. Die erste Sammlung kam 1865 heraus, die zweite („Neue Gedichte") im Jahre 1873.

Wie in den Dramen, so tritt uns auch in den Liedern, den geistlichen wie den weltlichen, eine klar bestimmte Dichter-Individualität entgegen, die, unabhängig von jeder Schule, ihre eigenen Wege geht. Aus dem Born eines Gemüthes geschöpft, das früh den großen Fragen der Zeit sich öffnete, zeigen sie einen Charakter, der von der gewöhn-

lichen Frauenlyrik abweicht. Gedankenvolle Gedrungenheit ist ein wesentliches Kennzeichen der Poesien von E. Ringseis, und hierin kommt sie der ihr geistesverwandten Annette von Droste nahe, mit der sie oft verglichen worden ist. In beiden Sammlungen waltet neben dem religiösen Grundton der ethische Ernst eines zur Betrachtung geneigten Geistes. Auch durch die Mehrzahl der weltlichen Gedichte geht dieser Zug sinnenden, jedoch klar und weit ausblickenden, von jedem trübsinnigen Anflug freien Ernstes. Viele darunter sind unmittelbar aus der Stimmung der Zeit heraus entsprungen, bald in apologetischer, bald polemischer oder einfach betrachtender Form, poetische Bekenntnisse einer Patriotin und Christin, die an allen Bewegungen des öffentlichen Lebens — und was brachte das einzige Jahrzehnt 1860—70 an weltbewegenden Ereignissen! — lebendigen Antheil nimmt, energisch mitdenkt, mitleidet, mitstreitet. — Die ernsthafte Besonnenheit schließt den Humor nicht aus. Daß die Dichterin am rechten Ort gar wohl den Ton zum Scherz und zum Schalkhaften trifft, dafür zeugen verschiedene zwischenein gestreute muntere Proben, schwankhafte Einfälle und Bilder. Namentlich in den „Neuen Gedichten" von 1873 ist das Heitere und Humoristische in guter Zahl und Stärke vertreten. Unter ihren Gelegenheitsgedichten finden sich Perlen, wie z. B die Festgrüße an den Vater Ringseis, an Radetzky, an Meister Cornelius, den „Schlüsselmann neudeutscher Kunst, Peter mit dem Petersschwerte." Ueber das erheiternde Intermezzo, welches ihr Gedicht auf das goldene Schiff der Universität (ein kunstreiches Trinkgefäß) beim Stiftungsfestmahl der Hochschule unter dem Rektorat E. v. Lasaulx 1857 veranlaßte, hat Emilie Ringseis in der Biographie des Vaters (IV. 90) selbst berichtet.

Man hat die Dichtungsweise unserer Münchener Poetin öfters eine männliche genannt, eine Bezeichnung, die sie selbst, halb abwehrend, nur mit Einschränkung gelten läßt, in einem Spruche, worin sie u. A. sagt:

. . . Nicht unweiblich ist, daß ich dichte,
Wenn ich's in weiblicher Zucht ausrichte . . .
Doch wie den Mann auch Zartheit ehrt,
Sei dem Weibe nicht Kraft verwehrt!
Läßt sich die Weiblichkeit nur erkennen,
Hör' ich mich gern auch männlich nennen;
Denn so ward mir ja nichts entwandt,
Löbliches nur zuerkannt.

Ihre Muse liebt das Aechte, Markige, Körnige. Sie zieht die knappe Ausdrucksweise der breiteren, die treffend herbe gar oft der weichen vor, und wenn sie in ihrem Kraftgefühl der Sprache manche kühne Wortbildung und Wortverknüpfung abringt, die auf den ersten Blick überrascht oder befremdet, so liegt das eben in jenem Grundzug ihres Wesens, der überall auf den Kern der Sache dringt und allem Sentimentalen und Verschwommenen aus dem Wege geht. Daneben macht sich die Natur ihres vorzugsweise dramatisch gestaltenden Schaffens auch im übrigen Produciren geltend; auch manche ihrer lyrischen Poesien verrathen diesen eigenthümlich bewegten Pulsschlag, worüber die Dichterin selbst nicht im Unklaren war, wie aus einem Brief an A. Stolz erhellt. Indem sie diesem mittheilt, daß sie „gegenwärtig (1860) ziemlich produktiv an kleinen Gedichten" sei, fügt sie die bezeichnende Bemerkung bei: „doch bekommen selbst diese Kleinigkeiten meist mehr oder minder eine dramatische Färbung".

Aus dieser Eigenthümlichkeit ist es wohl auch herzuleiten, daß von eigentlichen Liedern, jenen sangbaren, ungesucht hinfließenden leichten Weisen, die an den Ton des Volksliedes gemahnen, sich in der Sammlung verhältnißmäßig wenig finden. Am meisten noch in den geistlichen Gedichten, worin Emilie Ringseis ganz Vorzügliches leistet. In dieser erreicht ihre Poesie den höchsten lyrischen Schwung. Die dem „hochwürdigsten Gut" gewidmeten Lieder geben den Gefühlen der Frömmigkeit und gläubiger Hingabe einen ebenso schlichten als seelenvoll innigen Ausdruck, während

lichen Frauenlyrik abweicht. Gedankenvolle Gedrungenheit ist ein wesentliches Kennzeichen der Poesien von E. Ringseis, und hierin kommt sie der ihr geistesverwandten Annette von Droste nahe, mit der sie oft verglichen worden ist. In beiden Sammlungen waltet neben dem religiösen Grundton der ethische Ernst eines zur Betrachtung geneigten Geistes. Auch durch die Mehrzahl der weltlichen Gedichte geht dieser Zug sinnenden, jedoch klar und weit ausblickenden, von jedem trübsinnigen Anflug freien Ernstes. Viele darunter sind unmittelbar aus der Stimmung der Zeit heraus entsprungen, bald in apologetischer, bald polemischer oder einfach betrachtender Form, poetische Bekenntnisse einer Patriotin und Christin, die an allen Bewegungen des öffentlichen Lebens — und was brachte das einzige Jahrzehnt 1860—70 an weltbewegenden Ereignissen! — lebendigen Antheil nimmt, energisch mitdenkt, mitleidet, mitstreitet. — Die ernsthafte Besonnenheit schließt den Humor nicht aus. Daß die Dichterin am rechten Ort gar wohl den Ton zum Scherz und zum Schalkhaften trifft, dafür zeugen verschiedene zwischenein gestreute muntere Proben, schwankhafte Einfälle und Bilder. Namentlich in den „Neuen Gedichten“ von 1873 ist das Heitere und Humoristische in guter Zahl und Stärke vertreten. Unter ihren Gelegenheitsgedichten finden sich Perlen, wie z. B die Festgrüße an den Vater Ringseis, an Radetzky, an Meister Cornelius, den „Schlüsselmann neudeutscher Kunst, Peter mit dem Petersschwerte.“ Ueber das erheiternde Intermezzo, welches ihr Gedicht auf das goldene Schiff der Universität (ein kunstreiches Trinkgefäß) beim Stiftungsfestmahl der Hochschule unter dem Rektorat E. v. Lasaulx 1857 veranlaßte, hat Emilie Ringseis in der Biographie des Vaters (IV. 90) selbst berichtet.

Man hat die Dichtungsweise unserer Münchener Poetin öfters eine männliche genannt, eine Bezeichnung, die sie selbst, halb abwehrend, nur mit Einschränkung gelten läßt, in einem Spruche, worin sie u. A. sagt:

. . . Nicht unweiblich ist, daß ich dichte,
Wenn ich's in weiblicher Zucht ausrichte . . .
Doch wie den Mann auch Zartheit ehrt,
Sei dem Weibe nicht Kraft verwehrt!
Läßt sich die Weiblichkeit nur erkennen,
Hör' ich mich gern auch männlich nennen;
Denn so ward mir ja nichts entwandt,
Löbliches nur zuerkannt.

Ihre Muse liebt das Aechte, Markige, Körnige. Sie zieht die knappe Ausdrucksweise der breiteren, die treffend herbe gar oft der weichen vor, und wenn sie in ihrem Kraftgefühl der Sprache manche kühne Wortbildung und Wortverknüpfung abringt, die auf den ersten Blick überrascht oder befremdet, so liegt das eben in jenem Grundzug ihres Wesens, der überall auf den Kern der Sache dringt und allem Sentimentalen und Verschwommenen aus dem Wege geht. Daneben macht sich die Natur ihres vorzugsweise dramatisch gestaltenden Schaffens auch im übrigen Produciren geltend; auch manche ihrer lyrischen Poesien verrathen diesen eigenthümlich bewegten Pulsschlag, worüber die Dichterin selbst nicht im Unklaren war, wie aus einem Brief an A. Stolz erhellt. Indem sie diesem mittheilt, daß sie „gegenwärtig (1860) ziemlich produktiv an kleinen Gedichten" sei, fügt sie die bezeichnende Bemerkung bei: „doch bekommen selbst diese Kleinigkeiten meist mehr oder minder eine dramatische Färbung".

Aus dieser Eigenthümlichkeit ist es wohl auch herzuleiten, daß von eigentlichen Liedern, jenen sangbaren, ungesucht hinfließenden leichten Weisen, die an den Ton des Volksliedes gemahnen, sich in der Sammlung verhältnißmäßig wenig finden. Am meisten noch in den geistlichen Gedichten, worin Emilie Ringseis ganz Vorzügliches leistet. In dieser erreicht ihre Poesie den höchsten lyrischen Schwung. Die dem „hochwürdigsten Gut" gewidmeten Lieder geben den Gefühlen der Frömmigkeit und gläubiger Hingabe einen ebenso schlichten als seelenvoll innigen Ausdruck, während

wußte Emilie Ringseis nach der Rückkehr in die Heimat im engeren Kreise so anziehend zu erzählen, daß ihr der Wunsch nahegelegt wurde, sie möchte dieselben aufzeichnen, um sie einem größeren Publikum zugänglich zu machen. Obgleich von dem Vorschlag überrascht, zumal sie in der Prosa noch „weniger geübt" sich glaubte, entschloß sie sich doch nach einiger Zeit, den Versuch zu wagen, und so entstanden die Skizzen, welche im Jahre 1872 unter der Aufschrift „Reise-Erinnerungen an Sicilien" in den Histor.-polit. Blättern zum Abdruck gelangten (Bd. 70, S. 316—35. 524—39 565—84. 688—98. 828—42). Wenn die Skizzen auch nur über einen Theil der Insel sich erstrecken, so geben sie doch in leichten Umrissen ein Bild von Land und Leuten. Klare Schilderung mit malerischen Bildern, gute Beobachtungen und anmuthende Betrachtungen beleben den in ungeschminkter Wahrheit dahinfließenden Reisebericht. Dem aufmerksamen Leser entgeht es nicht, wie die Darstellung allmählig sich steigert, wie sich die Berichterstatterin von der anfänglichen Befangenheit mehr und mehr in eine Frische der Erzählung und Beweglichkeit des Stils hineinschreibt, die den Leser selbst in eine froh behagliche Stimmung versetzt. Heiter lautet auch die Schlußapostrophe, worin sie den Leser um Nachsicht bittet für die Flüchtigkeit der Skizzen, an deren Aufzeichnung sie ja während der Reise nicht im Traum gedacht, und darum die Verantwortung, wie recht und billig, auf den abladet, der zu dem Versuche sie verlockt, auf den verantwortlichen Redakteur.

Was der Erzählerin, beim Rückblick auf die überstandene Reise, die Erinnerung noch besonders versüßte, war der Gedanke, daß „der lebendige Wunsch eines greisen, aber noch in feuriger Theilnahme erregbaren gütigen Vaters erfüllt" war: „Wir hatten, wenn auch im Flug, das schönste Land seiner Jugend- und Reiseerinnerungen geschaut."

Die Jugenderinnerungen des Vaters — das war ein Wort, dessen bedeutungsvoller Inhalt Geist und

der Campagna mit den Albanerbergen waren drei Wochen, dem schönen Neapel und seiner Umgebung (Pompeji, Sorrent, Amalfi ꝛc.) vierzehn Tage Aufenthalt zugedacht.

Von Rom und Neapel lockte aber die Fahrt noch weiter: Sicilien winkte, die berühmte trinakrische Insel, von deren Gestaden und klassischen Stätten der Vater als einstiger Reisebegleiter des Kronprinzen Ludwig von Bayern in seinen Erzählungen so interessante und belebte Bilder zu entwerfen liebte, daß sie in der Phantasie der Töchter in einem magischen Lichte glänzten. Alle Umstände ließen sich günstig an. Unter dem Schutz und der Führung eines befreundeten Ehepaars, des ehrenwerthen Mr. Selby aus Northumberland und seiner deutschen Frau Julie, geb. Horner, konnte die kühne Fahrt gewagt werden, und so genossen sie das Glück, von Palermo aus wenigstens theilweise die Wege zu beschreiten, welche ein Halbjahrhundert früher der Vater mit der prinzlichen Reisegesellschaft, damals noch auf Maulthieren und in Sänften, zurückgelegt hatte. Die Anklänge an jene Reise wurden dadurch noch erhöht, daß sie an zwei Orten, in Girgenti und Syracus, die Söhne derjenigen Männer als Führer vorfanden, die der prinzlichen Gesellschaft einst als Führer gedient hatten, auch in dem alten Führerbuch die vor 50 Jahren eingetragenen Schriftzüge des Vaters und der Uebrigen betrachten konnten. Ueber Termini und Lercara ging die Wanderfahrt zu Wagen quer durch das Land nach Girgenti, zu Schiff um die Südostspitze der Insel herum nach Syracus, von dort mit der Bahn nach Catania, an den Fuß des Aetna, zu dessen Besteigung ein lustiger, freilich nur bis zum kleinen Krater delle Palumbe vordringender Ritt auf Eseln unternommen wurde, sodann nach Taormina und Messina, von wo die Sicilienfahrer wieder nach dem Golf von Neapel zurücklenkten. War die Mühsal nicht gering gewesen, so war der Genuß des Gesehenen um so gewinnreicher und doppelt erfreuend in der Erinnerung.

Von den Erlebnissen und Eindrücken der sicilischen Reise

wußte Emilie Ringseis nach der Rückkehr in die Heimat im engeren Kreise so anziehend zu erzählen, daß ihr der Wunsch nahegelegt wurde, sie möchte dieselben aufzeichnen, um sie einem größeren Publikum zugänglich zu machen. Obgleich von dem Vorschlag überrascht, zumal sie in der Prosa noch „weniger geübt“ sich glaubte, entschloß sie sich doch nach einiger Zeit, den Versuch zu wagen, und so entstanden die Skizzen, welche im Jahre 1872 unter der Aufschrift „Reise-Erinnerungen an Sicilien“ in den Histor.-polit. Blättern zum Abdruck gelangten (Bd. 70, S. 316—35. 524—39 565—84. 688—98. 828—42). Wenn die Skizzen auch nur über einen Theil der Insel sich erstrecken, so geben sie doch in leichten Umrissen ein Bild von Land und Leuten. Klare Schilderung mit malerischen Bildern, gute Beobachtungen und anmuthende Betrachtungen beleben den in ungeschminkter Wahrheit dahinfließenden Reisebericht. Dem aufmerksamen Leser entgeht es nicht, wie die Darstellung allmählig sich steigert, wie sich die Berichterstatterin von der anfänglichen Befangenheit mehr und mehr in eine Frische der Erzählung und Beweglichkeit des Stils hineinschreibt, die den Leser selbst in eine froh behagliche Stimmung versetzt. Heiter lautet auch die Schlußapostrophe, worin sie den Leser um Nachsicht bittet für die Flüchtigkeit der Skizzen, an deren Aufzeichnung sie ja während der Reise nicht im Traum gedacht, und darum die Verantwortung, wie recht und billig, auf den abladet, der zu dem Versuche sie verlockt, auf den verantwortlichen Redakteur.

Was der Erzählerin, beim Rückblick auf die überstandene Reise, die Erinnerung noch besonders versüßte, war der Gedanke, daß „der lebendige Wunsch eines greisen, aber noch in feuriger Theilnahme erregbaren gütigen Vaters erfüllt“ war: „Wir hatten, wenn auch im Flug, das schönste Land seiner Jugend- und Reiseerinnerungen geschaut.“

Die Jugenderinnerungen des Vaters — das war ein Wort, dessen bedeutungsvoller Inhalt Geist und

Gemüth Emiliens nun bald noch ganz anders beschäftigen sollte. Denn nicht lange nach der sicilischen Reise begann das Vorhaben, das ihr schon länger auf der Seele gelegen, bestimmte Gestalt anzunehmen: das Vorhaben, die Biographie ihres Vaters zu schreiben, und zwar womöglich noch bei Lebzeiten und unter dem Beirath des Vaters, der bereits hoch in den Achtzigen stand. Einzelnes hatte sie wohl schon in den voraufgehenden Jahren aus den mündlichen Erzählungen desselben gelegentlich aufgezeichnet. Mit dem Jahre 1871, wo Ringseis als Obermedicinalrath in Ruhestand getreten, war sein öffentliches Leben an einem Abschluß angelangt. Seitdem erschien der Tochter die biographische Aufgabe als eine ihrer Stellung und ihren Fähigkeiten zukommende Verpflichtung kindlicher Pietät, und in diesem Gefühle legte sie im Jahre 1874 mit herzhaftem Entschlusse Hand ans Werk, indem sie anfing, die Jugendgeschichte niederzuschreiben.

Es war zu Neujahr 1875, als Fräulein Ringseis dem Schreiber dieser Zeilen das erste fertige Kapitel der „Jugenderinnerungen des Dr. J. N. v. Ringseis" zur Durchsicht übergab, mit dem Ersuchen um ein aufrichtiges Urtheil. Nicht immer fällt dem Betrauten das begehrte Urtheil, unbeschadet der Aufrichtigkeit, so leicht, wie es hier der Fall gewesen. Als ich der Verfasserin nach einiger Zeit das Manuscript zurückbrachte, faßte ich mein Votum schlichtweg in den Vorschlag, die „Jugenderinnerungen" in den Histor.-pol. Blättern zum Druck zu bringen. Nach kurzer Ueberlegung (worüber sie in ihrem Werk berichtet) schlug sie freudig ein, und so begannen im März 1875 die Erinnerungen kapitelweise, wie sie aus der Feder kamen, in der Zeitschrift zu erscheinen. Bildete diese Art des Erscheinens für die „Schreiberin" einen unablässigen Sporn zur Weiterarbeit, die für die nächsten Jahre all ihr Sinnen und Trachten erfüllte, so bot sie noch mehr dem alten erblindenden Vater willkommene Anregung und geistiges Labsal.

Im vierten Band des biographischen Werkes bemerkt Emilie selbst darüber: „Ringseis hatte großes Vergnügen am Fortgang der Aufzeichnungen, erzählte, ließ sich vorlesen, berichtigte, vervollständigte, war aber in seiner anspruchslosen Gutmüthigkeit nie schwer zu befriedigen. Wenn die Genugthuung der Schreiberin, daß sie überhaupt das Glück gehabt hat, die Arbeit zu unternehmen, durch Ahnung und Bewußtsein von deren Mängeln beeinträchtigt wird — die Freude bleibt ihr, dem theuren Greis viele vergnügte Stunden damit bereitet zu haben.“ (IV. 245—46.) Referent war selbst oft Zeuge solcher Stunden und der befriedigten Stimmung, womit der liebe alte Herr sein vergangenes Leben, in der Erinnerung sich verjüngend, wieder durchlebte, und es bleibt auch ihm ein Gefühl stiller Genugthuung, dazu beigetragen zu haben, daß wenigstens ein Theil der Arbeit noch zu Lebzeiten des Helden ans Licht treten konnte. Der neunzigjährige Greis freute sich auf jedes neue Heft.

Die dreizehn Kapitel, welche in den fünf Jahren bis zum Tode des Geheimraths von Ringseis (1880) in der genannten Zeitschrift (Band 75—81 und 85) zum Druck gelangten und die erste Hälfte dieses reichen Lebens — seine frohbewegte Jugendzeit, seine Lehr- und Wanderjahre in Landshut, Wien, Berlin, Paris, seine merkwürdigen Erfahrungen auf dreimaligen hochinteressanten Reisen mit dem Kronprinzen Ludwig in Rom und Sicilien, und endlich die Anfänge seiner ärztlichen Praxis in München — behandeln, schließen mit der Thronbesteigung und den ersten Regierungshandlungen Ludwigs I. ab und füllen heute die beiden ersten Bände des nachmals (von 1886 an) in Buchform ausgegebenen großen biographischen Werkes. Die Ausführung der zweiten Lebenshälfte, in der die Verfasserin, nunmehr auf sich allein angewiesen, selbst das Wort zu führen hatte, nahm noch die Arbeit eines Jahrzehnts in Anspruch. Die beiden letzten Bände gelangten erst 1889 und 1891 zur Vollendung.

Hier hatte sie aber auch den schwersten Theil der Aufgabe vor sich, in deren Bewältigung sie ihre volle Kraft einzusetzen hatte. Der wichtigere Theil in Dr. v. Ringseis öffentlichem Wirken als Lehrer, Arzt und Leiter des bayerischen Medicinalwesens hub ja gerade unter der Regierung König Ludwigs I. an und erstreckte sich noch über die ganze Regierungszeit König Maximilians II. hinaus. Es galt also die Epoche seiner umfassendsten Thätigkeit auf den verschiedenen Gebieten seines Wissens und Könnens zu zeichnen, es galt, seine großartige Wirksamkeit als Professor und mehrmaliger Rektor der Hochschule, als Mitglied des Landtags, als Direktor des allgemeinen Krankenhauses, als erster und einflußreicher Berather der Regierung im Medicinalcollegium, als medicinischer Schriftsteller, als unerschrockener und feuriger Vertreter aller edlen und hochherzigen Bestrebungen in Staat und Kirche klar und sachgetreu zu schildern. Welche Hingabe und Ausdauer, welches Maß von Umsicht, Takt und Geschick dazu gehörte, ist leicht einzusehen und bedarf keiner Ausführung. Emilie Ringseis hat sich hier als würdige und ebenbürtige Tochter ihres Vaters bewährt. Mit liebevoller Beharrlichkeit ist sie der weitverzweigten Thätigkeit forschend, prüfend und vergleichend nachgegangen, um sie dann gestaltend in einem Spiegelbilde aufzufangen. In ihrer pietätvollen Treue wollte sie selbst den schwierigeren Fragen nicht aus dem Wege gehen, wie das in die eigentliche Fachwissenschaft einschlagende Kapitel über das „System der Medicin" beweist, jene im Jahre 1840 erschienene und so heftig angefochtene medicinische Hauptschrift von Ringseis, die „wie eine Bombe" in die wissenschaftliche Welt gefallen und einen Sturm von Streit- und Vertheidigungsschriften hervorgerufen hat. In der apologetischen Art der Beleuchtung dieses Kampfes erkennt man, wie das Herz der Tochter für die väterliche Ehre noch in Mitleidenschaft erglüht; nicht ohne Verwunderung wird aber der Unbefangene auch wahrnehmen, mit welchem eindringenden Verständniß die Tapfere sich in

das wissenschaftliche Denken und Lehren ihres Vaters hineingearbeitet hat, so daß es ihr möglich war, die Grundzüge und den Gedankengang seines Systems in bündiger Kürze darzulegen.

Mit gleichem Antheil des Herzens, aber immer mit Ruhe, Milde und wahrheitliebender Gerechtigkeit werden die so vielfach bewegenden Zeitereignisse, die allgemeinen Vorgänge wie die persönlichen Erlebnisse berichtet, deren chronologische Folge durch das umrankende Beiwerk sittengeschichtlicher Züge farbig illustrirt und durch kurze, aber feine Charakteristiken vieler Zeitgenossen überaus anziehend belebt wird. In der Schilderung dieser zeitgenössischen Persönlichkeiten steht der ihr eigenen Beobachtungsgabe eine geradezu plastische Kraft der Zeichnung zur Seite, welche ebenso das innere Wesen wie die äußere Erscheinung zur Anschauung bringt. Manche unter diesen Charakteristiken können als Muster gelten, wie edler Takt und unversehrte Wahrheitsliebe in wohlthuenden Einklang zu bringen sind.

Ueberblickt man das Ganze, so wird man sich nur dankbar freuen über die Kunst und Energie, mit der ein so reich begnadetes 95jähriges Leben und Wirken zur Darstellung gebracht ist, und wir können unser Urtheil nicht besser als in die Worte zusammenfassen, die wir bereits vor Jahren ausgesprochen haben: Ausdauernde Pietät und tiefgründende Einsicht haben diese Denkwürdigkeiten zu einem biographischen Ehrendenkmal gestaltet, das von allen Parteien als ein wichtiger und hochverdienstlicher Beitrag nicht nur zur neueren Geschichte Bayerns, sondern überhaupt zur Literatur-, Kirchen- und Sittengeschichte Deutschlands anerkannt werden muß.

## VII.

Als Emilie Ringseis am 8. August 1880 von der Passionsvorstellung in Oberammergau, woselbst sie seit 1850 jedes Jahrzehnt sich einfand, nach München zurückkehrte,

schrieb sie unmittelbar nach der Heimkunft: „Für heute nur soviel, daß ich wieder sehr erbaut war, aber dringend mich sehne, eine Passion zu schreiben. Wie Gott will!"

Die Sehnsucht sollte zur Erfüllung kommen. Die Passion wurde geschrieben, nur nicht, wie die Heimkehrende vielleicht gemeint, in dramatischer Form, sondern in der epischen Gestalt des Marienlebens: das „Hosanna" und „Halleluja" ward daraus.

Der Königin Lied, diese reifste Edelfrucht, erstand in langsamem, durch mancherlei Unterbrechungen aufgehaltenem Wachsthum, im Verlauf der achtziger Jahre. Die ersten Keimansätze lassen sich bis auf den Herbst 1878 zurückverfolgen, wie aus einzelnen kurzen Tagebuchsnotizen zu entnehmen. Der Tod der geliebten, in vieljährigem Siechthum dahinwelkenden Mutter (1877) hatte in der Seele der Tochter eine Stimmung sanfter Wehmuth hinterlassen, und sie meinte sich seitdem „der himmlischen Mutter, der Trösterin der Betrübten, noch näher gerückt" zu fühlen. Eines Abends, es war am 30. August 1878, kam ihr beim Beten des Sieben-Freuden-Rosenkranzes der Gedanke, „ob dieser nicht einen Anhaltspunkt gäbe für ein Epos", und gleich am folgenden Tage, am Vorabend des Schutzengelfestes, wurde eine Anzahl Strophen gedichtet. Etliche Wochen später heißt es: „Ein neues Lied will sich in den Gedichten der letzten Zeit gestalten", aber sie weiß „noch nicht recht, wo's hinaus will." Dann folgt eine längere Pause, woran wohl die beginnende Auflösung und der Tod des herrlichen Vaters (22. Mai 1880) mitwirkende Ursache war; nebenher ging ja überdieß noch die biographische Arbeit.

Ein Jahr nach dem Tode des Vaters bemerkt Emilie in einem Brief an A. Stolz, daß sich endlich wieder der Kunstsinn rege, und fährt dann fort: „Ueberhaupt ist mir in vielen Beziehungen zu Muth, als hätte ich eine Reihe von Jahren geschlafen, obschon ich viel zu thun gehabt (und noch zu thun habe) mit des Vaters Biographie, aber

es lag eben doch etwas Schweres auf Geist und Gemüth, besonders vermöge der Mutter Zustand, zuletzt aber auch in des Vaters Abnahme. Zur Jugend erwacht man freilich nicht mehr, wenn aber Gott mir noch einiges Schaffen verleiht, so ist es mir süß. Ich dichte wieder" (Aus Tutzing, 26. Juni 1881.)

Der noch etwas verhaltene, aber doch freudig bestimmte Ton, der aus dem letzten Worte klingt, beruhte auf der Zuversicht, daß um diese Zeit der Plan der Dichtung zur Klarheit ausgereift war. Während bis dahin nur im Allgemeinen noch von einem „Marienkranz" die Rede ist, taucht nun der eigentliche Titel auf: „Der Königin Lied", mit andern Worten: das ganze Marienleben in seinem geschichtlichen Gang, in natürlicher Verbindung mit dem Leben und Wirken des Heilandes. Die Anlage und stoffliche Anordnung des Gedichtes stand gegen Ende des genannten Jahres im Geiste der Dichterin bereits so fertig, daß sie es „in 9 Sängen den 9 Chören der Engel zu widmen" wünscht (15 Dezember 1881). „Ich möchte es in drei Bücher eintheilen: ein Gabrielsbuch, Rafaelsbuch, Michaelsbuch" (2. Januar 1882). In dieser dreitheiligen Gliederung wurde das Gedicht auch durchgeführt. Die drei Erzengel verehrte Emilie schon seit Jahren als ihre besonderen Berufspatrone. Daraus erklären sich auch die verschiedenen Anrufungen und Danksagungen am Anfang und am Schluß der einzelnen Bücher.

Daß die Dichtung auf einer wohlvorbereiteten festen Unterlage ruht, davon überzeugt sich der Kundige auf den ersten Blick. Wie der Arbeit nach der rhythmischen Seite ein emsiges Studium der metrischen Formen voraus ging, so liegt der Behandlung des geschichtlichen und mystischen Inhalts eine gute Kenntniß der Quellen, ein eindringendes Studium der Liturgie und exegetischer Werke zu Grunde. Die Dichterin hielt sich an die besten Schrifterklärer und zog auch sonst heran, was den innern Gehalt vertiefen half. Gueranger's „Kirchenjahr" lag beständig

zur Hand. Der Psalter, das Officium Marianum, das sie täglich betete, war ihr eine unversiegliche Quelle poetischer Anregung. Um „den Geist zu nähren“, liest sie wiederholt die Propheten. Selbst die Meisterwerke der bildenden Kunst hat sie dazu benützt, um aus deren Betrachtung der Phantasie Erfrischung zuzuführen. Als „Leitfaden“ in der chronologischen Anordnung diente ihr das Leben Jesu von Prof. Jos. Grimm. „Was mich in diesem so anzieht“, bemerkt sie einmal (am 20. Dezember 1885), „das Psychologische, wie es eben unter dem Einfluß des Uebernatürlichen sich entfaltet, ist auch das, was ich im Gedicht möchte hervortreten lassen.“

Im Frühling 1889 war das „Gabrielsbuch“ fertig, das alsdann 1890 als erstes Bändchen unter dem Sondertitel: „Magnificat“ ans Licht trat, während das zweite Bändchen, das sie „Hosanna“ benannte, und das dritte, „Kreuz und Halleluja“, zusammen im Jahre 1892 erschienen.

Die mystische Dreizahl der Gliederung ist auch wieder in der Eintheilung jedes einzelnen Buches festgehalten. Kindheit und Jugend der seligsten Jungfrau, die Verlobung der Magd des Herrn, das stille Walten der jungfräulichen Mutter: in diesen drei Bilderreihen oder Gesängen bewegt sich das „Magnificat“, das den uns lieb vertrauten heiligen Stoff in origineller Auffassung und in einer Form behandelt, in welcher die epische Erzählung mit lyrischen Gesängen und Strophen der Betrachtung in reicher rhythmischer Mannigfaltigkeit wechselt. Aus dem vielen Schönen das Vorzügliche besonders hervorzuheben, dürfte schwer fallen; nur hindeuten wollen wir auf die lyrisch gehobenen Stellen über die Verkündigung, auf die prächtigen Gedanken, welche der Glanzerscheinung der Weisen aus dem Morgenland entsteigen, auf den Kranz großartig anschaulicher und packender Bilder, welcher die Flucht nach Aegypten umschließt, auf die sinnvoll geistlichen Idyllen aus der Kindheit Jesu und aus der Zeit des verborgenen Zusammenlebens der

heiligen Familie, manche von innigster Zartheit und Lieblichkeit. Ein Hauch sanfter Rührung schwebt endlich über dem „Tod Josephs“; man denkt unwillkürlich an Overbecks für Emilie Linder in München gemaltes Bild vom Tode des Gerechten, wovon eine Copie in der Kapelle des Münchner Krankenhauses hängt.

Während im Magnificat das Bild der Jungfrau im Vordergrunde steht, nimmt nun im folgenden Buch „Hosanna“, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, die Gestalt des Heilandes den eigentlichen Mittelpunkt der Bilderreihen ein, doch so, daß Maria immer in engster Beziehung mit dem Wirken des göttlichen Sohnes erscheint. Als „Mutter des Messias, hoch in Würde, trägt sie mit dem Sohn Messiasbürde“ (II. 62). Noch bestimmter deutet die Dichterin das Verhältniß in den Worten an, womit sie das Buch „Hosanna“ eröffnet:

„Mag nach der Mutter auch mein Lied sich nennen,
In ihr den Sohn, im Sohn ich sie besinge —
Zwei Flammen, so auf Einer Schale brennen;
Getrost mein Lied, entfalte drum die Schwinge!“

Inhaltlich umfaßt dieses zweite Buch die in drei „Osterjahre“ getheilte öffentliche Wirksamkeit des Heilandes von seinem ersten Auftreten bis zur Vigil der Passion. Alle bedeutsamen Momente im Wandel des Herrn, seine Wunder, seine wichtigsten Lehrvorträge, Ermahnungen, Parabeln kommen zur Sprache und werden im gleichen Wechsel historisch erzählender, lyrischer und betrachtender Strophen besungen.

Im dritten Buch, „Kreuz und Halleluja“, das die letzte Lebenszeit Maria's vom Beginn des Leidens Christi bis zu seiner Himmelfahrt und bis zu ihrer eigenen Verherrlichung als „Königin der Kirche und des Himmels“ feiernd vergegenwärtigt, steigert sich der Sang zu weihevoller Erhabenheit, namentlich gerade auch in der begleitenden und mitfühlenden Antheilnahme der göttlichen Mutter an der Passion und Auferstehung des Herrn. Gleich die Schilderung

des Mitleidens Maria's mit dem Leiden des Sohnes am Oelberg und wiederum unter dem Kreuze muß jedes christliche Herz ergreifen; von erschütternder Gewalt ist die Scene der Begegnung des von Reueschmerz übermannten Petrus mit der Mutter des Herrn; voll zarter Empfindung das Wiedersehen Jesu und Maria's nach der Auferstehung; im Psalmenschwung erklingt die Glorie der Himmelfahrt.

Emilie Ringseis betrachtete und pries es als eine große Gnade, daß es ihr vergönnt war, dieses epische Gedicht zu vollenden. Sie schuf es aus dem Drang des gläubigen Herzens mit wahrer Lust und Liebe, und daran zu arbeiten neben der Anstrengung des gleichzeitigen biographischen Werkes, gewährte ihr Erholung und Genuß. Nur bangte ihr zuweilen, ob Gott ihr noch so lange Zeit und Kraft lassen werde, um all der Fülle des Stoffes gerecht zu werden und das weitgesteckte Ziel zu erreichen. Es erfüllte sie darum innige Rührung und Dankbarkeit, als das Gedicht nunmehr glücklich vollendet lag, und in demüthigem Dankgefühl wendet sich die Dichterin im Schlußgesang an Diejenige, der das ganze Lied gewidmet ist:

Du Königin des Himmels!
Gleich einem holden Traum
Quoll aus der Seele das Lied mir;
Ermattung fühlt' ich kaum.
Ich kann es gar nicht fassen:
Woher diese Gnade mir,
Du Mutter unsres Heilands,
Daß schwingen ich gedurft dein hold Panier!

Als Tröstein der Betrübten
Pochtest du an's Thor.
Bei deiner Stimme Klingen
Hüpfte mein Lied empor;
Es wuchs in meinem Herzen,
Es dehnte sich meinem Geist . . .
Nun liegt es hier vollendet,
Drob dich im Ueberschwang meine Seele preist . . .

Ueber das Gedicht im Ganzen hat die gesammte Kritik mit überwältigender Einmüthigkeit das Urtheil gefällt, daß auf dem Gebiete christlicher Poesie nicht leicht Aehnliches zu finden, was sich an Schönheit, Kraft und Geistestiefe mit der Königin Lied messen könnte. Wie die königliche Palme erhebt sich dieses Hohelied christlicher Begeisterung in die Lüfte, mit ihrer hohen Krone alles Andere ihrer Gattung weithin überragend. Wenn anderwärts (in den Laacher Stimmen) bemerkt wurde, die Lesung der Dichtung werde immer nur ein Hochgenuß für auserwählte Geister bleiben, so ist das allerdings richtig. Die Eigenart dieses urkräftigen Genius ist so einzig, daß sie nicht Jedem sofort in allen Bezügen verständlich wird, ist auch so ausgeprägt, daß man sich an manche Eigenthümlichkeiten, an einzelnes Herbe oder Schroffe in der Sprache erst gewöhnen muß, um das Erhabene wie das Tiefsinnige unbefangen in sich aufzunehmen und zu genießen. Das Gedicht gehört eben zu den Schöpfungen, die man wiederholt betrachten, denen man mit liebevoller Aufmerksamkeit sich hingeben muß, um in das Wesen einzudringen, dann aber köstlichen Gewinn daraus zu ziehen. In dieser Beziehung kann die Dichterin ein Wort Dante's, in ihrer Weise, auf sich anwenden:

„Wenn meines Worts anfänglicher Geschmack
Auch herbe ist, es wird doch, wenn verdaut,
Dem Hörer Lebensnahrung geben." (Par. 17, 131.)

Man hat das Lied der Königin nicht unzutreffend mit einem herrlichen Frauendom verglichen, bei dessen öfterem Besuche man immer neue Schönheiten entdeckt, von immer neuen Wahrheiten überrascht, von alter und ewig neuer Herrlichkeit entzückt wird, den man nie ohne innere Weihe verlassen wird können.

Keine Frage, noch späte Generationen werden in das Studium dieses poetischen Domes liebevoll frommer Begeisterung sich versenken und an seinen offenen wie an seinen verborgenen Schönheiten sich erbauen und erquicken, vielleicht sogar, wie Hülskamp prophezeit, Commentare darüber schreiben.

VIII.

Der Königin Lied war der würdige Abschluß eines poetischen Schaffens, das vom Anbeginn durch alle Stadien herauf ein fortlaufendes Bekenntniß des Glaubens, eines innig lebendigen, alles Denken und Thun veredelnden Glaubens gewesen. Was sie gesungen, bethätigte die Dichterin im Leben, in einem Wandel, der auch in der Zeit der Feuerprobe sich bewährte und zeigte, daß die erhabenen Grundsätze in Fleisch und Blut übergegangen, daß christliche Gesinnung und ächt christliches Leben sich bedingen wie Blüthe und Frucht.

Aeußerlich verlief dieses Leben einfach, in ruhigem Gleichmaß: sie war — in liebevollem Wetteifer mit den Schwestern — die Freude, der Trost und die Stütze ihrer Eltern. Als ihr erstes Drama, Veronika, in die Oeffentlichkeit gedrungen, schrieb eine Basler Familie Iselin, gläubige Protestanten, an Fräulein Emilie Linder, ihre Verwandte in München: „die verehrten Eltern v. Ringseis mögen wohl dem Höchsten nie genug für eine solche Tochter danken können." Emilie selbst betrachtete die Begabung als ein Gnadengeschenk, das ihr Verpflichtung auflegte, und nachdem sie einmal die ihrem Talent zugewiesene besondere Aufgabe erkannt, blieb es ihr beharrliches Ziel, ihrer Gabe und Aufgabe treu zu sein.

Diese innere Einheit, der Einklang des Denkens und Handelns drückte ihrem Wesen das Gepräge gefriedeter Sicherheit und heiteren Gleichmuths auf, und verlieh ihr jene Geistesfreiheit, mit der sie an alle Erscheinungen so unbefangen herantrat und auch das ihrer Anschauungsweise Fremde oder Gegensätzliche zu verstehen und nach seinem Werthe zu würdigen trachtete. Es war der Geist, der in der ganzen Familie Ringseis herrschte. Die frohgemuthe, bei allem Ernst „treuherzig heitere, in Gott vergnügte Grundstimmung", die Emilie ihrem Vater nachrühmte, war auch ihr zu eigen.

Mit der Treue und Freudigkeit des Bekenntnisses ist

Toleranz sehr wohl vereinbar, und nirgends ist diese Duldsamkeit edler und ungezwungener geübt worden, als im Hause Ringseis, das in seinen Räumen so oft geistvolle und berühmte Persönlichkeiten verschiedener Richtung vereinigte und festzuhalten verstand. Gehörten doch zu den Hausfreunden Männer wie G. H. von Schubert, K. A. v. Martius, Solbrig und andere Nichtkatholiken. Wenn die Gastfreundschaft stets durch wahrhaft heitere Geselligkeit verschönert wurde, so hatten daran, neben dem sprühenden Humor und dem Erzählungstalent des Vaters, auch die kunstbegabten muntern Töchter einen gebührenden Antheil. Mit vollem Recht konnte Emilie einmal an A. Stolz schreiben: „Das Haus Ringseis hat einen gewissen Ruhm, daß seine Gesellschaften fröhlich sind.“ (8. Dez. 1859.)

In späteren Jahren, als der Leidenszustand der Mutter die hingebende Pflege der Töchter in Anspruch nahm, wurde es freilich stiller. Noch größere Ansprüche traten an Emilie heran mit der beginnenden, wenn auch langsam vorschreitenden Erblindung des Vaters. Sie wurde nicht nur die getreue Aufzeichnerin seiner Erinnerungen, sondern in den letzten sechs oder acht Jahren auch die unentbehrliche Gehilfin des auch jetzt nicht rastenden, immerfort forschenden Gelehrten, der an allen öffentlichen Vorgängen und literarischen Interessen noch immer feurigen Antheil nahm und seine Tochter mit der Abfassung seiner ihr mündlich dargelegten Gedanken betraute. Der „Student“, den er einstens so sehnlich erwartet hatte, stand ihm nun in geistiger Wehrhaftigkeit zur Seite. So in der Ehrenrettung des Freiherrn von Stein gegen Sybel's Festrede (1872), so in seinem apologetischen Schlußwort für Bischof Sailer (1878). Das Schwierigste hatte sie zu leisten, als es sich zuletzt um die Abfassung eines wissenschaftlichen Aufsatzes aus dem Gebiete der Medicin handelte, jener posthum erschienenen „Letzten Arbeit“ des Geheimraths Ringseis, die nur ein an die Denkweise des Vaters und an dialektisches Denken überhaupt gewöhnter Geist auszuführen fähig war.

Der edle Greis wußte gar wohl, daß seine Sache in ihren Händen gut geborgen war. Die ihm eigene Geistesschärfe und Klarheit war in vorzüglichem Grad auf diese Tochter übergegangen. Wie oft hatte er sich im Stillen an ihrer Schlagfertigkeit ergötzt, wenn sie mit ihm über Auffassung und Beurtheilung von dichterischen und andern Meisterwerken der Kunst im tapfern Dispnt sich erging, gerüstet wie die aus dem Haupte Jupiters entsprungene kleine Pallas. Er fand und äußerte es geradezu, daß diese seine Tochter eine „philosophische Ader" habe, und liebte es, selbst strengwissenschaftliche Fragen mit ihr zu discutiren. Ihr ausgebildeter ästhetischer Sinn drang gern in die Tiefe. Schwierigkeiten reizten sie. Als sie einmal auf Anregung eines Freundes einen Aufsatz von Schelling über Kunst gelesen, äußerte sie in gutmüthigem Humor, auf das erstemal habe sie ihn nicht verstanden, was ihr aber keineswegs die Hoffnung nehme, ein zweitesmal „gescheidter" zu sein. „Das sind ja", fügt sie munter hinzu, „die Triumphmomente im menschlichen Leben, wenn man entdeckt, um edel zu sprechen, daß wieder ein Knopf gesprungen."

Auch in der Tonkunst, die sie mit Lust betrieb, war es die Theorie, deren Gesetze ihren Spürgeist beschäftigten. Derartige musikalisch-theoretische Studien bereiteten ihr ein ganz besonderes Vergnügen. Es sei eine Geistesgymnastik, an der sie nie genug kriege, versichert sie; „immer lockt es mich von neuem". Namentlich Moritz Hauptmann's Werk „Natur der Harmonie und Metrik", auf das sie ein alter Freund des Hauses, der vormalige Direktor des Conservatoriums für Musik in München, Franz Hauser, hingewiesen, zog sie mächtig an. Zwar findet sie, daß Hauptmann's Schreibweise das Verständniß erschwere, und doch — „von Zeit zu Zeit verbeiße ich mich mit Wonne wieder in die geliebten Schwierigkeiten". Ueber Franz Hauser selbst, den „wohlwollenden Miturheber ihrer musikalisch-theoretischen Leiden und Drangsale", äußerte sie sich einmal (schon im Jahre 1864): „Nicht

leicht hat Jemand mir über Kunst im Allgemeinen, und vielfach auch im Besonderen, so viel Licht aufgesteckt als er, wenn schon er zuweilen im Kampf etwas extrem wird und gewisse Liebhabereien oder die Bewunderung für ein Gewaltiges ihm für die Nachtseite die Augen verschließt, z. B. bei Goethe, und umgekehrt gewisse Schwächen oder Hohlheiten ihn ungerecht für die Vorzüge machen, z. B. Schillers . . . . Bei meiner contemplativen Neigung genügt es mir nicht, blind meinem Talent zu folgen, oder blos Einzelkritik zu erlangen, oder in frommer Schwärmerei mir unklar vorzufaseln von der Bedeutung der Kunst. Es drängt mich, möglichst klar zu wissen, warum wir schaffen dürfen und sollen. Und zu dieser Klarheit verhilft mir Hauser. Gerade weil wir uns oft streiten, und ich nicht in Allem ihm beipflichten kann, doch aber in so Vielem, daß wir nie ernstlich auseinander gerathen, muß ich immer wieder denken und forschen."

Andererseits hat aber auch Hauser den Verkehr mit Emilie Ringseis, der nach Hauser's Abgang von München schriftlich fortgesetzt wurde, hochgehalten und die anziehende Eigenthümlichkeit ihrer Briefe dankbar empfunden, wie er denn noch ein Jahr vor seinem Tode, von Freiburg aus, 28. Oktober 1869 es bekennt: „Liebe Emilie, Sie wissen kaum, welche Großmuth Sie an mir üben, wenn Sie mir schreiben." Aehnlich ließ sich, wieder in seiner Tonart, Alban Stolz in späteren Tagen gegen die Münchener Freundin vernehmen. „Ihre Briefe", schreibt er, „sind in der Art, daß ich stets Appetit darnach bekomme", und wiederum: „Ihre Briefe gehören zu dem Zuckerbrod der Briefe, die ich bekomme. Die Auslegung, warum, überlasse ich Ihrem Ingenium." Nach seinem Tode (1883) versicherte Frau Herder in Freiburg: so oft sie mit Stolz zusammengetroffen, sei seine erste Frage stets nach der Freundin Emi Ringseis gewesen, und wenn ein Brief von ihr kam, „war es immer ein Freudentag für ihn." — In der ungesuchten Natürlichkeit des Sichgehenlassens, welches die briefliche Mittheilung ge-

stattet, kam eben die gewinnende Eigenart ihres Wesens am freiesten zur Geltung. Die klare Bestimmtheit und bündige Sachlichkeit des Inhalts, gewürzt durch körnige Frische des Tons, Mutterwitz und liebenswürdige Schalkhaftigkeit, verliehen ihren Briefen einen Reiz, der auch den Verwöhnten anzuziehen und zu fesseln vermag. Daneben fand ihre ausgesprochene Liebhaberei, „das Rößlein der Disputirkunst zu reiten", allzeit erwünschte freie Bahn.

Die Besonderheit ihrer Schreibweise beruhte übrigens auch auf Studium und Nachdenken. Wie Emilie sich über Alles Rechenschaft zu geben suchte, so war die Ausbildung des Stiles eine Sache, die sie seit ihrem zwanzigsten Jahre sich angelegen sein ließ. Damals glaubte sie, bei einer Selbstprüfung, noch etwas Gespreiztes in ihrer Schreibweise zu entdecken, wovon sich loszuringen sie energisch beflissen war. Wie in den Gedichten, ging auch in der Prosadarstellung ihr Streben nach Kürze und Prägnanz. Sie hat darüber offenbar viel nachgedacht, wenn man aus kurzen Bemerkungen, die sie da und dort auf Blättern niedergelegt, einen Schluß ziehen darf. „Es ist wunderbar", schreibt sie einmal, „wie Gedanken, die scheinbar ziemlich reif waren zur Aussprache, durch gänzliches Zurücklegen gewinnen; holt man nach gehöriger Muße sie wieder hervor, so vermag man auf einmal in zwanzig Worten zu sagen, was vorher noch vierzig oder sechzig gebraucht." An anderer Stelle ruft sie aus: „Wie viel man ausführlich durchdenken muß, um Weniges zu sagen! — Aber das Einfachste ist so oft das Schwerste, wie in der Kunst, so im Leben."

M. Hauptmann's vorerwähntes Werk veranlaßte die Dichterin auch zu sprachmetrischen Studien, Grübeleien und Spintisirereien, wie sie es nennt, über Rhythmus in Vers und Prosa, über prosodische und grammatische Accente. Es schien ihr Bedürfniß, über das, was zum „Handwerkszeug" des dichterischen Berufes gehört, ins Klare zu kommen. Ihren Hauptzweck, „zu verstehen, wie sich quantitirende und

accentuirende Metrik zu einander verhalten," glaubte sie erreicht zu haben. Diese Meditationen, die ihr laut eigener Versicherung Jahrelang viele Freude gemacht, beschäftigten sie besonders lebhaft zu Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre, also zu einer Zeit, wo der Gedanke an ihre letzte und Hauptdichtung noch nicht einmal im Keime vorhanden, wo überhaupt in ihrem poetischen Schaffen eine Ruhepause eingetreten war. Gleichwohl können sie als unbewußte Vorbereitung auf „Der Königin Lied" betrachtet werden. Denn daß die Mannigfaltigkeit und der mit Bedacht durchgeführte Wechsel des Versmaßes, der in dieser Dichtung herrscht, auf einem genauen Studium der Formen beruht, fühlt Jedermann heraus. Wie wichtig ihr die metrische Seite war, zeigt eine kleine Notiz, die sie zum 14. Mai 1882 im Tagebuch macht: „Gestern ist mir ein Gedicht an die Engel eingefallen; bisher wollt' es nicht schwunghaft werden. diesmal kam der rechte Rhythmus." Bei unserer Dichterin wirkte freilich noch die durchgebildete Kunst des deklamatorischen Talents bestimmend mit. Sie hörte den Rhythmus, weil sie gleich an den mündlichen Vortrag dachte, der den Versen Leben, Ton, Bewegung und Athem verlieh. Wer Emilie Ringseis einmal vortragen hörte — vortragen mit dem wohllautenden Organ und dem schönen sprechenden Auge! — wird das begreifen.

Dieses deklamatorische und schauspielerische Talent kam in späteren Jahren nur mehr in engerem Zirkel und in befreundeten Familien zur Ausübung, wo ihre Erscheinung, durch die liebenswürdig schlichte, jeder Ziererei fremde Art des Auftretens an sich schon gewinnend, stets einen bewunderten Anziehungspunkt bildete. Wie manches Fest half sie durch ihre anmuthige Kunst verschönern! Im katholischen Casino ließ sie sich jederzeit willig finden, ein sinniges Weihnachtsspiel aufführen zu helfen, den Abend durch geistvolle Prologe einzuleiten, oder einen ausgewählten Kreis von Zuhörern durch eine dramatische Vorlesung zu erfreuen.

„Ich werde noch förmlich Deklamations- und Spiellehrerin", schrieb sie in guter Laune nach einer unter ihrer leitenden Hand gelungenen Aufführung. Auch im Institut von Fräulein Therese Ascher, zu dem sie von Jugend an in freundlichen Beziehungen stand und das sich den redlich verdienten Ruf einer Musteranstalt für höhere weibliche Erziehung erworben, wurde zu guter Stunde und nie vergebens ihr dramatischer Rath erbeten, wenn in der Faschingszeit ein heiteres Stück oder Singspiel aufgeführt werden sollte. Da war sie als Regisseur in ihrem Element und trotz Arbeit und Mühe seelenvergnügt. Wenn sie dann vollends noch selbst zu einer und andern Deklamation gemüthlicher oder schwankhafter Art sich erbitten ließ, da wollte der Jubel unter der jugendlich frohen Schaar der „Aescherlinge" kein Ende nehmen und unter den älteren Gästen desgleichen, die den doppelten Genuß hatten — an dem eigenen Vergnügen und an der naiven Lust und Glückseligkeit der Kinder.

Die einstigen Wünsche nach einem berufsmäßig öffentlichen Auftreten waren zur Ruhe verwiesen oder wenigstens lange schon in den Hintergrund getreten. Ein leises Weh erfaßte sie wohl zuweilen noch beim Theaterbesuch, seitdem diese Hoffnung entwichen. Aber der höhere Gesichtspunkt, die Einsicht, daß die Vorsehung es anders mit ihr gewollt, hob sie auch darüber hinweg und gab ihrer Seele die Beruhigung des ächten Christen, den Frieden des Sieges über sich selbst.

Einen ganz besondern Platz in dem Kreise ihrer geistigen Interessen nahm in den letzten zehn Jahren ein neues, religiös-sociales Unternehmen ein, die Missionsanstalt St. Ottilien bei Türkenfeld in Bayern, seit sie und ihre Schwestern im Jahre 1885 mit dem muthigen und ideenreichen Gründer, dem hochw P. Amrhein O. S. B., und dem Zwecke seiner Missionsgenossenschaft bekannt geworden waren. Mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit verfolgte Emilie die wunderbare Entfaltung des Werkes, nahm regen Antheil

an all den Schwierigkeiten und Kämpfen, die dasselbe, wie jedes Unternehmen das von Gott kommt, zu bestehen hatte, und lebte alles mit warmem Herzen mit. Das Gedeihen der Anstalt bildete fortan einen Gegenstand ihres Denkens und Fürsorgens, und es beglückte sie jedesmal, so oft sie nach St. Ottilien kam, das Wachsthum der Genossenschaft beobachten, den Fortschritt und die Ausdehnung ihrer Arbeiten unter der schöpferischen Initiative des Superiors vergleichen zu können. Unvergeßlich blieb ihr die Erinnerung an die rührende und erhebende Abschiedsfeier der ersten nach Ostafrika ausziehenden Missionsbrüder und Missionsschwestern, deren Zeuge sie in St. Ottilien im Spätherbst 1887 gewesen. Sie fühlte sich seitdem verflochten mit dem Schicksal der Missionäre, und alle Nachrichten aus Afrika nahmen ihre Theilnahme in Anspruch. Wie bewegte sie die Hiobspost aus Pugu, die Mittheilung von den ersten Martyrern! Wie bethätigte sie sich für den Loskauf der Gefangenen! Auch der Taufe von Negerkindern in St. Ottilien wohnte Emilie mit ihren beiden Schwestern mehrmals an und hat, wie diese, bei solchen treulich Pathenschaft übernommen.

Nicht genug. In ihrer großherzigen Begeisterung für das Werk stifteten die in allem Guten und Schönen einmüthigen Geschwister Ringseis selbst eine Missionsfiliale auf einem Theil ihres freundlichen Landsitzes in Tutzing, wo nun die Missionsschwestern eine Kinderbewahranstalt leiten und sich auf ihren größeren Beruf vorbereiten. Die hübsche Kapelle, welche die Stifterinen dazu bauen ließen, heißt Mariahilf. — So ist nun die Villa Ringseis, das liebliche Tusculum am Starnberger See, das der Geheimrath v. Ringseis im Jahre 1865 erworben und das ihm und den Seinigen seitdem zum Sommer- und Herbstaufenthalt gedient, in Verbindung gesetzt mit den christlich-civilisatorischen Plänen in Ostafrika.

Je älter Emilie wurde, desto ernster machte das Bedürfniß

nach innerer Sammlung sich vernehmbar. Die letzten Jahre durchdringt in allen Kundgebungen das inbrünstige Streben nach Vervollkommnung, nach Läuterung und Heiligung des Lebens. „Alles ist eitel, auch das Dichten, außer in Gott!“ lautet eine ihrer späteren Aufzeichnungen. Dem reichen Maß an Glück, das ihr der Himmel geschenkt, fehlte keineswegs das menschliche Gegengewicht in vielerlei Prüfungen, die ja keinem Sterblichen erlassen werden. Es traten Zeiten körperlicher und geistiger Ermüdung ein, die auf das Gemüth drückten. Fremdes und eigenes Leid bedrängten sie; Undank und Enttäuschungen, das Beklemmende der ernsten Zeitläufe und Anderes lasteten oft schwer auf ihr. Das alles mußte mit Geduld und Gottvertrauen getragen werden. Wenn Emilie sich von außen verletzt fühlte, so richtete sie sich gerne auf „an des Vaters Großartigkeit“, mit der er Rücksichtslosigkeiten und Kränkungen ertrug und alles Störende durch den innern Verkehr mit dem Ordner aller Dinge wieder ausglich. Das Erinnern an ihn und seine Art überhaupt war ihr immer wie ein stärkendes Seelenbad. „Ein Geduldiger ist mehr als ein Starker“, ruft sie sich einmal selber zu; ein andermal: „Zapplerin! Lerne vertrauen und ruhig harren in großen und kleinen Dingen!“ Gar hübsch lautet die Mahnung: „Wie ein Vögelchen auf Gottes Finger sitzen — das ist zu lernen!“ Derartige kurze Sprüche finden sich da und dort in ihren Abendbetrachtungen zerstreut, auch Sentenzen allgemeiner Art, aphoristische Bemerkungen, wie sie gerade dem Eindrucke oder der Lektüre des Tages entflossen. Um nur noch einige wenige anzuführen, sie dienen zur Charakterisirung ihres inneren Lebens:

„Das Leben, sagt man, hält selten, was es versprochen. Und was wir ihm versprochen, halten wir das?“ — „Menschen verlangen von uns, was wir nicht können, aber nicht Gott.“ — „So bedenklich es ist, Poesie und Phantasie an die Stelle des Willens zu setzen, so gefehlt

[illegible] die sie ihm geben." — [illegible] haben Körper, darum Rück- [illegible] hat jeder Mensch die [illegible] sie sich ver- [illegible] schattenloser werden sie." — „[illegible] Liebe zur [illegible], wie die Pflege [illegible] geblickt haben, [illegible] Welt!"

[illegible] das Mitleben mit der [illegible] Wohlthat sein. [illegible] in die [illegible] oft mit un- [illegible] Phantasie viele [illegible] Lieder reichlich [illegible] Mittheilungen ist zu [illegible] oder nach der [illegible] beste klarste [illegible] Seit Oktober 1878 war [illegible] sie gleichzeitig [illegible] aufnehmen lassen.

[illegible] sie sinn- [illegible] Zusammentreffen ge- [illegible] mit eigenen wichtigen [illegible] in Ehren stand [illegible] der Gedächtnißtag der [illegible] und es diente ihr zu [illegible] Tag etwas [illegible] der Anfang oder die [illegible] Dichtungen auf Marien- [illegible] sie mit Freude [illegible] Schlußbande der [illegible] einer solchen Hin- [illegible] der Bedeutung, welche [illegible] letzten Geburts- und

Namenstag gehabt hat, mit freudiger Rührung, den Schluß dieses Vorworts datiren zu dürfen am 16. Mai, Vigil des Pfingstsonntages 1891". Solche Fügungen waren ihr wohlthuende geistige Berührungspunkte, geheimnißvolle Zusammenhänge von tröstlicher Bedeutung, und manche nahm sie wie Grüße oder Winke von oben. So nehmen wir es denn auch in ihrem Sinn als eine freundlich ansprechende Fügung, daß sie selbst, die liebevoll begeisterte Sängerin des Marienlebens, das Alter der Gebenedeiten erreichte und mit der gleichen Zahl der Jahre, welche eine fromme Tradition der jungfräulichen Mutter des Herrn zutheilt, aus dem Leben scheiden sollte.

Das Ende kam früher, als Alle ahnten.

Beseelt von dem Verlangen, die Gleichförmigkeit mit Gottes Willen in täglicher Uebung zu erringen, scheint sich Emilie, nach der Wahrnehmung und dem Zeugniß ihrer Schwestern, zuletzt ziemlich von der Erde losgelöst zu haben. Denn als in der letzten Krankheit, von der sie sich nicht mehr erheben sollte, die Aeußerung einer bestehenden Gefahr ihr mitgetheilt wurde, war sie zwar überrascht, aber sofort bereit zu scheiden, und gelassen erwiderte sie: „So ist es auch recht." Und die Ruhe verließ die Scheidende nicht mehr. Weder in der Krankheit, obgleich sie einige Tage noch schwer zu leiden hatte, noch im Sterben kam eine Klage über ihre Lippen, auch nicht der Ausdruck einer Seelenangst in ihre Züge. Sogar der letzte Kampf war schließlich mehr ein Ausathmen als ein Ringen zu nennen.

Es war am Morgen des 4. Februar 1895, dem Gedächtnißtag der hl. Veronika, als Emilie Ringseis ihre Seele ihrem Schöpfer zurückgab. Zwei liebende Schwestern, mit denen sie in neidlos inniger Eintracht, in wahrhaft idealer Seelenharmonie ohne Unterbrechung zusammengelebt, standen ihr zur Seite und drückten ihr die Augen zu. — —

Sie konnte ruhig von hinnen scheiden. Ein gütiges

Geschick hat ihr gegönnt, das Beste, was in ihrer reichen Natur lag, in edlen Schöpfungen auszugestalten. Die beiden Hauptwerke, deren Abschluß sie selbst als die größten Gnadengeschenke des letzten Lebensabschnittes ansah, waren vollendet: das Werk der Pietät, an das sie die angestrengte Kraft ihres Geistes und das Opfer ihrer Gesundheit gesetzt, die Biographie des Vaters, und ihr herrlicher poetischer Schwanengesang, „Der Königin Lied". Jenes sehnsüchtige Verlangen endlich nach einer Berufsthätigkeit, die sie so lange und heiß vergeblich angestrebt, hatte sie in freier Entsagung Gott zum Opfer gebracht. So war ihr irdischer Lebenstag in Frieden geschlossen.

Nun ruht sie, vereint mit den geliebten Eltern, auf dem ländlichen Friedhof von Tutzing, ganz in der Nähe des freundlichen, von den Wellen des Sees umrauschten Dorfkirchleins, und unfern der kleinen Missionsanstalt, die durch ihre und ihrer Schwestern edelmüthige Hingabe in's Leben gerufen worden. Dort, in der segensvollen Stiftung am See, wie in St. Ottilien bleibt ihr ein dauerndes christlich frommes Gedächtniß gesichert. In der Geschichte der Literatur aber wird ihr Name leuchten, solange der Sinn für christliche Poesie in empfänglichen Herzen fortlebt.

F. B.

XV.

## Das Jubiläum des Borromäus-Vereins.

Am 30. Mai d. Js. hat der Verein vom hl. Karl Borromäus zur Verbreitung guter Bücher an seinem Sitze in Bonn das Fest seines fünfzigjährigen Bestehens gefeiert. Eine kleine Festschrift, welche der Vorstand bei dieser Gelegenheit erscheinen ließ,[1] gibt erwünschten Einblick in die Verfassung und Wirksamkeit des Vereins und verbindet damit geschichtliche Nachrichten über Gründung und Ausbreitung.

Die Lektüre des kleinen Büchleins gewährt ein eigenartiges Interesse, es enthält einen schätzenswerthen Beitrag zur Geschichte der katholischen Bewegung in Deutschland. Wir werden zurückversetzt in die Periode ihrer ersten Erstarkung, die unmittelbar an die Kölner Wirren anknüpft, und wo doch von einer zielbewußten Vertretung katholischer Grundsätze im öffentlichen Leben, von organisirtem Vereinswesen einer katholischen Literatur und katholischen Tagespresse und einem dieselben kraftvoll fördernden Buchhandel nur hie und da schwache Anfänge vorhanden waren. Wie

---

1) Die Gründung und Thätigkeit des Vereins vom hl. Karl Borromäus. Festschrift zum fünfzigjährigen Jubelfeste des Vereins am 30. Mai 1895, mit 6 Portraits. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben vom Central-Verwaltungsausschuß. Druck (und Commission) von J. P. Bachem in Köln.

vorsichtig und umständlich kommen uns heute die zur Gründung des Vereins unternommenen Schritte vor! Aber man sieht auch, was verständige Leitung, selbstlose Hingabe und energische Thätigkeit zu leisten vermögen. Aus kleinen Anfängen entwickelt sich unter dem fördernden Schutze der geistlichen und weltlichen Behörden eine von Jahr zu Jahr umfassender sich gestaltende Wirksamkeit; auch die ersten Jahre des unseligen Culturkampfes lassen den Borromäus-Verein unberührt, schon kann er auf einen fast dreißigjährigen Bestand zurückblicken, da wenden sich die kirchenfeindlichen Maßnahmen auch gegen ihn. Glücklicherweise aber scheitern dieselben an der Unparteilichkeit der Gerichte und den umsichtigen Vorkehrungen des Vorstandes und seiner juristischen Berather.

In den zwanziger Jahren war Clemens Brentano, wie seine Briefe erkennen lassen, mit allem Eifer bemüht gewesen, der anwachsenden Fluth religionsfeindlicher Schriften durch die Verbreitung guter Bücher entgegenzutreten. Er plante eine Art von katholischer Volks- oder Jugendbibliothek und auch der Gedanke einer Organisation in der Weise der französischen Société des bons livres schwebte ihm vor (vgl. den Brief an seinen Bruder Christian, aus Coblenz, 15. März 1826 Ges. Schr. IX, S. 138). Mit dem gleichen Plane beschäftigten sich, augenscheinlich im Einvernehmen mit Brentano, um jene Zeit Görres und Seminardirektor Räß (vgl. Görres' Ges. Briefe III. 269—71. 277). Der Plan kam nicht zur Ausführung und das Ergebniß ihrer Bemühungen blieb auf einzelne Veröffentlichungen beschränkt, theils Ueberarbeitungen älterer deutscher, theils Uebersetzungen französischer Werke. August Reichensperger, seit 1840 Appellationsrath in Köln und durch seine hervorragende Mitwirkung beim Dombauverein in weiteren Kreisen bekannt geworden, war es, der den Gedanken mit Erfolg wieder aufnahm. Das erste Kapitel der Festschrift bringt einen Bericht über die Gründung des Vereins, welchen der bis in die letzten Tage geistesfrische, nun leider verstorbene

Nestor unter den katholischen Parlamentariern auf Bitten des Vorstandes niedergeschrieben hat.

Freiherr Maximilian von Loe, „einer der eifrigsten Streiter für die erzbischöfliche, überhaupt für die katholische Sache", hatte im März des Jahres 1844 eine Anzahl von Gesinnungsgenossen zu einer Besprechung nach Bonn eingeladen, deren Gegenstand die Berufung von barmherzigen Schwestern aus dem Mutterhause in Nancy in die Rheinprovinz bilden sollte. Reichensperger, der zu den Geladenen gehörte, erzählt, wie er kurz zuvor in Koblenz auf einem Spaziergange mit seinem Freunde, dem Freiherrn von Thimus († 1878), sich mit diesem über die damaligen Zustände, insbesondere auf dem Gebiete der Presse unterhalten habe. „Wir kamen darin überein, daß dieselben für die Katholiken sehr bedenklicher, ihren Glauben, ja überhaupt die gute Sitte bedrohender Art seien. Die katholischen Schriftsteller und Verleger bildeten eine fast verschwindende Minorität im Vergleich mit den nichtkatholischen. Angriffe aller Art der Tagespresse auf die Kirche und deren Einrichtungen blieben demnach durchweg unerwidert. Mangelte es doch sogar an katholischen-Kalendern . . . Besonders bedenklich sah es aus um den Lesestoff, womit die Leihbibliotheken das Publikum versahen. In dem Durcheinander traten auf die Sinnlichkeit spekulirende Romane besonders hervor; Belehrendes oder gar Erbauliches, überhaupt gesunde Geistesnahrung war von da nicht oder doch nur sehr ausnahmsweise zu beziehen. Daß es dringend noth thue, Wandel zu schaffen, lag auf der Hand." Es galt nach Mitteln suchen, um die Produktion guter Schriften zu beleben und den Verfassern und Verlegern durch Förderung des Absatzes zu Hilfe zu kommen. Sollte man nicht sogleich die in Aussicht genommene Conferenz in Bonn mit einem dahin gerichteten Plane befassen?

Bedenken konnte nur die Rücksicht auf den Einberufer erwecken, dessen Absichten nach einem ganz anderen Ziele gingen. Nachdem diese jedoch von berufener Seite be-

schwichtigt worden waren, trug Reichensperger in Bonn seinen Plan vor und fand dabei die Zustimmung aller Anwesenden, auch die des Freiherrn von Loe, so daß alsbald beschlossen wurde, die nöthigen Schritte zu seiner Ausführung zu unternehmen. Ein Statutenentwurf wurde den Bischöfen von Köln, Trier, Münster und Paderborn vorgelegt, und nachdem er deren Billigung gefunden hatte, dem Oberpräsidium in Koblenz zur Bestätigung eingereicht. Dieselbe erfolgte am 22. März 1845.

Die Einrichtungen, welche sogleich bei Begründung des Vereins oder doch in der allerersten Zeit seiner Wirksamkeit in's Leben gerufen wurden, sind im Wesentlichen unverändert bis heute fortgeführt worden und haben somit im Ablaufe eines halben Jahrhunderts ihre Bewährung gefunden. Durch ein „Bücherverzeichniß" werden die Vereinsgenossen mit empfehlenswerthen Schriften belehrenden, erbauenden und unterhaltenden Charakters bekannt gemacht, welche durch Vermittelung des Vereins zu zwei Dritteln des Ladenpreises bezogen werden können. Alljährlich bietet derselbe ferner den Mitgliedern und Theilnehmern „Vereinsgaben" an, die sie aus einem zur Vertheilung gebrachten „Gabenverzeichnisse" nach Maßgabe ihres Beitrags auswählen können. Der aus den Mitgliederbeiträgen sich ergebende Ueberschuß wird zur Begründung und Unterhaltung von Bibliotheken verwandt, wobei seit einigen Jahren insbesondere auch die Bedürfnisse der Arbeitervereine berücksichtigt worden sind. Das erste Bücherverzeichniß enthielt 127 Nummern, im Jahre 1848 war es bereits auf 446 angewachsen, das von 1895 zählt nicht weniger als 10,052 Nummern. Die Zahl der angebotenen Vereinsgaben betrug im Jahre 1847 für die Mitglieder 7, für die Theilnehmer 6; im Jahre 1853 für die Mitglieder 56, für die Theilnehmer mit doppeltem Beitragssatz 7, für solche mit einfachem Beitrage 63; für 1869 waren die Zahlen: 249, 57 und 222; für 1895 beziffern sie sich auf 482, 378, 443. Die Anzahl der Mitglieder belief sich im

Jahre 1894 auf 20,390, die der Theilnehmer auf 40,930. Die Einnahme aus Jahresbeiträgen stieg von 20,758 M. im ersten Vereinsjahre auf 154,634 M. in 1874 und auf 196,699 in 1895. Die Einnahme aus Bücherbestellungen, welche im ersten Jahre 844 M. betrug, war schon 1851 auf 23,449 M. gestiegen, im Jahre 1858 sogar auf 63,114, eine Zahl, welche späterhin nicht wieder erreicht wurde. Für die jährlichen Anschaffungen und außergewöhnlichen Zutheilungen von Büchern an die Vereinsbibliotheken sind seit dem Bestehen des Vereins rund 1,700,000 M. zur Verwendung gekommen.

Die Festschrift bringt die Namen derer, die den Aufruf vom 27. April 1845 unterzeichnet hatten, sowie der von dem Erzbischof und Coadjutor Johannes von Geissel unterm 28. Mai ernannten ersten Vorstandsmitglieder, endlich ein alphabetisches Verzeichniß Aller, die dem Vorstande in den abgelaufenen fünfzig Jahren angehört haben. Indem das Auge auf diesen Namen verweilt, steigen wohlbekannte Gestalten vor der Erinnerung auf, aber auch solche, die es verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden. Da ist der Koblenzer Stadtrath Hermann Joseph Dietz, für den Clemens Brentano den Namen „unseres lieben Herrgotts Hausknecht" aufgebracht hatte und von dessen unermüdlicher, von wahrhaft christlicher Gesinnung eingegebener Thätigkeit er in seinen Briefen zu erzählen nicht aufhört. Da sind die drei Bonner Professoren Dieringer, Martin und Walter. Dieringer, auf Veranlassung Geissel's im Jahre 1843 an die Universität Bonn berufen, entwickelte in jugendlicher Kraft und Begeisterung als Lehrer der Dogmatik, als Prediger und Schriftsteller eine ebenso umfassende als segensreiche Thätigkeit. In seiner Wohnung fand die von dem Freiherrn von Loe veranlaßte Besprechung statt, er war es vor Allen, der den Gedanken des Borromäus-Vereins mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Geistes erfaßte. Von 1846 bis 1871 lag die oberste Leitung in seiner Hand, seiner

Initiative entsprangen die meisten der noch bestehenden Einrichtungen. Neben ihm wirkte seit 1845 Martin, der spätere Bischof von Paderborn, als Professor der Moral und Inspektor des Convikts. In der Wohnung Martin's wurde am 22. Juni 1845 die erste Vorstandssitzung abgehalten. Ferdinand Walter, der berühmte Kirchenrechtslehrer, war nicht nur von 1845 bis 1866 als Vorstandsmitglied für den Borromäus-Verein thätig, sondern daneben auch, vielleicht unter Nachwirkung des von dem Freiherrn von Loe gehegten Planes, für die Begründung und Verwaltung des St. Johanneshospitals in Bonn, wo die Krankenpflege jener Congregation barmherziger Schwestern übertragen ist, welche von dem Mutterhause in Nancy nach Deutschland verpflanzt wurde.

Mitglied des Vorstands war seit 1847 auch Dr. Clemens, seit vier Jahren Privatdocent in Bonn, was er noch weitere neun Jahre bleiben sollte, bis er im Jahre 1856 als Professor an die Akademie in Münster berufen wurde. Ein volles Menschenalter vor der berühmten Encyklika Aeterni Patris hat er in Deutschland den Anschluß an die scholastische Philosophie gefordert und vertreten und zugleich einen erfolgreichen Kampf gegen das Günther'sche System geführt. Durch ihn bin ich im Sommer 1861 in die Philosophie eingeführt worden, es war mein erstes und sein letztes Semester. Schon lange kränkelnd sah sich der verdiente Mann genöthigt, für den Winter ein milderes Klima aufzusuchen, aber es war zu spät. Er starb 1862 in Rom, wo er in der Kirche al Gesu begraben liegt.

Einige Jahre gehörte dem Vorstande der Regierungsrath Otto in Düsseldorf an. Sein Name ist in den fünfziger Jahren in der parlamentarischen Geschichte Preußens oft genannt worden. Nach ihm hieß jener „Antrag Otto", in welchem die katholische Fraktion des Abgeordnetenhauses die Erfüllung der vom Staate übernommenen Rechtspflicht gegen die katholische Kirche und Durchführung der Parität verlangte.

Ein anderer nach ihm benannter Antrag betraf den Westpreußisch-Posen'schen Säkularisationsfonds. Am 17. März 1857 stand derselbe zur Diskussion. Otto hatte soeben mit der Begründung begonnen, als er vom Schlage getroffen zusammenbrach. Man trug ihn von der Rednertribüne in's Ministerzimmer, drei Aerzte aus der Versammlung boten ihm Beistand, Pfarrer Thissen hielt den sterbenden Freund im Arme und flüsterte ihm Sterbegebete zu, ein anderer geistlicher Abgeordneter ertheilte ihm die letzte Oelung. Mitten unter den katholischen Abgeordneten kniete der Cultusminister von Raumer, dem Otto so oft als Gegner gegenüber getreten war.

Wer aber für mich persönlich mit der Erinnerung an den Borromäus-Verein ganz besonders enge zusammenhängt, das ist der Pfarrer und Dechant Lammerz. In der Oeffentlichkeit ist sein Name kaum genannt worden, und doch hat er als Seelenführer einen weitreichenden Einfluß geübt. Er war ein ganzer Mann, von klarem Geiste; strenge in seinen Ansichten und unerschütterlich in der Vertretung seiner Ueberzeugungen, besaß er dabei das beste liebenswürdigste Herz von der Welt. Der Sache des Borromäus-Vereins war er mit Leib und Seele zugethan; schon als er Pfarrer in dem benachbarten Dorfe Kessenich war, hatte man ihn in den Vorstand gezogen, vierzehn Jahre führte er in uneigennützigster Weise die Geschäfte des Schatzmeisters, 1871 nach Dieringer's Abgang wurde er dessen Nachfolger. Gern erinnere ich mich der Stunden, in denen Professor Simar und ich gemeinsam mit ihm das Gabenverzeichniß zusammenstellten, wobei der treffliche alte Herr gar energisch den Blaustift hantirte und uns die trockene Arbeit durch Erzählungen aus seinem Leben zu würzen bemüht war. Am 18. Oktober 1883 ist er 79 Jahre alt gestorben. Als „heiliges Erbe des seligen Freundes“ hat dann Professor Simar die auf ihn gefallene Wahl zum Präsidenten angenommen und die Stelle bis zu seiner Erhebung auf den Paderborner Bischofsstuhl bekleidet.

Das in der Festschrift enthaltene Bildniß von Lammerz gibt die Persönlichkeit nicht wieder, ebensowenig das von Dieringer, den ich freilich auch in so jungen Jahren nicht gekannt habe.

Möge dem Verein ein weiteres halbes Jahrhundert von gleich intensivem Wirken vergönnt sein. Die Wichtigkeit seiner Aufgabe ist heute nicht geringer wie vor fünfzig Jahren. Hat auch das Gute sich vielleicht in festeren Gestaltungen zusammengefunden, so ist doch auch das Böse an Macht, Verbreitung und Einfluß gewaltig gestiegen. Bedenkt man, was heute unter der Flagge der „schönen Literatur" segelt und seinen Weg auch in die Hände der Jugend findet, so ermißt man damit den Werth von Bestrebungen, die dem nun einmal vorhandenen Lesebedürfniß durch die Verbreitung reiner und gesunder Kost entgegenkommen. v. H.

---

## XVI.

## Wanderbilder aus der deutschen Nordmark.

### 1. Auf der Insel Sylt.

Unfern der nordschleswig'schen Küste liegt die langgestreckte Insel Sylt. Nur Eine deutsche Insel liegt nördlicher, nämlich Romöe. In vorhistorischer Zeit war Sylt, wie alle nordfriesischen Inseln, wohl ein Bestandtheil der cimbrischen Halbinsel. Aber die gierige See hat sich tief ins Land eingefressen und eine Reihe von Inseln gebildet, welche jetzt der Küste vorliegen. Auch jetzt ruht sie nicht in ihrem Zerstörungswerk. Alte Karten zeigen Sylt doppelt so groß wie heute; noch im dreizehnten Jahrhundert hatte die Insel eine Breite von 25 km, heute an der breitesten

Stelle nur eine solche von 12 km, während die gewöhnliche Breite 0,95 — 4 km beträgt. Auch die Länge war früher bedeutender; sie wurde nur durch einen schmalen Kanal von der Insel Wyk getrennt, während heute das sogenannte Wattenmeer zwischen beiden fließt und Sylt nur noch 40 km lang ist. Eine Sturmfluth nach der andern hat eben Stücke des Landes hinweggerissen, bis es die heutige Gestalt angenommen. So wurden die Ortschaften Eidum, Rantum, die blühende Handelsstadt Wenningstedt verschlungen und der Königshafen versandet.

Der größte Theil der Insel ist Haideland, das fruchtbare Marschland auf ihrer östlichen Halbinsel nur von geringer Ausdehnung. Die ganze Westküste ist von Dünen umgürtet, von Sandbergen, welche durch Wind und Wellen bis zu 50 m Höhe aufgethürmt wurden, und in denen wie im Gebirg Thäler und Mulden vorkommen. Auf der südlichen Halbinsel Hörnum und der nördlichen Halbinsel List nehmen diese unfruchtbaren Dünen die ganze Breite des Landes ein. Der Wanderer fühlt sich in dieser Dünenlandschaft eigenthümlich angemuthet. Möven und Kiebitze umkreisen ihn mit heiserem Geschrei; hirtenlos herumstreifende Schafe fliehen scheu bei seinem Anblick. Manche Düne ist ohne alle Vegetation, und der weiße Sand erglänzt in der Ferne fast gletscherhaft; andere sind mit dürftigem Gras und Strandhafer bewachsen und gewinnen dadurch an Festigkeit. Wie dürftig aber auch das Grün ist, so gibt es doch auf Sylt, und besonders in den Dünen, eine Reihe seltener Pflanzen, welche das Festland nicht kennt. Auch das Haideröschen oder wenigstens eine Spielart desselben hat sich hierher verirrt und blüht lustig im Dünensande.

Die Bewohner der merkwürdigen Insel gehören dem friesischen Stamme an. Ihre Muttersprache ist dem Hochdeutschen so unähnlich, daß ich kein Wort ihrer Gespräche verstand. Aber auch mit dem Niedersächsischen und Dänischen hat sie nur Aehnlichkeit im Laut und etlichen wenigen

Wörtern; noch weniger mit dem Englischen. So singen z. B. die Kinder der Insel in Nachahmung der Glocken:

Ing on Dung
De Klokken ja gung.
Hokken is duad?
Pua Modder es duad.
Hur kam hi tö duad?
Bi naster Suad
Die broket Kü ju stat höm duad.[1])

Jetzt ist auch Hochdeutsch allen Insulanern ganz geläufig. „Wo hast du das gelernt?“ fragte ich den Sohn meiner Wirthin, der krankheitshalber noch nicht die Schule besucht hatte. „Ei,“ antwortete er, „von den Kurgästen!“ Auch das gemüthvolle Platt der benachbarten Niedersachsen kann jeder Bewohner von Sylt sprechen; viele können auch dänisch, denn der Nordtheil der Insel gehörte bis 1865 politisch zu Jütland, und noch immer dienen viele jütische Knechte und Mägde auf der Insel.

In heidnischen Zeiten durchschwärmten die Bewohner von Sylt als Wikinger die Meere. Noch erheben sich in der Mitte der Insel in langer Reihe die sogenannten Hünengräber, die gewaltigen Grabstätten der alten Seekönige, und verkünden dem jetzigen Geschlecht von Ansehen und Macht ihrer Väter. Diese Königsgräber sind jetzt alle ausgeraubt, weniger wohl aus Geldgier, als um die Granitquadern zu gewinnen, aus denen die Grabkammern erbaut wurden, bevor sich die Hügel über sie wölbten. Nur der Grabhügel des Friesenkönigs Deng, der Denghoog bei Wenningstedt, ist noch wohl erhalten und kann auch im Innern besucht werden.

Das Christenthum hat das wilde Friesenvolk in friedliche Ackerbauer und Seefahrer verwandelt; aber ein gewisser Ernst und ein kühner Zug ist ihnen geblieben. Es ist ein

1) „Ing und Dung — die Glocke ja ging. Wer ist todt? Pua Modder (Eigenname) ist todt. Wie kam er zu Tod? Beim nördlichen Brunnen — die bunte Kuh, sie stieß ihn todt.“

Vergnügen, unter dem niederen Schilfdach eines Friesen zu wohnen, das gerade in der Mitte, oberhalb des Haupteinganges, von dem spitzen Giebel des Kniestocks überragt wird. Die Leute sind nicht reich, aber versehen mit Allem, was zum Leben gehört, dabei freundlich, zuvorkommend und — überaus reinlich. Das Zimmer, dessen Wände mit weißen, gebrannten Thonkacheln anstatt der Tapeten bekleidet sind, ist überaus anheimelnd. In einem solchen Zimmer habe ich wochenlang gewohnt, denn die Insel Sylt, ausgezeichnet durch reine Seeluft und kräftigen Wellenschlag, sollte die Folgen eines langen Halsleidens hinwegnehmen.

Von Jahr zu Jahr wird nämlich die Insel von solchen, welche nach Stärkung und Heilung verlangen, immer zahlreicher aufgesucht, so daß es auf dem besten Wege ist, die älteren Nordseebäder zu überflügeln. Mit vollem Recht, denn kein Strand hat so kräftigen Wellenschlag und ist so sehr den Westwinden, den Trägern der heilkräftigen, ozonreichen Seeluft, ausgesetzt, wie gerade derjenige des schmalen, langgestreckten Sylt.

In den Sommermonaten versammelt sich darum in Westerland, dem Hauptbadeort der sonst so einsamen Nordseeinsel, die fashionable Welt und entfaltet einen Glanz und eine Ueppigkeit, wie man sie eben nur in Modebädern findet. Wie überall ist auch in Westerland das Haus Israel unter den Kurgästen unverkennbar stark vertreten. In Folge dieses unerwarteten Zuflusses hat das Dorf oder Städtchen — beides kann man sagen — in den letzten Jahren ein beinahe amerikanisches Aussehen bekommen: herrliche Paläste und Hotels erheben sich neben den alten einstöckigen Friesenhäusern und neben bescheidenen Bretterbuden. Die Straßen sind abends elektrisch beleuchtet; aber sie sind noch ungepflastert, und wenn starker Regen fällt, wie er an der Seeküste nicht ungewöhnlich ist, dann sind sie manchmal kaum passirbar. Glücklich dann, wer mit festem Schuhzeug versehen ist!

Im Oktober nimmt in Westerland alle moderne Herrlichkeit

ein Ende: die Kurgäste haben den ungastlichen Stürmen das Feld geräumt; die Straßen veröden und hüllen sich nachts in Dunkelheit, denn die elektrischen Lampen werden abgeschraubt und eingepackt; die Dampfspurbahn, welche in der Badesaison den Fremdenverkehr von Munkmarsch, dem einzigen Hafen der Insel, nach Westerland befördert, stellt ihre Fahrten ein; ja selbst der Personenverkehr nach dem Festlande nimmt im Winter ein Ende, nur Briefe und Packete werden auf dem sogenannten Eisboot, oft unter Lebensgefahr, befördert. Dann fängt die einheimische Bevölkerung, welche während der Sommermonate sich dem Dienste der Fremden gewidmet hatte, sich auf sich selbst zu besinnen an. Gemüthliche Zusammenkünfte, Concerte, Tanzvergnügungen füllen die langen Winterabende aus. Westerland hat nämlich seine einheimische Kapelle, die bei der Bevölkerung so großen Anklang findet, wie kaum die Badekapelle bei den Kurgästen. Für Vorlesungen aus volksthümlichen Schriftstellern, z. B. aus Fritz Reuter, sorgen die Lehrer. So findet jeder sein Vergnügen, manchmal zu viel Vergnügen, so daß das Geld, welches der Sommer gebracht hat, im Winter draufgeht. Der Winter auf Sylt ist übrigens nicht streng: der Thermometer fällt selten unter 5° R. Kälte; nur die Stürme machen ihn bisweilen unangenehm. Hat doch die Sturmesfluth im letzten Winter dem Badeort an 30,000 Mark Schaden verursacht.

Im Sommer sind die Insulaner thatsächlich von Morgens bis Abends auf den Beinen. Feldbau, Fischfang, Handel beschäftigen viele; andere fungiren als Strandaufseher und Badewärter; noch andere bauen an den Buhnen, welche die Regierung mit bedeutenden Kosten zur Sicherung des Strandes und damit der Insel bauen läßt. Diese Buhnen sind gewaltige Werke, zu deren Bau eine eigene Dampfbahn ins Leben gerufen ist. Zwei Reihen mächtiger Fichtenstämme werden durch Dampfmaschinen in den Flugsand des Strandes gerammt, die Zwischenräume mit Granitquadern, welche in Norwegen gebrochen wurden, oder mit Cementblöcken aus-

gefüllt. Es läßt sich begreifen, daß jede dieser Buhnen enormes Geld verschlingt. Ob jedoch der Nutzen den Kosten entspricht, ist mir noch sehr fraglich.

Während so die Insulaner angestrengt arbeiten, lebt das Völklein der Kurgäste nur seiner Gesundheit und seinem Vergnügen. Den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens bildet natürlich der Strand, den man vom Innern der Insel nicht einmal sieht, weil er durch die hohen Dünen verborgen ist. Eigenartig, überraschend, packend ist der Anblick, wenn man die Strandstraße hinaufwandert und auf dem hölzernen Uebergang die Düne überschreitet. Plötzlich sieht man das unendliche Meer, das sich bis dahin nur hörbar gemacht hatte. Unwillkürlich bleibt man stehen, und nicht müde wird man zu schauen, wie die Wogen brüllend heranrollen, um dann schäumend im Sande zu zerstäuben. Das lärmende Treiben der großen und kleinen Menschenkinder an diesem Strande beachtet man anfangs gar nicht.

Unmittelbar hinter den Dünen reiht sich am sogenannten neutralen Strand, da wo nämlich nicht gebadet werden darf, eine Restauration an die andere. Lauter hölzerne Bauten sind diese Frühstückshallen der einzelnen Hotels, in welchen die Kurgäste nach erfrischendem Bad die nöthige Labung finden. Vor diesen Restaurationen zieht sich am ganzen Strand entlang eine breite, hölzerne Wandelbahn, auf welcher beständig zahlreiche Spaziergänger das Meer und seine Herrlichkeiten, sowie die kaleidoskopartigen Bilder des Strandlebens mit Muße betrachten. Unmittelbar vor der Wandelbahn, aber viel tiefer, damit nicht der Anblick des Meeres verloren geht, stehen leinene Zelte. In ihnen verbringen reiche Badegäste ihre Tage, machen ihr Schläfchen und empfangen Besuche, so daß sich ein beträchtlicher Theil des Badelebens in ihnen abspielt. In dem Flugsand vor den Zelten aber stehen die Strandkörbe, und haben einzelne Familien und Gesellschaften sich veritable Sandburgen erbaut, welche sie mit möglichst buntem Flitter und allerlei Wimpeln aus-

staffiren und mit recht sonderbaren Namen begaben. Findet man doch ein „Teufelsnest", ein „Poetenheim", eine „Marienburg" und derlei Namen mehr auf den Wimpeln flattern. Es ist ein so buntes und interessantes Bild, daß man sich unwillkürlich in Wallenstein's Lager versetzt meinen könnte; singt doch Schiller:

„In Hast und Eile bauet der Soldat
Von Sand und Leinwand seine leichte Stadt."

Hier sind es natürlich nicht Soldaten, sondern Kurgäste, welche, ob jung oder alt, die Schaufel in der Hand, eifrig im Sande wühlen und Festungen zu bauen suchen, die vielleicht die nächste Sturmfluth wegspült, wie ich das mehrfach gesehen. Die meisten dieser im Schweiße ihres Angesichtes arbeitenden Kurgäste brauchten kein Seebad, wollten sie daheim nur halb so viel Zeit im Freien bei körperlicher Arbeit verbringen.

Das ist das Bild des neutralen Strandes, wo auch zweimal des Tages die Kurkapelle spielt. Im Norden schließt sich der Herren-Badestrand, im Süden der für Männer verbotene Damenstrand an. Die Art und Weise des Badens ist eine ungemein einfache und erfrischende. Die Badekarren stehen zum Gebrauch der Badenden unmittelbar am Meer, so daß man es in etlichen Schritten erreicht. Im Wasser angekommen, wartet man eine Welle ab, dreht sich herum und empfängt ihren gleichsam elektrischen Schlag auf dem Rücken. Einige Wellen genügen, um die richtige Wirkung hervorzubringen, und dann kehrt man, roth wie ein gesottener Krebs, in den Badekarren zurück. Das rechte Maßhalten beim Baden ist eine große Kunst und bedingt hauptsächlich das Wohlbefinden des Kurgastes. Excesse sind höchstens der Jugend erlaubt. Darum sieht man auch die liebe Jugend beiderlei Geschlechts hochgeschürzt und oft in nicht ganz decenter Weise sich den lieben langen Tag im Wasser herumtummeln. Doch selbst die Jugend trägt manchmal üble Folgen davon. So hörte ich erst jüngst von einem

Mädchen, das schon monatelang gelähmt liegt, die Folge des unvernünftigen Wasserlaufens auf Sylt.

Das Getümmel des Badelebens ist nicht immer nach dem Geschmack aller Kurgäste. Doch auch Einsamkeit und Ruhe kann man ganz nach Wunsch auf Sylt finden, da sich das High-life auf einen verhältnißmäßig unbedeutenden Küstenstrich zusammendrängt. Man braucht am Nord- und Südstrand gar nicht so weit über den Badeplatz hinauszuwandern, um fast völlige Einsamkeit zu finden. Auch die Dünen und die Haide bieten genug einsame Plätze. Ueberall athmet man köstliche Seeluft; überall hört man das monotone Rollen der See. Was ist der Strand so schön, wenn er einsam und menschenleer ist! Leicht und bequem wandert man besonders nach Eintritt der Ebbe dahin. Wird man müde, so streckt man sich einfach im warmen Sande aus und gibt nur Obacht, daß man nicht von einer tückischen Woge durchnäßt wird. Niemals wird man müde, das unendliche Meer zu betrachten und die anstürmenden Wogen mit den Blicken zu verfolgen. Gar nicht selten geschieht es, daß man sich auch am Spiele der Delphine ergötzen kann, oder daß man die Segel der kühnen Blankeneser Fischer am Horizonte verfolgen darf. Auch zu überaus ernsten Betrachtungen wird man auf solchen einsamen Ausflügen angeregt, denn manchmal stößt man auf Ueberreste von gescheiterten und zerschellten Schiffen, die aus dem Sande hervorragen. Auf der Lister Rhede stak noch das Vorderkastell eines nicht unbedeutenden Schiffes, dessen mittlerer und hinterer Theil jedenfalls von den Wogen zerschlagen und weggeführt war.

Ganz in der Nähe des Damenstrandes findet sich übrigens für solche, welche die Einsamkeit suchen, aber nicht weit gehen wollen, ein gar einsames Plätzchen, nämlich die „Heimatstätte für Heimatlose“, wie am Thore angeschrieben steht — ein schmuckloser Friedhof mit einem Erdwall umgeben, auf welchem seit etwa vierzig Jahren die von der See angespülten namenlosen Leichen beerdigt werden. Eine stattliche Schaar von

Gräbern ist es leider, welche da eine stille, aber um so ergreifendere Predigt von Vergänglichkeit und von wechselndem Glücke halten. Jedes Grab schmückt ein schlichtes Holzkreuz, und jedes Kreuz trägt eine Nummer. Nur auf einem Grabe war jüngst ein Grabstein mit dem Namen des Verunglückten neben dem Kreuz mit der Nummer aufgerichtet worden; alle übrigen Gräber bergen die namenlosen Opfer des Meeres. Darum „Heimatstätte für Heimatlose." Carmen Sylva, die Königin von Rumänien, welche auch einmal auf Sylt Heilung suchte, hat diesen Friedhof durch einen Stein mit einem Vers des Hofpredigers Kögel schmücken lassen. Der Vers lautet:

„Wir sind ein Volk, vom Strom der Zeit
Gespült zum Erdeneiland,
Voll Unfall und voll Herzeleid,
Bis heim uns holt der Heiland.
Das Vaterhaus ist immer nah,
Wie wechselnd auch die Loose.
Es ist das Kreuz von Golgatha
Heimat für Heimatlose."

Das Bild des Gekreuzigten fehlt noch auf diesem Friedhof. Wer wird es aufrichten?

Neben Westerland gibt es noch zwei Badeorte auf Sylt, nämlich Wenningstedt und Kampen. Das Kurhaus von Kampen liegt wunderbar schön auf der nördlichen schmalen Halbinsel. Mit einem Blick kann man Nordsee und Wattenmeer überschauen, von dem naheliegenden Leuchtthurm auch Romöe und die jütische Küste, sowie Föhr mit seinen alten Kirchen und Amrum. Elegant ausgestattet ist dieses Kurhaus so recht für Ruhebedürftige eingerichtet. Wenningstedt ist dagegen ein kleines Dorf zwischen Kampen und Westerland, das bescheidenen Ansprüchen genügt. Aber auch am Hauptbadeplatz kann man ganz billig und einfach leben, wenn man in einem der vielen friesischen Häuser in Alt-Westerland und Umgebung Quartier nimmt.

Was die religiösen Verhältnisse anlangt, so gehören die Insulaner natürlich dem Lutherthum an. Die Religion

nimmt auch bei ihnen glücklicherweise noch nicht den letzten Platz ein, aber eifrige Kirchgänger sind die wenigsten: sie haben auch den Sommer kaum Zeit dazu. Der Einfluß der Badegäste ist hier wie überall kein besonders heilsamer. Der Hauptort der Insel war bis jetzt Keitum, ein ziemlich bedeutendes Kirchdorf mit ausgesprochen friesischem Charakter. Die Pfarrstelle war gerade längere Zeit nicht besetzt; aber ein Keitumer Mann, mit dem ich ein Stück Wegs zusammenging, meinte: „O wir werden auch ohne Pastor ganz gut fertig!" Das war genau der Eindruck, welchen ich von der Bevölkerung gewann: die Leute werden ganz gut ohne Pastor fertig!

Die Kirchen der Insel bergen noch genug Erinnerungen aus alter katholischer Zeit. Die Kirche von Westerland ist modern und langweilig; aber sie ist aus den Steinen der alten ehemals katholischen Pfarrkirche zu Rantum erbaut worden. Die beiden Ortschaften Eidum und Rantum wurden von der Sturmfluth verschlungen. Ihre Bewohner, soweit sie sich retteten, siedelten in Westerland an. Auch die Kirche wurde, als sie nach und nach so versandete, daß der Zutritt nur noch durch das Fenster möglich war, abgebrochen und als theures Andenken an die alte Heimstätte nach Westerland transferirt. Auch der alte Taufstein aus Granit, sowie der alte gothische Flügelaltar wanderten mit. Der Altar ist leider verwahrlost und durch verschiedene Lagen von Tünche entstellt, womit spätere „Künstler" das Werk der Altväter zu verschönern suchten. Die Flügel tragen inwendig noch die Apostel; die Bilder der Außenseite sind verschwunden. Die Krönung Mariä, sowie zwei Bischöfe, darunter der hl. Nikolaus, dem die alte Kirche geweiht war, sowie mehrere Engel hat man zum Bedauern der alten Insulaner aus dem Mittelschrein entfernt und an der Wand des Langhauses aufgestellt. Ihre Stelle nimmt jetzt ein modernes Bild des Heilandes ein, wie er dem im Meere versinkenden Petrus die Hand reicht. Es ist das Geschenk

eines Kurgastes, das in diese mittelalterliche Umrahmung durchaus nicht paßt.

Ehrwürdiger noch ist die Pfarrkirche von Keitum, wohl das älteste Gotteshaus der Insel. An einsamer und hochragender Stelle vor dem Dorfe gelegen, weist sie den Schiffern den rechten Weg zum Hafen. Ihr Alterthum bezeugen Material und Stil; sie ist nämlich aus Granitquadern in romanischem Stil, der im Langhaus zum Uebergangsstil wird, erbaut. Die Concha mit den schmalen romanischen Fenstern bildet jedenfalls den ältesten Theil. Der mächtige Thurm, ein Ziegelbau aus späterer Zeit, ist schon in Verfall begriffen. Gewaltige Eisenklammern bewahren ihn vor dem Einsturz. Auch diese Kirche, ursprünglich dem hl. Severin geweiht, birgt noch den uralten Taufstein von Granit und einen gothischen Flügelaltar, in dessen Mittelschrein Gott Vater thront und den Menschenkindern seinen Sohn als Ecce homo zeigt; daneben steht die Gottesmutter mit dem Kinde.

Die alten Insulaner haben also vor der Reformation genau wie wir Maria verehrt. Es ist ihnen aber auch nie eingefallen, Maria anzubeten, wie spätere lutherische Pastoren ihren Schäflein vorflunkerten, um sie mit dem rechten Abscheu vor der alten Mutterkirche zu erfüllen.

Katholiken gibt es augenblicklich auf Sylt verhältnißmäßig wenige. Aber sie finden sich überall und in allen Stellungen, und ihre Zahl nimmt beständig zu, wie das in einem aufblühenden Seebade gar nicht anders sein kann. Kirchlich gehören sie zur nordischen Mission, deren Provikar der jetzige Bischof von Osnabrück ist, und zum Missionsbezirk Flensburg. Aber die Fahrt nach Flensburg nimmt mit Dampfschiff und Eisenbahn von Westerland aus sechs bis sieben Stunden und ist im Winter oft unmöglich. Darum können die auf Sylt lebenden Kinder der katholischen Kirche eigentlich nur im Sommer ihre religiösen Pflichten erfüllen. Im Sommer kommt nämlich in den letzten Jahren mit den

Badegästen auch ein katholischer Geistlicher, um den Gottesdienst abzuhalten. Eine Bretterbude, ziemlich anständig hergerichtet, dient als Kirche; eine alte Kiste, durch die Liebe katholischer Damen mit Stickereien überkleidet, vertritt den Altar; über demselben thront die Statue der Gottesmutter. Kniebänke fand ich anfangs nicht in der Kirche: die Badegäste mußten stehen oder sitzen oder auf dem oft schmutzigen Boden knieen; erst später wurden Kniebänke beschafft. Alles machte einen ärmlichen, aber würdigen Eindruck. Eine Münchener Dame meinte sogar: sie könne in diesem Kirchlein frömmer beten wie in dem schönsten Gotteshause.

Vieles in der Kapelle ist natürlich von opferwilligen Kurgästen geschenkt worden; aber es ist doch die Badeverwaltung, welche im wohlverstandenen Interesse des aufblühenden Bades den Geistlichen kommen läßt und honorirt, auch das Lokal zur Verfügung stellt, und dafür verdient sie den Dank der Katholiken. Für die nächste Zeit wäre der Bau einer eigenen Kapelle dringend nothwendig, denn bisher mußte der Geistliche mit seinem Gottesdienst mehrmals wandern. Auch das jetzige Lokal ist nur gemiethet und kann vielleicht nächsten Sommer wieder in eine Wirthschaft verwandelt werden. Ueber die Nothwendigkeit eines Kapellenbaus sind auch alle Faktoren einig; die Gemeinde Westerland hat sogar ein Grundstück dafür zur Verfügung gestellt, leider ungünstig gelegen, nämlich weit ab vom Mittelpunkt des Badelebens, während viel günstigere Bauplätze noch frei sind. Es fehlen nur noch die Mittel zum Bau, denn bisher waren die Sammlungen unter den katholischen Kurgästen nicht sehr erträglich. Einige Kapitalien liegen allerdings schon verfügbar in Wien und Paderborn zu Händen des Bonifaciusvereins; aber sie sind durchaus unzureichend.

Die Kurgäste, wie die seßhaften Katholiken betheiligten sich in erfreulicher Weise am Gottesdienste. Sonntags war die Kirche stets gefüllt; auch Werktags wohnten fast immer Andächtige der hl. Messe bei, ja nicht selten Communikanten.

Meistens sind es Rheinländer, Westfalen und Schlesier; aber auch Süddeutschland und besonders Oesterreich senden ihre Contingente, selbst Polen und Ungarn. Wollten alle ihre Christenpflicht erfüllen, so würde das jetzige Lokal weitaus zu klein sein. Leider gibt es auch auf Sylt wie in allen Badeörtern laue Katholiken, die wohl für ihren Leib sorgen, aber die Seele vergessen. Doch konnte man auch erhebende Beispiele von Frömmigkeit sehen, die freilich den Augen der meisten Kurgäste verborgen blieben. So war es der Stammhalter eines berühmten fürstlichen Geschlechtes, der sich selbst dadurch ehrte, daß er fast täglich, auch Sonntags, die hl. Messe diente. An Meßdienern fehlte es nämlich gänzlich. Weiter hatte eine mexikanische Dame den Schmuck der Kirche übernommen; mit ihren beiden indianischen Dienerinen reinigte und zierte sie allwöchentlich das hölzerne Gotteshaus.

Nothwendiger noch wie der Bau eines Kirchleins wäre wohl die Anstellung eines eigenen Geistlichen. Sein Sprengel könnte fast ganz West-Schleswig umfassen, und sein eigentlicher Sitz möchte wohl, besonders im Winter, Tondern sein. In den Sommermonaten aber müßte er seine Aufmerksamkeit hauptsächlich Sylt widmen. Wie viele Katholiken würden durch einen solchen Geistlichen ihrer Kirche erhalten werden, die wenigstens in ihren Kindern jetzt fast immer verloren gehen.

---

## XVII.

# Schweizer Brief.

### Im Zeichen des geistigen und socialen Fortschrittes.

Wie kaum eine Institution der Schweiz zieht die junge Universität in Freiburg immer und immer wieder die Aufmerksamkeit auch des Auslandes auf sich. Die Vervollkommnung derselben schreitet stetig vorwärts. Der Lehrkörper hat seit dem Wintersemester 1893/94 eine nicht unansehnliche Verstärkung erfahren; die Zahl der Lehrkräfte ist von 42 auf 47 (44 Professoren, 3 Privatdocenten) gestiegen. Gegenwärtig zählt die theologische Fakultät 10 Professoren, die juristische 13 Professoren und 1 Privatdocenten, die philosophische 21 Professoren und 2 Privatdocenten Für schweizerisches Recht wurde ein neuer Lehrstuhl mit deutscher Vortragssprache geschaffen. Die Professur für französische Literatur, die kurze Zeit mit derjenigen für romanische Sprachen vereinigt gewesen, wurde als selbständiger Lehrstuhl wiederhergestellt und auf denselben mit Beginn des laufenden Semesters als außerordentlicher Professor Herr Victor Giraud aus Frankreich berufen. Gleichzeitig fand der Lehrstuhl für lateinische Philologie seine Wiederbesetzung in der Person des außerordentlichen Professors Herrn Gustav Michaut. Neu traten ein in den Lehrplan der philosophischen Fakultät vergleichende Religionswissenschaft und altindische Literatur. Die Zahl der Studirenden beträgt 305, 240 Immatrikulirte und 65 Hörer. Der Nationalität bezw. Staatsangehörigkeit nach vertheilen sich die 240 immatrikulirten Studirenden folgendermaßen: Schweiz 115, deutsches Reich 67,

Bulgarien 25, Holland, Oesterreich und Rußland je 5, Vereinigte Staaten von Nordamerika und Türkei je 4, Luxemburg 3, Italien 2, England, Spanien, Belgien, Rumänien Syrien je 1.

Die weitgehendste Neuerung jedoch ist die bevorstehende Errichtung einer naturwissenschaftlichen Fakultät. Fast einstimmig hat am 16. Mai l. Js. der Große Rath des Cantons Freiburg die Errichtung der neuen Fakultät beschlossen und die erforderlichen Mittel bewilligt. Das ist eine That, welche der Einsicht und Opferwilligkeit dieser Behörde nicht weniger als der zielbewußten Thätigkeit des Freiburgischen Erziehungsdirektors Python ein bleibendes Denkmal, aere perennius setzen wird. Damit wächst die Universität aus dem anfänglich bespöttelten Rumpf heraus, reckt und dehnt sich zum Erstaunen derer, die einen solchen Verlauf nie erwartet haben.

Für die neue Fakultät sind acht ordentliche, zwei außerordentliche Lehrstühle und vier Assistenten in Aussicht genommen, ferner je ein chemisches, physikalisches, physiologisches, mineralogisches, botanisches und zoologisches Laboratorium. Die neue Fakultät soll im Herbst 1896 eröffnet werden. Bis dahin wird man auch tüchtige Kräfte für die Besetzung der Lehrstühle gewinnen; an Bewerbern ist kein Mangel. Die nöthigen Räumlichkeiten werden in der ehemaligen Kaserne von Perolles außerhalb des Bahnhofes gewonnen; mit verhältnißmäßig geringen Kosten lassen sich in dem geräumigen Gebäude Hörsäle, Laboratorien, Arbeitsräume und die naturwissenschaftlichen Sammlungen unterbringen. Die jährlichen Auslagen für die neue Fakultät, abgesehen von den Neu- und Umbauten, belaufen sich auf 85,000 Fr., die vom Canton Freiburg aufgebracht werden. Wer die ganze Geschichte der Universität kennen zu lernen wünscht, der lese das eben erschienene, mit zwanzig Illustrationen versehene Schriftchen: „Die internationale katholische Universität Freiburg in der Schweiz" von Camille Morel (Freiburg 1895. Pr. ℳ 1.50).

Als Fortschritt müssen wir es auch bezeichnen, daß das Schweizervolk von einer confessionslosen Volksschule je länger, je entschiedener nichts wissen will. In den jüngsten Tagen trat Bundesrath Schenk vor die Bundesversammlung mit

einem neuen Projekte einer Unterstützung der Volksschule durch den Bund, was gleichviel bedeutet wie: die Schule soll nach und nach einheitliche religionslose Staatsschule werden. Aber überall im Schweizerlande macht sich eine entschiedene Opposition gegen die Centralisation des Volksschulwesens geltend, man will in den Cantonen von dem Geschenke des Bundes nichts wissen.

Ein gutes Zeichen ist es ferner, daß die Freischaaren-feier in Luzern vom April 1895 allerorts einen Sturm der Entrüstung hervorrief. „Wer die Freischaaren hochleben läßt, läßt auch die Revolution als Recht des Volkes hochleben", betonte die „Zürcher-Post" am Schlusse eines Leitartikels, in welchem sie über die Bedeutung der Luzener Freischaarenfeier sich aussprach und über den Gedanken, welcher ihr zu Grunde lag, und der, wie sie bekräftigend hinzufügt, „nicht weg- und umzudeuteln" ist. Daß auch die liberalen Luzerner selbst diese Auffassung theilen, ist deutlich und klar aus dem „Luzerner Tagblatt" ersichtlich, welches ausdrücklich auf diesen Artikel der „Zürcher Post" hinweist und ihn zur Durchsicht und Beherzigung empfiehlt. Die Luzerner Freischaarenfeier war nicht allein dafür da, einen blutigen Schimpf den schweizerischen Katholiken und dem braven conservativen Volke des Cantons Luzern zuzufügen, es galt nicht nur die alte, fanatische Hetzerei gegen katholische Miteidgenossen neu zu entfachen, das Fest galt der feierlichen Proklamation des Rechtes auf Revolution. Aus all' dem Schwulst culturkämpferischer Phrasen der Herren Dr. Bucher, Dr. Heller und Dr. Weibel ist vor Allem dieser Kernpunkt festzuhalten. Wenige Jahre werden vorübergehen, und die gleichen Männer oder die Erben ihrer Phrasen werden ihre Jubeltelegramme zur Gedenkfeier der Septemberrevolution in's Tessin senden, zur Gedenkfeier der Ermordung des braven jungen Staatsraths Rossi. Man wird es dann „eine befreiende, patriotische That" nennen, und lebt Castrani, der feige Meuchelmörder noch, so wird er als „ehrwürdige, greise Heldengestalt" im Triumphe durch die Stadt geführt. So hat der Radikalismus es immer gehalten. Zwar ändert er mitunter seine Kleider. Er hüllt seine Glieder zur Abwechslung wohl auch in das Gewand der Toleranz, und unter allen seinen Masken scheint er gerade darin sich

am wohlsten zu fühlen. Aber von Zeit zu Zeit sinkt doch die Hülle, und dann zeigt es sich, daß der Radikalismus der gleiche geblieben, heute wie gestern und alle Zeit. Eines nur macht dem Alten bang, die Furcht, es könnte das „gleiche Recht der Revolution" auch ihm gegenüber sich geltend machen. So lange es sich nur um Unterdrückung katholischer Cantone handelte, so lange freilich kannte er jene Furcht nicht. Katholiken kennen ein anderes Recht, ein höheres als das der Revolution; sie können warten, sie können dulden und ertragen; ein Anderer ist's, der die Geschicke der Völker lenkt wie Wasserbäche. Heute aber macht des alten Liberalismus eigener Sohn, Blut von seinem Blut, sich daran, des Vaters Lehren und seine „heiligen Rechte" für sich auszubeuten. Die Socialdemokraten ziehen auch ihre Nutzanwendung aus der Luzerner Freischaarenfeier. Hören wir nur das Liedlein der Märznummer des „Neuen Postillon", der vor drei Monaten in Zürich an's Tageslicht getreten. In einem Artikel, „Märzenluft", greift Otto Lang alte Erinnerungen auf aus der Freischaarenzeit, bringt Aktenstücke, worin die damaligen Liberalen zum offenen Bürgerkriege mit flammenden Worten schüren, und dann dreht er den Spieß um und fährt weiter: „So dachte und schrieb die radikale Bourgeoisie, als sie um ihre Freiheit rang und ihre Interessen auf dem Spiele standen. Aber jetzt ist sie fett und satt und alt geworden, und sie wird nicht gerne an ihre Vergangenheit erinnert. Aber seien wir nicht schlechter, als die Bourgeoisie es war. Wenn sie wegen eines halben Dutzend Jesuiten in heiligen Zorn gerieth, dann darf auch das Proletariat sich zur Wehre setzen, wenn seine heiligsten Güter gefährdet sind." So spricht die junge Socialdemokratie.

Neben den geistigen Strömungen macht sich der Sinn weiser Sparsamkeit in immer weiteren Schichten der Bevölkerung geltend. Am 4 November 1894 wurde die Zollinitiative in der Volksabstimmung mit 347,491 Nein gegen 145,270 Ja verworfen. Diese hatte verlangt, daß ein Theil der Zolleinnahmen vom Bund an die Cantone abgetreten werde. Es läßt sich kaum leugnen, daß auf diese Weise die finanzielle Grundlage des Bundes einigermaßen erschüttert und die kleinen Cantone zu Gunsten der großen geschwächt worden wären.

Daher war die Verwerfung der Motive gewiß am Platze. Allein auch die Gegner der Initiative traten mit aller nur wünschenswerthen Deutlichkeit für einen sparsamen Staatshaushalt ein. Die „Züricher Post" schreibt: „Den Bundesbehörden ist ein machtvolles Zutrauensvotum geworden. Man darf es ihnen gönnen. Sie werden, so hoffen wir, dasselbe nicht als eine blinde Huldigung auffassen. Es wäre ein schwerer Irrthum. Lange nicht alle bei der Mehrheit Stehenden sind entzückt von der eidgenössischen Verwaltung, und sie sind weit davon entfernt, das Unkraut im Garten der Bureaukratie mit Blumen zu verwechseln. Manchen ist es recht schwer geworden, ihr Nein zu schreiben. Sie thaten's aus Disciplin. Aber die Bundeshoffart, welche aus mehr als nur einem Fenster schaut, bleibt ihnen verhaßt; sie fordern einen schlichten, bescheidenen Staatshaushalt." Aus der französischen Schweiz lesen wir in der „Suisse libérale": „Hätte der ‚Beutezug' keine andere Tragweite gehabt, als jene einer Mahnung an die eidgenössischen Behörden, in ihren Ausgaben in Zukunft vorsichtiger zu sein, so würde er sicher noch eine größere Mehrheit auf sich vereiniget haben, als diejenige ist, mit welcher er gestern abgelehnt wurde . . . Wir hoffen, daß die Lehre nicht unnütz sein werde, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß andernfalls in ein paar Jahren eine neue Volksbewegung kommen könnte, welche voraussichtlich einen ganz anderen Erfolg haben würde, als die gestern gescheiterte Zollinitiative." Auch die demokratischen „Glarner Nachrichten" wenden sich nach Bern „Die übergroße Mehrheit hat diesmal, da der Föderalismus in nacktester Gestalt zum Kampf herausforderte, treu zum Bunde gehalten. Bei tausenden und tausenden der Bürger schwebte ein ‚Aber' auf den Lippen, als sie das ‚Nein' dem Stimmzettel übergaben: Ich stehe treu zu Dir, Mutter Helvetia, aber bedenke, daß wir nach mancher Richtung hin mehr Sparsamkeit und republikanische Einfachheit wünschen, nimm dies zu Herzen, sonst könnte es einmal etwas schief gehen."

Aber auch beim Volke selbst muß größere Sparsamkeit Platz greifen, das sieht ein gut Theil der Bevölkerung ein. Und denen, die es noch nicht einsehen, suchen es die rastlos thätigen Mäßigkeitsapostel, wie Bischof Egger von St. Gallen,

Nationalrath Dr. Ming in Sarnen, Rochat aus Genf, Bovet, Bunge, Dr. Forel und andere klar zu machen. Jüngst haben sich sogar sämmtliche Bischöfe der Schweiz in einem sehr gediegenen Mahnwort: „Der Kampf gegen den Mißbrauch geistiger Getränke“ an die schweizerischen Katholiken gewendet und ihnen die Gründung von Abstinentenvereinen dringend empfohlen. Da und dort entstehen in Folge dessen solche Vereine. Einen blühenden katholischen Abstinentenverein hat Zürich; bis zum April 1895 haben sich 118 zur völligen Enthaltsamkeit verpflichtet. Noch thätiger sind die Protestanten, die schon im Jahre 1890 drei Trinkerheilstätten und 180 Ortsvereine mit 5500 Mitgliedern hatten. Ihre Verbindung heißt „der Mäßigkeitsverein vom blauen Kreuz“. Am 20. April 1894 wurden nur im Canton Waadt (fast ganz protestantisch) 2236 erwachsene Abstinenten gezählt. Deutschland gibt jährlich 2 Milliarden Mark für alkoholische Getränke aus, die kleine Schweiz 175 Millionen Franken. Auf je 132 Einwohner, das Kind in der Wiege mitgerechnet, kommt eine Wirthschaft; also müssen, Frauen und Kinder abgerechnet, etwa 30 Männer eine Wirthschaft unterhalten. So lange solche Uebelstände bestehen, nützen alle socialen Gesetze und humanen Bestrebungen nichts. Daher tönt in allen einsichtigeren Kreisen immer lauter der Ruf nach Verminderung der Wirthschaften auf dem Gesetzeswege und Gründung von Mäßigkeitsvereinen. Nur langsam brechen sich diese tief ins Fleisch der kranken Societät einschneidenden Neuerungen Bahn, aber steter Tropfen höhlt auch den Stein. Bei beharrlichem Kampfe gegen den Alkoholmißbrauch wird der Erfolg nicht ausbleiben.

Endlich haben sich noch die Präsides der schweizerischen katholischen Gesellenvereine am 29. und 30. April abhin in Luzern zu einer Conferenz zusammengethan, in der vorzüglich die Stellung des katholischen Gesellenvereines zum Arbeiterbunde und die Aufgaben und Ziele des Gesellenvereines bezüglich der Fachgewerkschaften besprochen wurden. Durch die modernen Geldkünste ist der Welthandel und die Produktion ein Monopol Weniger geworden. Wenige haben sich die Arbeit dienstbar gemacht. Das Kapital ist organisirt, auch die Arbeit muß organisirt werden, nur so

kann ihr zum Rechte verholfen werden. Die Berufsgenossenschaften sind das natürliche Gegengewicht gegenüber dem Kapital. Bereits haben die socialdemokratischen Gewerkschaften die Großzahl der Berufsarbeiter in Beschlag genommen. Die Socialdemokratie sammelt die Leute unter der Flagge der Arbeitsinteressen, um dann um so nachdrücklicher ihre politischen und religionsfeindlichen Ziele zu erreichen. Die Möglichkeit, innerhalb des Gesellenvereins und der katholischen Arbeitervereine der Schweiz mit erheblichem Erfolge Gewerkschaften in's Leben zu rufen, ist fast ganz ausgeschlossen. Daher verlangen wir staatliche, obligatorische Berufsgenossenschaften, wo von Staatswegen die politische und religiöse Propaganda verbannt wird. Eine Resolution zu Gunsten der staatlichen, rein wirthschaftlichen Berufsgenossenschaften, als Ziel und Grundlage der socialen Referendumsbestrebungen, in einer den gegenwärtigen gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Verhältnissen angepaßten Form, war das Resultat der sehr interessanten Diskussion. Es bestehen gegenwärtig in der Schweiz 29 Gesellenvereine mit 1100 Aktiv- und 2288 Ehrenmitgliedern. Das Vereinsvermögen in Kapitalien aller Sektionen zusammen beträgt 69,063 Fr., das Vermögen an Inventar 56,011 Fr. Die Krankenkasse des Vereins hat ein Vermögen von 5703 Fr. Das Gesammtvermögen beträgt also 130,777 Fr. In der Sparkasse haben die Mitglieder 74,011 Franken.

---

## XVIII.

## Die „Lutherforscher" in Verlegenheit.

Prof. Kolde behauptet bekanntlich im letzten Bande seiner Lutherbiographie (vgl. Histor.-polit. Bl. Bd. 113 [1894] S. 259), Luther's Tischreden, wie sie gedruckt selbst in den ältesten Ausgaben vorliegen, seien von deren Herausgebern, speciell von dem Editor der ersten Ausgabe, Johannes Aurifaber, (von 1566) zum Theil „bis zur Unkenntlichkeit entstellt" worden. Auf Aurifaber's und dessen späterer Genossen Rechnung sei insbesondere auch, „wie wir aus den wiederaufgefundenen Original-Nachschriften ersehen können, die Umformung Luther'scher Derbheit ins Gemeine zu setzen, welche Luther's sogenannte Tischreden zur Lieblingsquelle gegnerischer Geschichtsschreiber bis auf den heutigen Tag gemacht haben."

Fast gleichzeitig mit Kolde schrieb Prof. Haußleiter (Greifswald) in Luthardt's „Theol. Literaturbl." (Nr. 31 von 1893) anläßlich der Auffindung einer partiellen, aber primären Nachschrift der Tischreden (in der Rigaer Stadtbibliothek): „Die Forschung über die Tischreden Luther's befindet sich gegenwärtig in einem Uebergangsstadium. Man hat mit Recht darauf verzichtet, von der Jahrhunderte lang allein weiter verbreiteten Sammlung Aurifaber's mit ihrem breiten, weitschweifigen und derben Deutsch fernerhin wissenschaftlichen Gebrauch zu machen."

Sowohl Kolde wie Haußleiter sind in einem argen Irrthum befangen. Aurifaber hatte zunächst „Original-Nachschriften" von Luther's Tischreden aus dessen letzter Lebenszeit (vgl. Aurifaber's Biographie in Bd. 114, Heft 6 der Histor.-polit. Bl.) und hatte zu seinem 1566er Werke

frühere Aufzeichnungen Anderer ganz oder theilweise benutzt. In dem Buche Aurifaber's sind daher jedenfalls die Aeußerungen Luther's aus den Jahren 1545 und 1546 als auf primären Mittheilungen beruhend zu betrachten.

Von den früheren Einzelaufzeichnungen, welche Aurifaber benutzt hatte, sind jetzt folgende im Druck erschienen: 1) das Tagebuch über M. Luther, geführt von Conrad Cordatus über die Jahre 1524 bis 1537 (gedruckt 1885 unter Redaktion von Dr. Wrampelmeyer); 2) das Tagebuch, geführt von Anton Lauterbach über das Jahr 1538 (in Druck gegeben von Seidemann 1872); 3) Aufzeichnungen von Johann Schlaginhausen über die Jahre 1531—1533 (in Druck durch Preger 1888); 4) Aufzeichnungen des Mathesius über 1540—1542 (in Druck durch Lösche 1892).

Unter diesen Publikationen ist die bedeutendste, primitivste, zugleich aber die abscheulichsten Sudeleien enthaltende die erstgenannte. Aus dem Inhalte der Aurifaber'schen Sammlung ergibt sich, daß bei dieser entweder das Tagebuch des Cordatus selbst oder eine Abschrift desselben zu Grunde gelegt worden ist. Dr. Wrampelmeyer führt allein über hundert Gespräche an, welche bei Cordatus und den „deutschen Tischreden" (Aurifaber und Genossen) zugleich enthalten sind, dagegen in den „lateinischen Tischreden" (Rebenstock) fehlen. Da nämlich Luther mehr lateinisch als deutsch bei Tische sprach, so hatte Rebenstock (1571) den ganzen Text lateinisch, Aurifaber fast den ganzen Text deutsch gegeben. Abweichungen gegen die ursprünglichen Original-Aufzeichnungen, welche letztern die Ausdrücke Luthers wörtlich wiedergeben, finden sich, abgesehen von den Uebersetzungen, sowohl bei Aurifaber als bei Rebenstock.

Vergleichen wir aber speciell die Original-Niederschrift des Cordatus mit der Sammlung des Aurifaber, so ergeben sich daraus folgende zwei charakteristischen Thatsachen:

1) Luther hat gerade die obscönen, auf Nuditäten und das niedere Geschlechtsleben bezüglichen Aeußerungen

fast stets in deutscher Sprache gethan. Die betreffenden lateinischen Ausdrücke waren ihm, wie sich aus einzelnen andern Stellen bei Cordatus ergibt, nicht unbekannt, aber wahrscheinlich waren sie ihm bei häufigerer Anwendung nicht trivial genug; er wälzte sich behaglicher im Kothe, wenn er dabei das seinen Tischgenossen geläufigere Idiom sprach, obschon es sich dabei um Worte und ganze Sätze handelte, welche man sonst nicht bei einer anständigen Tischgesellschaft, sondern nur in den entlegensten Straßenvierteln zu hören bekam.

2) In der Aurifaber'schen Sammlung sind die scheußlichsten der obscönen Ausdrücke, welche Cordatus wörtlich nachgeschrieben, entweder gar nicht wiedergegeben, oder sie sind in einer nicht anstößigen Form umschrieben, oder Aurifaber läßt unwahrer Weise Luther erklären, er könne das Weitere „vor züchtigen Ohren nicht mittheilen". Cordatus gesteht von sich selbst, er habe stets die Meinung gehabt, daß es ein „gewagtes Unternehmen" („audax facinus") sei, wenn er Alles, was er gehört, aufschreiben sollte; „aber Nützlichkeitserwägungen überwogen die Scham", „at pudorem vincebat utilitas". Er erzählt dann, daß Melanchthon es sehr gemißbilligt, daß er alle von Luther über Tisch gesprochenen Worte, namentlich die „ludrica et levia", notire; aber Luther habe das „nicht mit einer Silbe getadelt". („Doctor autem nunquam ne verbo quidem significavit, ei hoc factum meum displicere".)[1])

1) Dr. Conrad Cordatus war zu verschiedenen Zeiten an Luther's Tische; am meisten zwischen 1531 und 33. Er war 1476 in Oesterreich von hussitischen Eltern geboren, reiste u. A. nach Rom und kam 1524 nach Wittenberg. Er nahm bis zu seinem 1546 erfolgten Tode verschiedene Stellungen im Dienste des neuen Kirchenthums ein. — Er trug schließlich doch Bedenken, die Tischreden seines Evangelisten zu veröffentlichen, so daß seine Sammlung erst 20 Jahre nach seinem Tode durch Aurifaber eine partielle und auch dem Texte nach verstümmelte Publication erfuhr. Cordatus schrieb die Tischreden zuweilen im Verein mit Veit Dietrich, Hieronymus Besold u. A. m. nach. Die

Hiernach scheint es, daß Luther entweder in seiner Eitelkeit so verblendet war, daß es ihm schmeichelte, wenn selbst seine bedenklichsten, im vertrauten Zirkel gesprochenen Worte in die Oeffentlichkeit kamen, oder daß sein sittliches Gefühl schon so weit abgestumpft war, daß er im Gegensatz zu Melanchthon und Cordatus nicht mehr unterscheiden konnte, was zu sprechen erlaubt und unerlaubt war. Daß ihn dieses Gefühl bei der Abfassung seiner Schriften immer mehr gegen sein Lebensende verließ, zeigen seine seit 1540 erschienenen Bücher.

Auch Herr Dr. Wrampelmeyer, der jetzige Herausgeber des Tagebuchs, hat herausgefühlt, daß es gleicher Weise von ihm ein „audax facinus" sei, wenn er allen Worten, die aus Luthers „heiligem Munde" (so drückt sich Aurifaber im „Vorwort" aus) einen Freipaß gewähren würde. Er führt nicht weniger als 24 Nummern an, in denen Gespräche mit außergewöhnlichen „Derbheiten" enthalten sind. Zur Entschuldigung dafür, daß er dieselben wörtlich mitgetheilt, bringt er die gewöhnlichen Einreden der Lutherdichter: 1) Man dürfe an die von Luther gebrauchten Ausdrücke „nicht den Maßstab der Jetztzeit anlegen", denn 2) Luther rede die „Sprache seines Volkes und seiner Zeit," damals aber habe man „an solchen Ausdrücken nicht allein keinen Anstoß genommen, sondern sie sogar zu den guten Witzen gezählt." Herr Dr. Wrampelmeyer scheint nicht zu wissen, daß man auch heute noch solche Ausdrücke zu den „guten Witzen" zählt; es kommt nur darauf an, in welcher Gesell-

Sammlungen von Dietrich und Besold wurden ebenfalls von Aurifaber benutzt, sind aber noch nicht gedruckt. Möglich ist es, daß schon diese Beiden Aenderungen an den Worten Luthers vorgenommen hatten, also vor Aurifaber; dann würde die Sammlung des Cordatus als primitivste um so größern Werth beanspruchen. Im Effekte ist es natürlich gleichgiltig, ob Aurifaber oder Dietrich oder Besold oder andere „Verehrer" Luther's dessen Worte „züchtiger" gedichtet haben. Jedenfalls hat Aurifaber die Umänderung für den Druck bewußter Weise vorgenommen.

schaft es geschieht. In einer Gesellschaft von Theologen würde man schwerlich solche „Witze“ gutheißen.

Aber die Tischgenossen Luther's selbst haben dieselben nicht gebilligt, wie wir oben aus dem Verhalten Melanchthon's und des Cordatus gesehen. Sogar in den Schriften Luther's hatten dessen Schüler später bekanntlich manche Obscönitäten weggelassen.[1]) Das schärfste Verdikt hierbei spricht indeß gerade derjenige aus, auf den sich die „Lutherforscher“ vor Allen berufen: Aurifaber.

Dieser soll, nach Kolde, „Luther'sche Derbheit in's Gemeine umgeformt“ haben, d. h. er soll das „Derbe“, was er u. A. bei Cordatus oder in einer Abschrift desselben gefunden, „bis zur Unkenntlichkeit“ „gemein“ gemacht haben. Nun ist aber das gerade Gegentheil wahr. Aurifaber hat zwar immer noch „Derbes“ genug aus dem „heiligen Munde“ seines Meisters mitgetheilt, „Derbheiten“, die zu keiner Zeit in einer anständigen Gesellschaft Sitte waren; aber dort, wo die „Derbheit“ das sexuelle Gebiet betrifft, hat sich Aurifaber als ein höchst gewandter Schönfärber zu Gunsten seines blind verehrten „Heiligen“ erwiesen. Kolde und Genossen können Luther's Worte bei Cordatus

---

1) Nach Lauterbachs Tagebuch (bei Seidemann S. 200) hätte der Erzbischof von Mainz auf einem Reichstage zu Melanchthon gesagt: „Wolt ihr Lutherischen vns aus euerm scheis winckel reformirn, das werdt ihr noch woll laßen“. — In diesem übertragenen Sinne mag das anstößige Wort in Gesellschaften wohl öfters gebraucht worden sein; Luther wandte es aber an ad demonstranda pura naturalia und zwar zuweilen in Verbindung mit sexuellen Obscönitäten — was u. A. dem Verfasser der unlängst (1893) erschienenen „Rechtfertigungsschrift“: „Luther und das sechste Gebot“ gänzlich entgangen ist. In seinem Streite mit Lemnius nannte der „Reformator“ bekanntlich sogar von der Wittenberger Kanzel den Erzbischof von Mainz einen „Sch . . . bischof.“ Wie Jonas und Cölius ein von Luther gesprochenes und von Aurifaber in die Tischreden (mit dem Zusatz „Mit Züchten zu reden“) aufgenommenes drastisches Wort geändert haben, dafür ein Beleg in der Schrift: „Luther's Testament an die deutsche Nation“. Mainz 1892, S. 105.

niemals vollständig gelesen und mit Aurifaber's Mittheilungen verglichen haben.

In die betreffende Materie selbst einzudringen, ist hier freilich ganz unmöglich. Die in Betracht kommenden Ausdrücke, die wir reproduciren müßten, sind dermaßen schmutzig und jeder Schriftsprache Hohn sprechend, daß wir abgesehen von allgemeinen ethischen Gründen mit dem Strafgesetzbuch in Collision gerathen würden, wenn wir dieselben wiedergeben wollten. Da Herr Dr. Wrampelmeyer selbst — den der Staatsanwalt wohl nur freigelassen, weil er eine „wissenschaftliche" Arbeit geliefert — auf die Unterschiede der Lesarten bei Cordatus und Aurifaber aufmerksam macht, so kann Jeder mit Leichtigkeit herausfinden, was Aurifaber an Obscönitäten weggelassen und was er mit eigenen oder Luther fälschlich untergeschobenen Worten umschrieben hat. Wie bereits erwähnt, erschien die Sammlung des Cordatus gedruckt schon 1885 (in Halle bei Niemeyer.)

Wir empfehlen zur Vergleichung insbesondere die Nummern: 763, 1101 und 1494. Hier mag man sehen, was Aurifaber weggelassen und was er mit eigenen resp. Luther angedichteten Worten umschrieben hat. Dr. Wrampelmeyer will sogar im Falle der Nr. 1494, die Aurifaber gänzlich umschrieben, einen „interessanten Beleg für die zahlreichen Corruptionen in den späteren Tischreden" finden. D. h also, Herr Dr. Wrampelmeyer ist bereits ein dermaßen enragirter Luthervereyrer geworden, daß ihm die Tendenz unverständlich wurde, von welcher Aurifaber, der den Luther aus der Nähe kannte, bei seinen Correkturen geleitet worden war.[1])

---

1) Es muß hervorgehoben werden, daß gerade die Nr. 1494 die allerscheußlichsten Stellen enthält, welche nicht nur von Aurifaber weggelassen, sondern vor diesem schon in dem Hallenser Codex von 1560 — welcher der lateinisch-deutschen Ausgabe von Bindseil zu Grunde liegt — unterdrückt worden war. Ebenso sind diese Scandalosissim. in der lateinischen Ausgabe von Rebenstock (1571) weggelassen. So verfuhren schon die Schüler mit dem „heiligen Munde" ihres Meisters! (Vergl. Aurifaber Ausg. von 1566 fol. 168; Cod. Hal. bei Bindseil II, 179 und Rebenstock II fol. 127 a und b. Deutsche Tischreden von Förstemann und Bindseil IV p. 265 cap. 48 § 13.)

Und nun kommt gar Prof. Kolde und beklagt sich über Aurifaber, daß derselbe „Luther'sche Derbheit in's Gemeine umgesetzt" habe, und Kolde wie Prof. Haußleiter wollen lieber die „wiederaufgefundenen Original-Nachschriften" als echte Geschichtsquellen statt der Aurifaber'schen „Lieblingsquelle gegnerischer Geschichtsschreiber" gelten lassen. O si tacuissetis!

Den „Gegnern" ist nichts erwünschter gekommen, als die Veröffentlichung der Original-Nachschrift des Cordatus; an diese werden wir uns fortan halten, wenn es gilt, die wahre sittliche Beschaffenheit des „Gottesmannes" zu schildern; den Schönfärber Aurifaber überlassen wir fortan als „Lieblingsquelle" für Luther-Dichter, selbst auf die Gefahr hin, daß ihnen damit wieder eins der Fundamente ihrer ganzen Theologie zusammenbricht!

P. M.

---

## XVIII.

## Zeitläufe.

### Die neueste Ueberraschung in Bulgarien und Rußland in Sicht.[1])

Den 24. Juli 1895.

Es knistert und hämmert wieder stark in den Staatsbauten des türkischen Orients. Seit vielen Wochen werden die armenischen Gräuel conferenzmäßig untersucht, und während das Attentat auf europäische Consularbeamte in der Hafenstadt von Mekka schon wieder vergessen war, streiten sich die Berichte aus Macedonien, ob es dort zu einer Erhebung gegen die türkische Herrschaft kommen werde und was Bulgarien damit zu schaffen habe. Am Bosporus ist man jedenfalls verstimmt gegen den Vasallenstaat, nicht nur

1) „Histor.-polit. Blätter". 1894. Band 114. S. 534 ff.: „Die europäische Ueberraschung in Bulgarien."

wegen des macedonischen Verdachts, sondern auch weil eben jetzt eine Deputation der bulgarischen Volksvertretung mit ihrem Präsidenten an der Spitze, unter dem Vorwand der Niederlegung eines Kranzes am Grabe des verstorbenen Czaren, die Gnade und Verzeihung Rußlands erbettelte.

Und fast gleichzeitig mit der Nachricht von dem gnädigen Empfang der bulgarischen Abordnung durch den Czaren erfolgte die Anzeige aus Sofia, daß der am 29. Mai v. Js. plötzlich entlassene, bis dahin allgewaltige, Minister Stambulow auf offener Straße am hellen Tag überfallen worden und an seinen schweren Verwundungen gestorben sei. Der Mann mit der „eisernen Faust" hatte persönliche Feinde in großer Zahl, aber das Zusammentreffen mit den Vorgängen in St. Petersburg rief sogar den Gedanken wach, er, der unerbittliche Gegner der russischen Bestrebungen gegen die Unabhängigkeit Bulgariens, sei als Dankesopfer für den Czaren hingeschlachtet worden. Es wäre ja auch nicht die erste derartiger Thaten in Bulgarien, die fast schon wieder vergessen waren,[1]) als das Attentat auf Stambulow wie einer der Cyklonstürme des heurigen Erdbeben-Jahres alle Welt erschütterte.

Als Sprecher der Abordnung nach der russischen Hauptstadt fungirte der seinerzeit viel genannte Metropolit Clement von Tirnowo, der, wegen Hochverraths verurtheilt und verbannt, gleich nach dem Sturze Stambulow's begnadigt wurde. Als er, weil Mitglied der Bischofssynode, wieder nach der Hauptstadt kam und von der Geistlichkeit feierlich empfangen wurde, sprach er zu ihr von der „unauslöschlichen Dankbarkeit des bulgarischen Volkes für Rußland", und ein paar Wochen darauf gipfelte ein von der neuen Regierung veröffentlichtes Programm in der Versicherung, daß Rußland nach wie vor der einzige Feind sei, den Bulgarien und dessen

1) S. „Die europäische Schmach in Bulgarien, die russischen Geheimschriften der ‚Swoboda'. „Histor.-polit. Blätter" 1892, Bd. 110. S. 367 ff.

Unabhängigkeit besitze.[1] So hatte auch Stambulow immer gesagt.

Sofort nach dem Tode Alexander's III hat Fürst Ferdinand ein Beileidstelegramm nach der russischen Hauptstadt gesendet. Der junge Czar dankte zwar, aber den Titel eines „Fürsten" versagte das Telegramm dem thatsächlichen Regenten Bulgariens, was dem Lande natürlich verschwiegen wurde. Fürst Ferdinand hatte schon Härteres erlebt. „Der Prinz, der mit Kummer an die Zeit denkt, da Fürst Bismarck die anläßlich des Todes Kaiser Wilhelm's I. abgesandte bulgarische Beileidsdepesche zurückwies, und da der deutsche Generalconsul in Sofia ihm in den Straßen Sofia's den Gruß verweigerte, wartete seine Zeit ab; für ihn ist der Tod Alexander's III. ein Glücksfall, und er wird vorerst seine englischen und deutschen Verwandten in St. Petersburg für sich wirken lassen."[2] Es wurde immer klarer, daß die persönliche Politik des Fürsten eine andere sei, als die seiner verantwortlichen Regierung. Auch deren Ersuchen, aus ihrer Mitte eine Abordnung zum czarischen Leichenbegängniß genehmigen zu wollen, wurde in St. Petersburg abgewiesen. Hintennach aber erfuhr man durch den russischen Botschafter in Constantinopel, daß es anders gewesen wäre, wenn es sich um eine Abordnung der bulgarischen Volksvertretung (Sobranje) gehandelt hätte: „Jede Deputation des bulgarischen Volkes könne auf einen gebührenden Empfang in Rußland rechnen."[3] Diesem „Volke" und nicht dessen Regierern will auch jetzt der Czar die Audienz gewährt haben. Dennoch soll auch die Zulassung der Abordnung mit der Kranzspende erst durch französische Vermittlung erfolgt seyn.

1) Wiener Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 9. Juli 1894.

2) Wiener Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 8. November 1894.

3) Aus der Petersburger „Nowosti" s. Wiener „Neue Freie Presse" vom 31. December 1894.

Und was wird Rußland entgegen thun? Fast gleichzeitig mit der Ermordung Stambulow's kam aus unterrichteten Kreisen die Meldung, Rußland sei nunmehr geneigt, der Stimmung, welche die Entsendung der bulgarischen Deputation in St. Petersburg geweckt hat, durch die Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen zu Bulgarien Rechnung zu tragen. Jedoch soll diese Wiederaufnahme nicht darin bestehen, daß Rußland einen officiellen diplomatischen Agenten nach Sofia schickt, sondern darin, daß es sich dort gleich den übrigen Mächten durch einen sogenannten officiösen Bevollmächtigten vertreten läßt. Ein solcher officiöser Agent würde mit der bulgarischen Regierung verkehren, aber nicht mit dem Fürsten, weil dieser nicht anerkannt ist.[1])

Fürst Ferdinand wollte aber „anerkannt" seyn um jeden Preis. Er soll sogar noch höher streben, und unbedenklich mit dem Berliner Vertrag brechen wollen, um an den russischerseits in Aussicht gestellten, wenn auch nicht amtlich verlautbarten, Bedingungen vorbeizukommen. Hienach müßte er sich einer Neuwahl unterziehen, wahrscheinlich um beseitigt zu werden, denn in Petersburg ist ihm von Anfang an entgegengehalten worden: „Kein Deutscher und kein Katholik". Jedenfalls müßte er sein Söhnlein als Thronfolger an die Orthodoxie ausliefern. Russische Offiziere müßten wieder zur Leitung der bulgarischen Armee berufen werden, wogegen sich diese selbst mit Händen und Füßen wehrt. Endlich müßten die zwei bulgarischen Häfen am schwarzen Meer Rußland zur Verfügung gestellt werden. Da nun vom Dreibund in der Frage gar kein Eingreifen abzusehen war, so soll der Fürst sich um die Vermittlung Frankreichs bebemüht haben, um auf anderem Wege zum Ziele zu gelangen.

„Aus Paris geht uns aus Kreisen, die mit dem Fürsten Ferdinand von Bulgarien Fühlung haben und mit denen er

1) Correspondenz der Wiener „**Neuen Freien Presse**" vom 15. Juli d. Js.

während seines letzten Pariser Aufenthaltes verkehrte, die Meldung zu, daß er sich mit hochfliegenden Plänen trage und daß sein Hauptwunsch dahin gehe, Bulgarien in ein Königreich zu verwandeln, bezw. selbst den Königstitel führen zu können. Man ist sogar der Meinung, daß Fürst Ferdinand vor Allem dieses Ziel im Auge habe, sein ganzes Handeln darnach einrichte und die Erreichung desselben unter Umständen in nicht allzu ferner Zeit für möglich halte. Es scheine, daß er sogar die Zustimmung Rußlands unter Umständen nicht für ausgeschlossen erachte, die sich ergeben könnten, wenn die Dinge auf der Balkanhalbinsel und in Armenien eine für die Pforte ungünstigere Gestaltung annehmen würden, und Bulgarien in die Lage kommen sollte, der Ausführung der großen, aber alten Pläne Rußlands behilflich zu sein und diesem Vorpostendienste anzubieten und zu leisten. Man erinnert sich, daß ähnliche Behauptungen schon während des Pariser Aufenthaltes des Fürsten aufgetaucht sind und man schon damals glaubte, daß die bulgarische Angelegenheit mit der armenischen in einen Zusammenhang gerathen könnte, woran sich dann die Gerüchte über eine französische Vermittelung zwischen Bulgarien und Rußland knüpften, der nun auch die Zulassung der bulgarischen Abordnung nach Petersburg zugeschrieben wird." [1])

Vor der neu gewählten Sobranje erklärte das Kabinet Stoilow Ende des vorigen Jahres sich mit aller Schärfe gegen die viel besprochenen russischen Zumuthungen. „Die heutige anormale Lage Bulgariens", sagte der Minister, „ist nur eine Folge der anormalen Beziehungen zu Rußland; die Regierung wird daher mit allen Kräften dahin arbeiten, mit allen Mächten, Rußland inbegriffen, in besten und normalen Beziehungen zu leben. Das Ideal der Regierung ist, für Bulgarien eine solche Stellung zu erlangen wie Belgien; in erster Linie steht das Vaterland, die Unabhängigkeit und das Interesse Bulgariens werden stets ausschlaggebend seyn". Besonders betonte der Minister noch den Satz: „Der Berliner Vertrag bestimmt, daß der Fürst

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 5. Juli d. Js.

von Bulgarien frei gewählt wird und sodann die Sanktion des Sultans erhalten muß". Das war auch der feste Standpunkt Stambulow's. Im Sultan sah er die Bürgschaft für die bulgarische Selbständigkeit, sein ganzes Bestreben ging dahin, vom Großherrn endlich die Anerkennung des Fürsten zu erreichen. Und diese ganze neutrale, selbständige Stellung sollte nun der Fürst preisgeben und sich vertragswidrig zum Vasallen Rußlands machen wollen! Fast unglaublich, und doch muß wirklich etwas daran seyn.

„Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß die Annäherung zwischen Bulgarien und Rußland angebahnt ist. Die Frage, welche Bedingungen Prinz Ferdinand zu erfüllen haben wird, damit diese Annäherung eine vollständige und durch seine Anerkennung besiegelt werde, ist freilich noch eine offene. Allein auch darüber kann kein Zweifel obwalten, daß diese Bedingungen — und zählte zu ihnen auch die Wiederwahl oder die Erziehung seines Sohnes im orthodoxen Glauben — dem Fürsten längst bekannt sind und die Deputation weder nach St. Petersburg entsendet, noch dort zugelassen worden wäre, wenn die Annahme der ihm aufzuerlegenden Bedingungen seitens des Fürsten, der mit Zähigkeit die Anerkennung anstrebt, nicht im voraus zugesichert und festgestellt gewesen wäre. Die Bedeutung dieser Wendung in den russisch-bulgarischen Beziehungen liegt aber tiefer, als nur in der voraussichtlichen Versöhnung zwischen Rußland und Bulgarien, die sich wohl kaum zufällig gerade in dem Augenblicke vollzieht, wo die von Bulgarien ausgegangene macedonische Bewegung so viel von sich reden macht. Unter anderen Verhältnissen würden die übrigen Mächte die Aussicht auf die Anerkennung des Prinzen, zu der sie selbst ja längst bereit gewesen wären, nicht nur nicht ungern gesehen, sondern herbeigewünscht haben; denn man hätte in derselben nur eine Beseitigung der bulgarischen Frage überhaupt erblicken können. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen muß man sich aber fragen, ob die in den Beziehungen zwischen Rußland und Bulgarien sich vorbereitende Wendung nicht eine schwerwiegende Aenderung der russischen Politik selbst bedeute, und die Versöhnung mit Bulgarien nicht ein Glied in der

Kette jener Mittel bilde, die jetzt russischerseits für die Erreichung großer politischer Zwecke und für die Durchführung umfassender Pläne zusammengetragen werden. Es liegt die Vermuthung sehr nahe, daß die gerade jetzt in die Erscheinung tretende Annäherung zwischen Rußland und Bulgarien, die man russischerseits so lange von der Hand gewiesen hat, einen nicht zu unterschätzenden Faktor in den russischen Berechnungen bilde, und daß Bulgarien wirklich dazu ausersehen sein könnte, bei der weiteren Entwicklung der Dinge eine wichtige Rolle im Dienste Rußlands zu spielen. Angesichts der Anzeichen mannichfacher, ohnehin obwaltender, Spannungen zwischen den verschiedenen Mächten, die es eben mit sich bringen, daß man die Balkanvorgänge mißtrauischer betrachtet, wird man diesem Momente eine gewisse Beachtung kaum versagen können." 1)

Am Schlusse seiner Ansprache an die Sobranje vom vorigen November hatte der Minister aufgefordert, „die obsolet gewordene Unterscheidung zwischen Russophilen und Russophoben fallen zu lassen, da sie keine Existenzberechtigung mehr habe, indem alle Parteien heute nichts Anderes mehr wollen, als die Stabilisirung der Stellung Bulgariens". 2) Der Minister hatte aber allem Anscheine nach seine Rechnung sogar auch ohne den Fürsten gemacht. Die Bulgaren, hatte Stambulow vor Kurzem noch gesagt, seien ein „wildes Volk", das der Westeuropäer nur schwer zu verstehen lernen könne. Das zeigte sich jetzt immer deutlicher; die Verwirrung wurde ärger als je, und schließlich mußte der einst hoch gefeierte Staatsmann es mit seinem Leben bezahlen, was immer die unmittelbare Ursache der Unthat gewesen seyn mag.

Die rücksichtslose Behandlung, die der Gefürchtete von Anfang an erfuhr, läßt sich doch wohl nur durch die Schwäche und Furcht der Regierung erklären, an deren Spitze im Uebrigen sonst durchaus unbescholtene Männer stehen. Stambulow selbst sagte zu dem bekannten russischen Correspondenten:

1) Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" v. 12. Juli d. Js.
2) Münchener „Allgem. Zeitung" vom 11. November 1894.

„Die Russophilen in Bulgarien bilden eine furchtbare Macht, sie zu bändigen, dazu gehörte meine Energie; die neuen Minister haben weder Autorität noch Kraft.“ Ihr eigenes Amtsblatt erklärte: „In Bulgarien geschehe es zum ersten Male, daß sich gegen einen gewesenen Minister solcher Haß im Volke geltend mache; es gebe sechszig gewesene Minister, welche alle frei und unbelästigt blieben; die Regierung wende alle Mittel an, um Stambulow vor dem Groll des Volkes zu schützen, sie thue dieß sogar zum Nachtheil ihrer eigenen Popularität.“ [1]) Der Fürst selbst hatte ihm gerathen, lieber auszuwandern; der Trotzkopf blieb aber, auf Schritt und Tritt von der Polizei überwacht. Die gefährlichsten Verschwörer, Zankow und Karawelow, beide gewesene Minister, kamen als amnestirt aus dem Kerker und der Verbannung zurück, und betheiligten sich an den Wahlen. Gegen Stambulow aber wurde sogar der Verdacht verbreitet, daß er an dem Morde des Ministers Beltschew betheiligt gewesen sei. Nur die Vermittlung der diplomatischen Agenten in Sofia verhinderte seine Verhaftung. [2]) Aus Wien wurde damals geschrieben:

„Mit den Gegnern des vielgehaßten Mannes, welche jetzt Rache an ihm nehmen wollen, verbindet sich Fürst Ferdinand, der es für einen Akt der Staatsklugheit hält, den Todfeind Rußlands unschädlich zu machen. Vielleicht ist dieser Akt der Verfolgung gegen Stambulow ein Pfand der Unterwürfigkeit, welches die russische Politik vom Fürsten Ferdinand verlangt. Ueberhaupt ist die Zeit zu Ende, da Rußland auf der Balkanhalbinsel schach und matt gesetzt war durch die Fehler seiner Staatsmänner; Nikolaus II. wird durch sein kluges Vorgehen die Autorität Rußlands wiederherstellen, die durch Alexander III. erschüttert wurde. Der Vorwand zu der Verfolgung Stambulow's ist, man kann sagen, unerhört: man wirft ihm vor, daß die

1) Aus Bulgarien in der Münchener „Allgem. Zeitung“ vom 12 und 18. Juli 1894.

2) Correspondenz aus Sofia i. Wiener „Neue Freie Presse“ vom 8. Jänner d. Js.

Ermordung seines Collegen, des Ministers Beltschew, welche in einer Straße Sofia's vor den Augen Stambulow's geschah, von ihm veranlaßt wurde. Die Sinnlosigkeit dieser Anklage springt in die Augen: viel wahrscheinlicher ist, daß die Mörder den Ministerpräsidenten treffen wollten. Aber der Parteihaß kennt mit seinen Anwürfen keine Grenzen. Freilich gibt es für den jetzt so arg verläumdeten Mann eine Rechtfertigung, welche für jeden billig Denkenden überzeugend sein muß. Während des größten Theiles seiner Regierung war Stoilow sein College, Freund und Berather, so daß den jetzigen Ministerpräsidenten die Verantwortung nahezu für alle Schritte trifft, welche er als Genosse Stambulow's gebilligt hat. Man sieht im auswärtigen Amte in Wien mit großem Mißbehagen, wie sich die Dinge in Sofia jetzt wenden. Man verargt es in Wien dem Fürsten Ferdinand, daß er, der in den Jahren schwerer Prüfung, als er schutzlos und verlassen dastand, in Oesterreich-Ungarn eine Anlehnung suchte und fand, sich jetzt sofort von seinem alten Gönner abwendet. Er treibt die Staatsselbstsucht, welche man schließlich keinem Politiker verargen kann, doch etwas zu weit, indem er sich über die Verwendung Oesterreich-Ungarns für Stambulow rücksichtslos hinwegsetzt und sich den alten Gegnern der habsburgischen Monarchie in Bulgarien ohne Zögern anschließt." [1])

Ueberdieß hatte die Sobranje aus ihrer Mitte sogar einen Untersuchungs-Ausschuß wegen Verfassungs-Verletzung und Willkür, die Stambulow in seiner Regierungszeit begangen haben sollte, niedergesetzt. Es kostete heiße Kämpfe; denn es wurde für den Ausschuß sogar richterliche Gewalt verlangt, auch sollten die Güter Stambulow's sequestrirt und über ihn polizeiliche Ueberwachung verhängt werden. Die Regierung leistete insoweit entschiedenen Widerstand; der Ausschuß war ihr überhaupt nicht erfreulich, denn sie mußte sich doch sagen, daß, wenn die eingeleitete Untersuchung wirklich Verbrechen aufdecken würde, damit auch aktive Minister

---

1) Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 6. Januar d. Js.

betroffen würden, die unter Stambulow's Minister-Präsidentschaft in seinem Kabinet Stellungen einnahmen, wie insbesondere der jetzige Ministerpräsident Stoilow, sein einstiger Freund und Collega.[1]) Auch in der bekannten Paßfrage wäre die Regierung für Bewilligung des Urlaubs gewesen. Stambulow hatte nämlich als zuckerkrank einen Paß verlangt zu einer Badereise in's Ausland; der Ausschuß aber erklärte einstimmig und entschieden, daß er hinreichende Beweise gesammelt habe, welche die Versetzung Stambulow's in den Anklagestand nothwendig machten, und daß er daher sein Mandat niederlegen würde, falls man Stambulow die Reiseerlaubniß und so die Möglichkeit geben würde, sich der Vernehmung und somit seinen Richtern zu entziehen. Auch die Verdächtigung wurde verbreitet, daß ehemalige Collegen des Angeklagten unter den jetzigen Ministern für sich selber zu fürchten hätten, und ihn darum entrinnen lassen möchten [2]) Was es mit dem angeblichen Anklagematerial für eine Bewandtniß hatte, blieb bis jetzt Geheimniß; der Mordstahl machte den häßlichen Processen ein Ende.

Wenige Tage nach dem Sturze Stambulow's schrieb ein der neuen Coalitionsregierung freundlicher Beobachter: „Der Premier-Minister Stambulow, welcher seit dem 31. August 1887, alsbald nach dem Einzug des Fürsten Ferdinand in Sofia, die Geschicke des Landes in einer Weise lenkte, daß man sich nachgerade daran gewöhnte, Bulgarien und Stambulow für nahezu identisch zu halten, der Unentbehrliche, er wird plötzlich aller Würden und Ehren enthoben, gleich als ob Fürst und Land ihm auch nicht das Geringste zu danken hätten. Stambulow ist die Verkörperung des bulgarischen Unabhängigkeits-Gedankens, durch dessen thatkräftige Verfechtung er den Dreibund-Mächten und England ungemein sympathisch geworden ist, während die Türkei

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 23. Januar d. Js.

2) Correspondenz aus Sofia s. Wiener „Neue Freie Presse“ vom 14. Juni d. Js.

sich, wenn auch seufzend dieser machtvollen Persönlichkeit und ihren Forderungen fügte, Rußland dagegen ohnmächtig grollend zur Seite stand. Stambulow galt mit Recht als eine der stärksten, dauerhaftesten Schutzwehren gegen die politische Unterordnung der Balkanstaaten unter russischen Einfluß, in ihm sah man daher auch den Bevorzugten Oesterreichs. Trotz Allem wird Stambulow wiederkehren; denn Bulgarien sich selbst zu erhalten, wie er es verstanden, wird ein Anderer kaum so leicht fertig bringen".[1]) Wenn der Fürst noch einige Geduld gehabt hätte, so würde er an Stambulow vielleicht doch wieder seinen Mann gefunden haben. In Bulgarien ist eben Alles veränderlich geworden. Als zum Leichenbegängniß des Erzherzogs Albrecht der bulgarische Kriegsminister Petrow, auch schon Collega Stambulow's, nach Wien kam, antwortete er in einem Gespräche auf die Frage: ob die äußere Politik desselben vor jedem Umschwung sicher gewesen wäre?

„Beobachten Sie seine heutige Haltung und Sie werden die Antwort sofort gewinnen. Er treibt ganz unsere landesübliche Opposition; Radoslavow, sein alter Gegner, Karawelow, sein erbitterter Feind, Zankow, der russisch Gesinnte — sie sind nun alle in demselben Fahrwasser. So war er jedoch immer. Der Sinn für den Machtbesitz hat ihn allein bestimmt; er war gegen Rußland, weil dies seine Stellung bedingt hat; er galt als Freund Oesterreichs, weil er hier eine Stütze vermuthete. Als er noch die Macht besaß, wendete er sich plötzlich zu Rußland. Wir wissen das heute sehr genau und gewiß; denn die Emigranten kehren alle zurück und bringen die Beweise, daß er zu einer Zeit, als er noch als enragirter Feind Rußlands galt, die Fühler ausgestreckt hatte, um welchen Preis ihn dieses ‚versöhnen‘ möchte. Wenn er nicht russisch wurde, ist dies durchaus nicht sein Verdienst. Die Russen haben ihn daran gehindert; in dem letzten Jahre seiner Regierung zogen seine Emissäre zu den Russophilen nach Belgrad; ja, wir

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 6. Juni 1894.

kennen die russischen Politiker, die er zu gewinnen suchte. Er wollte die Macht, die seinen Händen entglitt, mit ihrer Hilfe neu gewinnen, aber dies war unmöglich. Seine Zeit war um!“ [1])

Man wird nun über Bulgarien wieder mehr als je zu reden und zu schreiben haben, aber wahrscheinlich nichts Lobenswerthes mehr. Bis dahin war die europäische Culturwelt einig in der Bewunderung der erstaunlichen Fortschritte, die das Land in der Entwicklung zum selbständigen geordneten Staatsleben, in wirthschaftlichem Aufschwung, in dem Verkehr und der gesammten bürgerlichen Ordnung in wenig als zehn Jahren gemacht habe. Namentlich der österreichische Minister des Auswärtigen Graf Kalnoky hat im Budget-Ausschuß der Delegationen alljährlich das Lob Bulgariens in den höchsten Tönen verkündigt. Am 16. September v. Js. aber sagte er in der österreichischen Delegation: „Die Verhältnisse Bulgariens sind jedenfalls in's Schwanken gerathen, wenn man dort so leicht von einer Machtstellung in den Kerker gelangen kann.“ Es ist fraglich geworden, ob nicht die Stellung der Fürsten selbst unhaltbar seyn wird. Denn wenn auch die Mordthat als ein Akt einer Privatrache sich herausstellen würde, so bliebe doch der Verdacht auf der Regierung liegen, daß sie absichtlich ihre Verpflichtung genügenden Schutzes für den ihr unbequemen Mann vernachlässigt habe.

Noch unmittelbar vor der Ermordung Stambulow's und aus Anlaß des Empfangs der bulgarischen Deputation in St. Petersburg äußerte ein Bericht aus Wien: „Jetzt erst wird die bulgarische Frage wieder acut, nachdem sie lange Zeit versumpft war. Auch die Führer der macedonischen Bewegung werden wieder neuen Muth fassen, weil sie auf Rußlands Beistand hoffen werden. Kräftig tritt Czar Nikolaus II. in die Orientpolitik ein. Wohl überschritt er bisher nie ein kluges und gerechtes Maß; aber Oesterreich-

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 2. März d. Js.

Ungarn und England werden die Fortschritte in Bulgarien aufmerksam beobachten." [1])

In der That ist der junge Czar ein goldenes Glückskind. Er feiert den Triumph in Ostasien, wo er China, unter Beiseiteschiebung des lästigen Mitarbeiters aus Berlin, an sich und Frankreich kettet; er empfängt die glänzende Abordnung aus Abessinien und die Huldigung des Königs Menelik, der sich für sein „glaubensverwandtes" Reich die russische Schutzherrschaft an Stelle des ihm aufgedrängten italienischen Protektorats erbittet; und eben jetzt gestalten sich die Dinge in Bulgarien so, wie Rußland für seine Zwecke es nicht besser wünschen kann. Aber man ist in St. Petersburg klug genug, nichts zu übereilen, und ehe man in Ostasien fertig ist, will man sich im türkischen Orient nicht verwickeln lassen. Man winkt mit blinzelnden Augen ab in Armenien, in Macedonien, in Abessinien, und wohl auch in Aegypten und in Bulgarien. Das ist für die gewissen „befreundeten Mächte" die — russische Galgenfrist.[2]) In Wien ist wiederholt auf das Bestimmteste erklärt worden, Oesterreich könne und werde das einseitige Protektorat einer einzelnen Macht auf der Balkan-Halbinsel nicht dulden, und rechtlich kann laut der Bestimmungen des Berliner Vertrags Rußland auf keinen größeren Einfluß in Bulgarien Anspruch machen, als die anderen Vertragsmächte. Nun, so mögen die „befreundeten Mächte" endlich den Sultan in den Stand setzen, die Anerkennung des Fürsten von Bulgarien auszusprechen. Geht das Schicksal der Balkanländer die Deutsche Großmacht noch immer gar nichts an: dann ist dieser Dreibund das Papier nicht werth, auf dem er geschrieben steht. Dann ist Rußland der wirkliche Triumphator vom September 1870; die endgültige Entscheidung steht dann vor der Thüre.

---

1) „Neue Freie Presse" v. 12. Juli d. Js.
2) S. den Schluß der „Zeitläufe" vom 1. Oktober 1894 a. a. O. S. 546 f.

## XX.

## Gewissensfreiheit bei deutschen Reformatoren.[1])

Heutzutage ist es vielfach Sitte geworden, die sogenannten Reformatoren des 16. Jahrhunderts als Musterbilder religiöser Duldung und Gewissensfreiheit darzustellen. Von Gedächtnißfeiern einzelner hervorragender Persönlichkeiten jener Zeit, oder von Centenarien bedeutender Thatsachen, welche an die Aufrichtung des neugläubigen Kirchenthums erinnern, nimmt man jetzt Veranlassung, die Segnungen der Reformation, insbesondere die ausnehmende Milde und Macht der Ueberzeugung zu preisen, welche damals über die starre Gewalt der alten Kirche glänzend den Sieg davongetragen habe. Insonderheit ertönen heute derartige Stimmen aus der Hauptstadt des Elsaß mit einer Ausdauer, die geeignet erscheint, Zweifel an der Wahrheit solcher Behauptungen zu erwecken.

Demgegenüber muß es als eine Arbeit, des Schweißes der Edlen werth, bezeichnet werden, daß ein gewiegter Kenner jener Periode den Reformatoren des Elsaß etwas näher getreten ist und eine Untersuchung darüber angestellt hat, was denn in den Schriften jener angeblichen Helden religiöser Duldung schwarz auf weiß gedruckt ist. Und da müssen wir gestehen, entrollt sich vor unseren Augen ein Bild von abstoßender Häßlichkeit, so sehr tritt uns in den wissenschaftlichen Arbeiten der Straßburger Reformation der Zug uneingeschränkter barbarischer Unduldsamkeit gegen den Bekenner des alten Glaubens entgegen. Die in den allerverschiedensten Wendungen wieder-

1) Straßburger Theologische Studien. Herausgegeben von Dr. Albert Ehrhard, Professor an der Universität Würzburg, und Dr. Eugen Müller, Professor am Priesterseminar zu Straßburg. II. Bd., 2. Heft: Die Straßburger Reformatoren und die Gewissensfreiheit. Von Nikolaus Paulus. Herder, Freiburg 1895. Preis M. 1.80.

lehrenden Angriffe lassen sich kurz und klar auf einen Syllogismus zurückführen: Nach der klaren Lehre des Alten Testaments ist Götzendienst mit dem Schwert auszurotten. Nun aber ist der Katholicismus Götzendienst. Er ist daher zu vertilgen. Diese Anschauung legten die Straßburger Reformatoren in ihren Schriften nieder, für diese kämpften sie auf Leben und Tod. Zwangsweise sind die Katholiken der neuen Lehre zuzuführen, auch auf die Gefahr hin, daß man Heuchler aus ihnen macht. Denn die Heuchelei fällt ihnen zur Last, wenn sie dem reinen Evangelium widerstreben, nicht jedoch der Obrigkeit, welche durch Anwendung von Zwang im Interesse der wahren Religion lediglich ihrer gottentstammten Pflicht nachkommt.

Der gelehrte Verfasser hat sich, wie in seinen übrigen bahnbrechenden Arbeiten, so auch hier eine Objektivität und Noblesse bewahrt, die auf den Leser auf das vortheilhafteste einwirkt. Seine Bemühungen um Auffindung und Benützung der seltensten Werke jener Zeit erregt unser Staunen. Seine Darstellung ist kurz und klar. Kein Satz wird ausgesprochen, für den nicht aus den hellsten und klarsten Quellen, nämlich den Schriften der Straßburger Reformatoren und Prediger der Beweis erbracht ist. Die sechs Kapitel behandeln 1) Martin Butzer, 2) Wolfgang Capito, 3) Franz Lambert (von Avignon), 4) und 5) die Straßburger Prediger in der ersten und zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, 6) die Straßburger Professoren Zanchi und Vermigli.

Auf Einzelheiten brauchen wir hier nicht einzugehen. Die leitenden Grundsätze, welche den Lehren der Straßburger Reformatoren über ihr Verhältniß zur alten Kirche zu Grunde liegen, lassen sich kurz dahin beschreiben: 1) Freiheit der Gewissen ist ihnen mit Beza ein „teuflisches Dogma" (102), 2) Niemand ist, wie Butzer fordert, zu dulden, welcher der wahren Religion widerspricht (27). Zu welchen Zuständen die von den Predigern mit so viel Ungestüm verlangte und endlich durchgesetzte Anwendung dieser Grundsätze führte, erkennt man aus der Thatsache, daß jeder katholische Priester, der nächtlicher Weile in die Stadt zu dringen, und einem katholischen Bürger Straßburgs die letzten Tröstungen der Religion zu bringen wagte, mit schweren Strafen belegt wurde.

Diese ausgezeichnete Schrift enthält, wenn es dessen noch bedürfte, einen neuen Beweis für den alten Satz, daß die Häresie, wie sie einerseits den in's Unermeßliche sich steigernden Formen des Irrthums verständnißinnig die Hand drückt, wie von der Tarantel gestochen die Wahrheit bekämpft.

---

## XXI.

## Matthias Sittardus.

### Ein kaiserlicher Hofprediger des 16. Jahrhunderts.

Dem Dominikaner, dem folgende Studie gewidmet ist, stellt der Basler Schriftsteller Heinrich Pantaleon in seinem „Heldenbuch" ein höchst ehrendes Zeugniß aus. Matthias Sittardus, so schreibt der protestantische Gelehrte, „war überaus wohl beredt und führte einen ehrbaren Wandel . . . Als Kaiser Ferdinand dieses Mannes hohen Verstand vermerkt, hat er ihn durch eine ehrliche Besoldung zu sich berufen und zu seinem Hofprediger angenommen. An dieser Stelle hat er sich ernstlich erzeiget, auf der Kanzel die hl. Schrift und der Väter Lehr ausgelegt, auch mit großem Eifer des Hofgesindes Laster gescholten und männiglich zur Tugend ermahnt. Er begehrte vornehmlich die Religion zu beschirmen und sich der Widerpartei tapfer zu widersetzen; deßhalben er von dem Kaiser geliebt und bei den Katholischen in großem Ansehen gewesen, wie man solches vornehmlich 1562 zu Frankfurt und hernach im Jahre 1566 zu Augsburg genugsam verstanden, wo er ernstlich gepredigt, auch Fürsten und Herren ihres Amtes treulich ermahnt."[1])

---

1) Pantaleon, Deutscher Nation Heldenbuch. Theil III. Basel 1578, S. 466. Im Jahre 1566 war Pantaleon selber in Augsburg beim Reichstag zugegen gewesen. Vgl. S. 434.

Es dürfte von Interesse sein, diesen „überaus wohl beredten“ Hofprediger etwas näher kennen zu lernen.[1])

Matthias Sittardus[2]) stammte aus dem Städtchen Sittard, ehemals im Herzogthum Jülich, jetzt im holländischen Limburg gelegen, ungefähr sechs Stunden nördlich von Aachen. Er wurde geboren am 2. Februar 1522 von gut katholischen, dem Mittelstande angehörigen Eltern.[3]) Sein Familienname war Esche;[4]) der Sitte der damaligen

---

1) Ueber Sittardus hat bereits Lammertz in der Katholischen Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst. 2. Jahrg. (Köln 1845) Bd. II, S. 306—321, einen guten Aufsatz veröffentlicht. Lammertz hat jedoch eine ganze Anzahl wichtiger Quellen nicht gekannt, so daß in seinem Artikel Manches zu ergänzen und Mehreres zu berichtigen ist.

2) Es kommen auch folgende Lesarten vor: Cythardus, Cytardus, Cittardus, Cithardus, Zittardus. Matthias selber schreibt sich gewöhnlich Cythardus.

3) Katzius, Oratio habita in funere . . . Mathiae Cithardi. Viennae 1566 Bl B 1b: „Natus est D. Matthias Cithardus in festo purificationis B. Mariae virginis anni 1522 Cithardiae oppido inclyti ducatus Juliacensis haud ignobili.“ Hiermit fallen von selbst alle Angaben, die Sittardus in Aachen geboren werden lassen. Die Trauerrede von Katzius ist bisher noch niemals verwerthet worden.

4) In einem Schreiben des Aachener Stadtraths vom 14. Mai 1567 an Kaiser Maximilian II. werden als Erben des verstorbenen „Matthias Sittardi“ dessen Bruder „Paulus Esche, Bürger zu Sittard,“ und zwei „Schwestermänner“ in Aachen wohnhaft, Peter Radermacher und Arnold Olthen, erwähnt. Bei Lammertz 307. Den Irrthum Lagomarsinis (Pogiani Epistolae. Romae 1756 sqq. II. 121), den einige neueren Schriftsteller wiederholt haben, daß Sittardus Hartzmann geheißen, hat bereits Lammertz 319 f. richtig gestellt. In einem Schreiben vom Nuntius Commendone wird nämlich ein Neffe des Sittardus, Namens Hartzmann, erwähnt. Der betreffende Neffe hieß jedoch nicht Harymann, sondern Heinrich Radermacher; es war ein Sohn des soeben erwähnten Peter R.

Zeit gemäß nannte er sich jedoch nach seinem Geburtsorte Sittardus.

Zuerst besuchte er die Lateinschule seiner Vaterstadt; dann wurde er zur weiteren Ausbildung in den Humaniora nach Aachen gesandt. Hier trat er um 1538 in den Dominikanerorden und widmete sich nun mit großem Eifer dem Studium der Theologie. Der ebenso fleißige als talentvolle Jüngling zog bald die Aufmerksamkeit seiner Oberen auf sich. Wie sehr man ihn damals schon zu schätzen wußte, beweist der Umstand, daß er erst 20 Jahre alt bereits die Kanzel besteigen durfte. Der jugendliche Ordensmann besaß aber auch eine staunenswerthe Sprachfertigkeit; er predigte oft zweimal des Tages und zwar mit großem Beifalle. [1])

Um sich gründlichere Kenntnisse in der Theologie zu erwerben, bezog Sittardus um 1542 die Kölner Hochschule. Neben dem Studium mußte er auch hier das Predigtamt versehen. [2]) Es wird sogar behauptet, daß er in den Wirren, die damals den Fortbestand der katholischen Kirche in Köln bedrohten, eine hervorragende Rolle gespielt habe. „Weil zu dieser Zeit Hermann der Erzbischof zu Köln sich unterstanden, die Kirche in seinem Lande zu reformiren, darzu Butzer berufen, damit er alles ordentlich anrichte, hat sich ihm Matthias ernstlich entgegengestellt und ein Buch wider ihn ausgehen lassen, in welchem er dessen Lehre verworfen;

1) Katzius B 2 b: „Testes esse possunt locupletissimi, qui ipsum iam annum agentem vigesimum saepenumero bis de die graviter et iucunde e suggestu dicen[illegible] audiverunt." Katzius, in den sechziger Jahren Schuldirektor in Wien, war so zu sagen ein Landsmann des Sittardus; er stammte aus Nymwegen.

2) Katzius B 2 b: „In S. Theologiae studium tam graviter incubuit (in Köln) ut viros sui ordinis doctissimos ingenii gloria celeriter superaret. Interim tamen . . . in delegato sibi et consueto munere concionandi processit."

er hat auch durch seine Partei zuweg gebracht, daß nichts aus dieser Sache geworden."[1]) In den Quellen, die eingehend von den Kölner Wirren handeln, wird indessen Sittardus niemals genannt; nirgends wird berichtet, daß er eine Schrift gegen Butzer veröffentlicht oder an den damaligen Streitigkeiten sich betheiligt habe. Seine ganze Thätigkeit wird sich wohl darauf beschränkt haben, auf der Kanzel, wie andere katholische Prediger, für den alten Glauben in die Schranken zu treten.

Der Kölner Aufenthalt war übrigens nur von kurzer Dauer.[2]) Auf inständiges Anhalten des Aachener Magistrats, der den beliebten Kanzelredner sehr ungern vermißte, wurde Sittardus bald wieder in sein Kloster zurückberufen. Von da an entwickelte er in Aachen, das ihm zur zweiten Heimat geworden und wo zwei seiner Schwestern sich verheiratheten, 16 Jahre hindurch eine höchst segensreiche Wirksamkeit.[3]) „Herr Sittardus", schrieb 1567 der Stadtrath an Kaiser Maximilian, „hat uns und unserer Bürgerschaft, zuvor und ehe er an Ew. Kais. Maj. Herrn Vaters Hof gekommen, etliche viele Jahre mit christlicher Lehre göttlichen Wortes im Predigtamt ganz treulich fürgestanden."[4]) Er hatte einen

1) Pantaleon, Heldenbuch III, 466.

2) Daß Sittardus mehrere Universitäten besucht habe, wie etliche behaupten, ist sicher unrichtig; die Angabe, daß er Doktor der Theologie gewesen, ist höchst zweifelhaft.

3) Katzius B 3 a: „Acusgranum denuo revocatus, ex longa amplissimi senatus instantia (qui ob singulares animi dotes magno illius flagrabant desiderio et concionum suarum quarum antea fructus senserunt iucundissimos, mira capiebantur dulcedine) XVI annos continuos tanta cum admiratione omnium concionatus, ut . . . repletis omnibus templi valvis et angulis ante horam quam suggestum conscenderet, templum alioquin capacissimum numerosam hominum multitudinem non exciperet."

4) Bei Lammertz 308.

solchen Zulauf, daß oft die sehr geräumige Kirche für die herbeieilende Menge viel zu klein war. Seinen Bemühungen namentlich ist es zu verdanken, daß um die Mitte des 16. Jahrhunderts die Sektirer in der alten Kaiserstadt nicht festen Fuß fassen konnten.[1]) Noch im Jahre 1561, als Sittardus schon längst nicht mehr Prediger in Aachen war, konnte der Nuntius Commendone aus Aachen nach Rom berichten: „Der Eifer dieses Paters und das Ansehen, das er in dieser Stadt und in den umliegenden Ortschaften genießt, ist grenzenlos.“ [2])

In der Umgegend von Aachen war es besonders Herzog Wilhelm von Jülich, der den ausgezeichneten Prediger oft in Anspruch nahm.[3]) Im Jahre 1557 mußte denn auch Sittardus diesen Fürsten auf das Wormser Colloquium begleiten.

Auf der Reise nach Worms hielt sich Herzog Wilhelm mit seinem Gefolge einige Tage in Frankfurt auf, wo

---

1) Kaßius B 3 a: „Acusgranum ubi funesto anabaptistarum et aliorum schismaticorum flagraret incendio, hic funestissimam facem restrinxit, insanum nefariorum hominum furorem, qui iam per forum et civitatis vicos volitantes divina simul et humana violare, diripere et evertere molirentur, repressit et patriam a caede et sanguine sui capitis periculo vindicavit. Possem hoc loco gravissimos labores et pericula pene infinita quae pro patriae salute et catholica fide conservanda sustinuit, enumerare.“ Ueber die Maßregeln, die damals in Aachen gegen die Neuerung getroffen wurden, vgl. Fr. Haagen, Geschichte Aachens. Aachen 1874. II, 137 ff.

2) Commendone an Borromäus, Aachen, 1. Juni 1561: „Il zelo di questo padre et l'autorità, che tiene in questa città et ne' luoghi d'intorno è infinita.“ Lettere nelle nunziatura di germania del Cardinale Commendone in den Miscellanea di storia italiana. Tom. VI. Torino 1865. S. 154.

3) Kapius B 3 b: „Saepe illius operam in divinis concionibus, convertendis haereticis et sedandis schismatorum tumultibus Illustrissimus Juliacensis dux Guillelmus requisivit.“

er hat auch durch seine Partei zuweg gebracht, daß nichts aus dieser Sache geworden."[1]) In den Quellen, die eingehend von den Kölner Wirren handeln, wird indessen Sittardus niemals genannt; nirgends wird berichtet, daß er eine Schrift gegen Butzer veröffentlicht oder an den damaligen Streitigkeiten sich betheiligt habe. Seine ganze Thätigkeit wird sich wohl darauf beschränkt haben, auf der Kanzel, wie andere katholische Prediger, für den alten Glauben in die Schranken zu treten.

Der Kölner Aufenthalt war übrigens nur von kurzer Dauer.[2]) Auf inständiges Anhalten des Aachener Magistrats, der den beliebten Kanzelredner sehr ungern vermißte, wurde Sittardus bald wieder in sein Kloster zurückberufen. Von da an entwickelte er in Aachen, das ihm zur zweiten Heimat geworden und wo zwei seiner Schwestern sich verheiratheten, 16 Jahre hindurch eine höchst segensreiche Wirksamkeit.[3]) „Herr Sittardus", schrieb 1567 der Stadtrath an Kaiser Maximilian, „hat uns und unserer Bürgerschaft, zuvor und ehe er an Ew. Kais. Maj. Herrn Vaters Hof gekommen, etliche viele Jahre mit christlicher Lehre göttlichen Wortes im Predigtamt ganz treulich fürgestanden."[4]) Er hatte einen

---

1) Pantaleon, Heldenbuch III, 466.

2) Daß Sittardus mehrere Universitäten besucht habe, wie etliche behaupten, ist sicher unrichtig; die Angabe, daß er Doktor der Theologie gewesen, ist höchst zweifelhaft.

3) Katzius B 3 a: „Acusgranum denuo revocatus, ex longa amplissimi senatus instantia (qui ob singulares animi dotes magno illius flagrabant desiderio et concionum suarum quarum antea fructus senserunt iucundissimos, mira capiebantur dulcedine) XVI annos continuos tanta cum admiratione omnium concionatus, ut . . . repletis omnibus templi valvis et angulis ante horam quam suggestum conscenderet, templum alioquin capacissimum numerosam hominum multitudinem non exciperet."

4) Bei Lammertz 308.

solchen Zulauf, daß oft die sehr geräumige Kirche für die herbeieilende Menge viel zu klein war. Seinen Bemühungen namentlich ist es zu verdanken, daß um die Mitte des 16. Jahrhunderts die Sektirer in der alten Kaiserstadt nicht festen Fuß fassen konnten.[1]) Noch im Jahre 1561, als Sittardus schon längst nicht mehr Prediger in Aachen war, konnte der Nuntius Commendone aus Aachen nach Rom berichten: „Der Eifer dieses Paters und das Ansehen, das er in dieser Stadt und in den umliegenden Ortschaften genießt, ist grenzenlos.“ [2])

In der Umgegend von Aachen war es besonders Herzog Wilhelm von Jülich, der den ausgezeichneten Prediger oft in Anspruch nahm.[3]) Im Jahre 1557 mußte denn auch Sittardus diesen Fürsten auf das Wormser Colloquium begleiten.

Auf der Reise nach Worms hielt sich Herzog Wilhelm mit seinem Gefolge einige Tage in Frankfurt auf, wo

---

1) Rapius B 3 a: „Acusgranum ubi funesto anabaptistarum et aliorum schismaticorum flagraret incendio, hic funestissimam facem restrinxit, insanum nefariorum hominum furorem, qui iam per forum et civitatis vicos volitantes divina simul et humana violare, diripere et evertere molirentur, repressit et patriam a caede et sanguine sui capitis periculo vindicavit. Possem hoc loco gravissimos labores et pericula pene infinita quae pro patriae salute et catholica fide conservanda sustinuit, enumerare.“ Ueber die Maßregeln, die damals in Aachen gegen die Neuerung getroffen wurden, vgl. Fr. Haagen, Geschichte Aachens. Aachen 1874. II, 137 ff.

2) Commendone an Borromäus, Aachen, 1. Juni 1561: „Il zelo di questo padre et l'autorità, che tiene in questa città et ne' luoghi d'intorno è infinita.“ Lettere nelle nunziatura di germania del Cardinale Commendone in den Miscellanea di storia italiana. Tom. VI. Torino 1865. S. 154.

3) Rapius B 3 b: „Saepe illius operam in divinis concionibus, convertendis haereticis et sedandis schismatorum tumultibus Illustrissimus Juliacensis dux Guillelmus requisivit.“

gerade damals mehrere protestantische Stände versammelt waren, um für das bevorstehende Religionsgespräch die nöthigen Verabredungen zu treffen. Bei dieser Gelegenheit hätte sich Sittardus, protestantischen Berichterstattern zufolge, ein sehr zweideutiges Benehmen zu Schulden kommen lassen. „Als derselbige mit dem Herzog von Cleve hier oben war", schreibt der Frankfurter Prediger Hartmann Beyer, „verhüllte er die Hörner, Ohren und Klauen, d. i. er ließ die Mönchsrasur verwachsen, ließ sich unsere Lehre gefallen, predigte auf unserer Kanzel und stellte sich dazumal uns gleich mit Lehren, lud uns Prädikanten zu Gast und verhieß mir, wenn er auf's Colloquium käme, wollte er dahin helfen arbeiten, daß Mißbräuche und abergläubische Dinge im Papstthum sollten abgestellt werden. Er entlehnte endlich von mir Disputata Buceri unterm Schein, solches uns zum Besten zu gebrauchen. Als er aber gen Worms und nachmals wieder gen Aachen kam, sah man wieder des Satans Gestalt an ihm, wie das die, so den Heuchler in seiner langen Kappe zu Worms gesehen, darnach seine Predigt, die er zu Worms gethan, die zu Mainz gedruckt ist, und endlich die Bürger zu Aachen, seine Zuhörer, bezeugen." [1]) Ganz ähnlich berichtet Jakob Andreä, der mit Herzog Christoph von Württemberg nach Frankfurt gekommen: Sittardus habe sich gestellt, als wäre er der Sache der Protestanten völlig ergeben; in Worms dagegen sei sein Benehmen ein ganz anderes gewesen; dort habe er mit Andreä nicht mehr verkehren wollen. [2])

Daß Sittardus in Frankfurt protestantische Gesinnungen geheuchelt habe, kann bei dem ehrenwerthen Charakter des

---

1) Ein Sendbrieve Johannis Sylvani, Hofprediger zu Würzburg, an Doctorem Paulum Scalichium mit einer Vorrede Hartmann Beyers, Predigers zu Frankfurt. Ursel, ohne Jahr (1559). Bl. B 1 b.

2) Fama Andreana reflorescens, ed. a Joh. Val. Andreae. Argent. 1630. S. 71 f.

Dominikaners und dessen sonstiger katholischer Haltung nicht angenommen werden. In seiner Unterredung mit den lutherischen Theologen wird er wohl einige freimüthige Aeußerungen über kirchliche Mißbräuche gethan haben, zudem wird er sich geneigt gezeigt haben, in einigen unwesentlichen Punkten der neugläubigen Partei entgegenzukommen, wie er ja auch später als kaiserlicher Hofprediger den Laienkelch befürwortete. Die lutherischen Theologen gaben sich indeß einer großen Täuschung hin, wenn sie aus solcher Nachgiebigkeit schließen zu dürfen glaubten, Sittardus sei gänzlich mit ihnen einverstanden.

Nach Beyer und Andreä hätte sich der Dominikaner bloß in Frankfurt für einen Protestanten ausgegeben, einem andern Berichterstatter zufolge hätte er jedoch dasselbe zweideutige Spiel auch noch in Worms fortgesetzt. Hier hätte er sogar den Uebertritt eines katholischen Geistlichen, des Magdeburger Domherrn Andreas von Holtzendorf, zum Protestantismus veranlaßt.

„Wunderbarlich ist's mit dieser Bekehrung zugegangen", erzählt der Magdeburger Domprediger Siegfried Saccus in der Leichenrede, die er 1575 auf Holtzendorf hielt. „Anno 1558 ist zu Worms ein Colloquium verwilligt worden", bei welchem auch Holtzendorf zugegen gewesen. „Da man anfängt zu disputiren, wird berathschlagt, wer Richter zwischen den Päpstischen und Evangelischen sein solle. Die Evangelischen sagen: die hl. Schrift solle Richter sein; die Päpstischen verwerfen die Schrift und wollen sie stracks nicht über ihre Lehre und Ceremonien Richter sein lassen, geben für, die hl. Schrift sei ein Ketzerbuch, daraus aller Zank und Ketzerei hergekommen sei; dringen deßwegen allein auf die Schriften der hl. Väter. Aus diesem Grunde hat man im Colloquio nicht fortkommen können, sondern dasselbe ohne Frucht zergehen lassen müssen. Da dann Herr Andreas von Holtzendorf zu Kais. Maj. Prediger, dem Cithardo, einem Mönch, gekommen und ihn gefragt, aus was Ursachen das Colloquium nicht vollzogen würde, hat er ihm bekannt, daß es auf der Päpstischen Seite mangelte,

weil sie die hl. Schrift vermessentlich verwürfen und als ein Zank- und Ketzerbuch nicht zum Richter leiden wollten, welches aber die Evangelischen keineswegs eingehen könnten. Item, daß die Evangelischen bessere Sache und beständigeren Grund ihrer Lehre hätten, als die Päpstischen, und sonderlich daß die Päpstischen keineswegs das Sakrament in Einer Gestalt und den Cölibat der Priester würden erhalten können. Item, wenn er's thun dürfte, wollte er selbst ein Weib nehmen. Hat auch ihm gerathen, so er donum castitatis nicht hätte, sollte er sich im Namen Gottes verehelichen. Dergleichen Reden hat man von Cithardo viel, sonderlich in privatis Colloquiis gehört; darum man auch die gute Hoffnung gehabt, daß er in Colloquiis das Beste zur Sache reden würde. Aber wenn's zum Handel gekommen, hat er sich als einen harten Papisten erzeigt, unangesehen, daß er's anders gewußt und verstanden hat. Wenn man ihn aber gefragt, warum er's nicht öffentlich bekenne und die Wahrheit befördere, hat er geantwortet, er dürfe nicht vor dem Kaiser. Aber schrecklich ist's, daß dieser Mann wider sein Gewissen das Papstthum vertreten hat, dadurch er endlich solche Gewissensbisse bekommen, daß er gleich wie Franziskus von Spiera zu Citadella darüber verzweifelt ist. Da Herr Andreas von Holtzendorf dies gehört, daß die Päpstischen die hl. Schrift als materiam litis verwürfen, das Licht Gottes scheuten, ihren Grund auf Menschen setzten, fängt er an zu zweifeln und zu schwanken, und da er sieht, daß Citharduo, der wider sein Gewissen unrechte Lehre vertheidigt hatte, verzweifelt, fürchtet er sich vor Gottes Zorn und wendet sich stracks vom Papstthum ab und kehrt sich zum hl. Evangelio. . . . Wie Vergerius durch die Verzweiflung des Spiera ist bekehrt worden, also Herr Andreas von Holtzendorf durch die Verzweiflung Cithardi, wie er mich berichtet hat". Und zwar sei er bereits „auf dem Colloquio zu Worms wunderbarlich bekehrt worden".[1])

Es lohnt sich kaum der Mühe, auf diese abenteuerliche Erzählung näher einzugehen. Nicht einmal das Jahr, in

1) S. Saccus, Leychpredigten. Magdeburg 1598. S. 121 ff.

welchem das Wormser Colloquium stattgefunden, ist richtig angegeben. Recht bezeichnend ist dann auch die Angabe des Grundes, aus welchem das Religionsgespräch von 1557 abgebrochen worden. Nach Holtzendorf hätte das Colloquium nicht fortgeführt werden können, weil die Katholiken die hl. Schrift in Glaubenssachen nicht als Richter anerkennen wollten; nun ist aber allbekannt, daß die Auflösung des Gesprächs durch die Streitigkeiten zwischen Melanchthon und den Flaccianern verursacht wurde. Ebenso unrichtig ist die Behauptung, Sittardus sei damals schon kaiserlicher Hofprediger gewesen; er ist es erst zwei Jahre später geworden Ferdinand I. war übrigens gar noch nicht Kaiser im Jahre 1557. Wenn also der lutherische Theologe selbst über offenkundige Thatsachen falsch berichtet, wie kann er dann Glauben verdienen, wenn er Dinge meldet, von denen nur er zu erzählen weiß? Denn man bemerke wohl, daß weder Beyer noch Andreä von den vielen protestantischen Aeußerungen, die Sittardus in Worms gethan haben soll, etwas erwähnen. Andreä berichtet vielmehr, daß der Dominikaner, der sich in Frankfurt so freundlich gegen ihn benommen, in Worms jede Gelegenheit, sich mit ihm zu unterhalten, peinlichst vermieden habe.

Welche Stellung Sittardus damals eingenommen, geht aus dessen Aeußerung gegen einen Freund hervor. Der Schulrektor von Emmerich Matthias Bredenbach erzählt nämlich, der Dominikaner habe zu Hermann Schilder, Stiftsdekan in Emmerich, gesagt: „Er habe auf dem Wormser Colloquium die Protestanten in einer Weise kennen lernen, daß, wenn er je den Gedanken gehegt hätte, sich der Sekte anzuschließen, er davor nun solche Abneigung habe, daß er es in Ewigkeit nicht thun werde." [1])

---

1) Matthiae Bredenbachii Epistolae duae de negocio religionis. Coloniae 1567. Bl. D3a: „Retulit mihi noster Decanus, M. Hermannus Schilderus, se audisse ex ore Dominicani

Ueber die wahren Gesinnungen des Sittardus belehrt uns eine Predigt, die er am Fest des hl. Matthäus (21. September 1557) in Worms gehalten.[1] Sehr scharf zieht er hier gegen die lutherische Lehre vom alleinseligmachenden Glauben los.

„Ist es nicht zu erbarmen und zu beweinen", ruft er aus, „daß so viele Menschen jetzt sich des tröstlichen Evangeliums Jesu Christi also mißbrauchen, darmit umgehen wie die Sau mit der Perle und so daraus schließen: Weil Christus gekommen sei, die Sünder selig zu machen, sei er die Versöhnung und Genugthuung für die Sünden geworden, trage alles auf seinem Rücken, der breit genug sei; sie dürfen nicht mehr über ihre Sünden büßen, trauern, beten, fasten, Almosen geben u. s. w.; ja bereden sich selbst, es sei Christum schmähen, seine Gnade lästern, ihm in sein Amt greifen und ihn daraus stoßen wollen. Solches zu lehren, ist aber nur eine falsche Beredung; denn wir darum nicht die Leute auf Zuversicht eigener Werke weisen, wenn wir sie zur Buße ermahnen, auch nicht lehren,

---

illius Matthiae Zitardiensis, Ecclesiastae Aquisgranensis, qui a nostro Principe missus fuit ut interesset colloquio, et interfuit semper, quod in eo colloquio sic didicerit novisse Protestantes illos, ut si unquam sibi fuisset animus transeundi in illorum factionem, ab eo nunc se ita abhorrere coepisse, ut nunquam id facturus sit in aeternum."

1) Christliche gute Predigt an S. Matthei tag, durch den Erwirdigen Herrn P. Mathiam Zythardum Fürstlichen Hoffpredigern zu Jülich gethan im Domstifft Wormbs. In synodo Colloquii Anno 1557. Mainz, Fr. Behem. M. D. LVII. 12 Bl. 4°. Zu dem Vorworte an den Leser sagt der Mainzer Drucker Franz Behem, er habe diese Predigt von einem alten getreuen katholischen Herrn den 26. Oktober 1557 zu Worms erhalten. Das seltene Schriftchen, das weder bei Lammertz noch bei Widmann (Eine Mainzer Presse der Reformationszeit. Paderborn 1889) erwähnt wird, verwahrt die Münchener Universitätsbibliothek. Hier findet sich auch die schon mehrmals erwähnte Leichenrede von Katzius. Beide Schriften fehlen auf der Münchener Staatsbibliothek.

daß man damit die Sünden vor Gott bezahle, die nur allein durch den Tod Jesu Christi getilgt werden; sondern wir lehren dieselbige aus Befehl und Anweisung der Schrift als nothwendig, die Vergebung der Sünden zu erlangen, die in Christo Jesu allen Menschen ist fürgestellt, der uns auch mit und durch seinen Tod verdient hat, womit unsere Buße und unsere guten gläubigen Werke, die an sich selbst nicht fast köstlich anzusehen, dennoch Gott gefallen und uns zur Vergebung fördern, um desselbigen Verdienstes Jesu Christi willen, in dessen Vertrauen sie geschehen sollen, wie da sonst ein schlechtes Fingerreiflein oder Ringlein groß geachtet wird um eines edlen Steines willen, so darinnen gefaßt ist." Jetzt bekümmere man sich wenig um Buße und gute Werke. „Es hat aber an dieser leichtfertigen Sicherheit der itzigen ungeschlachten und ungezogenen Welt, bei der die Tugend wenig gilt, meines Erachtens keine kleine Schuld die nackte, bloße Gnadenpredigt, daß man das allein Glauben, das erdichtete allein dermaßen getrieben, gleich als ob man nichts mehr bedürfte; dadurch das Gewissen des Volkes so weit geworden, daß Niemand groß Leid über die Sünden mehr hat. Und wenn man's schon meint von dem Glauben, so lebendig und durch die Liebe wirkend ist, so soll dennoch gemieden werden die Form sola fides, da sie ohne Exempel der Schrift, auch nicht zu gemeiner Besserung förderlich ist. Darum folgt daraus, daß man sagt: Was Sünde? Christus hat's am Kreuz weggenommen; was ich übels thue — muß doch sündigen und kann nicht anders — das will er tragen, da will er für gut sein, wird mir's nicht zurechnen; wenn ich nur glaube, so ist's schnipps weg. Um die guten Werke hält es sich dermaßen, daß sie schier eine Schmach geworden sind, müssen Spott und Schimpf auf sich tragen; die sich deren befleißen Gott zu Ehren und dem Evangelium zur Zierde, müssen Werkheilige heißen."

Von Worms kehrte Sittardus nach Aachen zurück, um sich zwei Jahre später, einem Rufe des Kaisers Ferdinand folgend, als Hofprediger nach Wien zu begeben.[1]) Die

1) In einem Widmungsschreiben an Sittardus erklärt Vitus Jakobäus (Viti Jacobaei Sacrorum Carminum liber I. Viennae 1561).

neue Stelle trat er während des Augsburger Reichstages a
Ende Mai oder Anfangs Juni 1559.[1])

Der Kaiser war mit der getroffenen Wahl sehr zufriede
er konnte seinen neuen Prediger, den er sich auch zum Beich
vater erwählte, nicht genug loben, wie der Nuntius Comme
done am 14. Januar 1561 von Wien aus dem Cardin
Borromäus mittheilte.[2])

Sittardus verdiente aber auch die Anerkennung die ih
in seinem neuen Wirkungskreise so reichlich zu Theil wurd
Daß er zu den besten Kanzelrednern des 16. Jahrhunder
gehört, bezeugen die Predigten über den ersten Johanne
brief, die er 1563 am kaiserlichen Hof gehalten, und die na
dessen Tode der Bischof von Neustadt, Christian Noponäu
der Oeffentlichkeit übergab.[3]) Schon die Form dieser Vo

---

der Kaiser habe Sittardus „cum ob eruditionem solidam vit
integritati coniunctam, tum ob insignem pietatem et infracta
in fide catholica constantiam, ex Wormatiensi colloqu
huc Viennam" berufen, „ut suae Imp. Mai a sacris ess
concionibus; quam adhuc provintiam magna cum lau
omniumque admiratione hunc usque in diem sustines." Di
muß dahin verstanden werden, daß Ferdinand Sittardus a
dem Wormser Colloquium kennen gelernt habe

1) W. Götz, Maximilians II. Wahl zum römischen Kaiser 15
Würzburg 1891. S. 102. Nach einem Berichte des sächsisch
Gesandten Dr. Franz Kram an den Kurfürsten August, Augsbu
4. Juni 1559.

2) Miscellanea di storia italiana VI, 44: „Esso padre è carissi
a la maestà cesarea . . . et tanto laudato da lei, che n
si può desiderar più Due volte sua maestà ne ha parla
meco con tali parole, che maggiori non si potriano usar
Vgl. auch Commendone an Borromäus, Aachen, 1. Juni 15
Ebendaselbst 154

3) Matthiae Citardi Sieben Und Zwantzigh Gottselige und
dieser Zeit hochnötige Predige, wie er dieselbige am Kayserlich
Hove zu Wien in Oesterreich und Preßburg in Hungarn fü
getragen und gehalten, Darinnen die Erste Canonische Epistel .

träge: die frische, volksthümliche Darstellung, die lichtvolle Ausdrucksweise, die kräftige, bilderreiche Sprache, dieß alles bekundet, daß Sittardus ein nicht gewöhnliches Rednertalent besaß.[1]) Mit der schönen Form paart sich ein sehr gediegener Inhalt. Ohne sich in spitzfindige Erörterungen einzulassen, begnügt sich der Prediger, bei der Erklärung der hl. Schrift den buchstäblichen Sinn des biblischen Textes kurz darzulegen, um daran zweckmäßige religiös-sittliche Unterweisungen anzuknüpfen. Fort und fort weist er auf die Grundwahrheiten des Christenthums hin, sowie auf die Fundamentaltugenden des christlichen Lebens, auf Glaube, Hoffnung und Liebe, namentlich auf die Liebe. Bei aller Entschiedenheit seines kirchlichen Standpunktes zeigt er sich von großer Milde und Friedensliebe beseelt; von der heftigen Polemik, wie sie damals an der Tagesordnung war, ist in seinen salbungsvollen Reden nichts zu finden. Wie der selige Canisius, so erachtete auch unser Dominikaner christliche Milde und Sanftmuth für das beste Mittel zum Wiedergewinn der Protestanten. Dies ersieht man besonders aus einem Briefe, den er Ende 1562 an den neuerwählten Erzbischof von Köln, Friedrich von Wied, gerichtet.[2])

In diesem Schreiben beklagt er sich zuerst über die verkehrte Strenge einiger Eiferer, die mitunter eine geringfügige Ceremonie und eine unbedeutende und darum dis-

---

Johannis erklärt wirdt. Köln, Mat. Cholinus. M. D. LXXI. VIII, 210 Bl. 2°. Widmung von Bischof Christian an Kaiser Maximilian, Neustadt, 5. Januar 1571. Auf der Münchener Staatsbibliothek vorhanden.

1) Vgl. Katzius B 4 b: „Quid admirandam ac prope divinam nostri Cithardi in docendo gratiam, in dicendo gravitatem et copiam praedicem? Quae non opinione tantum multorum, sed perspicua admiratione saepius est declarata."

2) Bei Ennen, Geschichte der Stadt Köln. Bd. IV. Köln 1875. S. 636 f.

pensirbare Vorschrift des positiven Rechtes dem Heile vieler tausend Seelen voranstellten. „Gegen den Abfall", fährt er dann fort, „helfe keine Strenge, sondern nur Liebe." Der Kaiser und seine ganze Umgebung seien bestrebt, das Uebel zu heilen, die Einigkeit herzustellen und die Abgefallenen zurückzuführen, aber nicht wollten sie die Wunden verschlimmern und die Irrenden gänzlich verschüchtern oder vernichten. Man sei überzeugt, daß man durch Befolgung solcher Grundsätze, denen zur Freude des Kaisers auch Friedrich huldige, der Religion, dem Glauben und der Kirche nichts vergebe. Der handle nicht gewissenhaft, welcher diese gottgefällige Gesinnung des Kaisers und seinen ernsten Willen, die schwankenden Wogen der Kirche zur Ruhe zu bringen und die geringen Reste des Katholicismus zu erhalten, verächtlich mache und verschmähe. Der öffentliche Nutzen und die dringende Nothwendigkeit erfordern Rathschläge, wie die erschütterte Autorität der Kirche wieder hergestellt werden könne, wie den schwachen Brüdern Gelegenheit gegeben werden könne, die Kirche nicht zu verlassen, sondern wieder aufzusuchen, wie in den Abtrünnigen und Abgefallenen die Sehnsucht, wieder zurückzukehren, angeregt werden könne. Wenn der Kaiser von den Ständen des Reichs, namentlich von den Kurfürsten in solcher Gesinnung und in dem Streben, den Papst auch für solche Anschauungen zu gewinnen, unterstützt würde, werde ihnen der Dank und die Erkenntlichkeit des Kaisers nicht fehlen."

Wegen dieser friedlichen, versöhnlichen Gesinnung wurde protestantischerseits gegen Sittardus der Vorwurf erhoben, „er sei in der Religion weder kalt noch warm, sondern ganz lau gewesen, so daß man nicht habe wissen können, ob er evangelisch oder päpstisch sei".[1]) Eine sehr unzutreffende Be-

1) Stephan Gerlachs Tagebuch der an die Ottomanische Pforte ... durch David Ungnade vollbrachten Gesandschaft. Frankfurt 1674.

urtheilung! Wäre Sittardus ein lauwarmer Mittelparteiler gewesen, so würde der streng katholische Wiener Reichshofrath Dr. Georg Eder, der die „Hofchristen“, die „Lavirer“ und „Neutralisten“ so streng tadelte,[1]) ihm sicher nicht das Zeugniß ausgestellt haben, daß er, solange er gelebt, „stets ein ganz entschiedener Vorkämpfer der katholischen Wahrheit gewesen“.[2])

Mit Eder stimmte der päpstliche Nuntius Commendone in der Werthschätzung des eifrigen Hofpredigers vollkommen überein. Er könne Sittardus, schrieb er am 14. Januar 1561 nach Rom, wegen der vielen Dienste, die er der katholischen Sache leiste, nicht warm genug anempfehlen.[3])

---

S. 232 Vgl. 361. Gerlach begleitete 1576 Ungnad als lutherischer Prediger. Die erwähnte Aeußerung über Sittardus hatte er von einem Mitglied der Gesandtschaft gehört.

1) Vgl. Histor.-pol. Blätter. Bd. CXV (1895), S. 83.

2) Ederus, Oeconomia Bibliorum. Coloniae 1568. Vorrede: „Magnus ille felicis recordationis athleta R. D. Matthias Zittardus, Imperatoris Ferdinandi ac postea Maximiliani II. optimus et ecclesiastes et orator divinus, catholicae veritatis propugnator, quamdiu vixit, acerrimus.“ Zwar behauptet O. H. Hopfen, Kaiser Maximilian II. und der Kompromißkatholicismus. München 1895. S. 63, daß ein Freund Eders, Martin Eisengrein, „über Zithard den Stab bricht.“ Hopfen 62 beruft sich auf die Briefe, die Eisengrein 1568–1569 von Wien an Herzog Albrecht von Bayern gerichtet; allein in diesen Briefen wird Sittardus gar nicht erwähnt. Richtig ist allerdings, daß Eisengrein, der nach dem Tode des Sittardus einige Zeit das Hofpredigeramt versehen mußte, am kaiserlichen Hofe weniger Anklang fand, als sein Vorgänger. Allein man braucht die „bescheidenen“ (vgl. die Aeußerung des Vicekanzlers Weber bei Hopfen 268) Vorträge des Dominikaners mit Eisengreins stark polemisch angehauchten Predigten (vgl. dessen Postille, die die Wiener Predigten enthält, Ingolstadt 1583 und 1587) nur zu vergleichen, um gleich einzusehen, warum letzterer den „Hofchristen“ weniger gefiel.

3) Miscellanea di storia italiana VI, 44. Vgl. 154

Ebenso anerkennend äußerte sich über die Wirksamkeit des Sittardus Cardinal Hosius, der sich 1560—1561 als päpstlicher Legat längere Zeit in Wien aufhielt. Sowohl in seinen Berichten an Cardinal Borromäus[1]) als in seinen Briefen an Cardinal Otto von Augsburg ist er voll des Lobes für „den frommen und gelehrten Mann". Es antwortete denn auch Borromäus unterm 25. September 1560: Der hl. Vater sei Sittardus von Herzen zugethan und er werde nicht unterlassen, ihn nach Gebühr zu belohnen.[2]) Cardinal Otto seinerseits lobt wiederholt den Wiener Hofprediger; insbesondere beglückwünscht er ihn, daß er den Gebrauch eingeführt habe, für den Papst zu beten, und daß er wegen der Nachtheile, die er durch seine Predigten der Ketzerei zufüge, in anonymen Schmählibellen angegriffen werde.[3])

(Schluß folgt.)

---

1) Vgl. Hosius an Borromäus, Wien, 12. Juni und 3. Sept. 1560 bei A Theiner, Vetera Monumenta Poloniae. Romae 1861. II, 609 613.

2) E. S. Cyprianus, Tabularium Ecclesiae Romanae seculi XVI. Francofurti 1743. S. 126.

3) Vgl. Otto an Hosius 1560—1561 in Pogiani Epistolae II, 97, 106, 108, 120, 121, 145, 151, 159, 162, 226, 247. Otto an Sittardus, 2. Nov. 1560: II, 149; 21. Aug. 1562: III, 117.

## XXII.

## Wanderbilder aus der deutschen Nordmark.

### 2. Flensburg.

Der lieben Insel Sylt galt mein Abschiedsgruß, als das Dampfboot mich in der Morgenfrische nach Hoyer an der schleswig'schen Küste trug. Nur zur Fluthzeit können größere Dampfer dieses Wattenmeer durchschiffen, welches sich zwischen den nordfriesischen Inseln und der schleswig'schen Küste ausbreitet. Auch dann sind sie an bestimmte Straßen, Wattströme genannt, gebunden, die durch wunderliche Zeichen, manchmal sogar durch Stangen, an denen Besen gebunden sind, dem Schiffer kennbar gemacht sind. Zur Ebbezeit präsentirt sich ein großer Theil des Wattenmeeres als grüne Fläche, auf welchen sich Enten und andere Wasservögel tummeln, Seehunde sonnen. Diese trügerische grüne Fläche war ehedem festes Land, bedeckt mit blühenden Ortschaften; bei der Sturmfluth wurde es eine Beute des tückischen Meeres, und nun bietet es wenigstens zur Fluthzeit auch ein Bild des Meeres.. Mich erinnerte es lebhaft an die Lagunen bei Venedig. Projekte, das Wattenmeer einzudeichen und wieder in Festland zu verwandeln, dadurch auch Sylt mit der jütischen Halbinsel zu verbinden, bestehen bereits. Ob sie je verwirklicht werden? Sicherlich nicht, so lange das Militär in Deutschland alljährlich so entsetzliche Summen verschlingt.

Zwei Stunden dauerte die Fahrt, denn das Schiff fuhr langsam und vorsichtig. Genügend Muße hatten wir also, um die flache, langgestreckte Küste, sowie die Inseln Romöe und Föhr im Norden und Süden zu betrachten. Auch Jordsand, die nördlichste der interessanten Halligen präsentirte sich uns als flache Küste, auf der eine einzige Erhöhung, der sogenannte „Warft“, mit einem Bauernhause sichtbar war. Endlich fuhren wir in den schmalen Kanal, welcher mit der Schleuse von Hoyer abschloß. Wir mußten mit unserm Gepäck in der Hand den Deich hinaufklettern, auf dessen anderer Seite das Stationsgebäude liegt. Alles Land ist hier eingedeicht, um es bei den gewaltigen Herbst- und Winterstürmen vor der einbrechenden Hochfluth zu schützen. Darum schließt auch eine kolossale Schleuse die Wied-Au vom Meere ab.

Sehr zu unserem Mißbehagen mußten wir auf der einsamen Station eine volle Stunde weilen. Das kleine Städtchen Hoyer mit seinen rothen Ziegeldächern und der alten weiß gedeckten Kirche lag vor uns und blickte uns so einladend an; gerne hätte ich auch den kurzen Weg zurückgelegt, um dort den Zug zu erwarten, wenn mein Gepäck mich nicht zurückgehalten hätte. Welchen Zweck dieser einstündige Aufenthalt an der Hoyer-Schleuse hatte, konnten wir nicht begreifen; — wahrscheinlich sollten wir nur genügend Muße haben, um den Stationswirth in Nahrung zu setzen.

Die Stunde ging endlich herum, der Zug nahm uns auf und führte uns durch fruchtbare, ebene Gefilde, die sogenannte Marsch, nach Tondern, dessen liebenswürdigen Landrath Hansen, zugleich Reichstagsabgeordneter, ich in Westerland hatte kennen lernen. Kurz vor Tondern hatte Mögel-Tondern meine Aufmerksamkeit erregt. Schloß wie Kirche gehören einem Grafen von Schack und liegen überaus anmuthig im grünen Park. Wer von den Vorüberfahrenden, dessen Blicke durch dieses kleine Idyll gefesselt werden, mag wohl daran denken, daß es ehedem Michael-Ton-

dern hieß und eine Burg des Bischofs von Ribe war, dessen Jurisdiktion sich in katholischen Zeiten über Nordschleswig und die nordfriesischen Inseln ausdehnte. Noch bis zum Jahre 1865 gehörte Mögel-Tondern in Folge davon als Enklave zu Jütland.

In Tondern plante ich ernstlich einen Ausflug nach dem Norden auf der sogenannten Marschbahn. Gar gern wäre ich nach der alten Cistercienserabtei Lügumkloster und dem jütischen Bisthumssitz Ribe oder Ripen geeilt, um dort die Ueberbleibsel alter katholischer Vergangenheit kennen zu lernen. Doch es blieb bei dem Wunsch, denn die Zeit war mir schon knapp geworden. Mit den übrigen Reisenden mußte ich darum Wagen wechseln, und dann ging's mit der bekannten Eilfertigkeit einer Sekundärbahn nach Tingleff, wo ein neuer Wagenwechsel uns der alten Hauptbahn überlieferte, welche noch die Dänen gebaut hatten Diese erste Bahn wurde nämlich, um den fruchtbaren Marschboden zu schonen, auf dem hohen Haiderücken, der sogenannten Geest, angelegt, welche die jütische Halbinsel in ihrer ganzen Länge durchzieht. Querbahnen führten von derselben zu den bedeutenderen Städten, welche alle an der See lagen. Auf der Hauptbahn starrt dem Reisenden überall gähnende Langeweile entgegen: das schwarze Moor und zur Abwechselung ganze Flächen blühenden Haidekrauts bilden neben dürftigen Haideäckern so ziemlich alles, was man zu sehen bekömmt, so daß man von Schleswig, das doch an Naturschönheiten so reich ist, anfangs eine überaus triste Vorstellung bekommt. Uns wurde die Fahrt durch das „Land der Dürre und des Hungers" in etwas verkürzt durch das ewige Geplauder etlicher junger Damen, welche gleichfalls von Westerland kamen, aber noch nicht Gänse und Enten von einander zu unterscheiden verstanden.

Nachmittags langten wir endlich in Flensburg an. Schon die Einfahrt belehrte uns, daß die Stadt reizend gelegen. Am Beginn der Flensburger Föhrde (Fjord würden

die Skandinavier sagen), eines schmalen Meerarms, der weit ins Land hineinschneidet (30 km lang, 2,5 — 5 km breit), liegt die alte Stadt, umkränzt von steilen Höhen. Wenn man aus der langweiligen Geestebene kommt und schaut den prächtigen Wasserspiegel, bedeckt mit Dampf- und Segelschiffen, das lebendige Treiben des Hafens, die stolzen Paläste, welche von den Hügeln herabblicken, so wird man unwillkürlich in Flensburg verliebt.

Die Stadt selbst ist ansprechend; sie besitzt Charakter, was man von unseren modernen Städten nicht immer sagen kann. Ihre alten, tiefgehenden Giebelhäuser erinnern an Lübeck und die übrigen deutschen Ostseestädte. Schritt für Schritt stößt man in den Straßen auf Beweise energischer Thätigkeit. Handel und Gewerbe blühen; auch die Kunst ist vertreten; weniger die Wissenschaft. Buchhandlungen, welche diesen Namen verdienen, fand ich nämlich nur zwei — sicherlich etwas wenig für die bedeutende Stadt, — umsomehr aber Delikatessen- und Wurstläden, sowie Buchbinderläden voll von Schundbroschüren, Räuber- und Indianergeschichten für die Jugend und noch schlimmere Waare, deren erotischen Inhalt der Titel sattsam verrieth. — Was die Stadt besonders auszeichnet, ist die Werft der Flensburger Schiffbaugesellschaft, auf welcher gerade zwei mächtige eiserne Seedampfer gebaut wurden — Kolosse, welche mit Gerüsten umgeben waren, die unwillkürlich an Kirchenbauten erinnerten.

Nicht nur die alten Giebelhäuser fallen in die Augen, auch an geschmackvollen Neubauten ist kein Mangel. Es freute mich besonders, daß der wirkungsvolle gothische Backsteinbau hier wieder zu Ehren gekommen war.

Eine wahre Zierde der Stadt sind die neuen Kirchthürme von St. Nikolai und St. Marien, beide von Professor Otzen in Berlin entworfen. Dieser treffliche Baumeister hat nämlich seine Laufbahn als Kaufmannslehrling in Flensburg begonnen. Pietätvoll fand am neuen St. Marienthurm das alte Bild der Gottesmutter wieder seine Stätte. Die Thürme

sind besonders schön, weil sie nicht nur in der Nähe den Beschauer durch schöne Anordnung der Fenster und Friesen fesseln, sondern in der Ferne wirklich imponiren. Diese neuen Flensburger Thürme sind in der That, was sie sein sollen: Finger, die zum Himmel weisen. Die meisten modernen Thürme dagegen gleichen von Ferne Nadelspitzen, können nicht einmal ihrer nächsten Umgebung einen besonderen Charakter aufprägen, viel weniger Wegweiser zum Himmel sein.

Die älteste der Flensburger Kirchen ist St. Johannis, ein niederer gothischer Feldsteinbau von sehr nüchternen Formen aus dem 13. Jahrhundert. Das Innere ist neu restaurirt und schaut trotz oder vielmehr gerade wegen der getroffenen Verbesserungen ungemein langweilig drein. Weit schöner sind die beiden anderen genannten Kirchen, von denen St. Nikolai, eine stattliche gothische Hallenkirche, gerade sehr wirkungsvoll dekorirt wurde. Die katholische Kirche oder vielmehr Kapelle ist ein schmales, langes Gebäude, welches aus einem Privathause durch Herausnahme der Scheidewände hergestellt und mit einer Concha versehen wurde. Es ist für die große Gemeinde viel zu klein, macht jedoch, wenn auch stillos, einen recht freundlichen Eindruck.

Dem Mittelalter entstammen noch die Duburg und das Norderthor. Letzteres, ein alter romanischer Giebelbau, mit dem dänischen und Flensburger Wappen geschmückt, möchten natürlich die Flensburger als störend für den Verkehr gern hinweggräumen. Die Duburg diente ehemals als Zwingburg. Erbaut wurde sie im Beginn des 15. Jahrhunderts von dem Beherrscher der drei nordischen Reiche, dem König Erich von Pommern; Erich war der Pflegesohn der thatkräftigen Margaretha, der Stifterin der Kalmarischen Union. Die Königin Margaretha selbst bewohnte noch diese Burg; im Hafen von Flensburg wurde sie, als sie sich einschiffen wollte, von der Pest hinweggerafft. Von der alten Schönheit der Burg ist jetzt nur noch ein altersgrauer Steinhaufen übrig geblieben.

Ein hübscher Spaziergang brachte mich zum alten Friedhof, der nicht mehr benutzt wird, aber wohl erhalten ist. Ergreifend ist ein Gang durch seine schattigen Wege, an denen so viele müde Pilger schlafen, auch so manche Krieger, deutsche und dänische, die ihr junges Leben in den Kämpfen bei Flensburg in den Jahren 1848/51 lassen mußten. Selbst die Dänengräber sind noch wohl erhalten und mit Bändern in dänischer Farbe geschmückt. Die Dänen besuchen nämlich noch fleißig Flensburg und versäumen dabei nie, die Gräber ihrer Tapferen zu zieren. Ich selber beobachtete ein dänisches Ehepaar bei diesem Werke der Pietät. „Den Manen der für Schleswig-Holstein 1848—51 gefallenen Krieger“ ist ein machtvolles, leider auch höchst geschmackloses Granitdenkmal gewidmet. Es erhebt sich nicht weit von dem Dänendenkmal, welches König Friedrich VII. von Dänemark seiner Zeit errichtete und sollte sichtlich dieses in Schatten stellen. Mir aber gefiel der gewaltige Erdhügel in seinem grünen Schmuck der Sträucher und des Epheus, aus dem die Namen der gefallenen Dänen hervorlugten, weit besser wie das unschöne deutsche Monument. Den großen bronzenen Löwen, welchen die Dänen unmittelbar neben diesem Erdhügel zum Andenken an ihren bei Idstadt 1850 über die Schleswig-Holsteiner erfochtenen Sieg aufgestellt hatten, wurde beim Sturz der Dänenherrschaft entfernt und schmückt jetzt den Hof des Kadettenhauses Lichtenfelde bei Berlin.

Es ist ja für jedes deutsche Herz erfreulich, daß die alte Mark Schleswig, in welcher Dänemark so lange und so übermüthig deutsche Sprache und Sitte zu unterdrücken und zu vernichten suchte, dem Vaterlande, wenn auch unter großen Opfern, wiedergewonnen wurde. Aber — fragte ich unwillkürlich einen alten Flensburger, der sich mir auf dem Kirchhof angeschlossen hatte — „ist es auch seitdem in nationalökonomischer Hinsicht besser geworden?“ „Ach, nein,“ lautete die betrübende Antwort, „das waren gute und billige Zeiten, als wir noch unter der Dänenherrschaft seufzten und schimpften;

da gab es wenig Steuern und wenig Militär, aber viel Geld, viel Verkehr und viel Nahrung. Die guten Zeiten sind nun vorbei, und alles ist schlechter geworden."

Flensburg besitzt übrigens noch eine gute Anzahl dänisch sprechender Bewohner, die freilich auch alle deutsch können. Diese Dänen haben noch ihre eigene Zeitung „Flensborg-Avis," sowie ihr eigenes Gotteshaus, die Heiliggeistkirche, deren Name schon auf eine alte katholische Stiftung, das Hospital zum hl. Geist, hinweist. Ein Diakonus der St. Marienkirche predigt in dieser Kirche Sonntags dänisch. Denselben Herrn hörte ich zufällig in St. Marien deutsch predigen. Neugierig war ich nämlich in die offene Thür der schönen, aber weiß getünchten und von Emporbühnen verunstalteten Hallenkirche getreten — natürlich nicht, um einem protestantischen Gottesdienst beizuwohnen, sondern um die alte katholische Kirche zu betrachten, die Tags zuvor verschlossen war. Ohne Aufsehen zu erregen, konnte ich die Kirche nicht wieder verlassen, und so hörte ich denn den letzten Theil der Predigt. Ich muß sagen: ich freute mich darüber, wie gläubig und praktisch der Herr mit der mächtigen, gestärkten Halskrause das Evangelium von den zehn Aussätzigen (Luk. 17) auslegte, wie kräftig er dabei die Gottheit Jesu Christi und die Nothwendigkeit, bei ihm das Heil zu suchen, betonte. Bedauernswerth war jedoch die geringe Zahl der Zuhörer; ich zählte nicht mehr wie etliche dreißig. Ueberhaupt stehen die deutschen Protestanten in Flensburg nicht in dem Ruf besonderer Kirchlichkeit; mehr werden in dieser Hinsicht die nordschleswig'schen Dänen gelobt. Mir war es nach solchem Anblick wahre Herzenserquickung, als ich unmittelbar darauf in die katholische Kirche trat und dieselbe bis zum letzten Plätzchen gefüllt sah, auch die Andacht und Aufmerksamkeit beobachtete, mit der die Gläubigen dem Gottesdienst daselbst beiwohnten.

Die Katholiken in Schleswig können sich erst seit 1864, d. h. seit Besetzung des Landes durch die Oesterreicher frei

bewegen. Wäre die Erhebung von 1848 geglückt, wäre das Land damals von der Dänenherrschaft befreit worden, heute noch würden wahrscheinlich die engherzigen Pönalgesetze bestehen, welche ehedem den katholischen Gottesdienst fast unmöglich machten. Denn die Liberalen pflegen wohl höchst tolerant gegen Juden und Ungläubige zu sein; aber ihre Toleranz verwandelt sich in die abscheulichste Intoleranz, sobald die Katholiken in Kirche und Schule Freiheit begehren. Das kann man noch heute vielfach wahrnehmen, selbst in angeblich katholischen Ländern, die von liberalen Freimaurern regiert werden.

Einzelne Katholiken haben sich zu allen Zeiten in den protestantischen Norden verirrt. Ich selber lernte während meines Aufenthalts einen recht braven Katholiken kennen, dessen Familie vom Eichsfelde stammte, aber über 100 Jahre in Nordschleswig ansässig war. Die Kinder dieser Familie mußten den Landesgesetzen gemäß von den protestantischen Pastoren getauft werden; trotzdem hielten sie so zähe an der katholischen Mutterkirche fest, daß sie Beschwerden und Kosten nicht scheuten, sondern die damals weite Reise nach Friedrichstadt machten, um dort die Sakramente der Buße und des Altars zu empfangen. Solche Beispiele von Glaubenstreue sind rührend, aber — überaus selten. Noch bis in die neueste Zeit gehen gewöhnlich im Norden die eingewanderten Katholiken, besonders die aus dem Süden, in ihren Nachkommen der Kirche verloren.

Friedrichstadt an der Eider, welches vorhin erwähnt wurde, war eine von holländischen Remonstranten gegründete Colonie, der die holsteinische Landesherrschaft Religionsfreiheit gewährt hatte, um Colonisten anzuziehen. Neben dem kalvinischen Domine durfte sich daselbst ein katholischer Priester aufhalten.

In Flensburg wurde katholischer Gottesdienst zuerst im Jahre 1863 in dem Saale eines Gasthauses durch den damaligen Bischof von Osnabrück und apostolischen Provikar

der nordischen Missionen, den jetzigen Cardinal Paulus Melchers, abgehalten. Bald darauf brach der Krieg aus, welcher Oesterreicher und Preußen nach Nordalbingien führte. In der Flensburger Marienkirche wurde der Gottesdienst für die katholischen Soldaten abgehalten, sogar die Frohnleichnams-Oktav feierlich begangen, auch die Maiandacht. Der Altar war mit einem Muttergottesbilde geziert, und die katholischen Brüder und Schwestern, die im Lazareth die Kranken und Verwundeten pflegten, sangen ihre Lieder zum Preise der Himmelskönigin. Noch erinnern sich einzelne Flensburger einer Soldatenpredigt, welche damals der preußische Feldkaplan — wenn ich nicht irre: der später so bekannte Tappehorn — ebenfalls in St. Marien hielt.

Die definitive Constituirung einer bleibenden Missionspfarrei konnte Pastor Rudolf Rave der kleinen, zusammen geschneiten Gemeinde am 30. Oktober 1864 verkünden und sich zugleich als ersten Missionspfarrer vorstellen. Es war derselbe Rave, welcher später so lange und segensreich in Hamburg wirkte. Während des Jahres 1865 consolidirte sich die kleine Gemeinde. Im Frühling konnte zuerst ein Hochamt gesungen werden und zwar in der Hl. Geistkirche, welche die Katholiken damals provisorisch benutzten. Im Laufe des Sommers wurde ein Privathaus unweit der Hl. Geistkirche erworben und durch Herausnahme der Scheidewände in eine geräumige Kapelle verwandelt, welche auf Allerheiligen mit dem Kreuze geschmückt wurde. Vorher schon, im September, hatte Bischof Melchers die erste hl. Firmung gespendet.

So hatte denn der Krieg ein eminentes Friedenswerk im Gefolge, an das sicherlich vorher niemand gedacht hatte, nämlich freie Religionsübung, welche die Katholiken so lange und so schmerzlich entbehrt hatten. Der Krieg sollte auch das Fundament zu einem andern Friedenswerk legen, von dem Gedeihen und Erblühen der kleinen Missionspfarrei abhängig war, nämlich zu dem heutigen St. Franziskus-

Hospital. Die Malteser-Ritter in Rheinland und Westfalen waren Veranlassung, daß die armen Schwestern vom hl. Franziskus in Aachen 1864 den nach Norden dringenden Oesterreichern und Preußen folgten. In Flensburg pflegten sie zuerst verwundete Oesterreicher; später übernahmen sie das Lazareth im Ständehause, wo hauptsächlich Dänen untergebracht waren. So sehr verstanden diese Schwestern durch treue Pflichterfüllung die Sympathie Aller zu erwerben, daß sie nur einem allgemeinen Wunsche entsprachen, als sie auch nach Aufhebung des Lazarethes ihre segensreiche Thätigkeit weiter fortsetzten. So erwuchs das heutige St. Franziskus-Hospital in der Marienstraße.

Dreißig Jahre lang haben die Schwestern jetzt in der fast ganz protestantischen Stadt die Kranken ohne Unterschied der Religion gepflegt. Sie haben die katholischen Kinder aus der ganzen schleswigschen Diaspora — meistens arme Kinder — um sich gesammelt und ihnen die Vorbereitung auf die erste hl. Communion ermöglicht, sie dadurch dem katholischen Glauben erhalten, den sie sonst in protestantischen Schulen verloren hätten. Noch mehr! Sie haben auch Sonntag für Sonntag für die ortsfremden Katholiken, welche von nah und fern, z. B. von der Insel Alsen, den Gottesdienst besuchen, stets eine warme Suppe und ein freundliches Gesicht gehabt. Ohne diese gastliche Aufnahme wäre sicherlich den zerstreuten Katholiken, meistens armen Arbeitern, der Besuch von Flensburg einfach unmöglich gewesen.

An dieser Gastfreundschaft hat sich auch der Schreiber dieser Zeilen erquickt. Nie werde ich die freudestrahlenden Gesichter vergessen, mit denen ich von den Schwestern begrüßt wurde. Freilich hatte das auch eine besondere Ursache. Gerade damals entbehrten die Schwestern nämlich die werktägige Messe, weil der einzige Geistliche von Flensburg sich auf einer Erholungsreise in Skandinavien befand und nur Sonntags Vertretung hatte.

Zu meinem Bedauern erfuhr ich damals, daß das St. Franziskus-Hospital mit allerhand Schwierigkeiten zu kämpfen habe. Das Haus, an einer frequenten Straße gelegen, ist höchst unpraktisch, trotzdem ein Stock nach dem andern darauf gesetzt wurde, wie es eben die Noth gebot. Es fehlt dennoch an Raum, und deshalb haben die Schwestern sich schon zu ihrem großen Bedauern auf die Pflege der weiblichen Kranken beschränken müssen. Auch von Geldnoth wurden sie bedrückt; man schien die bescheidenen Schwestern an der jütischen Grenze vergessen zu haben. Ernstlich dachten sie deswegen daran, ihre Thätigkeit im Norden zum Abschluß zu bringen. Welch ein Verlust das für die Mission, für die armen Katholiken der Diaspora, für die Communionkinder gewesen, hätte sich sehr bald herausgestellt. Sehr bald würde man empfunden haben, daß gerade die stille, liebevolle Wirksamkeit der Schwestern es gewesen, welche gar viele Vorurtheile hinweggeräumt hatte.

Glücklicher Weise scheinen sich seitdem die Wolken zu zerstreuen, die den Bestand des Hospitals bedrohten. Ein reicher Edelmann hat das Geld zum Ankauf eines passenden Grundstückes in der Nähe der Duburg, also in der schönsten Lage, geschenkt. Für den Bau des neuen Hospitals werden sich sicherlich auch noch Wohlthäter finden. Und, was nicht hoch genug anzuschlagen ist, die Flensburger Blätter begrüßten diese Lösung der brennenden Frage „mit großer Befriedigung“, weil allgemein bekannt ist, „mit welcher peinlichen Sorgfalt die Kranken im St. Franziskus-Hospital gehegt und gepflegt werden.“ [1])

1) Neuesten Nachrichten zufolge möchte das Aachener Mutterhaus die Schenkung nicht annehmen, sogar die Schwestern zurückziehen. Das wäre für Flensburg ein unersetzlicher Verlust. Wer an dieser Wendung die Schuld trägt, ist dem Schreiber dieser Zeilen nicht bekannt.

### 3. Die Flensburger Föhrde.

In Süddeutschland meint man so oft, daß der Norden unseres Vaterlandes arm an Naturschönheiten sei. Freilich, Alpen und Alpenseen fehlen; wenn jedoch das Meer so tief einschneidet wie in der Flensburger Föhrde; wenn diese weite, blaue Meeresfläche von einem Hügelkranz mit liebreizenden Dörfern und Flecken, mit saftiggrünen Buchenwäldern, die sich im Wasser spiegeln, eingerahmt ist, dann müßte man schon ein eingefleischter Philister sein, sollte das Auge nicht entzückt auf solchem Liebreiz ruhen.

Nicht viele Orte besuchte ich auf meiner Fahrt durch die Föhrde, dazu war mir die Zeit zu kurz bemessen. Die Perle dieser Orte war unstreitbar Glücksburg, zu dem mich das Dampfboot von Flensburg aus in etwa 40 Minuten brachte. In einer einsamen, mit Buchen umsäumten Bucht landeten wir. Nur zwei größere Hotels im Schweizerstil standen einladend am Ufer; von einer Stadt war weit und breit nichts zu sehen. Aber zahlreiche Badehäuschen, welche sich weit in die ruhige See erstrecken, sowie ein Aussichtsthurm, ein Pavillon und verschiedene Flaggen, welche über die Wipfel der Buchen hinwegragen, lassen auf eine nicht unbedeutende Fremdenkolonie im Schatten des Waldes schließen.

So ist es auch. Glücksburg liegt ganz verborgen in einem herrlichen, alten Buchenwalde, und die bequemen und nicht weiten Wege vom Strandhotel bis zum Flecken bieten ungeahnte Genüsse; wandert man doch beständig in einem grünen Dom, dessen Säulen schlanke, uralte Buchen bilden, und durch dessen Laubdach die Sonnenstrahlen tanzen und spielen. Es ist ein reines Idyll. Das schönste an diesem Idyll ist jedoch der ruhige, einsame Landsee, aus dem das schlichte, weiße Inselschloß mit seinen vier Eckthürmen herauswächst. So friedlich liegt das Alles da, daß man unwillkürlich auf den Gedanken kommt: welch ein schöner Platz

für ein Kloster! Und thatsächlich stand in alten katholischen Zeiten an der Stelle des Schlosses ein Kloster. Das sogenannte Ruhekloster fiel in den Stürmen der Reformation der Vernichtung anheim, und aus den Trümmern erwuchs der Fürstensitz.

In diesem Schlosse Glücksburg starb 1863 König Friedrich VII. von Dänemark. Mit ihm erlosch der oldenburgische Mannesstamm, der so lange auf den dänischen Inseln regiert hatte. Das war das Signal für den Krieg von 1864/5, der zum ersten Mal seit dem dreißigjährigen Kriege die österreichischen Weißröcke wieder auf die jütische Halbinsel führte. Vortheil erwuchs den Oesterreichern daraus keiner, denn die naturgemäße Folge war der Bruderkrieg von 1866 und die Annexion Schleswig-Holsteins durch die Preußen. Gott hat das wohl so zu unserm Heile zugelassen.

Mein Aufenthalt in Glücksburg war nicht vom Glück begünstigt. Mit Sonnenschein war ich eingezogen, doch bald stellte sich Regen ein; die liebreizendste Gegend wird aber dem Fremdling beim Regenwetter langweilig. Das schlechte Wetter ging zu meiner Freude bald vorüber, und Sonnenschein vergoldete wieder die wirklich ansprechende Landschaft, welche sich mir vom Dampfboot aus zu beiden Seiten des breiten Gewässers der Föhrde darbot. Freilich, ohne Sonnenschein würde sie auf mich wohl nicht den gleichen Eindruck gemacht haben.

Nördlich öffnete sich die schmälere Wasserstraße des Ekensundes, an welcher Schloß Gravenstein liegt — ebenfalls ein Sitz der herzoglichen Familie von Schleswig-Holstein. Die Föhrde wandte sich dann südwärts, und bald tauchten die scharfen Umrisse der Thürme der alten Kirche in Broacker auf, während in weiter Ferne das Siegesdenkmal erschien, welches auf der Stelle der Düppeler Schanzen errichtet worden. Nochmals machte das Schiff eine Wendung, und wir schauten ins offene Meer, im Nordosten durch die Insel Alsen begrenzt, auf der sich klar und deutlich die rothen

Dächer der Hauptstadt Sonderburg abhoben, das Ziel meiner Fahrt.

Alles Land südlich von der Föhrde gehört zu der reichen von Gott gesegneten Landschaft Angeln, der alten Heimat der Angelsachsen, und ist noch kerndeutsch. Was aber nördlich von dem Gewässer liegt, ist nach Sprache und Sitte dänisch. Doch nicht das reine und schriftgemäße Dänisch wird von den Nordschleswigern gesprochen, sondern eine Art Patois. Trotz aller Bemühungen der dänischen Patrioten stirbt dasselbe nach und nach aus; dafür sorgen schon Schule und Kaserne. Der Prozeß wird noch erleichtert durch die Verwandtschaft des Plattdeutschen mit dem Plattdänischen. Mehrfach hörte ich eine und dieselbe Person in der Unterhaltung sich der hochdeutschen, plattdeutschen und dänischen Sprache mit gleicher Leichtigkeit bedienen.

Sonderburg ist ein kleines, nettes Städtchen mit malerischer Umgebung auf der Insel Alsen. Vom Schiffe aus fällt einem zuerst das Schloß in die Augen, ein Gebäude, so überaus einfach, daß ich anfangs meinte, eine große Fabrik vor mir zu sehen. Dieses Schloß mit seiner herrlichen Aussicht auf's Meer und auf die Mündung der Föhrde war 17 Jahre lang das Gefängniß des Königs Christian II von Dänemark, nämlich von 1532 bis 1549. Sein Oheim und Nebenbuhler Friedrich von Schleswig-Holstein, dem er sich auf Ehrenwort ergeben, hatte ihn hier einmauern lassen, so daß er von all' der irdischen Schönheit rund herum nichts sehen konnte. Noch zeigt man das Gefängniß, ein kleines, durch ein Oberlicht erleuchtetes Thurmgemach. Christian's Schicksal war nicht unverdient. Durch humanistische Erzieher verdorben, regierte er ganz nach Macchiavelli's Principien: er versprach der Kirche Schutz und begünstigte das Lutherthum; er verbürgte dem schwedischen Adel die hergebrachten Freiheiten und ließ die Adeligen auf's Blutgerüst schleppen. Kein Wunder, wenn ihn, der von Niemand geliebt, aber von vielen gehaßt wurde, schließlich sein Schicksal

ereilte. Obwohl er der Schwager Kaiser Karls V. war, obwohl die Hansastädte sich für ihn in vergeblichem Kampfe verbluteten, erlangte er die goldene Freiheit nicht wieder. Er starb 1559 auf Schloß Kollundsborg, wo er nach seiner Thronentsagung nochmals zehn Jahre in milderer Haft zugebracht hatte. Das war das Ende eines Fürsten ohne Treue und Glauben, ohne Religion, der ohne Skrupel alle Mittel gebraucht hatte, um jegliche Volksfreiheit zu unterdrücken. Seine unglückliche Regierung hauptsächlich ermöglichte den Abfall der nordischen Reiche von der katholischen Kirche, wie sehr auch das Volk derselben anhing.

Jetzt dient Schloß Sonderburg als Kaserne. Unter den Soldaten sollen etwa hundert Polen, auch noch andere deutsche Katholiken sein, welche für gewöhnlich ein- bis zweimal im Jahre katholischen Gottesdienst durch den fernwohnenden Militärgeistlichen haben. Von Flensburg aus kann für die Seelsorge dieser armen katholischen Soldaten nichts geschehen, weil nur ein Geistlicher daselbst ist. Das ist doch über alle Maßen betrübend und wahrlich nicht geeignet, „dem Volke die Religion zu erhalten.“[1])

Die hügelige und fruchtbare Insel Alsen ist wie ein Garten angebaut. Mehr wie 20,000 Menschen leben auf derselben, davon etwa 6000 in Sonderburg. Ihre Sprache ist dasselbe dänische Platt wie auf dem Festlande; wie dort macht auch hier die deutsche Sprache fortwährend Eroberungen. Noch sind jedoch die meisten Schilder des reinlichen und freundlichen Städtchens dänisch; auch auf dem Friedhof fand ich auf den Gräbern vorwiegend dänische Inschriften.

Aus alter katholischer Zeit fand ich eigentlich nur Ein Denkmal, nämlich die hochgelegene Kirche. Dieselbe ist jedoch wahrscheinlich in den vielfachen Kriegsstürmen so arg mit-

---

1) Seitdem diese Zeilen geschrieben, soll einige Besserung eingetreten, d. h. viermaliger Gottesdienst im Jahre eingeführt sein — noch immer viel zu wenig.

genommen oder so gründlich restaurirt worden, daß sie ihr gothisches Kleid fast abgestreift hat. Mir kam das Gotteshaus im Anfang ganz modern vor, bis ich mich endlich eines Bessern überzeugte. Auch das Innere ist gründlich von allem Katholischen gereinigt worden. Hier wie in vielen anderen Orten fängt die Geschichte erst mit der Reformation an.

Auch ein „Kloster" ist noch in Sonderburg vorhanden; aber dasselbe ist ein gothischer Bau der Neuzeit, der jedenfalls von dem zerstörten Kloster Namen und Beruf geerbt hat, denn er dient als Herberge der Armen.

Ein Spaziergang über den Alsensund — die schmale und tiefe Meerenge, welche Insel und Festland scheidet, bei Sonderburg aber durch eine Schiffbrücke überbrückt ist — führte mich allmählig bergan, bis ich endlich die Düppeler Höhe erreicht hatte. Das Siegesdenkmal, eine stilvolle gothische Spitzsäule, die man so weit über das Meer hinwegleuchten sieht, ist hier zum Andenken an die Erstürmung der festen Düppeler Schanzen im Jahre 1864 errichtet worden. Viel Blut ist hier geflossen; davon zeugen noch die deutschen und dänischen Gräber. Die Schanzen, um die so manchesmal gerungen wurde, sind jetzt verfallen, die Pulverkammern gesprengt; ihre Trümmer liegen noch herum.

Weit, weit schaut man von hier über Land und Meer, über Alsen und die Ostsee. Möchte doch Gott uns den Frieden bewahren, damit dieses schöne Land nie wieder Blut trinken muß.

---

XXIII.

## Kapital- und Socialwirthschaft.

Wie veraltet erscheint der heutigen Welt das kirchliche Zinsverbot! Es klingt wie ein Märchen aus alten Tagen, eine Ausgeburt des finsteren Mittelalters, das Musterstück von religiöser Verblendung und völliger Verkennung der Wirthschaftsgrundsätze. Und doch entsprach das Zinsverbot, mögen die Motive dafür gewesen sein, welche sie wollen, nur der damaligen Lage des Wirthschaftslebens und hinderte keineswegs die für jene Lage angemessene Form des Darlehens als Rentenvertrag (Lehen).[1] Damals herrschte die Naturalwirthschaft, wie vielleicht in der Zukunft die Socialwirthschaft herrschen wird. Socialwirthschaft kannte schon das Mittelalter, unsere Zeit aber hat mit der Auflösung aller Stände und Berufsverbände der individuellen Ungebundenheit Thür und Thor geöffnet und ein Chaos geschaffen, wo nur das Faustrecht gilt und die Ausnützung und Ausbeutung, die geschickte Spekulation und das börsenmäßige Spiel mit dem Geld die meiste Aussicht hat.

Wohl übt der Staat noch einen großen Einfluß auf das Wirthschaftsleben des Volkes aus durch Zölle, Tarife, Steuern, Recht und Gesetz, wie wir schon früher ausführten, allein noch mächtiger ist der Einfluß der Börse und des Geldmarktes und man sollte, statt von Nationalökonomie

1) Vgl. mehr darüber bei Grupp, Kulturgeschichte des Mittelalters (Stuttgart 1894) II, 139, 145, 295 ff.

und Volkswirthschaft, wohl richtiger von Börsenwirthschaft sprechen. Denn der Macht der Börse untersteht die gesammte, nicht bloß nationale, sondern auch internationale Produktion angefangen von den Bergwerken und dem Getreidebau bis zur entwickeltsten Industrie. Sie handelt in der Waarenbörse mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, mit Kohlen und Petroleum, Kaffee und Zucker, und in der Effektenbörse fast mit der gesammten industriellen und commerziellen Arbeit. Selbst der Staat und die Staatsfinanzen liegen größtentheils in ihrer Hand, da ihr die Vermittlung mit den Staatsgläubigern obliegt.

Eine Hauptsorge der Staaten ist es denn auch, kräftige Börsen und Banken d. h. vermögliche Kapitalisten zu besitzen, und diese Fürsorge ist der einzige, aber auch schwerste Hemmschuh für die erste und wichtigste Pflicht des Staates, nämlich die progressive Einkommensteuer. Wenn man den großen Kapitalisten in dem Maße zusetzen würde, wie es die Gleichheitsfanatiker wünschen, so, befürchten die Regierungen, möchten jene aus dem Lande wandern. Eine kräftige Kapitalmacht vermag allerdings allein noch die Folgen einer ungünstigen Handelsbilanz einigermaßen aufzuheben, die in einem früheren Aufsatze von uns dargelegt wurden.[1]) Diese fremden Staaten, welche mit einer günstigeren Bilanz arbeiten, vor allem Amerika, sind uns so lange nicht allzu gefährlich, als Besitzer mexikanischer Grubenwerke, nordamerikanischer Farmen und Eisenbahnaktien u. s. f. in Frankfurt und Berlin sitzen, so lange einheimisches Geld im Ausland für sich arbeiten läßt, sei es nun in Form von Argentinern, Chinesen, Türken und Russen.[2])

1) Histor.-polit. Bl. Bd. 115, 368.

2) In den letzten Jahren hat sich das europäische Kapital von den „exotischen" Papieren wegen ihrer Unsolidität zurückgezogen. Dadurch erklärt sich das bekannte Steigen der deutschen Papiere, vor allem der Staatspapiere. Als sehr unzuverlässig haben sich unter anderen auch die nordamerikanischen Eisenbahnverwaltungen gezeigt.

Aus diesem Grunde vielleicht mehr noch, als weil die großen Kapitalien für die heimische Industrie nöthig sind, mag der Staat seine Hand nicht dazu bieten, das fortwährende Anwachsen der großen Kapitalien zu verhindern, und verpönt das „Ideal des Communismus“, die progressive Einkommensteuer, der man wohl die Confiskation alles über ein bestimmtes Durchschnittsmaß hinausgehenden Vermögens an die Seite stellt. Aber nicht bloß vor diesem Ideal schützt der Staat die Kapitalien, sondern er hegt und pflegt auch mit rührender Fürsorge deren volle Bewegungsfreiheit, die Spekulation und das Differenzgeschäft, die kapitolistische Knechtung der Arbeiter und Schuldner, die Ausbeutung und Auspfändung, die oft noch schlimmer ist, als der Schuldthurm der Vergangenheit, die Cartell- und Ringbildung u. s. f., und zwar immer aus dem gleichen Grunde, weil die Verfolgung des Kapitales einen Staat wirthschaftlich schwächt, so lange die Verfolgung nicht international ist.

In der jüngst abgeschlossenen Börsenenquête hat man den Börsen alles mögliche Gute nachgesagt: Belebung des Unternehmungsgeistes, Ausgleich der Preise und Sicherstellung gegen die Schwankungen des Geldmarktes. Es ist ja etwas Richtiges daran; ohne Vermittlung der Börse wären viele gute, aber auch viele faule Aktiengründungen unterblieben. Ein starkes Sinken der Waarenpreise trifft zu einem großen Theil diejenigen, welche fälschlich auf Hausse spekulirten, d. h. die betreffenden Waaren kauften, aber die Consumenten werden in der Regel weniger von einem Sinken, als von einem Steigen der Preise etwas spüren. Endlich gewährt die Börse eine Art Versicherung, genauer gesprochen eine Selbstversicherung, nicht blos indem sie den Haussespekulanten zugleich ermöglicht, Baissespekulanten zu sein, sondern auch die Producenten gegen das Sinken ihrer eigenen Waaren sichert. Ein Getreideproducent oder Zuckerfabrikant, der ein großes Lager der betreffenden Waare besitzt, kann an der Börse auf Baisse d. h. gegen sich selbst spekuliren.

Allein es wurde von den Sachverständigen dabei bemerkt, die Zeitpunkte der Baisserealisationen und des Absatzes der eigenen entsprechenden Waaren fallen nie zusammen und dadurch könne die ganze Spekulation zu nichte werden.

Die Börse verbindet die Fehler und Gefahren des raffinirtesten Spieles mit denen des ausgesprochensten Zwischenhandels. Sie stellt die condensirteste Form des Zwischenhandels dar. Gegen diese Gefahren hilft es wenig, wenn die Reichsregierung sich jetzt darauf beschränken will, die Zahl derer, die zur Börse (zunächst blos zur Waarenbörse) zugelassen sind, zu verringern. Es wird vielmehr Sache der Socialwirthschaft der Zukunft sein, den Zwischenhandel namentlich im Großen, aber auch womöglich im Kleinen zu beseitigen durch Organisirung der Produktionsstände.

Die Produktionsstände oder Produktionsgenossenschaften, die in rohen Umrissen schon zum Zweck der Unfallversicherung zusammengefaßt sind, müssen den Handel ihrer Produkte selbst in die Hände nehmen, vor allem ist es nothwendig für den tüchtigsten, wichtigsten und stärksten Produktionsstand, die Bauernschaft. Der Antrag Kanitz oder Schwerin enthält in dieser Hinsicht, mag seine staatsmonopolistische Form noch so verfehlt sein, einen fruchtbaren Keim und Kern, welcher der weiteren Entwicklung fähig und würdig ist. An Stelle des Staates müßte eben die landwirthschaftliche Genossenschaft den Getreidehandel betreiben. Dies liegt ja auch vollständig im Programm des Centrums, das immer und immer wieder eine Association der Berufsstände fordert und zwar eine Association nicht nur zur Sicherung des Credits, sondern auch zur Beeinflussung oder Bestimmung der Verkaufsbedingungen. Das mittelalterliche System der Maximaltarife könnte so in veränderter, zeitgemäßer und angemessener Form als Minimaltarife wieder aufleben, sofern sie wenigstens zur Sicherung der Produktionskosten dienen. Im heutigen schrankenlosen Wettbewerb kommen viele Produktionszweige, wie man alle Tage klagen hört,

nicht einmal mehr auf ihre eigenen Kosten. Die Concurrenz müßte freilich auch eingeschränkt werden, was wohl eben so schwierig wäre, wie die Festsetzung der Minimaltarife Unmöglich wäre aber beides nicht.

Die Organisirung der Gesellschaft nach Berufsständen und Produktionsgenossenschaften würde so viel bedeuten, wie die Durchführung des edelsten Socialismus, sie würde das sociale Zeitalter der Zukunft, die Periode der Socialwirthschaft einleiten. Denn darüber kann kein Zweifel bestehen, dem Socialismus in der einen oder andern Form gehört die Zukunft, alle Klagen der Kapitalisten und alle Zögerungen der Regierungen können seinen Sieg nicht hindern. Unter den heutigen Verhältnissen kann wohl das Kapital sich organisiren an der Börse, in Ringen und Cartellen, nicht aber die ehrliche Arbeit. Die Gewerkvereine d. h. die Gesellenzünfte der Gegenwart werden mit Mißtrauen betrachtet und gedeihen am besten in den Ländern vollständiger Freiheit, in Amerika und England, wo sie die großartigste Rolle spielen und eine vielleicht bessere Arbeiterversicherung in's Werk gesetzt haben, als unsere social sein wollenden Staaten. Die Handels- und Gewerbekammern, sowie die landwirthschaftlichen Vereine und Landwirthschaftskammern stehen unter dem doppelt unglücklichen Einflusse der Bureaukratie und der Großbetriebe, und ihre Wirksamkeit geht über ein unmaßgebendes Berathen der Regierungen nicht hinaus. Die Bewegung zur Neubildung der Meisterzünfte oder Innungen kam über Anfänge nicht hinaus. Der österreichische Versuch mit Innungen soll keine günstigen Erfolge gehabt haben und zu keiner Nacheiferung anreizen. Nichtsdestoweniger bleibt aber die Zusammenfassung der Berufsstände, die sich auch im parlamentarischen Leben bemerklich machen würde,[1] die Aufgabe der Zukunft. Denn

1) Besonders der Nationalökonom und frühere österreichische Minister Schäffle ist für Umgestaltung der Volksvertretung zu einer Vertretung der Berufsstände oder Interessenvertretung. Einen Anfang

nichts anderes ist der Sinn und Kern der socialen Frage, als die Vergesellschaftung und die Socialisirung der Stände und die sociale Gliederung der Gesellschaft. Der Socialismus der Arbeiter muß ergänzt werden durch den Socialismus der Bauern und Handwerker, nichts wäre besser geeignet, dem, was man bisher Socialismus nannte, den einseitigen Charakter zu nehmen, als eine weitere Ausdehnung und Umbildung für andere Stände. Man hat dem Antrag Kanitz den Vorwurf gemacht, er sei socialistisch, und das ist richtig sowohl im engeren als weiteren Sinne. Ob die Bauern nach höheren Preisen oder die Arbeiter nach höheren Löhnen rufen, ist das gleiche, aber auch darin stimmen beide überein, daß sie ihre Hilfe vom Staatsbetriebe erwarten. Indessen kann jener Vorwurf als ernstlicher Vorwurf gar nicht in Betracht kommen. Ein socialer Geist, ein Corpsgeist, wie er die Arbeitermassen erfüllt, wäre auch für andere Stände, vor allem für den Bauernstand wünschenswerth. Socialistisch war auch der Antrag Ratzinger's in der bayerischen Kammer, den bäuerlichen Genossenschaften im Sinnne des Mittelalters und des germanischen Rechtes ein Aufsichts- und Mitbestimmungsrecht über Wechsel und Umtrieb von Grund und Boden zu gewähren. Der Socialismus bedeutet Stärkung und Sicherung der in der kapitalistischen Wirthschaft isolirten Individuen gegen die schlimmen Folgen der Freiheit, gegen schrankenlosen Wettbewerb, wie gegen den eigenen Leichtsinn.

Schon manches ist in dieser Richtung geschehen, man denke an die Arbeiterversicherung, an das Gesetz gegen unlautern Wettbewerb, gegen den Hausirhandel u. s. f., aber

---

zur Realisirung dieses Gedankens wollte 1894 der württembergische Minister Mittnacht mit der Berufung von je einem Vertreter des Bauern-, Gewerbe- und Handelsstandes in die zweite Kammer machen, indessen scheiterte dieser Gedanke wie der ganze Reformvorschlag Mittnacht's an seiner gouvernementalen Zuspitzung.

das Meiste bleibt noch zu thun übrig. Inzwischen ist wenigstens negativ die Bewegung gegen die ausschließliche Herrschaft des Kapitals lebhaft in Fluß. Eins der wichtigsten Symptome dieser Bewegung ist die Herabsetzung des Zinsfußes auf 3 Procent. Besonders klar wird Einem das, wenn man bedenkt, welchen Entrüstungssturm unter der kapitalmächtigen Bourgeoisie im Anfang unseres Jahrhunderts der Plan einer Conversion der fünfprocentigen Staatsanleihe in eine vierprocentige hervorrief, den die Restaurationsregierung in Frankreich zur Entschädigung des emigrirten Adels durchführen wollte. Heute hört man auf solche Klagen im Großen und Ganzen nicht mehr. Der Zinsfuß könnte vielleicht noch weiter zurückgehen, wenn nicht die Staaten durch ihre Kriegs- und Eisenbahnanlehen[1]) den Zinsfuß auf einer übertriebenen Höhe erhalten würden. In England beträgt der Zinsfuß, ohne daß er die großartige Industrie des Landes beeinträchtigen würde, nur 2 Procent, für Darlehen auf kurze Sicht nur 1 Procent.

Ein zweites Symptom jener Bewegung gegen den Kapitalismus ist die Währungsfrage. Die natürliche Bewegung auf dem Geldmarkte geht seit dem Mittelalter auf eine Verbilligung des Edelmetalles, die Verbilligung des Metalles aber schadete immer den besitzenden Klassen und es ließe sich das Zinsnehmen gegenüber dem mittelalterlichen Zinsverbot schon dadurch rechtfertigen, daß das Geld je länger je mehr sich zwar nicht abnutzt, aber an Kaufkraft verliert. Nun hat aber der Kapitalismus ein Mittel gefunden, jene Bewegung aufzuhalten und sogar in die entgegengesetzte Richtung zu treiben, nämlich die Goldwährung. Die Goldproduktion ist so gering, daß der Goldzufluß mit dem Wachsen wirthschaftlicher Werthe nicht gleichen Schritt hält,

---

1) In Oesterreich die Gold- und Silberanlehen zur Beseitigung des Papiergeldes.

die Golddecke ist zu kurz. Das kommt nun alles den großen Kapitalbesitzern zu gut und schädigt die erwerbende Arbeit, die auf Credit angewiesen ist. Die Produktivstände wünschen ein billigeres Geld, namentlich diejenigen, welche Schulden aufnahmen zum Zwecke von Meliorationen und Unternehmungen. Hinter den großen Parteien der Goldmänner und Bimetallisten verbirgt sich daher der große Gegensatz von besitzenden und erwerbenden Ständen, jene wollen eine theuere, diese eine billigere, oder wie man es unrichtig ausdrückt, eine schlechtere Währung.[1])

Ein drittes Symptom sind die Bestrebungen zur Einschränkung des hypothekarischen oder Pfandcredits zu Gunsten des Rentenprincips und die Beschränkung der Creditfähigkeit durch Verschuldungsgrenzen und das Heimstättengesetz. Die jederzeitige Kündbarkeit und Realisirbarkeit der Darlehen durch Hypotheken ist ein Damoklesschwert, unter dessen Bedrohung für Wucherer alles zu erreichen ist. Die Einführung unkündbarer Rentendarlehen würde zwar das Kapital von dem landwirthschaftlichen Credit zurückschrecken, aber nur so lange, als die sociale Wirthschaftsgesetzgebung nicht vollendet wäre; bis dahin müssen eben der Staat im Großen und die Raiffeisenvereine im Kleinen einspringen. In Preußen ist durch Schaffung von Rentengütern, zunächst zum Zwecke

1) Durch diese Ausführung berichtigen sich die kleinen Irrthümer, die uns in einem früheren Aufsatz („Gegenwartsnöthe und Zukunftsbilder“ Histor.-polit. Bl. Bd. 113, 550) mitunterliefen, von selbst. Die Frage ist zu sehr verwickelt, nicht zwar an sich, aber in Folge der dabei mitunterlaufenden Interessen. Die Goldmänner pflegen genau, wie die Freihändler, den wahren Sachverhalt zu verschleiern, und auch die Silbermänner sprechen nicht immer klar, weil sie sich der egoistischen Motive schämen, die auch bei ihnen im Hintergrund liegen. Das ist überhaupt der Fehler der meisten nationalökonomischen Abhandlungen, daß sie von hohen Principien und von Interessenharmonien reden, anstatt klipp und klar die höchst realen und meistens sehr einseitigen Interessen einzugestehen, die im Hintergrund liegen.

der Colonisirung und Germanisirung bereits der Anfang gemacht. Auch die Verschuldungsgrenze und die Ausnahme der Heimstätten von Schuldexekutionen würde allerdings, wie die kapitalistische Wissenschaft betont, die Creditfähigkeit und damit die Unternehmungslust vermindern, allein die Vortheile wären doch größer als die Nachtheile. Ebenso verhält es sich mit dem Grunde, den man gegen das Anerbenrecht ins Feld führt: an Stelle von Baarkapitalien Renten den Geschwistern und Anerben auszuwerfen, verhindere die Unternehmungslust. Ein solcher Grund ist nur stichhaltig auf dem Boden der kapitalistischen oder individualistischen Wirthschaft.

Welchen Mißbrauch unsere heutige Hypothekengesetzgebung gestattet, hat sich am grauenhaftesten am Bauwesen gezeigt. Die Bauspekulanten ließen durch mittellose Bauunternehmer Baugründe erwerben und sich eine Hypothek auf den Baugrund zuschreiben. Der Bauunternehmer baut wieder mit Hilfe des Spekulanten, der sich für jede gegebene Summe am Bauwerk ein entsprechend hypothekarisches Recht sichern läßt, rüstig weiter, die Bauhandwerker bekommen höchstens anfangs oder gar keine Bezahlung. Auf einmal stockt der Bau, der Spekulant gibt kein weiteres Geld mehr her, es beginnt das gerichtliche Verfahren gegen den Bauunternehmer, bei dem wohl der Hypothekenbesitzer, nicht aber die Bauhandwerker ihre Befriedigung erhalten. Die Zimmerleute und Maurer haben umsonst gearbeitet, für sie ist unser heutiges Recht noch ungünstiger, als das römische, welches den Bauwerkleuten, wie allen, die etwas zum Nutzen der Pfandsache verwendet hatten, das privilegium in rem versionis zugestand. Heute genießt dieses Privilegium vor allem der Fiskus!

---

## XXIV.
## Rosenkranzfest und Rosenkranzandacht.

1. Das Festum Rosarii B. M. V. wurde, nachdem es längst von dem Dominikanerorden und den Rosenkranz-Bruderschaften gefeiert worden war, durch Clemens XI. im Jahre 1746 für die ganze Kirche vorgeschrieben. Durch Papst Leo XIII. erhielt dieses Fest am 5. August 1888 ein eigenes Officium und einen höheren Rang. Das Rosenkranzfest, auch protectio B. M. V. genannt, fällt mit dem Feste Mariä vom Siege zusammen. Das Kirchenlied des Volkes erinnert noch daran; es beginnt mit der Strophe:

„O Maria, Jungfrau hehr,
Führerin zu Land und Meer,
O Maria, Siegerin!
Froh in deinem Siegesglanze
Knie'n wir mit dem Rosenkranze,
O Maria, Siegerin!"

Das Andenken (commemoratio) an die seligste Jungfrau vom Siege ist vom Papst Pius V. zur Danksagung für den am 7. Oktober 1571 über die Türken in der Seeschlacht bei Lepanto erfochtenen Sieg angeordnet worden. Im 16. Jahrhundert wurden die Angriffe der Türken für die ganze Christenheit gefahrdrohend; von Constantinopel aus, das sie im Jahre 1453 eingenommen hatten, dehnten sie ihre Eroberungen und Beutezüge immer weiter aus. Selim II. faßte den Plan, Italien zu erobern, und rüstete zu diesem Zwecke eine furchtbare Kriegsflotte aus. In jener Zeit war Pius V. heiligen Andenkens das Oberhaupt der Christenheit. Seinen unablässigen Bemühungen gelang es, einen Theil der christlichen Fürsten zur Abwehr des Erbfeindes der

Christenheit zu vereinigen; er vertraute auf die Hilfe des Himmels und ordnete für die ganze Kirche Fasten und Gebete an, vornehmlich das Gebet des heiligen Rosenkranzes. Dem Befehlshaber des christlichen Heeres übersandte er seinen Segen und versicherte ihn eines unzweifelhaften, glänzenden Sieges. Zugleich ermahnte er ihn, alle Soldaten, die nicht aus reiner Meinung mitgezogen wären, sowie Alle, deren Leben nicht sittlich rein wäre, zu entlassen, damit nicht deren Sünden sie des Sieges unwürdig machten. Wie ein zweiter Moses erhob er dann seine Hände im Gebete zu Gott und mit ihm alle frommen Vereine des heiligen Rosenkranzes.

Am 7. Oktober 1571 begegneten sich die beiden Flotten im Golfe von Lepanto. Die Türken eröffneten das Feuer und der Wind war ihnen günstig. Rauchwolken umhüllten die Fahrzeuge der Christen und erschwerten es ihnen, die Angriffe des Feindes zu erwidern. Schon glaubten die Türken des Sieges gewiß zu sein, als der Wind sich legte und nach kurzer Ruhe mit gewaltigem Brausen gegen die türkische Flotte sich wendete. Hierin erkannten die christlichen Soldaten die sichtbare Hilfe des Himmels; sie begannen den Kampf mit neuem Muthe. Es währte nicht lange, und sie waren bis zum Admiralsschiffe der Feinde vorgedrungen, das sie im Sturme wegnahmen. Ali, der Befehlshaber der Türken, fiel und die ganze feindliche Kriegsmacht löste sich in wilder Flucht auf. Gegen 50,000 Türken kamen um, 7000 wurden gefangen genommen; von ihren 280 Kriegsschiffen retteten sich nur 40; es erlangten 15,000 Christen, die als Galeerensklaven auf den feindlichen Schiffen dienen mußten, die Freiheit wieder. Das Gold, das in der Seeschlacht den Türken abgenommen war, wurde zum Schmucke der römischen Kirche Maria im Capitol (Santa Maria in ara coeli) verwendet.

Pius V. erhielt die Nachricht von diesem glorreichen Siege durch eine himmlische Offenbarung. Es waren ge-

rade mehrere Cardinäle um ihn versammelt, um wichtige kirchliche Angelegenheiten zu erledigen. Plötzlich erhebt sich der Papst, eilt zum Fenster, öffnet dasselbe, schaut zum Himmel und ruft erstaunt aus: „Es ist jetzt keine Zeit, Geschäfte zu erledigen; wir müssen nur daran denken, Gott Dank zu sagen für den glorreichen Sieg, den er dem christlichen Kriegsheere verliehen hat". Den Oberbefehlshaber des christlichen Heeres, Don Juan d'Austria, begrüßte der Papst mit den Worten der Schrift: „Es war ein Mann von Gott gesandt, und dieser hieß Johannes". In dem Canonisationsprocesse des großen Papstes wurde die erwähnte wunderbare Offenbarung genau untersucht und als unzweifelhaft dargethan. An den Tagen vor der Schlacht hielten in der Christenheit alle Rosenkranz-Bruderschaften Bittprocessionen, um für die christlichen Waffen den Sieg zu erflehen. Pius V. war so sehr überzeugt von dem Schutze und der Hilfe der heiligen Gottesmutter, daß er zum Andenken an den Sieg ein eigenes Fest anordnete. In die lauretanische Litanei wurde die Bitte eingefügt: „Maria, Hilfe der Christen, bitte für uns!" Das von Pius V. eingesetzte Fest der Danksagung hat Gregor XIII. auf den ersten Sonntag des Monats Oktober verlegt und mit dem Rosenkranzfeste vereinigt.

2. Das Rosenkranzfest ist das Hauptfest der zahlreichen Rosenkranzbruderschaften geworden, welche in der Verehrung der gebenedeiten jungfräulichen Mutter unseres Herrn einen heiligen Wetteifer an den Tag legten; sie wurden mit kirchlichen Gnaden reich beschenkt und gehörten bald zu den bedeutendsten frommen Genossenschaften. In Deutschland war besonders der selige Dominikaner Alanus für die Verbreitung des Rosenkranzgebetes thätig. Mit welchem Erfolge, das erhellt aus einem Verzeichnisse des Dominikanerklosters zu Köln vom Jahre 1475, welches 475,000 Mitglieder aufweist. Dort standen in dem Bruderschaftsbuche vom heiligen Rosenkranze eingeschrieben folgende Personen: Kaiser Friedrich III.

und seine Gemahlin Eleonore von Portugal; die beiden Herzoge von Oesterreich Maximilian und Sigismund; die fürstlichen Gebrüder Sigismund, Ernst und Rudolf von Anhalt; Christophorus, Markgraf von Baden; Ludovicus, Landgraf von Hessen; Friedrich, Markgraf von Brandenburg und viele andere fürstliche Personen. Eine große Anzahl von Klöstern und Abteien ließ sich mit allen Angehörigen und Unterthanen geistlichen und weltlichen Standes in Köln einschreiben. Wie alles Gute in der Christenheit durch Trübsal und Verfolgung geläutert und im Kreuze vollendet wird, so ist auch das altehrwürdige Rosenkranzgebet in glaubensarmen Zeiten wiederholt verkannt und verachtet worden. So hob, um nur ein Beispiel anzuführen, Kaiser Joseph II. nicht nur die Rosenkranz-Bruderschaften, sondern sogar das Rosenkranzgebet selbst auf. Doch hat diese Maßregel einer rohen, thörichten Aufklärung, die dem Unglauben zu Gefallen die christliche Frömmigkeit verfolgte und bedrängte, nicht lange nachgewirkt. Die Rosenkranzandacht hat gerade in neuerer Zeit einen mächtigen Aufschwung genommen — ein Zeichen von guter Vorbedeutung für die Zukunft und ein Beweis und ein Unterpfand für den Aufschwung des kirchlichen Lebens. Zu den Ehrentiteln, welche der allerseligsten Jungfrau in der Lauretanischen Litanei beigelegt werden, hat der heilige Vater Papst Leo XIII. den Titel „Königin des hochheiligen Rosenkranzes" hinzugefügt, und der Monat Oktober ist in besonderer Weise dem heiligen Rosenkranzgebete geweiht.

Die Einrichtung dieses Gebetes muß als vortrefflich und gedankenreich anerkannt werden. Dasselbe beginnt mit dem apostolischen Glaubensbekenntniß; „ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen". Daran schließt sich die Bitte um die Vermehrung der drei göttlichen Tugenden, deren Uebung das christliche Leben ausmacht. Der Betende preist dann durch das uralte „Ehre sei dem Vater" mit den Engeln des Himmels den dreieinigen Gott und gedenkt, wenn

er sich, wie es im Volke gewöhnlich geschieht, hiebei mit dem heiligen Kreuzzeichen segnet, des Hauptgeheimnisses des christlichen Glaubens; dann folgt das Gebet aller Gebete, das Vaterunser, darauf mit Einflechtung des Erlösungsgeheimnisses das Ave Maria. Die öftere Wiederholung derselben heiligen Worte ist ein Ausdruck der angelegentlichen Bitte und steigert die Weihe des Gemüthes und die Innigkeit der Andacht, wie ja auch in dem Psalm 135 die Worte „die Barmherzigkeit des Herrn währet ewig" mehr als dreißigmal wiederholt werden.

Der Name „Rosenkranz" wird in verschiedener Weise erklärt. Die Rose, die Königin der Blumen und das uralte Sinnbild der Liebe, wurde schon in alter Zeit vorzugsweise der allerseligsten Jungfrau geweiht, als der Mutter der Liebe und des Erbarmens und der Fürsprecherin für die Sünder. Auf die heilige Jungfrau wurde die Stelle des hohen Liedes (2,2) bezogen: „Wie die Lilie unter den Dornen, so ist meine Freundin unter den Töchtern." Maria heißt die Rose von der Wurzel Jesse (Isaias (11,1); daher das alte Kirchenlied: „Eine Rose ist entsprungen, von Jesse war die Art." Von der Rose hatte man die Meinung, daß sie vor dem Sündenfalle der Menschen ohne Dornen war, da die Dornen erst wuchsen nach der Sünde und nach dem über die Erde von Gott verhängten Fluche. Die unbefleckt empfangene Jungfrau wird daher auch die Rose ohne Dornen, d. i. ohne Sünde genannt. Die Kirche hat deshalb das Sinnbild der Rose ganz besonders der heiligen Jungfrau geweiht; in ihrer Litanei wird sie als die geheimnißreiche Rose (rosa mystica) begrüßt. Es hat nun nach der Meinung Vieler das Rosenkranzgebet seinen Namen davon erhalten, weil die Mutter Gottes, deren Fürbitte in diesem Gebete besonders angerufen wird, von der Kirche als rosa mystica gepriesen wird.

Nach Anderen hat der Rosenkranz von den aus Rosenholz gemachten Perlen seinen Namen; letztere sollen ur-

sprünglich in der Form kleiner Rosen geschnitzt worden sein, was gleichfalls zu der Benennung „Rosenkranz“ Anlaß geben konnte. Im Morgenlande nahm man zu den Perlen des Rosenkranzes die schwarzen Bohnen des Ginsterstrauches; die Pilger, welche solche Rosenkränze in die Heimat mitnahmen, sollen zuerst den Ginsterstrauch in Europa verbreitet haben. Es kann übrigens der Name „Rosenkranz“ auch sinnbildlich gedeutet werden. Wie die Rose aus grünen Blättern, aus Dornen und der herrlichen Blume besteht, so ist auch das Rosenkranzgebet dreifach: der freudenreiche Rosenkranz, welcher die Vorbereitung und die Nähe, der schmerzenreiche, welcher die Vollendung, und der glorreiche, welcher die Früchte des Erlösungswerkes vergegenwärtigt.

3. In neuerer Zeit wurden, der christlichen Andacht entsprechend, manche Mutter-Gotteskirchen unter dem Titel „Königin des hochheiligen Rosenkranzes“ (in honorem B. M. V. reginae s. Rosarii) geweiht. Diese Kirchen sind gewöhnlich mit Bildern geschmückt, die auf den erwählten Titel Bezug haben. Maria als die Beschützerin der Rosenkranzandacht ist von der christlichen Kunst oft dargestellt mit einem Kranze von weißen, rothen und goldenen Rosen zu ihren Füßen; dadurch werden die freudenreichen, schmerzreichen und glorreichen Geheimnisse dieser Andacht angedeutet. Als Inschrift wird meist beigefügt der Anfang des bekannten Gebetes: „Memorare, o piissima Virgo Maria.“ Ein auf die Einführung des Rosenkranzfestes bezügliches Bild von Albrecht Dürer wird in dem Stifte Strachow bei Prag aufbewahrt; es stellt dar, wie Kränze von blühenden Rosen den Vertretern der geistlichen und weltlichen Stände überreicht werden. Bemerkenswerth ist ein schönes Gemälde in St. Andreas zu Köln. Es stellt den hl. Dominikus, den Einführer der Rosenkranzandacht, dar mit zwei Genossen, und die Christenheit, in zwei Reihen geordnet, wendet sich bittend an die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau. Auf der einen Seite kniet das männliche Geschlecht vom Kaiser,

König, Herzog herab bis zu den Geringsten der Welt- und Klosterleute. Auf der andern Seite ist das weibliche Geschlecht in gleicher Weise und Abstufung geordnet.

Sogenannte Rosenkranzbilder sind Darstellungen der allerheiligsten Dreifaltigkeit und anderer Geheimnisse des christlichen Glaubens, welche von aus Rosen geflochtenen Kränzen umrahmt werden. So ist auf einem Bilde der Kirche zu Weilheim die heilige Jungfrau mit dem Kinde von drei Kränzen umgeben; der äußere hat weiße Rosen, welche an die Kindheit des Herrn erinnern sollen; der mittlere hat rothe Rosen zur Bezeichnung des Leidens Christi; der innere goldene Kranz deutet die Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn, sowie das glorreiche Geheimniß des Pfingstfestes an. Auch hat die heilige Gottesmutter als Königin des Rosenkranzes das Jesuskind auf den Armen, und beide halten Rosenkränze. Um sie herum sind gewöhnlich auf kleineren Bildern die fünfzehn Geheimnisse des Rosenkranzes dargestellt. Es gibt auch Bilder, auf denen die seligste Jungfrau, das Jesuskind auf dem Schooße, dem hl. Dominikus (neben dem die Kugel und der Hund mit der brennenden Fackel) und der hl. Rosa von Lima (als Dominikanerin, die Dornenkrone auf dem Haupte) Rosenkränze reicht. Auf anderen Bildern gibt das Jesuskind dem hl. Dominikus den Rosenkranz. Das Gemälde von Laurentius Loth stellt dar, wie die seligste Jungfrau dem hl. Dominikus den Rosenkranz reicht, während die hl. Rosa das Christkind in die Arme nimmt. Bei diesen Bildern ist die Farbensymbolik oft sorgfältig berücksichtigt; so sind die ersten drei Perlen blau (Glaube), grün (Hoffnung) und roth (Liebe), um die drei göttlichen Tugenden zu versinnbilden.

4. Die heiligen Ordensstifter Franziskus und Dominikus, welche zu gleicher Zeit lebten und mit einander befreundet waren, haben beide dem christlichen Volke eine Andachtsübung hinterlassen, von der ein reicher Segen ausgegangen ist; der Erstere die Kreuzwegsandacht, der Letztere das

Rosenkranzgebet. Von jeher hatten die Gläubigen die fromme Uebung, die hehre Gottesmutter mit dem Ave Maria zu begrüßen. Der Engel Gottes hatte diesen Gruß angestimmt, Elisabeth hatte ihn fortgesetzt, die Kirche hat den Schluß gemacht. Man wiederholte auch dieses Gebet, aber ohne bestimmte Ordnung. Der hl. Dominikus brachte diese Begrüßungen und Bitten in eine geordnete Reihenfolge und verband sie mit den großen Geheimnissen des Lebens und Leidens Christi und seiner heiligen Mutter. Der aus Gebetsperlen zusammengereihte Rosenkranz hatte, wie der in Altengland übliche Beltis, die praktische Bestimmung, dem Volke als eine Art Handbuch beim Beten zu dienen. Der kleine Rosenkranz hieß die Krone und enthielt 33 Perlen nach den Lebensjahren des Heilandes und fünf große Perlen nach den heiligen fünf Wunden; der mittlere Rosenkranz zählte 63 kleine Perlen nach den Lebensjahren der heiligen Jungfrau und sieben große Perlen nach ihren Freuden und Leiden. Der große Rosenkranz zählte 150 kleine und 15 große Perlen, so daß auf zehn Ave Maria ein Vaterunser kommt. Er wurde „Psalter" genannt mit Bezug auf die 150 Psalmen, gewöhnlich „Marienpsalter", weil er der heiligen Mutter Gottes geweiht ist.

Ueber die Volksthümlichkeit des Rosenkranzgebetes sagt treffend Bischof Eberhard: „Inmitten eines reichen, sehr lebendigen und bewegten, äußerst mannigfachen Lebens in Welt und Kirche ließ Gott durch die Stifter der tiefsinnigsten Theologie, durch den geistlichen Vater des größten Gottesgelehrten ein Gebet einführen, welches so einfach ist, daß ein Kind es mit Leichtigkeit beten und seine einfachen Gedanken darein letten kann, und welches hinwiederum so tiefsinnig in seinen Geheimnissen ist, daß der größte Theologe mit den erhabensten Betrachtungen die Worte begleiten kann, die in ihrer einfachen Wiederholung seine Betrachtung beleben und sie niemals stören. Die außerordentliche Beliebtheit, welche dieses Gebet in der großen Zeit seiner Entstehung

erlangte, die es erst wieder verlor in einer flachen Zeit und die immer wieder auflebt, wenn das religiöse Leben erstarkt, ist der beste Beweis, daß es einem wahren, allgemeinen, tiefen Bedürfnisse entspricht. Es gewährt einen lieblichen Anblick, wie dieses Gebet durch die ganze Christenheit ging. Albertus der Große, Thomas von Aquin, die Celebritäten der Wissenschaft legten von Zeit zu Zeit Schrift und Feder nieder, um in diesem Gebete, wie in einem Rosengarten, sich zu ergehen in heiliger Weise. Und in derselben Weise faltete der Landmann, von harter Arbeit ermüdet, seine schwieligen Hände zu gleichem Gebete. Die Königin auf dem Throne, wie die letztbekehrte arme Indianerin in einer Hütte von Baumzweigen waren in diesem Gebete wie in einem Kranze von Rosen vereinigt. Der Rosengarten Mariä grünte und duftete durch die ganze Christenheit, welche damals eine so schöne und liebliche Gemeinschaft der Heiligen war."

Durch die Einführung des Rosenkranzfestes hat diese Andacht eine mächtige Förderung erhalten. Dasselbe gab Gelegenheit, in den Predigten dieses große Volksgebetbuch zu erklären und zu empfehlen. Der Sachsenspiegel nennt unter den Gegenständen, welche die Tochter von der Mutter erben soll, außer „frommen Büchern" auch ‚psaltere' und tzapel (chapeletus, Rosenkranz); so hatte die fromme Vorzeit die Anordnung getroffen, daß die Töchter den Rosenkranz der Mutter als ein kostbares Erbstück in Ehren halten sollten. Die Perlen desselben, fromm und andächtig benutzt, mehren und sichern ein hohes Gut — Lebensglück und Gottesgnade.

Es sei zum Schlusse noch daran erinnert, daß der Aufbau dieses großen Volksgebetes manche Aehnlichkeit zeigt mit dem Bilderschmucke alter Kirchen: in der Vorhalle derselben waren nach altem Brauche die Bilder der Verkündigung Mariä, in dem Schiffe der Kirche die Stationen des Leidens, in dem Sanctuarium oder Chore die Darstellungen der Auferstehung und der Himmelfahrt des Herrn.

Darfeld (Westfalen). Dr. Heinrich Samson, Vikar.

## XVIII.

# Zeitläufe.

Die „Emser-Depesche" vom 13. Juli 1870 und der Schluß des Vatikanischen Concils.

Den 12. August 1895.

Unsinnige Zusammenstellung: mag man sagen beim Lesen der Ueberschrift. Allerdings, sie hat aber ihren Grund in dem schmachvollen Auftreten einer ganzen Anzahl protestantischer Zeitungen von der Farbe des „Evangelischen Bundes", darunter des Hamburger Bismarck-Blattes, welche das allerdings bedeutungsvolle Zusammentreffen zweier welthistorischen Ereignisse an dem gleichen Tage vor 25 Jahren in ihrem Sinne zur Beschmutzung der katholischen Kirche, und zur Verhetzung gegen die deutschen Katholiken insbesondere, ausbeuteten. Die „römische Politik" soll nämlich im Einverständniß mit der französischen Kriegserklärung gewesen, und deshalb das Concil abgekürzt und vorzeitig geschlossen worden seyn. Das hat allerdings Bismarck selber gesagt. Aber eben darum darf man nicht länger dem moralischen Ekel nachgeben, die Wahrheit darzulegen; und die ganze Frage, wo und von wem der Kriegsausbruch vom 18. Juli 1870 durch lügenhafte Praktiken herbeigeführt wurde, faßt sich seit Jahren in den zwei Worten zusammen: „Emser Depesche!"

Am 18. Juli 1870 wurde auf dem Vatikanischen Concil die lehramtliche Unfehlbarkeit des Papstes in Sachen des Glaubens und der Sitten als Dogma verkündigt, und an

demselben Tage des 18. Juli erging die französische Kriegserklärung an Preußen, der das napoleonische Kaiserpaar nicht mehr auszuweichen vermochte, nachdem am 15. Juli die Emser Depesche wie ein Blitz in der französischen Kammer eingeschlagen hatte. Es war das sicht- und greifbare Werk der göttlichen Vorsehung, daß es dem heldenmüthigen Papste eben noch gelang, mit der inneren Festigung der katholischen Kirche und ihrer Reinigung von den unsicheren Elementen auf den Kathedern und Amtsstühlen zum Ziele zu gelangen, solange ihm noch die Hauptstadt des heiligen Stuhles für ein allgemeines Concil zur Verfügung stand, und ehe neue Mächte die Weltbühne unsicher machten. Von dem gallikanischen Reiche hatte Pius IX. bereits mehr zu befürchten gelernt, als von Preußen in dem Falle seines Sieges. Mit diesem lebte er bis dahin im Frieden, und ein Culturkampf war in dem protestantischen Lande weitaus nicht so gefährlich, wie mit einer dem Namen nach katholischen Regierung. Was machen nun die Zeitungen der „Gustav-Adolfs-Reiter in's katholische Land" aus dem Zusammentreffen vom 18. Juli?

„In den Tagen der Erinnerung an den großen Krieg darf auch das fünfundzwanzigjährige Jubiläum der päpstlichen Unfehlbarkeits-Erklärung nicht vergessen werden. Es war kein bloßer Zufall, daß die päpstliche Unfehlbarkeit zum neuen Dogma erhoben wurde in einer Zeit, wo die deutschen Staatsmänner ihr Augenmerk auf große politische Fragen gerichtet hatten; die Unfehlbarkeitserklärung in Rom erfolgte gerade einen Tag vor der Uebergabe der französischen Kriegserklärung in Berlin. Zwischen beiden Ereignissen bestand ein innerlicher Zusammenhang. Wenn es auch nach den neuesten Mittheilungen Heinrich von Sybel's sicher scheint, daß die Kaiserin Eugenie im entscheidenden Augenblick mehr geschoben worden ist, als geschoben hat,[1]) so wird doch wohl Bismarck Recht haben mit seiner bekannten Erklärung am 5. December 1874 im deutschen

1) Bekanntlich ist auch diese falsche Angabe von Bismarck ausgegangen.

Reichstage, ‚daß der Krieg im Einverständnisse mit der römischen Politik gegen uns begonnen worden ist, daß das Concil deshalb abgekürzt ist, daß die Durchführung der Concilsbeschlüsse, vielleicht auch ihre Vervollständigung, in ganz anderem Sinne ausgefallen wäre, wenn die Franzosen gesiegt hätten, daß man damals in Rom wie auch anderswo auf den Sieg der Franzosen als auf eine ganz sichere Sache rechnete, daß an dem französischen Hofe gerade die römisch-politischen, jesuitischen Einflüsse, die dort berechtigter oder unberechtigter Weise thätig waren, den eigentlichen Ausschlag für den kriegerischen Entschluß gaben‘. Concil und Krieg waren die untrennbarsten Bestandtheile eines politischen Planes. Der Sieg der Franzosen, den man für zweifellos hielt, sollte für Rom eine neue Aera herbeiführen und den ‚neuen großen Sieg‘ Pius' IX. vervollständigen. Wie die französischen Staatsmänner von dem gefahrlosen und ruhmreichen Spaziergang nach Berlin träumten, fühlte auch Pius IX. als Unfehlbarer sich auf der Höhe seines Ruhmes; glaubte er doch seinen Thron geschirmt durch Frankreichs siegreiche Waffen.“ [1])

Wer der wirkliche Anstifter des Kriegsausbruches vom 18. Juli war, ist in den letzten drei Jahren durch unanfechtbare Zeugen, wie den König von Rumänien und sogar den Alt-Reichskanzler selbst, über allen Zweifel erhoben. Den „evangelischen“ Bundesbrüdern freilich, in denen sich der Hochmuth und die Bissigkeit des falschen Nationalismus mit dem alten protestantischen Haß verbunden hat, fehlt es völlig an Wahrheitssinn. Aber daß Bismarck sich nicht schämt, die faustdicken Lügen aus der Culturkampfzeit durch sein eigenes Leibblatt immer wieder verbreiten zu lassen, deutet auf die vollständige Gewissenlosigkeit. Vergleiche man damit, was selbst Herr von Sybel in seiner „Geschichte der Deutschen Reichsgründung“ [2]) darüber sagt:

---

1) Aus den „Hamburger Nachrichten“ s. Berliner „Germania“ vom 20. Juli d. Js.

2) Band VII, 237 ff.

„In Frankreich war Napoleon selbst durchaus von Friedensliebe erfüllt; schwach und krank, wie er war, strebte er einzig danach, die Thronfolge seines jungen Sohnes zu sichern; es war ihm zudem nicht verborgen, daß sein Heer den Truppen des Norddeutschen Bundes kaum gewachsen sein werde; ohne dringende äußere Nöthigung Krieg zu führen, war nicht seine Meinung. Ebenso war die Mehrzahl seiner Minister für Erhaltung des Friedens, solange es irgend geschehen könne; selbst der Minister des Aeußeren, ein eifriger Preußenfeind, der Herzog von Gramont, hatte keineswegs die Absicht, einen Krieg zu provociren. Die Kammern, soweit sie ministeriell gesinnt waren, folgten den Weisungen von oben, soweit sie aber oppositionell waren und die Republik anstrebten, war es ihnen ein unangenehmer Gedanke, daß Napoleon durch glorreiche Kriegsthaten neues Ansehen im Lande gewinnen könne."

Das Unglück Napoleon's war aber, daß er sich in den ersten Sechsziger Jahren in die Verschwörung mit Bismarck zur Niederwerfung Oesterreichs eingelassen hatte. „Seit 1866", sagt Graf Keratry in seiner Abhandlung über die für den Krieg von 1870 Verantwortlichen, „stellte die Opposition unaufhörlich das Werk von Sadowa als eine unleidliche Niederlage dar, die gerächt werden müsse." [1]) Was Bismarck alles als Entlohnung an Frankreich für die verrätherische Auslieferung Oesterreichs versprochen haben mag, wird wohl auch noch an's Licht kommen. Bei den von ihm sogenannten „dilatorischen Verhandlungen" mit Benedetti handelte es sich bekanntlich um Belgien und Luxemburg. Vor Kurzem sind aber über die frühesten Vertraulichkeiten zwischen den zwei Verschwörern Nachrichten aufgetaucht, mit deren Widerlegung man sich weder in Berlin, noch in Friedrichsruh bis jetzt bemüht hat. Auch Herr v. Sybel schwieg, obwohl er damals in der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" zu Augsburg sich als wohl unterrichtet von den geheimen Umtrieben erwies.

1) S. Berliner „Kreuzzeitung" vom 6. Februar 1894.

In dem kürzlich erschienenen vierten Bande der Tagebücher des seinerzeit viel genannten Publicisten Theodor von Bernhardi, der in der Confliktszeit auch enge Beziehungen zum Berliner Hofe hatte und im Jahre 1866 als preußischer Militärbevollmächtigter nach Italien ging, ist zum Jahre 1861 zu lesen: „Zu den Merkwürdigkeiten des Tages gehört auch, daß Bismarck-Schönhausen, der schon zum Gesandten in England ernannt war, durchgesetzt hat, daß man ihn nach Paris sendet. Die Politik, die er im Sinne hat, ist bekannt: ein preußisch-französisches Bündniß, Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, Vernichtung Oesterreichs, Vergrößerung Preußens im Innern Deutschlands." Fast gleichzeitig wurde ein Brief des Königs Leopold von Belgien bekannt, in dem es heißt: „Es sollte fest und scharf ausgesprochen werden, daß der Nationalverein jeden Deutschen, der schlecht genug seyn würde, Abreißungen vom Vaterlande zu proponiren, als einen Verräther auf alle Weise verfolgen werde. Leider könnte ich Deutsche nennen, die dergleichen vorgeschlagen haben, unter Andern Herrn von Bismarck-Schönhausen!"[1]) Napoleon arbeitete getreulich für die Bismarck'schen Pläne. Als vor drei Jahren der bekannte demokratische Magyaren-Führer Iranyi starb, wurde in den Nachrufen der Blätter erwähnt, daß er im Jahre 1865 in Berlin gewesen sei. Dazu bemerkt ein von den Dingen Wohlunterrichteter:

„Die Thatsache ist richtig. Mit dem Franzosenkaiser hatte Bismarck schon Anfang der 60er Jahre den Ueberfall auf Oesterreich verabredet, und für ‚wohlwollende Neutralität' allerhand deutsches Land, u. A. das Saar-Kohlenbecken, das für das kohlenarme Frankreich von besonderem Werth war, abzutreten versprochen. Die Vorbereitungen traf man von langer Hand. Um ganz sicher zu gehen, wollten die zwei Verbündeten in Ungarn einen Aufstand entzünden, und da der alte Ver-

1) Die beiden Citate zusammengestellt in der „Augsburger Postzeitung" vom 28. Juni d. Js.

schwörer Napoleon mit Kossuth und anderen Ungarn seit Mitte der 50er Jahre Beziehungen hatte — im Krieg von 1859 hetzte er den Oesterreichern eine ungarische Legion auf den Hals — so gab er Bismarck den Rath, sich eine ungarische Legion zuzulegen, und stellte ihm seine Leute zur Verfügung. Bismarck griff mit beiden Händen zu, 1865 wurde Franyi nebst anderen Ungarn nach Berlin eingeladen, und dort wurde der Krieg und Aufstand für nächstes Jahr verabredet und die famose Stoß-ins-Herz-Note beschlossen.“ [1])

Das war der Ursprung des großen Krieges von 1870, sein Ausbruch war längst nur mehr eine Frage der Zeit und der russischen Genehmhaltung. Nach dem Siege that Bismarck, als ob er Frankreich gar keinen Dank schuldig sei und keinerlei Verpflichtungen übernommen habe. Im französischen Publikum aber fühlte man sich hintergangen und betrogen. Die wohlwollende ‚Neutralität‘ Frankreichs im Jahre 1866 erschien nun in ihrem wahren Lichte. Napoleon mußte sich zu dem Büßergang nach Salzburg entschließen, um das von ihm an Preußen verrathene Oesterreich zu seinem Schutze wieder für sich zu gewinnen. Es bedurfte nur eines Funkens, um die Mißstimmung in Frankreich zum bedrohlichen Ausbruch zu bringen, und der Funken fiel ein mit der Nachricht, daß ein Prinz von Hohenzollern auf den spanischen Thron berufen werden sollte. Jetzt oder nie müsse der Fehler und die Thorheit von 1866 möglichst gut gemacht werden, lärmten die Franzosen. Am 7. Juli 1870 wurde der Gesandte in Berlin zum König Wilhelm nach Ems beordert, und am nächsten Tage erklärte der Pariser „Moniteur“:

„Die Frage muß erweitert werden, heute ist die Entsagung des Prinzen Leopold auf den spanischen Thron nicht mehr ausreichend. Das Wenigste, was wir verlangen müssen und was uns heute befriedigen kann, wäre die formelle Bekräftigung und die absolute Ausführung des Prager Friedens seinem Wortlaut und Geiste nach, d. h. die Freiheit der süddeutschen Staaten,

1) Berliner „Vorwärts“ vom 8. November 1892.

die Räumung der Festung Mainz, welche zum Süden gehört, das Aufgeben eines jeden militärischen Einflusses jenseits des Mains und die Regulirung des Artikels V mit Dänemark. Das sind die einzigen Garantien, welche uns befriedigen könnten, und wenn man sie uns nicht gewährt, so können unsere Forderungen nur größer werden." [1])

Aber davon sagte Benedetti in Ems kein Wort. Napoleon wollte es auf einen Krieg nicht ankommen lassen, bei der gänzlich unfertigen Rüstung des französischen Heeres wußte er sehr wohl warum. Er suchte um die Gefahr herumzukommen, aber zur Genugthuung gegenüber der Aufregung des Publikum wünschte er von König Wilhelm eine auch für die Zukunft bindende Erklärung betreffend die Verzichtleistung des Hohenzollern'schen Prinzen. Der damalige preußische Botschafter berichtete direkt aus Paris über die empfohlene Lösung des Knotens. Nach Jahren sagte Bismarck darüber zu einem französischen Besucher: „Unser Botschafter war der Graf von Werther, ein fataler Mann, da er 1866 in Wien war und 1870 in Paris; er zog den Blitz an, aber nicht nach Art der Blitzableiter. Ich berief sofort Hrn. von Werther ab. Man hielt das für einen Bruch der diplomatischen Beziehungen; nicht im mindesten, ich berief ihn ab, weil er bei den Unterhaltungen in Saint-Cloud eine Haltung einnahm, welche mir nicht gefiel und für mein Land erniedrigend war." [2])

Inzwischen verhandelte der französische Botschafter in Ems in der gleichen Richtung mit König Wilhelm selbst. Es wurde sofort die Nachricht ausgesprengt, daß es dabei

1) Berliner Correspondenz der Münchner „Allg. Zeitung" vom 17. November 1892.

2) Bericht des Journalisten Henri des Houx s. Pariser Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 11. Dec. 1892. — Die Depesche des preußischen Gesandten wurde eben bekannt, als die Frage die bayerische Abgeordneten-Kammer beschäftigte. Der Referent berief sich auf dieselbe.

zum schroffen Bruch gekommen sei durch die Aufdringlichkeit Benedetti's einerseits und die unfreundliche Ablehnung des Königs andererseits. Es war Alles erlogen. Benedetti erklärte sich vielmehr als „beruhigt“ durch die mündlichen Erklärungen des Monarchen. Fürst Bismarck empfing den Bericht über den Schluß der Verhandlungen in Ems zu Berlin, wohin er inzwischen aus Varzin zurückgekehrt war. „Sehr lang und sehr unklar“ nannte er die Depesche gegenüber dem gedachten Franzosen. Und nun machte er daraus behufs sofortiger Veröffentlichung die „Emser Depesche“, welche den Kriegsfall hervorrufen mußte. Zweiundzwanzig Jahre später hat er selbst einem journalistischen Ausforscher, Hrn. Harden in Berlin, und dem bekannten Hans Blum gesagt:

„Es ist ja so leicht, ohne Fälschung, nur durch Weglassungen und Striche den Sinn einer Rede vollkommen zu ändern. Ich habe mich selbst einmal in diesem Fache versucht, als Redakteur der Emser Depesche, mit der die Socialdemokraten seit zwanzig Jahren krebsen gehen. Der König schickte sie mir mit der Weisung, sie ganz oder nur theilweise zu veröffentlichen, und als ich sie nun durch Striche und Zusammenziehungen redigirt hatte, rief Moltke, der bei mir war, aus: ‚Vorhin war's eine Chamade, jetzt ist's eine Fanfare.‘[1])

Fanfare ist im militärischen Sprachgebrauch der Trompetertusch zum Einhauen der Reiterei, Chamade ein Rückzugssignal. Man kann sagen: die ächte Emser Depesche war der Friede, die von Bismarck umgearbeitete und verkürzte war der Krieg. In einem Bericht des Adjutanten Fürst Radziwill war gesagt: „Hierauf erklärte Benedetti, sich seinerseits bei der Erklärung des Königs beruhigen zu wollen.“ Was in der ächten letzten Depesche darauf hin-

1) Wenn der Berliner „Vorwärts“ (vom 2. November 1892) nicht Lärm geschlagen hätte, so wäre die mißliche Offenbarung von der gewissen Presse vielleicht ganz vertuscht worden, so ärgerlich war sie ihr.

deutete, wurde einfach gestrichen, nämlich die Thatsache, daß der König den Verzicht auf die spanische Throncandidatur erhalten und dieß dem französischen Gesandten mitgetheilt hatte. Die ächte Depesche läßt dadurch den Streitfall erledigt seyn, die gefälschte läßt den König jeden Verkehr mit dem französischen Gesandten abbrechen und theilt dieß in beleidigendster Form mit. Uebrigens hat Bismarck, als er lange noch im Amte war, den ganzen Vorgang selbst ausführlich in einer Tafelgesellschaft erzählt; einer der Gäste hat noch am selben Abend Alles genau aufgezeichnet, und nun, „da kein Grund zur Geheimhaltung mehr vorhanden war“, veröffentlichte er das interessante Schriftstück:

„Ich verließ Varzin, um mich in Berlin mit Moltke und Roon über alle wichtigen Fragen auszusprechen. Unterwegs erhielt ich die telegraphische Mittheilung: ‚Fürst Karl Anton von Hohenzollern hat um des lieben Friedens willen die Candidatur seines Sohnes Leopold zurückgezogen. Es ist Alles in schönster Ordnung!‘

„Ich war von dieser unerwarteten Lösung ganz bestürzt, denn ich fragte mich: Wird sich je wieder eine so günstige Gelegenheit darbieten? Als ich in Berlin eintraf, rief ich Rolandt und sagte ihm: ‚Telegraphiren Sie nach Hause, daß ich in drei Tagen zurückkomme.‘ Zugleich reichte ich in einer Depesche nach Ems bei Sr. Majestät meine Entlassung als Minister-Präsident und Bundeskanzler ein. Ich erhielt darauf eine Depesche vom König: Ich sollte nach Ems kommen. Ich hatte mir die Situation längst klar gemacht und sagte mir: Wenn ich nach Ems gehe, wird Alles verzettelt; wir kommen im günstigsten Falle zu einem faulen Compromiß; die allein mögliche, die allein ehrenhafte und große Lösung ist dann ausgeschlossen; ich muß thun, was ich thun kann, um Se. Majestät nach Berlin zu bringen, wo er den Pulsschlag des Volkes deutlicher fühlen wird, als es in Ems möglich wäre. In ehrerbietigster Weise motivirte ich daher mein Nichtkommen; ich sei in diesem Augenblicke absolut unabkömmlich.“

„Zum Glück thaten inzwischen die übermüthig gewordenen und kurzsichtigen Franzosen Alles, um den Karren wieder zu

verfahren. Sie ließen an den König das Ansinnen stellen, einen Brief zu unterzeichnen, der einer tiefen Demüthigung gleichkam. Der König fragte mich telegraphisch um meinen Rath, und ich antwortete ihm mit besten Gewissen: die Unterzeichnung ist unmöglich."

„Ich hatte am Abend des 13 Juli Moltke und Roon zu Tische geladen, und wir besprachen alle Eventualitäten. Wir alle theilten die Hoffnung, daß das thörichte Vorgehen Frankreichs, das an unsern König gestellte unerhörte Ansinnen, die Gefahr eines schwächlichen und unrühmlichen Ausganges doch noch beseitigen würde. Da traf, während wir bei Tische saßen, eine Depesche aus Ems ein."

„Die Depesche begann mit den Worten: ‚Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgetheilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Se. Majestät noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisiren, daß er nach Paris telegraphire, daß Se. Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Candidatur wieder zurückkommen sollten'.

„Nun folgte eine längere Auseinandersetzung. Der Sinn war etwa der, daß der König sich auf das berufen habe, was er bereits dem Grafen Benedetti mitgetheilt habe. Graf Benedetti habe diese Rückäußerung dankbar entgegengenommen, und er würde dieselbe seiner Regierung übermitteln. Indessen erbat Benedetti noch eine Zusammenkunft mit Sr. Majestät, sei es auch nur um sich noch einmal mündlich bestätigen zu lassen, was von Sr. Majestät an der Brunnenpromenade geäußert worden war. Dann hieß es weiter: ‚Se. Majestät lehnte jedoch ab, den französischen Botschafter noch einmal zu empfangen und ließ demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen, Se. Majestät habe dem Botschafter nichts weiter mitzutheilen'.

„Als ich diese Depesche verlesen hatte, ließen Roon und Moltke gleichzeitig Messer und Gabel auf den Teller fallen und rückten vom Tische ab. Es entstand eine lange Pause.

Wir waren Alle tief niedergeschlagen. Wir hatten die Empfindung: die Sache verläuft im Sande."

„Da stellte ich an Moltke die Frage: Ist das Instrument, das wir zum Kriege brauchen, ist unser Heer wirklich so tüchtig, daß wir mit größter Wahrscheinlichkeit auf einen guten Erfolg den Krieg aufnehmen können? Moltke war felsenfest in seinem Vertrauen. ‚Wir haben nie ein besseres Werkzeug gehabt, als in diesem Augenblicke', sagte er. Roon, zu dem ich freilich weniger Vertrauen hatte, bestätigte Moltke's Worte vollkommen."

„Nun, dann essen Sie ruhig weiter, sagte ich den Beiden. Ich setzte mich an einen kleinen runden Marmortisch, der neben dem Speisetisch stand, las die Depesche aufmerksam durch, nahm meinen Bleistift und strich die ganzen Zwischensätze über Benedetti's Bitte um eine nochmalige Audienz u. s. w. fort. Ich ließ eben nur Kopf und Schwanz stehen. Nun sah die Depesche allerdings etwas anders aus. Ich las sie in dieser neuen Fassung Moltke und Roon vor."

„Die Beiden riefen: ‚Herrlich! Das muß wirken!' Wir aßen mit bestem Appetit weiter. Ich gab sogleich die Weisung, die Depesche durch das Telegraphenbureau an alle Zeitungen und alle Missionen auf schnellstem Wege zu versenden. Und wir waren noch zusammen, als wir schon von der Wirkung, welche die Depesche in Paris gemacht hatte, die erwünschte Nachricht erhielten. Sie hatte wie eine Bombe eingeschlagen."

„Während in Wahrheit man unserem König und Herrn eine beleidigende Zumuthung gemacht hatte, wirkte die Depesche bei den Franzosen so, als ob ihr oberster Vertreter von unserem König brüskirt worden sei. Der gesammte Boulevard-Janhagel war der Ansicht, daß man sich das nicht bieten lassen dürfe. Der Ruf: ‚A Berlin! A Berlin!' wurde von den johlenden Massen ausgestoßen. Die Stimmung war da."

„Und gerade wie drüben wirkte die Sache hüben. Der König, der sich auf mein dringendes Bitten entschlossen hatte, seine Emser Cur zu unterbrechen, kehrte nach Berlin zurück, und war von dem Volksjubel, der ihm überall entgegenbrauste, ganz bestürzt. Er begriff einstweilen noch gar nicht, was sich inzwischen ereignet hatte. Die unbeschreibliche Begeisterung, die ihm hier in Berlin entgegenbrauste, ergriff und erschütterte

den greisen Herrn auf das Tiefste. Die Augen wurden ihm feucht. Er erkannte, daß es in Wahrheit ein nationaler Krieg, ein Volkskrieg war, den das Volk begehrte, dessen es bedurfte.“

„Schon vor der Ankunft in Berlin hatten wir vom König die Zustimmung dazu erhalten, daß wenigstens ein Theil der Armee mobil gemacht werde. Als der Kronprinz den königlichen Zug verließ, sprach er auf dem Bahnhofe absichtlich sehr laut von der bevorstehenden Mobilmachung, und nun brach der Jubel immer auf's Neue los. Und als wir im Schlosse angelangt waren, war Se. Majestät bereits zur Mobilmachung der gesammten Armee geneigt.“

„Wie sich dann die Sachen weiter entwickelten, ist Ihnen ja bekannt. Das ist der Punkt, über den Gramont in seinen Memoiren sein aufrichtiges Erstaunen ausspricht. Er begriff nicht, woher auf einmal, nachdem die Sachen eine ganz friedliche Wendung genommen hatten, das Kriegerische wieder die Oberhand gewann. ‚Une apparition sinistre survint. Tout d'un coup tout est changé. Qu'était-il arrivé? Monsieur de Bismarck à Berlin.‘ So ähnlich steht es ja wohl in Gramont's Memoiren. Ich citire aus dem Gedächtnisse. Jedenfalls war ich die ‚unheimliche Erscheinung‘.

„Ich bemerke übrigens, daß ich auch formell zu dem mir durchaus nothwendig erscheinenden Striche berechtigt war. Es war mir anheimgegeben, die Depesche in extenso oder im Auszuge zu veröffentlichen. Ich habe nicht zu bedauern gehabt, daß ich den Auszug gemacht habe.“ [1])

Am 23. November überraschte der neue Reichskanzler Graf Caprivi den Reichstag mit einer Auseinandersetzung über die Vorgänge in Ems unter Verlesung der betreffenden Schriftstücke. Es geschah ohne Zweifel im hohen Auftrage, und der Eindruck war allgemein, daß es sich nicht so fast um eine Entlastung des Fürsten Bismarck handle, als darum, den alten Kaiser Wilhelm gegen den Vorwurf der Schwäche

1) Aus Berlin in der Wiener „Neuen Freien Presse“ vom 20. November 1892, auch abgedruckt in der Berliner „Germania“ vom 25. November 1892.

und willenloser Nachgiebigkeit zu verwahren, der nunmehr aus dem eigenen Ausplaudern seines ersten Ministers gefolgert werden konnte. Es war eben wieder dieselbe Geschichte wie im Jahre 1866. Der König wollte nicht, aber der Fürst verstand es immer die Dinge hinter seinem Rücken so zu arrangiren, daß sich für seinen Gebieter die Zwangslage ergab. Während der Verhandlungen in Ems forderte er zweimal unter Drohung mit seinem Rücktritt das Abbrechen derselben, sofortige Rückkehr des Königs nach Berlin und schleunige Einberufung des Reichstags. Als er von Varzin nach Berlin zurückkehrte, las er noch im Wagen unter dem Hausthor die aus Ems eingegangenen Depeschen, unter deren Eindruck er sofort nach Varzin telegraphiren ließ, daß er am nächsten Tage zurückkehren werde.[1] Da kam ihm noch der glückliche Gedanke, es mit der Fälschung des Berichts aus Ems zu versuchen, und der König saß in der Falle. Gemerkt soll dieser es wohl haben, aber der Erfolg machte Alles immer wieder gut.

„Von einer wohlunterrichteten und durchaus glaubwürdigen Persönlichkeit ist dem Schreiber dieser Zeilen in jenen Tagen erzählt worden, der König sei allerdings, wie das auch Bismarck angibt, auf der Reise von Koblenz nach Berlin über die ihm unerklärlichen Verherrlichungen seiner heroischen Zurückweisung Benedetti'scher Beleidigungen Anfangs ganz verblüfft, dann aber, als er endlich den Zusammenhang erfahren, höchst unwillig gewesen. Er habe erklärt, daß er mit einer Lüge belastet, nicht in den Krieg gehen könne und habe verlangt, daß die unwahre Bismarck'sche Darstellung genau so widerrufen werde, wie sie veröffentlicht sei. Diesem bestimmten Befehle des Königs habe Graf Bismarck dann auch Folge gegeben — freilich nur durch Herstellung einer minimalen Zahl von Extraausgaben der ‚Nordd. Allg. Ztg.', deren Verbreitung auf das

---

1) Berliner Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 18. December 1892.

Kabinet und die nächste Umgebung des Königs beschränkt worden sei.“ [1])

Eine neueste Veröffentlichung von zuverlässigster Seite [2]) enthüllt aber einen ganzen Rattenkönig Bismarck'scher Umtriebe in dem ganzen Verlauf der spanischen Königswahl-Frage. Alles hinter dem Rücken und im Gegensatze zu der Meinung seines Königs und Herrn. Der König war entschieden gegen jede Betheiligung an der Candidatur; er verlangte jedenfalls offenes Handeln und Befragung Frankreichs. Letzteres wollte Bismarck um keinen Preis: „jedes Volk könne sich einen König wählen, ohne andere zu fragen.“ Er drang auf strenge Geheimhaltung. Er verlangte vom Prinzen die Annahme „aus dynastischen und politischen Gründen“. Es wurde eine Art Kronrath gehalten, die Rathgeber unter Führung Bismarck's erklärten einstimmig, „die Annahme sei eine politische Nothwendigkeit“. Er schickte zwei Vertraute heimlich auf Kundschaft nach Spanien. Bei den geheimen Verhandlungen bedingte er stets, „den König und die preußische Regierung müsse man ganz aus dem Spiele lassen“, obwohl er beiden gegenüber betonte: „nicht nur commerciell, sondern auch politisch sei es für Deutschland von der äußersten Wichtigkeit, im Rücken Frankreichs ein politisch befreundetes Land zu haben“.

Als dann gerade 14 Tage vor der beabsichtigten spanischen

1) „Chamade und Fanfare“ s. „Correspondenzblatt der deutschen Rechtspartei“. 1892. December Nr. 3.

2) „Aus dem Leben König Karl's von Rumänien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen“ (Stuttgart bei Cotta 1894) — In dem Werke findet sich insbesondere, größtentheils wörtlich, der Briefwechsel dieses Bruders des spanischen Throncandidaten mit seinem Vater Karl Anton, Fürsten von Hohenzollern. S. die Abhandlungen: „Fürst Bismarck und der Ausbruch des deutsch-französischen Kriegs“ von Erich Brandenburg in den Beilagen der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 11. und 12. Februar d. Js. — Ein paar Wochen später haben die „Hamburger Nachrichten“ diese Abhandlungen zu kritisiren versucht (Beilage der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 26 Februar d. Js.), es ist aber dabei so viel wie nichts herausgekommen.

Königswahl der mit Bismarck vereinbarte Plan verunglückte, indem Frankreich die Annahme des Prinzen Leopold in Erfahrung brachte, da erhielt der französische Geschäftsträger von dem einstweiligen Vertreter des auswärtigen Amts in Berlin den erstaunlichen Bescheid: „die preußische Regierung habe amtlich mit der ganzen Angelegenheit nie das Geringste zu thun gehabt". In Frankreich sollte man also glauben, Bismarck habe nur als Privatmann mitgethan. Und so suchte der Mann, der sich rühmte, „niemals amtlich gelogen zu haben", nach allen Seiten hin zu vertuschen. Wie mag König Wilhelm dreingeschaut haben, als er in dem halbamtlichen Correspondenzblatt vom 13. Juli las: „Die preußische Regierung als solche sei der ganzen Angelegenheit vollständig fremd geblieben, und der König habe mit der Sache selbst nichts zu schaffen gehabt." In der Thronrede an den Reichstag vom 15. Juli mußte er selber versichern, „der spanischen Throncandidatur seien die verbündeten Regierungen gleich fern gestanden". Im Bundesrath vom 16. Juli erklärte Graf Bismarck: „Dem auswärtigen Amte des Norddeutschen Bundes, wie der Regierung Sr. Maj. des Königs von Preußen waren diese Vorgänge vollständig fremd geblieben"; ja, den Bundes-Gesandten versicherte er am 18. Juli: „er habe gelegentlich durch eine bei den Verhandlungen betheiligte Privatperson vertrauliche Kenntniß von dem spanischen Anerbieten erhalten." [1])

Als im Jahre 1869 bei dem ersten Auftauchen des Gerüchts der französische Gesandte bei Bismarck anfragte, da wollte dieser keinen Zweifel aufkommen lassen, „daß Preußen die vollste Neutralität in der Frage der spanischen Königswahl beobachten werde, und daß es die Wahl des Hohenzollern'schen Prinzen für diesen selbst als ein Danaer-Geschenk betrachte." [2]) Das war die Meinung des

1) Stuttgarter „Neue Zeit". Heft vom 6. Februar 1895. S. 613.
2) Berliner Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 28. Februar 1893.

Königs, und er blieb dem Worte treu, bis die Ränke und Schliche des Kanzlers ihn vor die vollendete Thatsache gestellt hatten. Er wollte den Frieden, und darum fiel ihm auch kein „politisch befreundetes Land im Rücken Frankreichs" ein, was ja ohne den Krieg unter keinen Umständen zu haben gewesen wäre.

Der Kanzler aber wollte den Krieg lieber heute als morgen. Noch war Preußen das einzige auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht gerüstete Land und marschbereit; noch lag Oesterreich als im preußischen „Bruderkrieg" zerschlagen am Boden. Die spanische Thronfolge war eine herrliche Gelegenheit, Frankreich bis zum Aeußersten zu reizen; sie durfte um keinen Preis versäumt werden. Daß der Krieg als nothwendige Folge der Verräthereien von 1866 früher oder später kommen mußte, wußte nicht bloß Bismarck. Warum also nicht lieber gleich jetzt? „Wir können nicht gestatten, daß Frankreich uns in seinen Rüstungen zuvorkommt": sagte er am 13. Juli zum englischen Botschafter. Auch die „militärische Unfertigkeit Oesterreichs und Italiens" rieth zur Eile.[1]) Endlich glaubte man sich auf die Länge der süddeutschen Mittelstaaten nicht ganz sicher fühlen zu dürfen „Daß die deutsche Einheit in ihrer Verschmelzung mit Süddeutschland ohne kriegerische Abrechnung mit Frankreich überhaupt nicht zu erreichen war, kann wohl politisch und geschichtlich kaum bezweifelt werden."[2]) Alsbald nach dem ersten Aufsehen über das Eingeständniß der an der Emser Depesche begangenen Fälschung vertheidigte sich dasselbe Leiborgan des Thäters kurz und gut mit der Berufung auf den Erfolg:

„Wenn Graf Bismarck damals durch die Veröffentlichung der Depesche darauf hingearbeitet hat, die Franzosen bis zur vollen Uebernahme der Initiative und der Schuld

---

1) Berliner Correspondenzen der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 8. und 12. Dezember 1892.

2) Aus den „Hamburger Nachrichten" in der „Münchener „Allg. Zeitung" vom 6. December 1892.

am Kriege zu reizen, so glauben wir, daß der damalige Leiter der Politik sich damit um Deutschland wohl verdient gemacht hat. Wäre der Krieg unterblieben und an seine Stelle ein fauler Friede mit Beibehaltung der Maingrenze getreten, so wäre damit auch die junge Blüthe des Norddeutschen Bundes wahrscheinlich geknickt gewesen, ohne die Frucht der Reichs-Einigung zu bringen." [1])

Was hatte nun aber mit dem ganzen anstößigen Verlauf der Dinge die „römische Politik" und der Vatikan zu thun? Nirgends eine Spur. Doch endlich. Unmittelbar nach er-erfolgter Kriegserklärung schrieb Papst Pius IX. an König Wilhelm, wie auch an den französischen Kaiser, und bot seine Vermittlung zum Frieden an Am 30. Juli antwortete der König. Wie Er schrieb, so hätte sein Kanzler trotz der eisernen Stirn nicht schreiben können. Der „Evangelische Bund" sollte diese Worte reiflich erwägen und alle seine Zeitungen zur Wiedergabe derselben verpflichten, um die vorausgegangene Verläumdung seinerseits gutzumachen.

„Sehr erhabener Papst! Ich war nicht erstaunt, sondern tief bewegt, als ich die von Ihrer Hand aufgezeichneten rührenden Worte las, um mich die Stimme des Gottes des Friedens hören zu lassen Wie könnte mein Herz einen so mächtigen Ruf nicht hören! Gott ist mein Zeuge, daß weder ich, noch mein Volk den Krieg gewünscht oder hervorgerufen haben. Wenn Ew. Heiligkeit mir von Seite dessen, welcher den Krieg so unvermuthet erklärt hat, die Versicherung aufrichtig friedlicher Gesinnungen und Bürgschaften gegen die Rückkehr eines ähnlichen Angriffes auf den Frieden und die Ruhe Europa's geben könnten, so würde ich mich nicht weigern, sie aus den verehrungswürdigen Händen Ew. Heiligkeit zu empfangen, mit der ich durch die Bande der christlichen Liebe und einer aufrichtigen Freundschaft verbunden bin."

1) Münchener „Allgem. Zeitung" vom 15. November 1894.

## XXVI.

## Die Grabstätten der Breslauer Bischöfe.

Unter vorstehendem Titel hat der um die Breslauer Diöcesangeschichte höchstverdiente Seminar-Subregens Dr. Jungnitz soeben eine Schrift[1]) herausgegeben, welche mit einer großen Anzahl von Abbildungen geziert ist, deren Splendidität der Munificenz des auch in literarischen Dingen großes Interesse bekundenden Herrn Cardinals Kopp zu danken ist.[2])

Weitaus die größte Mehrzahl der Breslauer Bischöfe hat in ihrer Kathedrale ihre letzte Ruhestätte gefunden und von den meisten sind die Gruftinschriften noch so gut erhalten, daß sie bis zur Stunde lesbar sind. Zur Abbildung wurden die Monumente ausgewählt, welche künstlerischen Werth besitzen.

Im Jahre 1000 wurde — so führt der Verfasser aus — das wahrscheinlich kurz vorher gegründete Bisthum Breslau dem Metropolitanverbande von Gnesen einverleibt. Ueber den ersten, von Thietmar von Merseburg historisch beglaubigten, Bischof Johann ist außer dem Namen nichts bekannt. Auch von seinen Nachfolgern bis 1051 ist jede Kunde verloren gegangen. In diese Zeit ist die vorübergehende Verlegung des Bischofsitzes nach Schmograu bei Namslau und dann nach Ritschen, einem seit dem 15. Jahrhunderte verschwundenen, zwischen Brieg und Ohlau gelegenen befestigten Orte zu setzen. In Ritschen ließ Herzog Ludwig von Brieg 1390 Nachgrabungen nach Bischofsgräbern machen, ohne daß von Erfolgen etwas berichtet wäre. Seit 1051 residirten die Bischöfe wieder in Breslau. Ihre Reihenfolge ist nun bekannt, aber man weiß auch von ihnen ein Jahrhundert lang wenig mehr als die

1) Breslau 1895, J. Max & Comp.]

2) Die Druckkosten trug der Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens.

Namen. Soweit sie als Bischöfe von Breslau starben, darf angenommen werden, daß sie in ihrer Kathedrale die letzte Ruhestätte fanden.

Mit Bischof Walther (1149—1169) beginnt das Dunkel sich zu lichten, welches über der ältesten Breslauer Diöcesangeschichte schwebt. Er erbaute eine neue, massive Domkirche, in welcher er sein Grab fand; auf demselben brannte noch 1368 Tag und Nacht eine von ihm gestiftete Kerze. In der neuen Kathedrale wurden auch seine beiden Nachfolger Siroslaw II. (1170—1198) und Herzog Jaroslaw (1198—1201) bestattet.

Cyprian (1201—1206) war zuerst Prämonstratenserabt zu St. Vincenz bei Breslau, dann Bischof von Leubus (Mark Brandenburg) und ward 1201 für Breslau postulirt. Als er 1206 starb, wurde er, wie er bei Lebzeiten bestimmt haben soll, in der Kirche der berühmten Cistercienserabtei zu Leubus an der Oder beigesetzt.

Die Regierung von Lorenz (1207—1232) ist ausgezeichnet durch seine Bemühungen für Cultivirung des Bisthumslandes, welches er mit deutschen Ansiedlern besetzte. In diesen Colonisationsbestrebungen folgte er dem Beispiele des Herzogs Heinrich I. und dessen Gemahlin, der hl. Hedwig. Viele Kirchen wurden von ihm geweiht, und die Urkunden berichten von seiner Freigebigkeit gegen die Klöster. Unter ihm erscheint das Bisthum bereits in die vier Archidiakonate Breslau, Liegnitz, Glogau und Oppeln eingetheilt; auch die urkundlich älteste Circumscription von Pfarrsprengeln datirt aus seiner Zeit. Er starb den 7. Juni 1232 auf dem bischöflichen Gute Preichau, und wurde im Kloster Leubus begraben.

Thomas I. (1232—1268) gehört zu den hervorragendsten Breslauer Bischöfen, und sein Episkopat ist reich an wichtigen Ereignissen. Die von seinem Vorgänger begonnene Colonisation setzte er mit solcher Beharrlichkeit fort, daß selbst der verwüstende Einfall der Mongolen das Werk nur zeitweilig unterbrechen, aber die Vollendung nicht hindern konnte. Sein Eifer für die Wahrung der kirchlichen Rechte verflocht ihn in harte Kämpfe mit Herzog Boleslaw von Liegnitz. Er begann den Bau der gegenwärtigen Kathedrale und führte zunächst den Chor auf. Während seiner Regierung starb die hl. Hedwig,

und er erlebte noch ihre Canonisation, starb jedoch vor ihrer feierlichen Erhebung am 30. Mai 1268 und fand in der Kathedrale die letzte Ruhestätte.

Thomas II. (1270—1292) führte einen jahrelangen Kampf um die Gerechtsame und Freiheiten der schlesischen Kirche mit Herzog Heinrich dem IV., bis 1287 in Ratibor eine Aussöhnung zustande kam. Er starb am 15. März 1292 und wurde in seiner Kathedrale beigesetzt.

Bei den bisher genannten Bischöfen lassen sich die Stellen, wo sie bestattet worden sind, nicht mehr sicher angeben; dagegen sind die Grabstätten aller folgenden Bischöfe, mit einer einzigen Ausnahme, genau bezeichnet.

Johann III. Romka (1292—1301) gehörte zur polnischen Partei des Kapitels, und bei seiner Wahl machte sich der Einfluß des Gnesener Metropoliten geltend. Sein Grabstein hatte folgende Inschrift:

Mille trecen. primo Domini nascentis in imo
Transactis annis finitur vita Johannis.
Continet hec fossa Reverendi Presulis ossa,
Corde parens casta, stertenti in pulvere, queso,
Sorde carens asta mihi mortis vulnere leso.

Heinrichs I. von Würben (1302—1319) Erwählung bedeutete den Sieg der deutschen Partei im Kapitel, zog ihm aber die Feindschaft der Gegner zu, welche besonders die Vormundschaft, die ihm über die unmündigen Herzöge von Breslau anvertraut worden war, zum Gegenstande schwerer Beschuldigungen machten. Neuere Forschungen zeigen, wie ungerechtfertigt diese Angriffe gewesen sind; sie beweisen zugleich, wie sorgsam Bischof Heinrich die Rechte der Kirche zu vertheidigen und die Disciplin unter dem Klerus zu handhaben suchte, aber auch mit welch' außerordentlichen Schwierigkeiten er zu kämpfen hatte. Es gelang schließlich, ihn beim apostolischen Stuhle zu verdächtigen, und er wurde unter Suspension von seinem Amte 1309 nach Avignon citirt und daselbst drei Jahre zurückgehalten, bis seine Unschuld erwiesen und er restituirt wurde. Er starb am 19. Sept. 1319 und wurde seinem Vorgänger gegenüber bestattet. Seine Grabschrift ist in schön verzierten gothischen Majuskeln hergestellt, welche wahre Prachtstücke edler Form

und ciselirter Broncearbeit sind. Insbesondere sind die Rundlettern mit Sternchen und Schnörkeln schön ausgestattet. Die den Rand entlang laufende Inschrift lautet:

Cetus angelici consortes sint, pie Christe,
Presulis Henrici, quem marmor contegit iste.
Septembri mense prope finem cesus ab ense
Occidit heu! morti solvens sua debita sorti.
Anno MCCCXIX.

Nanker (1326—1341) gerieth als Pole mit dem deutschgesinnten Domkapitel in Zwiespalt und in heftigen Streit mit dem neuen Oberherrn von Schlesien, König Johann von Böhmen, vornehmlich über das Besatzungsrecht im bischöflichen Schlosse Militsch. Nanker excommunicirte den König, mußte aber in Folge dessen von Breslau nach Neisse sich retten. Dort starb er am Karfreitag 10. April 1341. Sein Leichnam wurde nach Breslau gebracht und im hohen Chor der Domkirche unterhalb des Grabes Johannes des III., in der Richtung nach dem Schiffe hin, beigesetzt. Die neuerdings aufgefundene große Grabplatte ist kunsthistorisch von besonderem Werthe. Umschlossen von stilvoller, schlanker gothischer Architektur, welche nach oben in einem Wimperge endigt, befindet sich in flacher, ciselirter Darstellung in Bronce die ganze Figur des Bischofs. Auch das einrahmende Ornament, sowie die dasselbe abschließende gothische Umschrift sind in Bronce hergestellt. Leider ist das Ornament schon sehr beschädigt. Die Umschrift hat folgenden Wortlaut:

Presul Nankerus electus Cracoviensis
Occidit hic verus translatus Wratislaviensis
Mille trecentenis annis primo quadragenis
In festo Pasche. Deus hunc super ethera pascε.

Bischof Nanker war im Rufe der Heiligkeit gestorben; am 19. März 1719 wurden seine Gebeine als ehrwürdige Reliquien in Gegenwart des Weihbischofs Elias von Sommerfeld und des Domdechanten Leopold Grafen Frankenberg erhoben, in einen neuen Sarg gelegt, verschlossen und versiegelt und unter dem Altare der Domherrensakristei beigesetzt.

Gegenüber dem Grabmal Nankers fand 1345 der zu Breslau im Exil gestorbene Bischof Stephanus von Lebus

seine letzte Ruhestätte. Die wiederaufgedeckte, ursprüngliche Grabplatte ist in ihrer Ausstattung der Nanker'schen nachgebildet. Die Bronceplatte mit dem Bild des Bischofs ist abgenommen, und befindet sich in der Domsakristei. Die Inschrift des Monumentes lautet:

Mille trecentenis annis quinis quadragenis
Exilio moritur Lubucensis et hic sepelitur
Stephanus antistes, requiem cui Christe piam des.

So die Inschriften bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Von da ab verschwinden alle Reime. Selbst die kunstvollsten und mit vielen Worten versehenen Denkmäler weisen nur noch ungereimte Inschriften auf. Hin und wieder begegnen wir noch Distichen oder sapphischen Versen (15. und 16. Jahrhundert), aber ohne jeden Reim; mit dem 17. Jahrhundert, dem barbarischen, beginnt gar die absolute Prosa. Nur die lateinische Sprache bleibt überall als monumentales Idiom bestehen. Erst im 19. Jahrhundert kommen deutsche Inschriften zum Vorschein, die aber schon beim Grabe des Cardinal Diepenbrock [1]) ebenso wie bei dessen Nachfolgern Förster und Herzog dem Lateinischen wieder Platz machen.

Die Breslauer Domherren haben schon seit langer Zeit ihre eigene Gruft unter einer der der Hauptkirche angehängten Kapellen. In früheren Zeiten hat man einzelne Domherren auch unter die Schiffe der Kathedrale bestattet. So scheinen, nach einer dort befindlichen Inschrift zu schließen, die sterblichen Ueberreste von Cochläus, dem Gegner Luthers, im nördlichen Seitenschiff zu ruhen. Die betreffende Inschrift datirt erst ein Jahrhundert nach dem Tode des Cochläus und lautet:

1) Die einfache Inschrift lautet hier:

Hic
requiescit
Presbyter s. r. e. Cardinalis
Melchior Lib. Bar. de Diepenbrock
Princeps Episcopus Vratisl.
natus d. VI. Januarii MDCCXCVIII.
obiit d. XX. Januarii MDCCCLIII.
Lux perpetua luceat
Ei!

D. O. M.
Vindicatam a vetustate
Ioannis Cochlaei Can: Vratisl:
MDLII demortui
hic quiescentis memoriam
de doctrina, pietate,
orthodoxa fide
contra Lutherum bene emeriti,
ad eius encomium aliorum exemplum
Io: Jacobus Brunetti
Can: et Scholast: Vratisl:
colendam reposuit MDCLXXVIII.

So haben also auch Inschriften ihre Geschichte. Dreierlei erlernen wir hier daraus: 1) Je älter die Inschriften, desto bessere Reime weisen sie auf; 2) die Reime verschwinden gänzlich um die Mitte des 14. Jahrhunderts. 3) Vom 17. Jahrhundert ab verschwinden auch die Verse.

Also je mehr die Verse ins „finstere Mittelalter“ zurückreichen, desto klassischer sind sie. Man beachte z. B. die Inschrift des Bischofs Nomka, der obendrein noch ein Pole war. Zuerst drei leoninische Verse (gereimte Hexameter), zuletzt gar zwei Verse, in denen sich je fünf Worte reimen: (Corde parens casta — Sorde carens asta; pulvere queso — vulnere leso.) Die später folgenden Reime sind schon nicht mehr so kunstvoll, bis sie ganz verschwinden.

Hier hat man einen Belag mehr für das Alter der bekanntlich in leoninischen Versen abgefaßten Lehnin'schen Weissagung. (Vergl. Histor.-polit. Bl. Bd. 114 H. 9 und 11.) Lehnin gehörte zum Bisthum Brandenburg und dieses war das Nachbarbisthum von Breslau. Hier wie dort werden wohl gleiche Sitten geherrscht haben, d. h. die leoninischen Verse, welche im zwölften Jahrhundert durch den Pariser Benediktiner Leonius eingeführt wurden, sind im vierzehnten Jahrhundert — wenigstens im nördlichen Deutschland — wieder außer Gebrauch gekommen.

Man würde diese Thatsache gewiß auch an den Inschriften der Kathedralen zu Brandenburg, Magdeburg, Halberstadt, Merseburg rc. bestätigt finden; aber abgesehen davon, daß es fraglich ist, ob und was hier die Revolution des 16. Jahr-

hunderts bestehen gelassen — wer nimmt heute noch ein Interesse daran, welche Bischöfe seit Einführung des Christenthums in jenen Kirchen ihre Ruhestätte gefunden haben?

Dafür sollte das Vorgehen des Herrn Dr. Jungnitz um so mehr Nachahmer an denjenigen Orten finden, wo, wie in Breslau, die Kathedrale stets in Händen der Katholiken geblieben ist. Herr Dr. Jungnitz hat zugleich eine kurze Nekrologie aller Breslauer Bischöfe seit 1201 gegeben; schon die Grabschriften selbst bieten eine Nekrologie im Lapidarstil. In dieser Form liest man eine Diöcesangeschichte lieber und mit größerem Nutzen für das Gedächtniß, als wenn man ein dreibändiges Werk darüber studirt, das eine Menge Ballast mit sich führt, der für die meisten Leser gar keinen Werth hat.

Und man täusche sich nicht! Auf den Steinen ist noch Vieles verzeichnet, was in den Archiven und Bibliotheken noch nicht geschrieben und gedruckt ist. Eine Monumental-Nekrologie der Bischöfe der einzelnen deutschen Diöcesen herzustellen, sollte wie in Breslau zunächst die Aufgabe der betreffenden historischen Lokal- resp. Provinzialvereine sein, in denen überall Vertreter der verschiedenen Confessionen an der objektiven Erforschung der geschichtlichen Wahrheit gern zusammenwirken.

P. M.

---

## XXVII.

## Lehrbuch der Kirchengeschichte von Hefele-Knöpfler.[1]

Unter den zahlreichen Lehrern der Theologie, zu deren Füßen in Deutschland und Italien ich gesessen, ragt ein Mann hervor, welchem ich in besonderer Weise ein treues Andenken bewahre. Unvergeßlich sind mir und werden mir stets bleiben.

1) Lehrbuch der Kirchengeschichte. Von Alois Knöpfler, Doktor der Theologie und der Philosophie, o. ö. Professor der Kirchengeschichte an der Universität München. Auf Grund der akademischen Vorlesungen von Dr. Karl Joseph von Hefele, Bischof von Rottenburg. Freiburg, Herder 1895. 8°. XXI. 748 S.

die Vorlesungen desselben über Kirchengeschichte, Patrologie und christliche Kunst, denen ich vom Oktober 1859 bis August 1860 beigewohnt. Dieser Mann docirte nicht etwa vom hohen Olymp herab, unbekümmert um das, was in den niederen Regionen des akademischen Hörsaals vor sich ging. In geistiger Verbindung mit seinen Zuhörern stehend, überzeugte er sich mit peinlicher Gewissenhaftigkeit von dem Fleiß und der Aufmerksamkeit der Studenten, erläuterte das gegebene Diktat mit einer Sorgfalt und Eindringlichkeit der Rede, die sich nie Genüge that, und suchte durch Fragen und Antworten von der Aufnahme des Vortrages und Beherrschung desselben durch die Hörer sich zu überzeugen. Nach vergilbten Heften vorzutragen, an denen der Zahn der Zeiten genagt, war diesem Manne ein Greuel. Im Gegentheil war es seine Wonne, die neueste und beste Literatur der Kirchengeschichte einzuflechten und damit seine Vorlesungen auf der Höhe der Wissenschaft zu halten. Was den Zuhörer bei diesem Manne insonderheit anmuthete, das war neben seiner eminenten Gelehrsamkeit ein echt kirchlicher Sinn, ein für alles Große, Edle, Schöne begeistertes Gemüth. Dieser Mann war der ordentliche, öffentliche Professor der katholischen Theologie an der Universität Tübingen, Dr. Karl Joseph von Hefele.

Nach schier fünfunddreißig Jahren empfangen wir mit seiner ausdrücklichen Genehmigung aus der Hand eines seiner begabtesten Schüler Hefele's Diktat der Kirchengeschichte im Druck. Handschriftlich hat dasselbe, das darf man kühn behaupten, seit langem in den Kreisen der Studenten die Runde durch ganz Deutschland gemacht. Selbstverständlich ist Hefele's Werk nur in den wesentlichsten Zügen hier erhalten. Dem Umfang nach, und mit Rücksicht auf die Entwicklung der Forschung hat Knöpfler ein Lehrbuch geliefert, das auf der Höhe der Zeit steht, und in solcher Vollendung, wie Hefele sie den Vorlesungen ohne Zweifel gegeben hätte, wäre ihm das Leben bis heute gefristet und der akademische Lehrberuf bis auf unsere Tage verlängert worden. Als solche Partien, die mich lebhaft an Hefele erinnern, wage ich zu bezeichnen die Darstellungen der Christenverfolgungen, des origenistischen und arianischen Lehrsystems, und der Schilderung der all-

gemeinen geistigen und sittlichen Zustände beim Ausbruch der Reformation. Hier, wie bei anderen ähnlichen Abtheilungen begegnet man einer wohlthuenden Klarheit, die dem Schüler das Verständniß verwickelter Probleme erleichtert. Dasselbe galt von einer wahren crux des angehenden Theologen, den gnostischen Systemen, bei denen Knöpfler die gemeinsamen Hauptzüge geschickt zusammengestellt. Ueberhaupt dürfte es wenig Lehrbücher geben, welche ihrem Titel so große Ehre bereiten, wie das von Hefele und Knöpfler, bei welchem das lehrhafte Element in jeder Zeile dem spähenden Auge entgegentritt. Da ist kein Wort überflüssig, jeder Satz auf seinen klarsten und bündigsten Ausdruck gebracht, die kirchliche Terminologie, womöglich auch stets in griechischer Sprache, angewendet. Auf den ersten Anblick scheint sich das alles von selbst zu verstehen. Wer der Sache auch nur in etwa kundig ist, erblickt darin eine Arbeit, die mit dem Schweiß der Edlen benetzt ist.

Der Verfasser wohnt in der Nähe der weltberühmten Hof- und Staatsbibliothek in München. Davon überzeugt sich jeder, der jene Abtheilungen prüft, welche sich mit der altchristlichen Literatur, der Staats- und Kirchengeschichte des Mittelalters, der Entstehung und Ausbreitung der Universitäten, insbesondere der Periode der Glaubensspaltung befassen. Beim hl. Bernard konnte die neue zweibändige, sehr verdienstvolle Biographie von Abbé Vacandard (Paris 1895) nicht mehr benutzt werden. Und was Wiclef anlangt, so ist dem gelehrten Verfasser die ausgezeichnete Schrift des 1895 verstorbenen englischen Jesuiten Stevenson, die hoch über Lechler steht, entgangen (Liter. Handw. Nr. 393). Mit Bezug auf den Reichstag zu Worms mußten Balan's Monumenta reformationis mit ihrem unermeßlichen Material eine Erwähnung finden, denn mit ihnen kann sich die S. 507 angezogene Literatur an Bedeutung nicht vergleichen. Die neuesten Untersuchungen von Paulus im Historischen Jahrbuch lassen auch die Auffassung über Tetzel als zu günstig erscheinen, während man bei den großen Päpsten des Mittelalters eine warme Charakteristik ungern vermißt. Zur Pulververschwörung (S. 545) bemerke ich, daß die geistvollen Aufsätze von P. Gerard im Month (Bd. 82—84) eine vollkommene Umwälzung der bisherigen landläufigen Auffassung herbeigeführt haben.

Mit diesen Bemerkungen wollten wir lediglich unserm lebendigen Interesse an dem schönen Buche Ausdruck leihen. Druck und Ausstattung sind schön und genau. Den Argusaugen der im Vorwort genannten Revisoren empfehle ich bei der zweiten Auflage S. 263, 292, 400, 548, 625, 656 und 663.

---

XXVIII.

## Alphons Maria von Liguori

nach seinen Briefen und seiner neuesten Biographie.

„Unmittelbar (23. März 1871) nach dem vatikanischen Concil ward Alfons von Liguori, der Stifter des dem Jesuitenorden nahe verwandten Redemptoristenordens (1732), der bereits seit 1816 zu den Seligen, seit 1839 zu den Heiligen der katholischen Kirche zählte, von Papst Pius IX. unter die ‚Lehrer der Kirche' gleich Athanasius, Augustinus, Bernhard von Clairveaux aufgenommen. Er hatte, wie die Jesuiten, die unbefleckte Empfängniß, die Unfehlbarkeit des Papstes und die probabilistische Moral gelehrt. Seine Beförderung zum Kirchenlehrer bedeutet die Wiederherstellung der unsittlichen Jesuiten-Moral, welche der Abscheu des 18. und 19. Jahrhunderts bereits gerichtet und vernichtet zu haben meinte, inmitten der Gegenwart". — Mit diesen Worten hat Professor Sohm in seiner „Kirchengeschichte im Grundriß" noch in der 8. Auflage 1893 die Bedeutung des hl. Alphons anerkannt und charakterisirt. Wie er, so haben auch Döllinger und Reusch in ihrer unglücklichen Art sich bemüht, in dem Kirchenlehrer Alphonsus eine Verkörperung jenes „ultramontanen und jesuitischen Katholicismus" darzustellen,[1]) der nach Gespensterart manchen Leuten Furcht

1) Geschichte der Moralstreitigkeiten in der römisch-katholischen Kirche seit dem 16. Jahrhundert. 1889. S. 356 ff.

und Schrecken einflößt; bei allen aber, die in verschiedenem Grade dieser angeblichen Richtung in der katholischen Kirche feindlich gegenüberstehen, ist Alphons von Liguori mindestens eine wenig sympathische Erscheinung. Im entgegengesetzten freundlichen Sinne haben die Päpste von Benedikt XIV. an bis auf Pius IX. in Uebereinstimmung mit allen glaubenseifrigen Katholiken die einzigartige Bedeutung des jüngsten Kirchenlehrers anerkannt; Leo XIII. aber hat den Entschluß des Bibliothekars des hl. Stuhles, des Cardinals Capecelatro, eine neue Biographie Alphonsens zu veröffentlichen, durch ein eigenes Breve vom 21. Juni 1893 begrüßt. Wichtiger noch indeß für die richtige Beurtheilung des ebenso geschmähten wie gefeierten Bischofs von St. Agatha als diese kürzlich ausgegebene Biographie[1]) ist das Selbstporträt in den drei Bänden der Briefe Alphonsens, die gegen Ende des vorigen Jahres in deutscher Uebersetzung erschienen, nachdem sie 1890 im Originaltext als Prachtausgabe der Oeffentlichkeit übergeben worden waren.[2]) Bei der angedeuteten Stellung des hl. Alphons von Liguori dürfte folgender Versuch, sein getreues Charakterbild möglichst mit seinen eigenen Worten zu zeichnen, nach mehr als einer Hinsicht auf Interesse rechnen. Eine Orientirung über unsere Quelle, die genannte Ausgabe der Briefe, und über ihr Verhältniß zu der neuesten Biographie glauben wir vorausschicken zu müssen.

---

1) La vita di Sant' Alfonso Maria de' Liguori. Vol. II. Roma-Tournay. Desclée, Lefebvre e Cia. 1893.

2) Lettere di S. Alfonso Maria de' Liguori. Fondatore della congregazione del santissimo redentore, vescovo di Sant' Agata de' Goti e dottore di santa chiesa pubblicate nel primo centenario della sua beata morte per un padre della stessa congregazione. Vol. III. Roma. Desclée, Lefebvre e Cia. 1887—1890. Die deutsche Uebersetzung „von mehreren Priestern derselben Congregation" erschien im Verlage der Nationalen Verlagsanstalt, früher G. J. Manz. Regensburg. 1892—1894.

Die vorliegenden 1465 Briefe, von denen die deutsche Uebersetzung 15, beim Erscheinen der italienischen Originalausgaben noch nicht bekannte allein enthält, sind mit der gewissenhaftesten Treue veröffentlicht worden. Die früheren Ausgaben der Briefe enthielten nur ungefähr ein Fünftel des vorliegenden Materials. Was immer nur als echter Brief des Heiligen bisher erwiesen werden konnte, ist mitgetheilt worden. Cardinal Capecelatro hat diese wichtige Quelle bei Abfassung seiner mit großer Wärme und Begeisterung geschriebenen Biographie selbstverständlich benützt. Er nennt diese Briefsammlung „einen kostbaren Schatz und eine Art Spiegel, in welchem unser Heiliger, ohne daran zu denken, noch es zu wollen, sich selbst abgebildet hat“. In dem tiefen Eindringen in den Geist des Heiligen, der sich in den Briefen und in seinen Schriften überhaupt ausspricht, liegt auch der Hauptvorzug der neuesten Biographie. Als Oratorianer weist Cardinal Capecelatro mit Vorliebe überall die Geistesverwandtschaft zwischen Alphonsus und dem heil. Philipp Neri nach. Die Berechtigung hierzu liegt in dem Umstande, daß Alphonsus vom 9. Jahre an der Obhut der Oratorianer zu Neapel anvertraut wurde, den P. Pagano aus dem dortigen Oratorium zum Seelenführer erwählte, der über die wichtigsten Schritte seines Lebens entschied und eine Zeit lang den Gedanken hegte, selbst dem Oratorium sich anzuschließen. Als Neapolitaner und als Erzbischof von Capua sodann hat der auf dem Gebiete der Hagiologie heimische Cardinal eine natürliche Befähigung, den Geist und die Thätigkeit des hl. Alphonsus zu verstehen und in seiner glänzenden und begeisterten Sprache unserer Zeit zum Verständniß zu bringen. Seiner ausgesprochenen Absicht nach sucht er im Vergleich zu den früheren Biographen überall die Bedeutung seines Helden für die Kirche und die menschliche Gesellschaft nachzuweisen. Während in diesen psychologischen und geschichtsphilosophischen Beziehungen der neueste Biograph des hl. Alphonsus seine Vorgänger in

manchem Punkte übertrifft, weist dagegen seine Darstellung des äußeren Lebens des Heiligen in historisch-kritischer Beziehung eher einen Rückschritt als einen Fortschritt auf. Er schließt sich nämlich eng an P. Tannoja an, der als Schüler und Lebensgefährte Alphonsens mit seiner großen 1798 veröffentlichten Lebensbeschreibung zweifelsohne stets den ersten Platz unter den Biographen des Heiligen behaupten wird, und dessen Glaubwürdigkeit keinem ernstlichen Bedenken unterliegt. Allein Tannoja trat als neunzehnjähriger Jüngling erst 1746 in die Congregation des Heiligen ein und konnte daher über die Entstehung derselben nicht als Augenzeuge berichten. Jedenfalls nehmen die Briefe Alphonsens und andere direkte Documente als Quellen einen höheren Rang ein als Tannoja's mit größtem Fleiße und zartester Sorge verfaßte Biographie. Der Verfasser der 1887 im Deutschen erschienenen umfangreichen Biographie[1]) P. Dilgskron C.SS.R. hat denn auch unter den günstigsten Verhältnissen an die Biographie Tannoja's den genauen Maßstab der unmittelbaren Urkunden angelegt, welche Tannoja unvollständig zu Gebote standen. Er hat auch nachgewiesen, daß Tannoja als Biograph durch die Rücksichten auf die kirchenpolitischen Verhältnisse beengt war, und daß er außerdem auch dort, wo der Anwendung einer strengen historischen Kritik nichts im Wege stand, sich wiederholt auf einfache Wiedergabe der ihm gemachten Mittheilungen beschränkt hat. P. Dilgskron hat daher mit dem aufrichtigsten Streben nach historischer Wahrheit Tannoja's Angaben in manchen wichtigen Punkten berichtigt, so daß die Dilgskron'sche Arbeit gegenwärtig sicher die zuverlässigste Biographie Alphonsens ist und der Hauptsache nach stets bleiben wird. Dagegen hat Cardinal Capecelatro nach eigener Erklärung außer Tannoja nur die übrigen italienischen und französischen Biographien berück-

1) Leben des hl. Bischofs und Kirchenlehrers Alfonsus Maria de Liguori. 2 Bde. Regensburg, Pustet. 1887.

sichtigt, die sämmtlich von Tannoja abhängen, und nur unwesentliche Berichtigungen geben. Aber auch die Briefe des hl. Alphonsus sind zur Vergleichung nicht durchweg von ihm herangezogen worden.

Insbesondere fällt dies bei zwei Thatsachen in's Gewicht. Die erste davon ist der Beruf des Heiligen zur Stiftung seiner Congregation und die Ausführung dieses Berufes. Nach Tannoja und Capecelatro ist es die Nonne Frostarosa in dem Kloster zu Scala bei Amalfi, welche durch Mittheilung einer ihr gewordenen Vision in Alphonsus den Gedanken anregte, er sei von der Vorsehung zur Stiftung einer neuen religiösen Genossenschaft auserſehen. Der Bischof Thomas Falcoja von Castellamare, der jenes Frauenkloster zu Scala in's Leben gerufen hatte, tritt hiernach nur als Rathgeber in dieser Angelegenheit auf, nachdem ihn Alphonsus darum ersucht hatte. Dagegen liegt die Sache nach den vorhandenen handschriftlichen Briefen Falcoja's, mit denen die Briefe Liguori's übereinstimmen, wesentlich anders. Nicht bloß war Bischof Falcoja der erste, der in Alphonsus das von Gott bestimmte Werkzeug zur Begründung der Congregation des allerhl. Erlösers erblickte und ihn dazu bestimmte, sondern er nahm auch in maßgebender Weise daran Theil, sie in's Leben zu rufen. Kaum ½ Jahr nach der erfolgten Stiftung zu Scala richtete Alphonsus einen strengen Brief an die genannte Ordensfrau,[1]) welche mit Berufung auf ihre Visionen nicht bloß selbst sich der Leitung Falcoja's entziehen wollte, sondern auch die neue Genossenschaft Alphonsens beeinflussen wollte. „Ich werde", schreibt er, „nur dem folgen, was Bischof Falcoja bestimmt, der mein Leiter und sicher auch der Leiter dieses ganzen Werkes ist. Und diesbezüglich sollen Sie ein für allemal wissen, daß ich mich diesem Institute nicht angeschlossen habe, um dessen Haupt und Leiter zu sein . . . Ich bin

1) Lett. I n. 7. vom März 1733.

einzig und allein deßhalb gekommen, um Gott zu gehorchen, und hoffe davon nicht zu lassen, wie sehr mich auch die Menschen drängen mögen, wie sie mich denn eben jetzt drängen, nach Neapel zurückzukehren. Aber Sie sollen wissen, daß ich hierin nicht Ihren Offenbarungen folge, wie ich Ihnen gleich anfangs geschrieben habe; sondern ich gehe allein den gewöhnlichen und sicheren Weg des heiligen Gehorsams gegen meine geistlichen Väter. Diesem Wege ist von Jesus Christus die Sicherheit, den Willen Gottes zu erkennen, versprochen, eine Verheißung, wie sie alle Offenbarungen der Welt zusammen nicht haben; darüber sind alle Geisteslehrer einig . . . Darum bin ich durch den Gehorsam ganz den Händen Falcoja's anvertraut und hoffe so unter dem Gehorsam zu leben und zu sterben. . . Um kurz zu sein: ich will lieber das Institut verlassen und den Gehorsam thun, als den Gehorsam aufgeben und im Institute bleiben. Ich weiß, daß der hl. Philipp Neri eine Seele, die unter dem Gehorsam ein gewöhnliches Leben führt, höher schätzte, als eine andere, die nach eigenem Willen Großes vollbringt. Und ich versichere Sie, wenn mir nach dem, was ich jetzt von Ihnen weiß, der Zweifel kommt, alle Ihre Erleuchtungen möchten von Anfang an nur Täuschungen gewesen sein (denn alle Ihre jetzigen Erleuchtungen und Visionen, die Sie in ihrer Widersetzlichkeit bestärken, sind zweifellos wahre Täuschungen, wie Ihnen Falcoja geschrieben hat und es alle erkennen würden), so finde ich bei einem solchen Zweifel Muth und Kraft zum Widerstand in dem Gedanken, daß ich in dieser Angelegenheit nicht Ihren Offenbarungen folge, sondern dem Gehorsam gegen meinen geistlichen Vater; und so gehe ich, wenn auch alle Ihre Offenbarungen Täuschung gewesen wären, im Gehorsam sicher und kann in meinem Berufe nicht irren." Ergiebt sich aus diesen Worten, daß die Visionen dieser Klosterfrau eine sehr nebensächliche Rolle bei Alphonsens Berufe zum Ordenspriester spielten, so tritt hier wie später

Falcoja's Bedeutung desto deutlicher hervor. „Nicht von mir, sondern von dem heiligmäßigen Bischofe Falcoja sind die Regeln verfaßt", schreibt er am 12. April 1780.[1]) Falcoja hatte bis zu seinem Tode eine Art Oberleitung der Congregation, da er über ganz interne Angelegenheiten z. B. die Kleidung der Laienbrüder entscheidet,[2]) Novizen aufnimmt[3]) und über die Arbeiten nach außen Anordnungen trifft.[4]) P. Dilgskron hat in seinem Werke (I. 53.) noch andere handschriftliche Documente über den genauen Vorgang bei der Gründung der Congregation benützt, welche in Uebereinstimmung mit Alphonsens Briefen die große Bedeutung Falcoja's ganz außer Zweifel stellen. Demgemäß ist das Zurücktreten dieses Mannes in der Darstellung Tannoja's und Capecelatro's ein mißlicher Mangel, der auch für das Charakterbild des hl. Alphonsus nicht ohne Einfluß ist.

Aehnlich verhält es sich mit der Erzählung des traurigen Schismas, das der Heilige in seiner Congregation vielleicht mit dem größten Schmerz seines Lebens entstehen sah. Trotz des engen Anschlusses an Tannoja auch in diesem Punkte trägt Cardinal Capecelatro zwar Bedenken, die Person des P. Leggio mit jenen schwarzen Farben (nerissimi colori) zu zeichnen,[5]) in denen er nach Tannoja's Berichte die Hauptschuld an diesen Vorgängen trug. Allein in der Sache selbst findet keine Berichtigung statt, die nach Dilgskron's genauer Untersuchung geboten war. Die Akten nämlich ergeben, daß nicht Leggio allein, sondern auch Tannoja selbst in Rom die Veränderung der ursprünglichen Regel zur Anzeige brachte und auf die traurige Entwicklung dieser Sache Einfluß übte.[6]) In seinem Werke aber hat Tannoja hierüber

1) Lett. II. n. 940. Vgl. n. 939.
2) Lett. II. n. 721.
3) I. n. 47.
4) Deutsche Uebersetzung. n. 40 b.
5) Capecelatro II. 497.
6) Dilgskron II. 369.

geschwiegen und im Zusammenhange hiermit die Behauptung aufgestellt, Pius VI. habe in dieser Sache seine Entscheidung aus Irrthum und auf Grund falscher Berichte gefällt. Dagegen ist es eine urkundlich bewiesene Thatsache, daß der Papst sehr wohl unterrichtet war und vor Allem von dem Bestreben, den regalistischen Gelüsten des Hofes von Neapel entgegenzutreten, bei seinem Urtheil geleitet war, das unter den damaligen Verhältnissen gerechterweise gar nicht anders ausfallen konnte.[1] In diesen schwerwiegenden Punkten ist es demnach zu bedauern, daß die neueste Biographie überwundene Irrthümer wieder aufgefrischt hat.

Gehen wir nun zur Charakteristik Alphonsens gemäß seinen Briefen über.

Die Herausgeber haben jene Briefe, welche der Heilige als Schriftsteller und in der Verwaltung seines bischöflichen Amtes geschrieben, unter der Bezeichnung „Specielle Correspondenz" im 3. Bande von den übrigen getrennt, welche unter dem Titel „Allgemeine Correspondenz" in den zwei ersten Bänden vereinigt sind. In allen aber kommt mehr oder minder je nach den Umständen der Gedanke an das Eine Nothwendige und das Streben nach demselben zum Ausdruck. „Wozu haben wir das Leben, als es für die Ehre Gottes anzuwenden und hinzugeben?"[2] In diesem Worte hat er den Gedanken ausgesprochen, der seine Briefe und sein Leben beherrscht. „Wohlan, suchen wir Gott allein, allein, allein und sonst nichts".[3] „Ich wünsche Ihnen", schreibt er zum Weihnachtsfeste, „daß das göttliche Kind mit seinen allmächtigen Händchen alle irdischen Neigungen aus Ihrem Herzen hinwegnehmen und Sie ganz und gar zu seinem Eigenthum machen möge. Denn das ist das

1) Dilgskron II. 426 ff.
2) Lett. I. n. 215. In den folgenden Citaten wird mit der lateinischen Ziffer der Band, mit der arabischen der Brief angegeben.
3) I. 30.

einzige Glück, das wahrhaft wünschenswerth zu nennen ist und das wir um jeden Preis erkaufen sollen." [1])

In die Praxis übersetzt lautet dieser Grundsatz bei ihm: „Die wahre Andacht besteht in der Erfüllung unserer Pflichten." [2]) Dem entsprechend zeigt er für seine eigene Person eine peinliche Aengstlichkeit in der Erfüllung seiner Obliegenheiten und eine völlige Unterordnung unter den Willen seiner Oberen, während er, wo immer er als Oberer auftritt, eine unbeugsame Entschiedenheit bekundet. Seine Weigerung, einem Ordenspriester die Jurisdiktion zum Beichthören ohne Prüfung seinerseits zu geben, begründet er folgendermaßen: „Wenn ich einmal gesagt habe, daß mir etwas Gewissensunruhe macht, so würde ich auch dem Papste, falls er mich dazu (zur Approbation des Priesters) auffordern sollte, erwidern: ‚Geruhen Eure Heiligkeit selbst, ihm die Vollmacht zum Beichthören zu verleihen; ich kann ihn nicht approbiren, ohne ihn vorher geprüft zu haben'. Ich halte ihn für einen musterhaften, für einen heiligen Pater, allein um Beichtzuhören genügt weder die Heiligkeit noch die Fertigkeit, gute Predigten zu halten; hierzu wird eine eigene Wissenschaft erfordert. . . . Ich habe gefehlt, daß ich ihm die Erlaubniß zum Predigen ertheilte, bevor ich wußte, ob er bereit sei, sich prüfen zu lassen. . . . Deßhalb werde ich von heute an keinen Religiosen, keinen, durchaus keinen ohne Prüfung zum Predigen zulassen. Ich kann Niemandem zulieb zur Hölle gehen; ich bin mit Gewalt zum Bischofe gemacht worden und wäre deßhalb ein doppelter Thor, wenn ich, um anderen in der Diöcese gefällig zu sein, meine Seele der Gefahr aussetzen wollte". „Die Gewissensangst" treibt ihn, dem Herzog von Maddaloni gegenüber standhaft das bischöfliche Tafelgut zu vertheidigen, [3]) und von demselben, sowie von dem Fürsten Riccia wiederholt er mit der größten Entschiedenheit die Beseitigung öffentlicher

1) II. 1035. 2) III. 378. 3) II. 524. 612.

Bedingung, daß Sie Gott nicht mehr lieben sollten: würden Sie es annehmen, auch wenn Ihnen alle Freuden des Paradieses versprochen würden? Ueberlassen Sie sich also ganz und für immer den Armen der göttlichen Barmherzigkeit und unterlassen Sie niemals das Bittgebet; suchen Sie aber nicht das Gefühl des Trostes. Ich fürchte, daß Sie allzu ängstlich dem Gefühle nachjagen. Aber Gott will nicht, daß Sie Gefühle haben; er will, daß Sie ihn lieben, ohne es zu fühlen." Ganz im Geiste der hl. Theresia, die er als seine zweite Mutter[1]) und seine besondere Schutzpatronin[2]) bezeichnet, ist ihm vielmehr alle weichliche Sentimentalität in der Ascese verhaßt. Weil die Liebe des Christen in Jesus dem Gekreuzigten ihren Ursprung und ihr Ziel hat, kann Alphonsus sich wahre Gottesliebe ohne Leiden gar nicht denken. Seinen Congregisten empfiehlt er stets wieder als das Wichtigste die Liebe zu Jesus und „das Studium des Gekreuzigten". „Ich schließe, aber ich möchte lieber niemals schließen; so groß ist mein Verlangen, Sie alle (seine Ordensbrüder) glühend von Liebe zu Jesus Christus und unermüdet für seine Ehre thätig zu sehen."

Als „Tröster" der Klosterfrauen führt er durchwegs und ausnahmslos eine Sprache, die auf feinfühlige und zartbesaitete Vertreter eines ästhetischen und romantischen Christenthums wie Scheidewasser wirken dürfte. „Der Herr hat Sie nicht auf der Welt gelassen, damit Sie Ihre Tage in Ruhe und Frieden zubringen, sondern um zu leiden und verfolgt zu werden bis zum Tode. Fassen Sie also Muth und wenn Sie die Stiche dieser Dornen empfinden, so wiederholen Sie immer die Worte: ‚Gepriesen sei Gott, Gott sei gepriesen!' und bewahren Sie die Ruhe des Herzens. Was haben wir anderes in dieser Welt zu thun, als Jesum Christum zu lieben und für ihn zu leiden?"[3]) Dem P. Tannoja, der als Rektor des Hauses von Ilicato, die

1) I. n. 1. 2) II. n. 522. 755. 3) II. 534.

Aufbewahrung des hochwürdigsten Gutes im Noviziate sehr wünschte, verweigert er diese Bitte und schreibt:[1]) „Sie sagen: es dient uns zum Troste. Nun gut, so haben Sie Geduld und entsagen Sie diesem Troste". Diese „Geduld, welche die leibliche Schwester der Armuth ist"[2]) und die er mit Ergebung in Gottes Willen identificirt, sucht er beständig unter den verschiedensten Bildern einzuschärfen. Eine eigentliche Seelenleitung zeigen seine Briefe an die Nonne Brianna Carasta zu Neapel, deren Zahl sich bis auf 49 beläuft. Wohl nur wenige Seelen dürften solche starke Kost ertragen. „Es freut mich", antwortete er ihr,[3]) „daß Sie alles ohne Geschmack und mit Ekel an der Einsamkeit verrichten. . . So ist das Kloster für Sie eine wahre Wüste, ja noch besser als die Wüste, weil Sie in der Wüste immer allein wären, während Sie hier im Kloster öfters Jemanden finden, der Sie tadelt oder verlacht oder wenigstens mit Geringschätzung ansieht. Ferner tröstet mich die Nachricht, daß Sie jetzt die Armuth in Wahrheit zu fühlen haben; o wie viele Hilfsmittel gibt Ihnen Gott, sich zu heiligen! Wie schön ist es, Gott zu lieben und Ihn zu lieben unter beständigen Leiden und ohne fühlbaren Trost! Ich bitte den Herrn, daß er Ihnen Beharrlichkeit verleihe". „Die Juwelen der Heiligen sind folgende: Verachtungen, Widersprüche, Trockenheit und Widerwillen sogar gegen die heiligsten Dinge".[4]) Sein Ziel ist auch hier, die völlige und innigste Hingabe an Jesus hervorzurufen. Er duldet daher auch keinerlei Anhänglichkeit an den Seelenführer. „Ich will nicht", schreibt er derselben, als ihr bisheriger Führer, ein Jesuit, Neapel verlassen mußte, „daß Sie sich weiter über den Verlust des P. Savastano beklagen; denn sich darüber beklagen, heißt sich über den Willen Gottes beklagen. Jesus Christus ist unser wahrer Trost, unser wahrer Bruder, unser wahrer Seelenführer, die wahre und einzige Liebe unserer Seelen.

1) I. 244. 2) I. 259. 3) II. 538. 4) II. 576.

Bedingung, daß Sie Gott nicht mehr lieben sollten: würden Sie es annehmen, auch wenn Ihnen alle Freuden des Paradieses versprochen würden? Ueberlassen Sie sich also ganz und für immer den Armen der göttlichen Barmherzigkeit und unterlassen Sie niemals das Bittgebet; suchen Sie aber nicht das Gefühl des Trostes. Ich fürchte, daß Sie allzu ängstlich dem Gefühle nachjagen. Aber Gott will nicht, daß Sie Gefühle haben; er will, daß Sie ihn lieben, ohne es zu fühlen." Ganz im Geiste der hl. Theresia, die er als seine zweite Mutter[1]) und seine besondere Schutzpatronin[2]) bezeichnet, ist ihm vielmehr alle weichliche Sentimentalität in der Ascese verhaßt. Weil die Liebe des Christen in Jesus dem Gekreuzigten ihren Ursprung und ihr Ziel hat, kann Alphonsus sich wahre Gottesliebe ohne Leiden gar nicht denken. Seinen Congregisten empfiehlt er stets wieder als das Wichtigste die Liebe zu Jesus und „das Studium des Gekreuzigten". „Ich schließe, aber ich möchte lieber niemals schließen; so groß ist mein Verlangen, Sie alle (seine Ordensbrüder) glühend von Liebe zu Jesus Christus und unermüdet für seine Ehre thätig zu sehen."

Als „Tröster" der Klosterfrauen führt er durchwegs und ausnahmslos eine Sprache, die auf feinfühlige und zartbesaitete Vertreter eines ästhetischen und romantischen Christenthums wie Scheidewasser wirken dürfte. „Der Herr hat Sie nicht auf der Welt gelassen damit Sie Ihre Tage in Ruhe und Frieden zubringen, sondern um zu leiden und verfolgt zu werden bis zum Tode. Fassen Sie also Muth und wenn Sie die Stiche dieser Dornen empfinden, so wiederholen Sie immer die Worte: ‚Gepriesen sei Gott, Gott sei gepriesen!' und bewahren Sie die Ruhe des Herzens. Was haben wir anderes in dieser Welt zu thun, als Jesum Christum zu lieben und für ihn zu leiden?"[3]) Dem P. Tannoja, der als Rektor des Hauses von Ilicato, die

1) I. n. 1. 2) II. n. 522. 755. 3) II. 534.

Aufbewahrung des hochwürdigsten Gutes im Noviziate sehr wünschte, verweigert er diese Bitte und schreibt: [1]) „Sie sagen: es dient uns zum Troste. Nun gut, so haben Sie Geduld und entsagen Sie diesem Troste". Diese „Geduld, welche die leibliche Schwester der Armuth ist" [2]) und die er mit Ergebung in Gottes Willen identificirt, sucht er beständig unter den verschiedensten Bildern einzuschärfen. Eine eigentliche Seelenleitung zeigen seine Briefe an die Nonne Brianna Carafta zu Neapel, deren Zahl sich bis auf 49 beläuft. Wohl nur wenige Seelen dürften solche starke Kost ertragen. „Es freut mich", antwortete er ihr, [3]) „daß Sie alles ohne Geschmack und mit Ekel an der Einsamkeit verrichten. . . . So ist das Kloster für Sie eine wahre Wüste, ja noch besser als die Wüste, weil Sie in der Wüste immer allein wären, während Sie hier im Kloster öfters Jemanden finden, der Sie tadelt oder verlacht oder wenigstens mit Geringschätzung ansieht. Ferner tröstet mich die Nachricht, daß Sie jetzt die Armuth in Wahrheit zu fühlen haben; o wie viele Hilfsmittel gibt Ihnen Gott, sich zu heiligen! Wie schön ist es, Gott zu lieben und Ihn zu lieben unter beständigen Leiden und ohne fühlbaren Trost! Ich bitte den Herrn, daß er Ihnen Beharrlichkeit verleihe". „Die Juwelen der Heiligen sind folgende: Verachtungen, Widersprüche, Trockenheit und Widerwillen sogar gegen die heiligsten Dinge". [4]) Sein Ziel ist auch hier, die völlige und innigste Hingabe an Jesus hervorzurufen. Er duldet daher auch keinerlei Anhänglichkeit an den Seelenführer. „Ich will nicht", schreibt er derselben, als ihr bisheriger Führer, ein Jesuit, Neapel verlassen mußte, „daß Sie sich weiter über den Verlust des P. Savastano beklagen; denn sich darüber beklagen, heißt sich über den Willen Gottes beklagen. Jesus Christus ist unser wahrer Trost, unser wahrer Bruder, unser wahrer Seelenführer, die wahre und einzige Liebe unserer Seelen.

1) I. 244. 2) I. 259. 3) II. 538. 4) II. 576.

Ihm gefällt es nicht, wenn wir unsern Trost anders wo suchen, als bei Ihm."[1]) Ein anderes Mal lautet sein Trostwort an dieselbe[2]): „Der hl. Rosa von Lima zeigte der Herr viele Jungfrauen, welche Marmor sägten und das hierzu erforderliche Wasser lieferten ihre Thränen. Es gibt kein anderes Mittel: Man muß Marmor sägen und die Thränen des Schmerzes dazu hergeben. In einem solchen Feuer wird die Seele gereinigt . . . In drei Dingen müssen Sie sich jetzt üben. Erstens demüthigen Sie sich: ‚Herr, so verdiene ich es.' Zweitens ergeben Sie sich in Gottes Wille: ‚Herr, behandle mich, wie du willst; es genügt mir, daß ich dich liebe'. Drittens beten Sie mit Vertrauen, aber es ist nicht nothwendig, daß Sie dieses Vertrauen fühlen, sondern es genügt, wenn Sie es mit der Spitze des Willens wollen. Es ist deßhalb hinreichend, wenn Sie sagen: ‚Herr habe Mitleid mit mir. Mein Jesus Barmherzigkeit! Meine Mutter verlaß mich nicht! Mein Gott, ich verlange keinen süßen Trost, bewirke nur, daß ich Dich liebe und dann thue mit mir, was Dir gefällt!' Die äußerlichen Verfolgungen aber sind nur ein Grund mehr, mich zu erfreuen und sollen auch Ihre Freude vermehren". Auf diese Freude im Leiden legt er ein Hauptgewicht; die Schwermuth, meint er, sei mehr zu fliehen als die Pest.[3]) Ebenso beugt er der Scrupulosität vor: „Im Uebrigen will ich, daß Sie mit heiliger Freiheit vorangehen. Wenn Sie in irgend einer Sache nicht einen ganz gewissen Fehler sehen, so handeln Sie darin ganz frei".[4])

Cardinal Capecelatro bringt im Anschluß an andere ähnliche Worte des Heiligen über das Leiden, die geradezu sein ceterum censeo in allen Briefen in Seelenanliegen bilden, die schöne Erwägung[5]): „Das Christenthum hat eine Liebe, von der sich weder im Heidenthum noch in irgend

1) II. 555. 2) II. 553. 3) II. 1038. 4) II. 608.
5) Vol. I. 448.

einer anderen Religion eine Spur findet, die sogar die Natur selbst übersteigt und auf den ersten Blick ihr zu widersprechen scheint. Es ist dies die Liebe des Kreuzes oder was dasselbe ist, die Liebe zum Leiden. In der That macht das Christenthum den Schmerz, der an sich weder liebenswürdig ist, noch sein kann, zu einem Gegenstand der Liebe durch das Ziel, auf das es das Leiden hinordnet und durch die Früchte, die es hervorbringt. Das Ziel aber, das der vollkommene Christ im Leiden anstrebt, ist die Liebe Gottes; die Frucht, die er dadurch zu erreichen hofft, ist das Wachsthum in dieser Liebe. Alle ascetischen Bücher (und Briefe) des heil. Alphons sind voll von dieser Liebe zum Kreuze und zum Leiden und zuweilen ist diese Liebe so lebhaft und feurig, daß sie dem, welcher die Sprache der Liebe nicht versteht, als Thorheit erscheinen und ihn an das Wort des Apostels erinnern muß, daß nämlich Christus den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit war". Wo immer auch Alphonsus bei Personen, die zum Streben nach Vollkommenheit besonders verpflichtet sind, kein Verständniß für diese Liebe zum Kreuze findet, da wird seine Sprache herb und streng. Einer Ordensfrau, die sich über den Mangel an Seelenleitung beklagt hat, antwortet er[1]: „Was die Beichtväter betrifft, so haben Sie keinen Mangel. Ihnen ist mehr die Geduld und noch mehr die Liebe zu Jesus Christus nothwendig, als Beichtväter. Die Heiligen, welche Jesus Christus liebten, haben ganz andere Dinge gelitten, als Sie; andere Schmerzen, andere Krankheiten, andere Verachtungen, andere Verlassenheiten als Sie, und sie haben ihre Leiden für nichts geachtet, weil sie einen Gott in einem Meere von Verachtung und Schmerzen sterben sahen. Und so kommt Ihr ganzes Uebel von Ihnen selbst her, weil Sie sich über jedes Ding stets beklagen und dabei so wenig Geduld haben. Im Augenblicke des Todes, der, nach Ihren Krankheiten zu

1) I 246.

urtheilen, nicht mehr fern sein wird, werden Sie nichts anderes finden, als Fehler der Ungeduld und Sünden, die jetzt noch läßliche sein werden; wenn aber die Ungeduld zunimmt, so fürchte ich, daß dieselbe Sie in noch größeres Verderben stürzen wird. Wohlan also! Halten Sie sich an den Gekreuzigten; betrachten Sie ihn oft und opfern Sie ihm Ihre Leiden auf. Ihre Leiden würden Perlen des Himmels sein, und Sie machen daraus Dornen und Fehler, die im Feuer verzehrt werden müssen."

Es dürfte am Platze sein, mit diesen Worten folgende Aeußerung des geistreichen Convertiten Friedrich v. Klinkowström († 1835) zu vergleichen, der einem seiner Söhne, seinem nachmaligen Biographen, aus Verehrung gegen Alphonsus von Liguori den Namen Alphons beilegte: „Der Gang zu einer besseren, lichtern Welt ist immer mit Kreuz und Leiden bezeichnet. Es kommt nur darauf an, mit völliger Ergebung und heiterem Vertrauen diesen Weg zu gehen und beides, nämlich Ergebung und Vertrauen, gibt oder bringt die Gnade des Glaubens mit sich. Allein freilich ein positiver Glaube nicht blos im Allgemeinen an Gott, sondern an die göttliche Person Jesu Christi und auch an diesen nicht bloß, wie Er vor 1800 Jahren auf Erden in Menschengestalt verhüllt wandelte, sondern wie Er noch in der Heilsanstalt seiner Kirche bei seinem gläubigen Volke weilt und wie Er diese Kirche regiert. Das ist der consequente katholische Glaube, der Gewißheit und Tröstung mit sich führt, eben weil er der allein wahre ist, und das kann nur der fühlen, der beides, den Protestantismus wie den Katholicismus, an sich erfahren hat." [1])

(Schluß folgt.)

---

1) Friedrich August von Klinkowström und seine Nachkommen. Wien 1877. S. 287.

## XXIX.

## Matthias Sittardus.

(Schluß.)

Man braucht übrigens nur die oben erwähnten Predigten über den Johannesbrief durchzugehen, um sich zu überzeugen, daß Sittardus gut kirchlich gesinnt war. Ohne sich von der Erklärung des Textes zu entfernen, weiß er die Gelegenheit mit Umsicht wahrzunehmen, katholische Wahrheiten, die von den Neuerern bestritten wurden, festzustellen und siegreich zu vertheidigen.

So kommt er schon im Eingange seiner ersten Predigt auf das Lieblingsthema der Neuerer vom alleinseligmachenden Glauben zu sprechen.[1]) Es sei jetzt „viel

1) Er scheint dies Thema oft behandelt zu haben; wenigstens hat Volkmar Chyträus, der von Kaiser Ferdinand den Auftrag erhalten, die Predigten des Sittardus nachzuschreiben, sich veranlaßt gefühlt, aus diesen Predigten folgenden Auszug zu veröffentlichen: Pia Adhortatio ad omnigenas peccatores, ne correctionem vitae procrastinent atque differant: Ex qua simul authoritate veritateque divinarum literarum elucet atque apparet, eorum opinionem non consentire cum sano verbo Dei, qui cum hominem sola fide iustificari affirmant, perniciosae cuiusdam securitatis ac licentiae occasionem subministrant. Ex variis concionibus Reverendi et pii Patris D. Mathiae Citardi . . . collecta atque observata. Collectore et interprete Volcmaro Chytraeo. S. l. e. a. (Wien 1565) 23 Bl. 8°.

Pochens, Trotzens und Rühmens vom Glauben", man sehe aber „wenig Werk und Thaten". „Wann sind doch mehr Laster und Schand im Schwung gegangen, wann ist Hoffart, Stolz, Pracht, Uebermut, Verachtung so hoch gekommen, wann ist Betrug, Falsch, Unrecht, Wucher, Unterdrückung und Beschwerung der Armen so groß gewesen, wann ist Rauben, Stehlen, Schlagen, Blutvergießen, Büberei, Ehebrechen, Schand treiben, Aergerniß geben, Verunglimpfen, Schmähen, Schänden, Verläumden so gemein geworden, mit aller Empörung, Uneinigkeit, Feindschaft, Haß, Neid, Zank, Untreue, Unbarmherzigkeit, als jetzt bei dieser lieblosen Welt?" „Wir müßigen verzärtelten Christen können jetzt nicht mehr sagen, denn Glaub, Glaub, der uns doch nur auf der Zunge schwebt und wenig ums Herz ist." Der Glaube sei wohl nothwendig, aber mit diesem Glauben müssen sich auch die Werke der Liebe verbinden. „Ohne Liebe ist der Glaube todt und nimmst du den Glauben von der Liebe, so ist es wie ein Körper, der im Holz liegt, und dem Hände und Füße abgehauen sind. Also kann, noch soll keines ohne das andere sein. Der Glaube ohne die Liebe nutzet nicht zur Seligkeit und gleichfalls nicht die Liebe ohne Glauben" (Bl. 2b. 27b).

Aehnlich behandelt er mehrere andere der damals bestrittenen Lehren: den freien Willen und die Möglichkeit, die Gebote Gottes zu halten (146b), die Verdienstlichkeit der guten Werke (26, 79, 129), das hl. Meßopfer (49b), die Fürbitte der Heiligen (22 ff.), die Verehrung der Bilder (171 ff.), namentlich aber die Autorität der Kirche, „außer welcher kein Heil ist" (50b). Wiederholt warnt er vor den „Ketzern", die sich von der Kirche trennen. „Dieweil sie nicht mit der katholischen Kirche, die da einig und unzertheilt ist, Einhelligkeit und Gleichheit im Glauben und Verstand des Wortes halten, sondern vielmehr sich selbst ein Eigenes und Besonderes dichten, erwählen und sich wider den allgemeinen Verstand der Kirche, wider die Meinung des heil.

Geistes, so von Anfang her, gefallen lassen, dieselbigen alle sind für verdächtig und argwöhnig zu halten. Denn so gewiß es die Lehre Christi ist, die uns gen Himmel bringt, so gewiß muß man sie auch bei dem rechten, einigen, gleichlautenden, immerwährenden Verstand, durch den hl. Geist selber seiner Kirche geoffenbart und immer gehandhabt, bleiben lassen, sonst wird des Lärmens und Haderns über der hl. Schrift, auf die sich auch alle widerwärtigen Parteien berufen, kein Ende sein, wie es die Erfahrung des Handels mit sich bringt" (116 a).

Es war ihm indessen nicht genug, die dogmatischen Wahrheiten zu erklären und zu vertheidigen, er ließ es sich noch mehr angelegen sein, den Zuhörern die christliche Sittenlehre eindringlich einzuschärfen. „Ich muß es rund heraussagen", erklärte er freimüthig, „und will kein Blatt vor das Maul nehmen". Selbst von gegnerischer Seite wird ihm nachgerühmt, daß er unerschrocken „dem Kaiser und allem Hofgesind öffentlich eingeredet habe".[1] Einmal predigte er über die christliche Nächstenliebe. „Wir sollen uns allesammt einander lieben", so führte er bei dieser Gelegenheit aus. „Das ist geredet vom Kaiser bis auf den alleräußersten Bauer, vom Papste bis auf den niedrigsten Kleriker. Es sind viele Glieder in einem Leib, eines steigt höher als das andere, aber es sind allesammt gleiche Glieder. Das Auge ist nicht besser als der Fuß, die Arme nicht besser als die Beine. Also ist der Kaiser nicht besser und höher geachtet vor Gott als der ärmste Bettler, der Papst nicht höher als der geringste Mönch; denn Christus hat sie alle zugleich mit seinem rosenfarbenen Blut erkauft. Die Liebe vergleicht des Kaisers Krone, des Bauern Hütlein, des Erzbischofs Pallium, des Bauern Regenmantel. Wir sind alle gleich, die wir Gottes Kinder sind; es gilt uns allen dies goldene schöne Wörtlein Diligamus, lasset uns einander lieben" (118 b).

[1] Gerlachs Tagebuch 361.

Aehnliche freimüthige Aeußerungen kommen bei Sittardus oft vor; er scheute sich nicht, den „großen Hansen" frei und offen die Wahrheit zu sagen.[1]) Doch that er es stets mit Bescheidenheit, mit Liebe und heiligem Ernste, so daß sich Niemand mit Recht verletzt fühlen konnte.

Sein ganzer Charakter war übrigens dazu angethan, ihm die allgemeine Achtung zu verschaffen. Sein strenges, ascetisches Leben, die Uneigennützigkeit, die ihn auszeichnete, die Freigebigkeit, mit welcher er die Nothleidenden unterstützte,[2]) dies alles befähigte ihn, ehrfurchtgebietend aufzutreten und das Wort Gottes zu verkünden, „wie einer, der Gewalt hat".

Welche Hochschätzung, welches Vertrauen namentlich Kaiser Ferdinand seinem Hofprediger entgegenbrachte, ersehen wir aus der Art und Weise, wie er von ihm am Ende seines Lebens behandelt werden wollte. „Der Kaiser", so berichtet Sittardus selber, „hat mir auf dem Krankenbett befohlen,[3]) daß ich in seinem letzten Stündlein und Todes-

1) Vgl. Katzius C 1 b: „Nullius potentiam reformidans, nullius gratiam aut offensam curans, ipsam veritatem copiose, graviter ac constanter defendit."

2) Katzius B 4 a: „Non curans falsam ac inanem huius mundi gloriam non exquisitis splendidisque aulicorum gaudebat convivis aut conviviis, sed omnia quae ultra necessitatem naturae erant superflua reservabat egentibus; qui tantae fuit frugalitatis et parsimoniae ut vita illius proxime ad disciplinam veterem, non ad hanc quae iam increbuit, videretur accedere."

3) Vgl. das Schreiben des Vicekanzlers Zasius an Landgraf Philipp von Hessen. Wien, 12. Mai 1564, bei Hopfen 211: „Ihre Majestät sind gar geduldig und zum Sterben über die Maßen willig; lassen fast alle Tag den Zitthardum, J. M. Hofprediger und Beichtvater, zu sich kommen, mit dem sie vom Tod und von dem ewigen Leben conversiren." Zasius fügt noch hinzu: „Er (Sittardus) hergegen als nicht ein böser Mönch, der sich täglich in seiner Lehr trefflich bessert, viel Gutes schafft und sonderlich J. K. M. zu der Moderation in Glaubenssachen

kampf, wenn ich ihn mit Gottes hl. Worte ermahnen und trösten würde, keinen herrlichen Titel gebrauche, sondern ihn nur mit dem christlichen Taufnamen nennen und sagen sollte: Ferdinand, mein Bruder, streite wie ein frommer Ritter Christi, sei deinem Herrn bis in den Tod getreu! welches ich denn auch gehorsamlich vollzogen". Dies erzählt Sittardus sowohl in der Leichenpredigt, die er am 30. Juli 1564 in der Wiener Burgkirche gehalten,[1]) als in dem interessanten Schreiben, das er einige Tage später über Ferdinands erbaulichen Tod an Papst Pius IV. nach Rom gesandt.[2])

---

weiset und stärkt." Auf diese Stelle stützt sich Hopfen 63 um zu behaupten, Sittardus sei mehr oder weniger „Kompromiß-katholik" gewesen. Allein der Brief des etwas zweideutigen Diplomaten besitzt nur geringe Beweiskraft; Zasius wollte eben dem Landgrafen etwas Angenehmes berichten. Während er in den Briefen an Herzog Albrecht von Bayern für einen guten Katholiken sich ausgibt, spricht er sich hier und da in Schreiben an protestantische Fürsten fast ganz in lutherischem Sinne aus (vgl. Hopfen 205). Es war einer jener „Hofchristen", von denen Reichshofrath Eder so treffend schreibt: „Bei den Päpstischen sind sie päpstisch, bei den Lutherischen lutherisch."

1) Ein Christliche Tröstliche Predigt uber und bey der fürgestellten, eingesarckten Leich des ... Khaysers Ferdinandi, am IX. Sonntag nach der allerhayligisten Dreyfaltigkait, das ist, am XXX. tag des Monats Julii (als da bevor den XXV. am tag Jacobi Jre Maiestat Christlich in Gott verschiden) zu Wienn in der Burgkirchen gethan. Durch Mathias Citardum. — Auf Bl. J 2 beginnt: Ein andere Christliche Tröstliche Predigt am Sechtzehenden Sontag nach der allerhailigsten Dreyfaltigkait, uber dem Evangelio von dem erweckten Jüngling, der Wittiben Sun zu Naim, fast mit der vorigen übereinstimmende. Wien, Michael Zimmermann. M. D. LXV. 66 Bl. 4°. Mit Widmung des Herausgebers Volkmar Chyträus an Kaiser Maximilian. — Zweite Ausgabe: Zwo Christliche Tröstliche Predigt u. s. w. Köln, Mat. Cholinus. M. D. LXV. 64 Bl. 4°.

2) Abgedruckt bei Schelhorn, Amoenitates historiae ecclesiasticae et literariae. Francof. 1737. I, 684—692. Ueber Ferdinands

Bei der Thronbesteigung Maximilians II. wird sich mancher wohl gefragt haben, ob der neue Kaiser Sittardus als Hofprediger beibehalten werde. Zur Zeit, wo der Dominikaner seine Thätigkeit in Wien begonnen, war Maximilian, der sich damals fast gänzlich auf die Seite der Protestanten zu schlagen schien, keineswegs freundlich gegen ihn gesinnt gewesen. Cardinal Hosius mußte sich daher viele Mühe geben, die Vorurtheile, die man dem jungen König gegen den katholischen Mönch eingeflößt hatte, zu zerstreuen. In den langen Unterredungen, die er 1560—1561 mit Maximilian führte, kam er mehrmals auf den ausgezeichneten Kanzelredner zu sprechen; er lobte ihn sehr und drückte dabei den Wunsch aus, der König möge ihn doch nur einmal, besonders in der Charwoche, predigen hören. Einige, so fügte er bei, die sich zur neuen Religion hatten verführen lassen, haben diesem Pater bekannt, daß sie nun Dank seinen Predigten ihren Irrthum einsähen und was sie von ihm gehört, einzig und allein für Gottes Wort hielten.[1])

Hosius war es wohl auch, der im November 1560 eine längere Unterredung Maximilians mit Sittardus über religiöse Gegenstände vermittelte. Von Wien aus gab Hosius am 27. November 1560 dem Cardinal Otto Truchseß in Rom darüber Nachricht, worauf letzterer im Januar 1561 antwortete: „Dein Brief hat mich sehr erfreut. Ausgezeichnet ist die Vertheidigung des Sittardus, wunderbar und heroisch die Rede, wodurch er den König beschwört, sich öffentlich als den zu zeigen, als welcher er wolle angesehen werden; und nicht weniger ausgezeichnet ist die Antwort des Königs, seiner hohen Stellung, seines Geschlechtes und seines Geistes

Hinscheiden schreibt hier unter Anderm Sittardus: „Altera manu crucem argenteam, altera manu ceream accensam tenens, quasi angelus et suaviter dormiens infantulus sine ullo sensu doloris . . . sub horam septimam vespertinam in ulnis meis obdormivit in Domino."

1) A. Bzovius, Annales. Tom. XX. Coloniae 1641. S. 452.

vollkommen würdig. Ich habe übrigens vom Könige nie etwas anders gehalten, als was er selber von sich aussagt, und es war immer meine Ansicht, daß die Ketzer dem trefflichen jungen Fürsten Unrecht thun, wenn sie ihn den Ihrigen beizählen".[1])

Maximilian hatte sich demnach ganz in katholischem Sinne ausgesprochen. Man durfte jedoch seine Erklärungen nicht allzu optimistisch auffassen. Wohl ist er, nach 1560 und als Kaiser, im Geheimen nicht protestantisch gesinnt gewesen, wie vielfach behauptet worden; aber er stand auch nicht voll und ganz auf katholischem Boden. Von 1560 bis zu seinem Tode nahm er eine vermittelnde Stellung ein; er war ein echter „Mittelparteiler".

Sittardus schenkte unterdessen, wie so manche andere, den Erklärungen des jugendlichen Fürsten volles Vertrauen. Als er im Mai 1561 eine Reise nach Aachen machte,[2]) benutzte er diese Gelegenheit, um die geistlichen Kurfürsten zu besuchen und ihnen über Maximilian, der zum römischen König gewählt werden sollte, beruhigende Aufschlüsse zu geben. Im folgenden Jahre wiederholte er dieselbe Zusicherung in Schreiben, die er an die drei geistlichen Kurfürsten richtete.[3]) Er glaubte dies um so mehr thun zu dürfen, als Maximilian neuerdings ihm gegenüber ganz katholische Gesinnungen an den Tag gelegt.

Die neue Unterredung fand statt im Februar 1562 zu Prag, wo sich damals der kaiserliche Hof aufhielt. Ende Januar war Maximilian eingetroffen, um mit seinem Vater und dessen Räthen bezüglich der bevorstehenden Königswahl Berathungen zu pflegen. Während seines Aufenthaltes besuchte er fleißig die Predigten des Sittardus und in zwei

---

1) Pogiani Epistolae II, 219.

2) Am 1. Juni 1561 hatte er in Aachen eine Unterredung mit Commendone. Vgl. Miscel. di storia ital. VI, 154.

3) Göy, Maximilians Wahl 102, 119.

Privatgesprächen, die er mit letzterem hatte, lobte er ihn aufs Höchste, „da derselbe einzig und allein die Ehre Gottes und die Einigkeit des Volkes in der wahren katholischen Lehre durch seine Predigten zu befördern suche". Sittardus war von Maximilians Liebenswürdigkeit ganz begeistert. In einem Briefe, den er bald nachher an eine hohe Persönlichkeit richtete,[1]) wahrscheinlich an Herzog Albrecht von Bayern,[2]) bemerkt er, wenn er noch einen Zweifel an Maximilians Rechtgläubigkeit gehabt hätte, so wäre der jetzt verschwunden. Der König, so berichtet er, sei der kirchlichen Einheit, der katholischen Uebereinstimmung und der gesunden Lehre von Herzen zugethan, so daß die Sektirer ihn mit Unrecht den Ihrigen beizählen; er verabscheue die Kirchenspaltung ebenso wie die unbesonnenen Neuerungen, die etliche eingeführt; die Gotteslästerungen der Meßstürmer seien ihm ein wahrer Greuel; er wünsche, daß das hochheilige Opfer von allen

---

1) Abgedruckt bei Hopfen 193 f. Hopfen ist geneigt, den anonymen Brief dem Beichtvater von Maximilians Gemahlin, Franz von Cordova, zuzuschreiben. Mit Unrecht! Der Briefschreiber spricht von seinen Predigten und meldet, daß er auch die Fastenpredigten halten werde; er war also ordentlicher Prediger, was von Cordova, der vielleicht der deutschen Sprache gar nicht mächtig war, nicht behauptet werden kann. Zudem weiß man nichts von einem längeren Aufenthalte Cordovas in Prag im Frühjahr 1562; dagegen steht fest, daß Sittardus damals in Prag war. Vgl. Sickel, Das Reformationslibell des Kaisers Ferdinand v. J. 1562, im Archiv f. österr. Geschichte Bd. 45 (1871), S. 45 ff. Hier auch ein Auszug aus dem Gutachten, das Sittardus Ende April 1562 in Prag auf Wunsch des Kaisers verfaßt hat.

2) Am 11. April 1562 schrieb Canisius aus Augsburg an Hosius: Adiunxi scriptum P. Zittardi, quo regem Bohemiae commendat, et edictum Principis Bavariae, quod catholicum esse declarat." Cyprianus 229 Hier handelt es sich wohl um das oben erwähnte Schreiben, wovon Canisius vielleicht aus München eine Abschrift erhalten hatte. Schon 1561 berief sich Herzog Albrecht auf die erste Unterredung des Sittardus mit Maximilian. Vgl. Hopfen 64.

mit großer Ehrfurcht gefeiert werde; auch verehre er die kirchliche Hierarchie und die päpstliche Oberhoheit.

Schon 1562 stand also Sittardus in den besten Beziehungen zum zukünftigen Kaiser. Ein besonderer Umstand sollte noch dazu beitragen, die Verständigung zwischen den beiden Männern zu erleichtern. Maximilian legte ein sehr großes Gewicht auf die Gestattung der Communion unter beiden Gestalten.[1]) Nun war aber Sittardus selber der Meinung, daß man den Kelch den Laien wohl gewähren könnte. Wie andere gut katholische Männer jener Zeit, glaubte auch er, daß ein solches Zugeständniß den Abfall Vieler von der Kirche verhindern würde. „Der gute Sittardus", meldete später Canisius, der in diesem Punkte ganz andern Ansichten huldigte, „hat sich sehr viel um den Kelch bekümmert."[2]) Daß er die Bewilligung des Laienkelchs für zeitgemäß hielt, ersieht man auch aus dem Briefe, den er am 14. März 1563, während der theologischen Verhandlungen, die damals in Innsbruck stattfanden, an Julius Pflug gerichtet.[3])

Kaiser Ferdinand starb am 25. Juli 1564. Sein Nachfolger beeilte sich den Dominikaner in der Stelle, die letzterer einige Jahre mit so vielem Ruhme bekleidet hatte, zu bestätigen. Bereits am 19. August konnte der Prager Erzbischof Anton Brus seinem Freunde J. Pflug melden, daß Maximilian Sittardus zum Hofprediger gewählt habe.[4])

---

1) Vgl. J. Schlecht, Das geheime Dispensbreve Pius' IV. für Maximilian II. im Histor. Jahrbuch Bd. XIV (1893), S. 1–38.

2) Canisius an Hosius, 7. Sept. 1567. Bei Cyprianus 448.

3) Cyprianus 27 ff. Sittardus hat wahrscheinlich an den Innsbrucker Verhandlungen theilgenommen. Vgl. Sickel, Zur Geschichte des Concils von Trient. Wien 1872. S. 495. Vier Predigten über das Leiden Christi, die Sittardus in der Charwoche 1563 zu Innsbruck gehalten, befinden sich handschriftlich auf der Münchener Staatsbibliothek. Cod. germ. 943. 66 Bl. 2°.

4) Cyprianus 16.

Die guten Katholiken freuten sich nicht wenig darüber. „Wir danken der göttlichen Güte", schrieb Canisius am 20. September 1564 an Hosius, „zum Theil im Namen des neuen Kaisers, der verschiedene Beweise seiner katholischen Gesinnung an den Tag gelegt; daher behält er auch den Prediger Sittardus und hört denselben gerne an." [1])

Wie früher unter Ferdinand I., so mußte auch jetzt wieder Sittardus den Kaiser auf dessen Reisen begleiten. Anfangs 1566 treffen wir ihn zu Augsburg auf dem Reichstage. Schon am 29. Januar meldete der pfälzische Abgesandte Jakob Rehlinger dem Kurfürsten Friedrich, der Hofprediger Sittardus „habe eine scharfe, heftige und lästerliche Predigt wider unsere Religion und Meinung von dem hl. Abendmahl (doch unvermeldet der Unsern Namen) gehalten und sie eine verdammte, ketzerische, gotteslästerliche, aufrührerische und von selbst gewachsenen und laufenden Schriftgelehrten spitzfindig und nach Menschen Vernunft und Gutdünken erdichtete Lehre und Meinung gescholten und darwider hitziglich invehirt". [2]) Rehlinger war Calvinist; aber die strengen Lutheraner waren nicht weniger unzufrieden mit den Predigten des katholischen Ordensmannes. So schrieb am 14. März 1566 Tilmann Heßhus aus Augsburg an Hartmann Beyer: „Der Kaiser geht in die Messe. Sittardus, wie ich von andern höre, lehrt den [durch die Liebe] formirten Glauben und ist ein ächter Papist. Die weniger Unterrichteten werden von ihm überlistet". [3])

Dem eifrigen Prediger sollte es nur kurze Zeit vergönnt sein, im Dienste Maximilians II. seine segensreiche Thätigkeit fortzusetzen. Anfangs August 1566 zog er mit dem Kaiser in den Türkenkrieg. Schon nach einigen Wochen

---

1) Cyprianus 373.
2) Kluckhohn, Briefe Friedrich des Frommen. Bd. I. Braunschweig 1868. S. 634.
3) Raupach, Erläutertes Evangelisches Oesterreich. I. Fortsetzung. Hamburg 1736. S. 166.

wurde er jedoch in der Nähe von Raab von einer tückischen Krankheit befallen, die ihn nöthigte, nach Wien zurückzukehren.[1]) Hier starb er, erst 44 Jahre alt, am 31. Oktober 1566,[2]) nachdem er sich in frommer, katholischer Weise auf den Tod vorbereitet hatte.[3])

Das allzu frühe Hinscheiden des trefflichen Mannes versetzte manche Kreise in tiefe Trauer. „Ach, was haben

---

1) Gaistliche Kriegrüstung . . . durch Urban Bischofen zu Gurgk. Wien 1567. Am Anfang dieser Schrift steht ein Gedicht „Augustini Neseri Catholici Concionatoris castrensis et Viennensis Canonici", worin es heißt:

„Interea in castris eadem (Predigen) quoque praestitit ipse
Citardu praeco Caesaris usque pius,
Donec Iaurinis (Raab) morbo correptus in agris,
Huc rediens placidus coelica castra petit."

2) Oratio M. Ioannis Katzii Noviomagi, habita in funere Reverendi in Christo Patris ac D. D. Mathiae Cithardi Invictiss. Caesarum D. Fernandi I. et Maximiliani II. Concionatoris eloquentissimi, et Orthodoxae fidei assertoris acerrimi, qui vita defunctus Viennae Austriae Anno Dom. 1566. Aetatis 44. pridie Cal. Novembr. Viennae, Caspar Stainhofer. Sine anno (1566). 12 Bl. 4°. Widmung von Katzius an den Vicekanzler J. U. Zasius, 19. Dezember 1566.

3) Katzius C 3 a: „Omnibus negotiis rite, pie ac catholice prius ordinatis." Ueber die testamentarischen Verfügungen des Sittardus und dessen Erben vgl. Lammertz 319; Chr. Quix, das ehemalige Dominikanerkloster und die Pfarrei zum hl. Paul in Aachen. Aachen 1833. S. 33; G. Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol. Bd. I. Innsbruck 1885. S. 125. Der Vollständigkeit halber seien noch zwei Schriften von Sittardus erwähnt, die bei Quétif, Scriptores Ord. Praed. II, 215 angeführt werden, die ich jedoch nicht habe auffinden können: 1. Latina concio de supplicatione seu processione cum gestatione S. Eucharistiae. Venetiis 1567; 2. Preces catholicae ad Evangelia et Epistolas dierum dominic. et festorum accommodatae. Coloniae 1569, in deutscher Sprache. Dies Gebetbuch muß jedoch schon früher erschienen sein, da es bereits erwähnt wird bei G. Eysengrein, Catalogus testium Veritatis. Dilingae 1565. Bl. 206 b.

wir verloren", klagte am 2 Dezember 1566 der Vicekanzler Zasius dem Herzog Albrecht von Bayern; „wo bekommen wir einen andern Catholicum, der der Kaiserlichen Majestät so anmuthig werde und in den Ihre Maj. solche Confidenz stellen. Was er Gutes geschafft bei Ihrer Majestät, das ist offenbar". [1])

Wie so manchen andern katholischen Vorkämpfer, [2]) wurde auch Sittardus protestantischerseits nachgesagt, er sei „in größter Verzweiflung elendiglich gestorben". [3]) Die Sektirer, so berichtet Zasius, sangen jubelnd, Gott habe ihn gestraft, „daß er den frommen Kaiser (Maximilian) also in das Papstthum versenkt habe". [4])

N. Paulus.

XXX

## Der „Communismus" des hl. Clemens von Rom.

Unter den Väterstellen, die von socialistischer Seite mit wahrer oder erheuchelter Anerkennung begrüßt, von protestantischen Gelehrten als Zeichen einer gewissen Hinneigung zum Communismus getadelt werden, spielt noch immer eine Rolle der im Decretum Gratiani (c. 2. Dilectissimis C. XII. qu. 1) stehende Brief „des hl. Clemens von Rom an die Christengemeinde zu Jerusalem", vor allem der Satz: Com-

1) Hopfen 62.
2) Vgl. Histor.-polit. Bl. Bd. 111 (1893), S. 589 ff.
3) Fama Andreana reflorescens 71; Salig, Historie der Augsburgischen Confession. Bd. III. Halle 1735. S. 259.
4) Hopfen 63.

munis enim usus omnium, quae sunt in hoc mundo, omnibus esse hominibus debuit; sed per iniquitatem alius hoc suum esse dixit et alius illud, et sic inter mortales divisio facta est. Die Deutung, welche katholische Theologen in älterer Zeit und bis zur Stunde der Stelle gegeben haben, lautet: Nach der ursprünglichen Einrichtung der Natur hätten alle Erdengüter gemeinsam sein sollen; erst durch den Sündenfall sei das Mein und Dein, der Privatbesitz thatsächlich und nothwendig geworden. Gegen diese Erklärung spricht aber zunächst der einfache grammatische Sinn der Worte; das „per iniquitatem . . . dixit" kann doch schwerlich bedeuten: „durch die Sünde ist es veranlaßt worden, daß der eine dies, der andere jenes sein Eigenthum nannte." Sodann nimmt jene Deutung keine Rücksicht auf den Context. Vor den bezeichneten Sätzen stehen an der Spitze des Briefes die Worte: „Das gemeinsame Leben, meine Brüder, ist nothwendig für Alle, am meisten für diejenigen, welche Gott als tadellose Streiter dienen und das Leben der Apostel und ihrer Schüler nachahmen wollen."[1]) Hier wird für die Christen damaliger Zeit das gemeinsame Leben als Pflicht hingestellt; und im weiteren Verlauf des Briefes nennt der Verfasser ausdrücklich die Gütergemeinschaft als dasjenige, was er nach dem Vorbilde der ersten apostolischen Gemeinde festgehalten wissen will. Noch eigenthümlicher klingen die Sätze, die sich an unser Citat unmittelbar anschließen. „Hat doch auch einer der weisesten Griechen, von dieser Ueberzeugung geleitet, die Behauptung aufgestellt, unter Freunden müsse Alles gemeinsam sein — unter dem ‚Alles' sind aber zweifellos auch die Frauen inbegriffen —; und wie die Luft und das Sonnenlicht nicht getheilt werden könne, so dürfe auch das Uebrige, das auf

1) Communis vita, fratres, omnibus necessaria est, et maxime his, qui Deo irreprehensibiliter militare cupiunt et vitam Apostolorum eorumque discipulorum imitari volunt.

dieser Erde Allen gemeinsam zum Besitze geschenkt ist, nicht getheilt, sondern müsse als Gemeingut angesehen werden.“ [1])

In dieser Berufung auf den griechischen Weisen (Plato) mußte die Erwähnung der Weibergemeinschaft sofort das christliche Bewußtsein verletzen; man stellte deßhalb die Vermuthung auf, die Worte „in omnibus autem sunt sine dubio et coniuges“ seien später fälschlich in den Text eingeschoben. So bemerken die Correctores Romani (im 16. Jahrh.), in zwei Manuscripten fehle der Zusatz; da er im Widerspruch zur ganzen Anschauung des christlichen Alterthums stehe, müsse er auch im Original gefehlt haben. Allein die kritischen Ausgaben von Böhmer und Friedberg haben den Satz auf Grund der Textbezeugung beibehalten; eine spätere Auslassung anstößiger Worte in zwei Handschriften läßt sich ja viel leichter erklären, als ihre Einschmuggelung in alle übrigen; wir werden auch nachher sehen, daß die Bemerkung vollständig in die nächste Gedankenverbindung hineinpaßt. Bezüglich der allgemeinen Tendenz des Briefes bemerkten ältere Theologen, die Empfehlung der Gütergemeinschaft erkläre sich aus den besonderen Verhältnissen der Kirche zu Jerusalem; der ideale Zustand, den dort die erste christliche Begeisterung geweckt und die Apostel selbst geordnet hätten, habe auch den folgenden Generationen höhere Pflichten auferlegt, als sie sonst das Evangelium ausspricht. Auch konnte man darauf hinweisen, daß am Schlusse des Briefes jene Empfehlung in die Form eines Rathes, nicht eines strengen Gebotes gekleidet werde (unde consilium dantes, vestram potentiam hortamur, ut

1) Denique Graecorum quidam sapientissimus haec ita sciens esse ait communia debere esse amicorum omnia; in omnibus autem sunt sine dubio et coniuges. Et sicut non potest, inquit, dividi aër neque splendor solis, ita nec reliqua, quae communiter in hoc mundo omnibus data sunt ad habendum, dividi debere sed habenda esse communia.

ab apostolicis regulis non recedatis). [1]) Allein gegen die Beschränkung des Kreises der Adressaten spricht die Aufforderung, den Inhalt des Schreibens auch allen andern zu verkündigen (quae non solum vobis cavenda, sed et omnibus praedicanda sunt); gegen die Abschwächung des Gebotes zum Rath lassen sich Ausdrücke wie das wiederholte debere, mandare, praecipere, necessaria est, geltend machen.

Die Sache liegt viel einfacher. Es existirt bekanntlich blos ein Brief des hl. Clemens von Rom, das berühmte Schreiben an die Korinther: hier findet sich von unserer Stelle kein Wort. Der von Gratian aufgenommene Brief ist ein Werk Pseudo-Isidors und kein Meisterwerk. Den einleitenden Satz hat er frei erfunden; die folgenden, uns besonders interessirenden Sätze entnimmt er einer damals angesehenen, heute allgemein als apokryph erkannten Quelle, den romanhaften, hie und da häretisch angehauchten clementinischen Recognitionen; später folgen weitere Citate aus denselben, verbrämt mit Zuthaten Isidors. Wenn nun aber der Fälscher wenigstens die Pseudo-Clementinen aufmerksam gelesen hätte! In seiner Eilfertigkeit aber passirt ihm das Mißgeschick, dem Papste Worte in den Mund zu legen, die in jener Erzählung von ihm bekämpft und widerlegt werden! Der noch heidnische Vater des Clemens, Faustinian, findet nach langer Trennung seinen Sohn als Christen wieder und sucht in seinen Zweifeln bei ihm Aufklärung. Er trägt ihm vor, was er von heidnischen Philosophen über die Begründung der Sittlichkeit gehört hat; Gut und Böse seien imaginäre Begriffe, auf menschliche Meinung, nicht auf die Natur der Dinge gegründet. Wie Todtschlag und Ehebruch, sei auch der Diebstahl nicht innerlich sündhaft; der Nothleidende habe ein Recht, den Besitz des Reichen anzugreifen, und wenn er gezwungen sei, es heimlich zu thun, so liege darin weniger eine Anklage

1) Cf. Lugo, De iust. et iure disp. 2. sect. 1. n. 3. — Lessius, De iust. et iure lib. 2. c. 5. dub. 2. n. 5.

gegen den Dieb, als vielmehr gegen den Eigenthümer. Als Begründung folgt nun unsere Stelle: die Erde sei Allen zum Gebrauch überwiesen, die Scheidung des Mein und Dein sei eine Ungerechtigkeit, wie es ja auch Plato durch den weitgehenden Communismus seines Idealstaates anerkannt habe.[1]) Die Antwort des Clemens[2]) beginnt mit einer allgemeinen Widerlegung des ethischen Skepticismus, der jenen Aeußerungen zu Grunde lag; bevor er die einzelnen Aufstellungen kritisiren und z. B. das über den Diebstahl Vorgebrachte zurückweisen kann, unterbricht ihn sein Vater mit dem Geständniß, er habe ihn durch seine kurze aber treffende Rede vollständig überzeugt, daß das Verwerfliche jener Sünden nicht in der Meinung der Menschen, sondern in den Handlungen selbst liege.[3])

In diesem Zusammenhange hat also auch die Befürwortung der Weibergemeinschaft nichts Befremdliches; der Standpunkt, von dem sie vorgetragen wird, ist ja faktisch der eines ungläubigen und radikalen Socialismus. Ebenso klar ergibt sich, daß der Ausdruck: „per iniquitatem alius hoc suum esse dixit“ etc. im buchstäblichen und nächst-

---

1) Recogn. X, 5 (Migne P. Gr. 1, 1422) „Nam neque homicidium revera malum est, quia animam vinculis absolvit; denique, aiunt, et iusti quique iudices peccantes perimunt. Quodsi homicidium scirent malum esse, non utique id iusti homines facerent. Neque adulterium malum esse dicunt: si enim ignoret vir aut non curet, nihil, aiunt, mali est. Sed neque furtum malum esse: quod enim deest alicui, aufert ab alio, qui habet, quod quidem oportebat libere sumi et publice; sed quia occulte fit, in hoc magis illius, a quo clam aufertur, inhumanitas redarguitur. Communis enim usus omnium“ etc. s. oben im Eingang.

2) ibid. (Migne p. 1423): Placet ergo ut Clemens primus incipiat et ostendat, si est aliquid in substantia et actibus bonum vel malum.

3) ibid. (Migne p. 1424): Et pater: Vere, inquit, breviter et incomparabiliter ostendisti, quia sint mala in actibus.

liegenden Sinne zu verstehen ist: „mit Unrecht, unter Verletzung des natürlichen Rechts ist das Sondereigenthum eingeführt worden". Ja nicht bloß die erste Einführung, auch der gegenwärtige Bestand der Gütertrennung muß von jenem Standpunkte als unrechtmäßig bezeichnet werden; so steht denn auch in der Quelle nicht „dixit", sondern das Präsens: „dicit". Schon Pseudo-Isidor scheint aber das „dixit" eingeführt zu haben,[1]) um den Tadel mehr auf die erste Entstehung des Privateigenthums abzulenken.

Es kann also der ganze Brief, vor allem jene vielberufene Stelle, in keiner Weise als Aeußerung eines altchristlichen von den Kirchenvätern befürworteten Communismus verwerthet werden. Was Pseudo-Isidor bei seiner Compilation gedacht und gewollt hat, ist nicht so deutlich, kann uns auch wenig interessiren; vielleicht kommt die oben als herkömmlich bezeichnete Interpretation der Theologen trotz der Schwierigkeiten, die wir hervorhoben, dennoch seinem Gedanken am nächsten. Die Aufnahme seines Briefes (bezw. der größeren Hälfte desselben) in das Dekret Gratians kann natürlich den wunderlichen Mißgriff Isidors nicht wieder gut machen. „Gratians Werk ist lediglich Privatarbeit" (von Scherer); „die Lehrsätze Gratians haben, wie die Behauptungen eines jeden Kirchenrechtslehrers, nicht mehr Gewicht, als die Gründe, auf denen sie ruhen" (Gerlach). Von einer nachträglichen, durch die kirchliche Rechtsprechung oder Gewohnheit erfolgten Approbation der besprochenen Anschauungen kann eben so wenig die Rede sein. Im Gegentheil, wir bemerkten schon, daß das offenbar Anstößige durch eine sachlich gesunde, wenn auch formell anfechtbare Kritik beseitigt, das Zweideutige durch eine dem sittlichen und socialen Mißbrauch vorbeugende Exegese näher erklärt wurde.[2])

---

1) S. die Ausg. Pseudo-Isidors von Hinschius, S. 65.

2) Bellarmin bemerkt (De bon. oper. in partic. l. 3 c. II), nachdem er die gewöhnliche Auslegung als allenfalls möglich bezeichnet

Nur für eine rein spekulative Frage ist der Glaube an die Echtheit des Clemensbriefes nicht ganz ohne Einfluß geblieben. Viele Theologen nehmen an, daß die Menschheit, wenn sie im Stande der ursprünglichen Gerechtigkeit verblieben wäre, im Gemeinbesitze die geeignetste Form für die Beherrschung und Verwendung der irdischen Dinge gefunden haben würde; ja Skotus und einige andere sehen im Privateigenthum einen Widerspruch zur Vollkommenheit des Urstandes. Die Vernunftgründe, auf die man sich hiefür beruft, sprechen wohl für die reine Möglichkeit, auch für eine gewisse Angemessenheit jener gesellschaftlichen Ordnung, bilden aber keinen wirklichen Beweis. Als Autorität tritt meist nur der „hl. Clemens" mit seinem erdichteten Briefe auf; die hie und da von anderen Vätern citirten Aeußerungen sagen nichts von einem durch den Sündenfall herbeigeführten Wechsel der Eigenthumsverhältnisse, sie betonen vielmehr den sittlichen Werth einer von lebendigem Gemeingefühl geleiteten Vermögensverwendung und das Recht aller Menschen auf den nothwendigen Lebensunterhalt gerade so gut für die jetzige Menschheit wie für die anfängliche. Ueberhaupt aber sprechen die Theologen jene Ansicht meist nur im Vorübergehen, ohne Nachdruck und eingehende Prüfung aus; und bei der Verehrung, die man dem Worte eines hl. Apostelschülers und Papstes schuldig zu sein glaubte, bei der Stütze, die der Gedanke an gewissen Einzelerscheinungen der christlichen Vollkommenheit fand (erste Christengemeinde, Ordensleben), ist seine Verallgemeinerung und weite Verbreitung gewiß leicht zu erklären. Ohne hier in

---

hat: Ceterum non est opus, in hac re multum laborare; constat enim eam epistolam aut non esse Clementis aut ab aliquo valde corruptam et depravatam. Dieser Satz wird näher und treffend, auch mit Berufung auf die Pseudo-Clementinen, von ihm begründet. An der Echtheit der letzteren scheint er übrigens nicht zu zweifeln, im Allgemeinen auch nicht an der der isidorischen Dekretalen.

eine sachliche Erörterung eintreten zu wollen, darf man doch soviel behaupten, daß eine sententia communis dieser Art noch lange nicht als „katholische Traditionslehre" bezeichnet werden darf, wie es jüngst von theologischer Seite geschehen ist. Suarez, der wohl am gründlichsten auf die Frage eingeht und das Weltbild, das uns meist nur in einem idealen aber verschwimmenden Lichtschimmer gezeigt wird, in konkreten Zügen und Farben zu fixiren versucht, sieht sich sofort genöthigt, das „omnia communia" auf die Immobilien einzuschränken; ja auch bezüglich der unbeweglichen Güter muß er gewisse Ausnahmen zugeben.

Er macht ferner darauf aufmerksam, daß wohl auch im Urstande der freie Wille des Menschen und die Macht der Sitte und Gewohnheit auf die Gestaltung des wirthschaftlichen Lebens Einfluß geübt und individuellere Formen des Eigenthums geschaffen haben würde, so daß von einer einheitlichen, überall wiederkehrenden Organisation nicht geredet werden könne. Da aber, so meint er, die Ausnahmen immerhin der Regel gegenüber verschwänden, so könne man — absolut gesprochen — den Satz von der ursprünglichen Gütergemeinschaft doch als richtig anerkennen.[1])

1) Suarez de opere sex dierum l. 5. c. 7. n. 18. In primis non videtur esse datum in illo statu praeceptum prohibens hanc rerum divisionem (gegen die Ansicht des Skotus!), quia nec positivum invenitur nec naturale colligitur ex principiis rectae rationis. Quia talis divisio de se nec contra iustitiam esset nec contra aliam virtutem et posset esse utilis, ut bene explicavit L. Lessius l. 2. de iust. c. 2. d. 2. Unde ulterius distinguendum videtur inter bona mobilia et immobilia. Nam mobilia magis sunt subiecta divisioni, quia eo ipso, quod occupantur seu capiuntur, fiunt accipientis. Et hoc ius videtur fuisse necessarium etiam in statu innocentiae. Nam qui colligeret fructus arboris ad comedendum, eo ipso acquireret peculiare ius in illos, ut posset iis libere uti et non possent invito possidente auferri sine iniustitia. At vero in bonis immobilibus non esset necessaria similis divisio: et de illis principaliter loquuntur dicti auctores.

Neuere Theologen und katholische Socialpolitiker haben eine noch freiere, zum Theil ablehnende Stellung zu jener Ansicht eingenommen. Wenn ihnen deßhalb der Vorwurf gemacht wird, „sie kümmerten sich bei den Theorieen, welche sie aufstellen, wenig oder gar nicht um den Zusammenhang mit den Vätern und dem ganzen christlichen Alterthum", so wird man die Uebertreibung, die in dieser Censur liegt, nach allem Gesagten hinlänglich würdigen. Uebrigens können jene Gelehrten, wie uns scheint, mit gutem Grunde die Encyklika Leo's XIII. De conditione opificum für sich anrufen, in welcher ja die Berechtigung und Nothwendigkeit des Privateigenthums ex professo behandelt wird [1]; wer hier eine Stellungnahme in unserer Frage sucht, wird sicher weit eher die *allgemeine*, als die durch den Sündenfall hervorgerufene Nothwendigkeit des Sonderbesitzes ausgesprochen finden. Selbst die bekannten Gründe des heil. Thomas (S. theol. II. II. qu. 66. a. 2.), die vorwiegend den ungeordneten Zustand der Natur im Auge haben, treten in der Encyklika entschieden zurück vor rein naturrechtlichen, apriorischen Gesichtspunkten. Die *Natur des Menschen*,

---

Considerandum vero ulterius est, potuisse homines in eo statu operari terram et fortasse aliquam eius partem seminare. Inde ergo necessario fieret consequens, ut postquam aliquis particulam terrae coleret, non posset iuste ab alio privari usu et *quasi-possessione* illius; quia ipsa naturalis ratio et ordo conveniens hoc postulat. Potuisset etiam usu introduci, ut qui semel illam particulam terrae occuparet, tanquam *propriam illam possideret*, quamdiu illam non dimitteret: et idem dici potest de particula terrae ad habitationem et quasi-domicilium destinata. Haec tamen quasi nihil reputantur: et ideo absolute negatur divisio bonorum in illo statu. Praeterquam quod etiam in illis rebus possent esse *variae consuetudines* non repugnantes illo statui, quae ex vario arbitrio hominum penderent. Et ideo nihil certum de illis dici potest.

1) Herder'sche Ausgabe S. 11—23.

so argumentirt der hl. Vater, die in ihren geistigen Fähigkeiten über den augenblicklichen Genuß erhaben und zu einer einheitlichen Gestaltung des ganzen Lebens bestimmt ist, fordert eine dauernde irdische Basis für das sinnlich-leibliche Dasein; die Arbeit, in welcher der Mensch dem Stoffe und dem Erdboden das Gepräge seiner Person aufdrückt, schafft eine rechtliche Beziehung des Produktes zu seinem Erzeuger, so nothwendig, wie die Beziehung zwischen Wirkung und Ursache; die Familie, durch welche das Ich sich gleichsam ausdehnt und vervielfältigt, gibt damit auch dem natürlichen Rechte der Person auf Sondereigenthum eine höhere Bestätigung und Verstärkung. Nur ganz selten wird diesen philosophischen Ausführungen ein Hinweis auf die thatsächliche Lage des Menschen und der Erde beigemischt. Der Einwand, Gott habe doch die irdische Schöpfung dem ganzen Menschengeschlechte gemeinsam übergeben, hätte gewiß Veranlassung geboten, an die Sünde und die aus ihr erwachsene Abänderung der ursprünglichen Ordnung zu erinnern; aber der hl. Vater antwortet nur, die gemeinsame Uebergabe bedeute nicht eine Ueberweisung zu unterschiedslosem Eigenthum, sie besage vielmehr, daß die faktische Theilung nicht von Gott vollzogen, sondern auf menschlich-historischem Wege zu Stande gekommen sei.[1] Erst nachdem die naturrechtliche Begründung, wie wir sie andeuteten, weitläufig (in der citirten Ausgabe auf fünf Seiten) entwickelt ist, folgt nun in zwei kurzen Sätzen eine Schilderung der üblen Folgen, die der Communismus bei der Schwäche und Leidenschaftlichkeit der verdorbenen Natur nothwendig entfesseln würde; es sind die bei Aristoteles und Thomas genannten Unzuträglichkeiten: Aufhebung der Ordnung, ewiger Zank und Unfriede, Ertödtung des Triebes zu reger, culturfördernder Arbeit.[2])

Münster. Jos. Mausbach.

1) A. a. O. S. 15.
2) A. a. O. S. 23.

XXXI.

## Centrum und Interessenpolitik.

Unter Donner und Blitz und strömendem Regen haben wir am 19. Juli in Cöln August Reichensperger zur letzten Ruhe bestattet. Am Tage der Enthüllungsfeier des Windthorst-Denkmals in Meppen ist er im hohen Alter von 87 Jahren sanft verschieden, nachdem ihn wenige Wochen vorher die städtische Vertretung Cöln's im Hinblicke auf seine unvergänglichen Verdienste um den Cölner Dom zum Ehrenbürger ernannt hatte.

Mit August Reichensperger ist der letzte der großen Führer aus der großen Zeit des Centrums abberufen worden, nachdem ihm von Mallinckrodt, Windthorst, sein Bruder Peter und von Schorlemer-Alst im Tode voraufgegangen sind. Er war der Veteran der Centrumspartei und zugleich die lebendige Chronik des deutschen Parlamentarismus, an dessen Wiege er gestanden und innerhalb dessen er so früh eine hervorragende Stellung errang, daß ihn schon das Frankfurter Parlament zum Vicepräsidenten wählte.

Das katholische Volk Deutschlands hat voll Wehmuth einen nach dem anderen die Männer scheiden sehen, welche in dem weltbewegenden kirchenpolitischen Kampfe der 70er Jahre die Fahne vorantrugen. Drei Generationen von Vorkämpfern für die Freiheit der Kirche auf deutschem Boden hat das laufende Jahrhundert gesehen. August Reichensperger reichte noch in die Zeit Joseph's von Görres und

Clemens August's zurück, die 1837 dem andrängenden Staatskirchenthum unbeugsamen Widerstand entgegensetzten; 1848 in der neu eröffneten politischen Aera stand August Reichensperger mit seinem gleichgesinnten Bruder selbst in der vordersten Reihe, als es galt, das Verfassungsrecht der christlichen Religionsgesellschaften sicher zu stellen; im Culturkampfe der 70er Jahre, der schwersten Prüfung, welche die katholische Kirche in Deutschland durchgemacht hat, nahm dann das edele Brüderpaar, zeitweise mit Bischof von Ketteler, seinen Platz ein an der Seite von Mallinckrodt's und Windthorst's. Jetzt hat, wie die Germania beim Tode August Reichensperger's bemerkte, eine vierte Generation die Sache des katholischen Volkes zu führen.

So bildet also der gegenwärtige Zeitpunkt in der Geschichte des Centrums und der Centrumspartei gewissermaßen einen Abschnitt, welcher die Frage nahelegt: „Wo stehen wir?"

Als Windthorst starb, hatte August Reichensperger längst aus dem parlamentarischen Leben sich zurückgezogen; auch von Schorlemer-Alst hatte der Thätigkeit im Reichstag und Landtag entsagt. Das Centrum hatte daher schon mehrere Jahre die früheren Führer entbehrt, und wenn auch unter den hervorragenden Persönlichkeiten der Fraktion keine jene autoritative Stellung einnimmt, welche Alles widerspruchslos Windthorst einräumte, so haben doch die Befürchtungen, welche vielfach an das Ableben dieses genialen Staatsmannes geknüpft wurden, sich nicht bewahrheitet.

Trotz mancher Schwierigkeiten hat sich das Centrum in der ausschlaggebenden Stellung im Reichstage zu behaupten gewußt. Und diese ist der Angelpunkt der gesammten Position der deutschen Katholiken im öffentlichen Leben. So war es immer. Vom Reichstag aus ist die Maigesetzgebung aus den Angeln gehoben worden; ohne den maßgebenden Einfluß des Reichstags-Centrums, den Windthorst mit bewunderungswürdigem Geschick einzusetzen

verstand, wäre nach menschlichem Ermessen ein erträglicher kirchenpolitischer Modus vivendi in Preußen nicht erlangt worden. Ohne das Vollgewicht dieses Einflusses kommen wir auch kirchenpolitisch keinen Schritt weiter, ja sind wir niemals vor Rückschlägen sicher. Welches Maß von culturkämpferischer Leidenschaft in breiten Schichten des deutschen Volkes noch schlummert, hat ja der Hexensabath anläßlich des Aachener Mellage-Prozesses eben wieder gezeigt.

Das Centrum hat, wie bemerkt, auch in der abgelaufenen Session des Reichstages als ausschlaggebende Fraktion sich behauptet. Dadurch konnte insbesondere eine starke Mehrbelastung der Bevölkerung mit indirekten Steuern, sowie das Zustandekommen eines Gesetzes wider die Umsturzbestrebungen verhindert werden, welches den Charakter eines Klassengesetzes, eines verkappten Socialistengesetzes gehabt hätte.

Auch über die verschiedenen Zwischenfälle der jüngsten Vergangenheit ist das Centrum glücklich hinweggelangt.

Die gegen die Immunität des Reichstages gerichtete Bewegung anläßlich des demonstrativen Sitzenbleibens einer Anzahl socialdemokratischer Abgeordneten bei dem zur Eröffnung der Session auf den Kaiser ausgebrachten Hoch hat dem Centrum ernstliche Verlegenheiten nicht bereitet, und der Sturm wegen der verweigerten demonstrativen Ehrung des Fürsten Bismarck, zu welchem das Entrüstungstelegramm des Kaisers gewissermaßen das Signal gab, ist, ohne zu schaden, am Centrum vorübergebraust. Im Gegentheil: fast wider Willen hat die Fraktion bei dieser Gelegenheit den ihr nach ihrer ziffernmäßigen Stärke längst gebührenden Vorsitz im Reichstage davongetragen, während die Cartellparteien jetzt in der Rolle des Lohgerbers, dem die Felle weggeschwommen, dastehen. Nachdem sich beim Empfange der Deputation des Bundes der Landwirthe durch den Fürsten Bismarck klar herausgestellt hat, daß derselbe nicht gewillt ist, dauernd seinen Frieden mit der Regierung zu machen, vielmehr in der schärfsten Fronde verharrt, wird wahrscheinlich

gegenwärtig die Haltung, welche das Centrum bei der Feier des 80. Geburtstages Bismarck's eingenommen hat, auch an der entscheidenden Stelle ganz anders beurtheilt werden, als unter dem unmittelbaren Eindruck des die parteipolitische Demonstration zum 1. April dieses Jahres ablehnenden Reichstagsbeschlusses. Den Cartellparteien aber ist nachträglich die selbstverschuldete Verdrängung aus dem Reichstags-Präsidium um so empfindlicher zum Bewußtsein gekommen, als sie sich dadurch der Repräsentation bei der nationalen und internationalen Feier zur Eröffnung des Nordostseekanals beraubt haben. Die kleinliche Nergelei an einzelnen bei dieser Gelegenheit ausgebrachten Trinksprüchen zeigt recht deutlich, wie sehr der Verlust der beiden Ehrenstellen im Vorstande des Reichstages die Cartellparteien verdrießt.

So wenig nach dem Gesagten eine pessimistische Auffassung der innerpolitischen Lage am Platze wäre, so verkehrt würde es sein, sich der Einsicht zu verschließen, daß in den letzten Jahren die Stellung des Centrums eine schwierigere geworden ist. Uebrigens nicht nur des Centrums, sondern der politischen Parteien überhaupt.

Die große Gefahr, welche unserem parlamentarischen Wesen droht und welche sich bereits in dem Zersetzungsprocesse zeigt, der mehrere Parteien ergriffen hat, ist das Ueberwuchern der Interessenpolitik.

Als Fürst Bismarck noch auf der Höhe seiner Macht stand, war er eifrig bemüht, die einzelnen Parteien und die einzelnen Interessengruppen gegen einander aufzuspielen, um sie um so besser alle zu beherrschen. Seine Spekulation schlug aber dem Centrum gegenüber vollständig fehl. Windthorst verstand es, die Fraktion derart geschlossen zu erhalten, daß ihre Aktionsfähigkeit und politische Bedeutung nicht beeinträchtigt wurde. Insbesondere warf bei der Zolltarifnovelle des Jahres 1879 das Centrum sein volles Gewicht in die parlamentarische Wagschale. Nur dadurch konnte die Wen-

dung in unserer gesammten innern Politik herbeigeführt werden, welche gegen Ende der 70ger Jahre eintrat.

Man hört nun nicht selten die Frage aufwerfen, ob Windthorst auch heute noch ein solches Maß von Geschlossenheit der Fraktion würde zu sichern wissen?

Ganz zweifellos sind, wie bemerkt, die Verhältnisse kritischer geworden, als zu der Zeit, da der Abgeordnete für Meppen der unbestrittene Führer der Centrumsfraktion war.

Der Kampf um's Dasein verschärft sich immer mehr und mehr. Die Industriearbeiter und die Handwerker und neuerdings ganz besonders die Landwirthe verlangen Hilfe vom Staate. Sie möchten die Klinke der Gesetzgebung in die Hand nehmen, um desto sicherer zum Ziele zu gelangen. Immer lauter wird der Ruf nach Interessenvertretung.

Die Interessenpolitik aber ist unvereinbar mit dem Parlamentarismus auch in der Gestalt, wie ihn die deutschen Verfassungen gewährt haben und gewährleisten; sie sprengt die politischen Parteien, und auch dem Centrum müßte sie verhängnißvoll werden.

Die Stärke des Centrums und das Geheimniß seiner Erfolge beruhte darin, daß dasselbe — ganz im Geiste unserer Verfassung — eine Vertretung aller Volksklassen darstellte, wie die Fraktion auch ausdrücklich die Fürsorge für das geistige und materielle Wohl aller Volksklassen in ihr Programm geschrieben hat. Auch die thatsächliche Zusammensetzung war dementsprechend. Zusammengehalten wurde die Fraktion vor allem durch die großen idealen Gesichtspunkte, welche dieselbe in's Leben gerufen haben und welche in unverminderter Bedeutung fortbestehen. Als die wichtigste der noch ungelösten Aufgaben des Centrums erscheint nach Abschluß des kirchenpolitischen Modus vivendi die endliche Verwirklichung der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung des katholischen Volkstheils im deutschen Reich und namentlich in Preußen. Zu lösen ist diese Auf-

gabe, deren materielle Tragweite kaum geringer ist als ihre moralische, nur auf dem Boden unseres modernen Verfassungsrechtes und nur durch ein einheitlich geleitetes, in sich gefestigtes Centrum.

Mit dieser Einheitlichkeit und dieser Festigkeit aber wäre es vorbei, sobald innerhalb der Centrumspartei und innerhalb des Centrums sich Interessengruppen bildeten, und daß der Versuch zu solchen Bildungen gemacht wird, läßt sich leider nicht verkennen.

Wir denken hier in erster Reihe an die sog. agrarische Bewegung, welche nach Abschluß der Handelsverträge in der Aera Caprivi in Fluß gekommen ist.

Eine ganze Reihe von Faktoren haben zusammengewirkt, um eine landwirthschaftliche Krise herbeizuführen, welche ernst genug ist, um die nachhaltigste Aufmerksamkeit unserer Staatsmänner und unserer Volksvertreter zu beanspruchen. Was der Staat thun kann, um dieselbe zu heben oder zu lindern, darf er nicht unterlassen; aber der Staatsgewalt sind hier unverrückbare Grenzen gezogen durch die Gesammtverhältnisse des wirthschaftlichen Lebens und durch die Rücksicht auf die nicht der Landwirthschaft angehörigen Volksklassen. Dasselbe gilt von den Parlamenten. Auch sie können nicht ein Einzelinteresse, und wäre es ein noch so gewichtiges, einseitig vertreten, sondern sie haben in allen wirthschaftlichen Fragen, soweit die Gesetzgebung zum Eingreifen berufen ist, den billigen Ausgleich der sich oft widerstreitenden einzelnen Interessen anzustreben.

Im Centrum ist es immer so gehalten worden. Dasselbe ist niemals eine Arbeiterpartei gewesen, wie z. B. die socialdemokratische es ist und sein will, es kann auch keine agrarische Partei werden, wie die conservative Partei nach dem Willen des Bundes der Landwirthe es werden soll, und bereits in weitem Maße in der rücksichtslosen Vertretung der Interessen des Großgrundbesitzes der östlichen Provinzen

Preußens es ist. Die Wählerschaft des Centrums muß das Vertrauen haben, daß die Interessen aller Volksklassen bei ihm in guter Hut sind, daß es die Interessen der einzelnen Klassen gewissenhaft gegen einander abwägt, sich nie in den Dienst eines Einzelinteresses stellt.

Es fehlt aber neuerdings nicht an Anzeichen, daß dieses so nothwendige Vertrauen erschüttert, und damit der Keim des Zwiespaltes in die Centrumspartei getragen werden soll.

Den Ausgangspunkt der nach unserer Ueberzeugung den Bestand des Centrums ernstlich gefährdenden Bewegung bildet der Abschluß des deutsch-russischen Handelsvertrages, bei dessen Verabschiedung im Reichstag die Centrumsfraktion in zwei fast gleiche Hälften auseinanderging. Es war vorauszusehen, daß man diesen Vertrag für die zweifellos mißliche Lage der Landwirthschaft hauptsächlich verantwortlich machen würde, und dieses Moment mußte auch bei der Entschließung der Fraktion sehr wohl in Betracht gezogen werden. In Wirklichkeit hat, wie jetzt auch immer häufiger zugegeben wird, der deutsch-russische Handelsvertrag für sich allein keineswegs die für die deutsche Landwirthschaft ruinöse Tragweite gehabt. Wenn die Handelsverträge überhaupt wirthschaftlich verfehlt waren, so ist der Hauptfehler mit Annahme des die Aera der Handelsverträge wieder eröffnenden deutsch-österreichischen Vertrages begangen worden, und hier haben die hervorragendsten Vertreter landwirthschaftlicher Interessen aus hochpolitischen Erwägungen zugestimmt. Es genügt, den Präsidenten des westfälischen Bauernvereins Frhrn. von Schorlemer-Alst, den Präsidenten des schlesischen Bauernvereins Frhrn. von Huene und den Grafen Hoensbroech zu nennen, welcher die rechte Hand des Präsidenten des rheinischen Bauernvereins ist. Jedenfalls fehlt es an allen und jeden Anhaltspunkten dafür, daß die Mitglieder des Centrums, welche den Handelsverträgen zugestimmt haben, nicht nach bestem, pflichtmäßigem Ermessen handelten.

Und dann stehen wir doch heute vor der vollendeten Thatsache für die Zeit, auf welche die Verträge abgeschlossen sind.

Wenn bei dieser Sachlage auch aus Centrumskreisen jetzt immer wieder die Unzufriedenheit über die thatsächlich ungünstige Gestaltung unserer landwirthschaftlichen Verhältnisse auf den deutsch-russischen Handelsvertrag und diejenigen, welche demselben zugestimmt haben, abgelenkt und unter Hinweis auf die Annahme dieses Vertrages eine bessere Vertretung der landwirthschaftlichen Interessen im Reichstag und in der Centrumsfraktion verlangt wird, so wird dadurch naturnothwendig der Zusammenhalt des Centrums gelockert und eine Saat in die ländlichen Kreise gesäet, die bei den nächsten allgemeinen Wahlen bedenklich in die Halme schießen kann.

Bei dieser Betrachtung denken wir nicht an die wüste Demagogie der Bauernbundsbewegung in einem Theile Bayerns, welche jüngst bei der Nachwahl in Landau-Dingolfing in wahrhaft abstoßender Gestalt in die Erscheinung getreten ist. Die Kräfte, welche da sinnlos walten, haben mit allen Grundsätzen einer christlichen Volkspartei gebrochen. Wir haben vielmehr hauptsächlich die unliebsamen Erscheinungen im Auge, welche sich neuerdings in den Rheinlanden bemerkbar gemacht haben.

Aus den Kreisen des Rheinischen Bauernvereins heraus, an dessen Spitze ein Mitglied der Centrumsfraktion des preußischen Abgeordnetenhauses steht, ist seit Jahr und Tag eine gegen die rheinische Centrumspresse und gegen einzelne Mitglieder des Centrums gerichtete Agitation betrieben worden. Beamte des Bauernvereins, das Vereinsorgan und ein eigens zur schärferen Vertretung der landwirthschaftlichen Interessen innerhalb der Centrumspartei gegründetes Tageblatt waren bei dieser Agitation besonders thätig. Die Stimmung, welche dadurch in den ländlichen Kreisen, namentlich des Niederrheins, erzeugt wurde, kam am bezeichnendsten in dem Mißtrauensvotum zum Ausdruck, welches dem Abgeordneten Hitze, dem hervorragendsten und verdientesten Socialpolitiker

des Centrums, in seinem Wahlkreise Erkelenz-Geilenkirchen-Heinsberg auf einer Versammlung des Bauernvereins ertheilt wurde und welches in der Aufforderung an den genannten Abgeordneten gipfelte, „endlich“ nun auch einmal etwas für die ländlichen Interessen zu thun. Monatelang hat die Centrumspresse mit den durch diese Vorgänge hervorgerufenen Auseinandersetzungen sich zu beschäftigen gehabt, welche auch den Gegenstand wiederholter Berathungen des Augustinus-Vereins zur Pflege der katholischen Presse, sowie einer besonderen Berathung des Provinzialausschusses der Rheinischen Centrumspartei gebildet haben. Der gesammte Klerus des Kreises Cleve trat dabei für die Centrumspresse und das besonders angegriffene Centrumsorgan des Kreises Cleve gegenüber dem politischen Organ der agrarischen Unterströmung ein, während eine Anzahl Landwirthe des genannten Kreises eine Gegenerklärung veröffentlichten.

Schon jetzt zeigt sich auch in den vorwiegend ländlichen Kreisen bei Ersatzwahlen überall das Bestreben, das Mandat einer, womöglich dem Wahlkreise selbst angehörigen, aus dem landwirthschaftlichen Berufsstande hervorgegangenen Persönlichkeit zu übertragen. Die „Kölnische Volkszeitung“ nahm vor Kurzem aus dieser Erscheinung Veranlassung vor „Kirchthurms-Politik“ zu warnen. In mittelparteilichen Blättern, so führte das rheinische Centrumsorgan aus, könne man jetzt sehr häufig der Klage begegnen, daß das Niveau des Reichstages gesunken sei. Diese Blätter übertrieben, weil ihnen der gegenwärtige Reichstag nicht passe. Aber die Thatsache lasse sich nicht abstreiten, daß im letzten Jahrzehnt aus unseren Parlamenten eine große Anzahl bedeutender Männer ausgeschieden seien, für welche sich keineswegs überall ein ebenbürtiger Ersatz gefunden habe. Das gelte für alle Parteien, für das Centrum vielleicht noch am wenigsten; aber auch in das Centrum seien überaus empfindliche Lücken gerissen worden. Unter diesen Umständen erscheine es als eine nicht abzuweisende Pflicht der Centrums-

wahlkreise, bei Neuwahlen ihr Augenmerk darauf zu richten, daß den parlamentarischen Körperschaften nach Möglichkeit tüchtige Kräfte zugeführt würden, welche den nicht geringen Anforderungen des parlamentarischen Lebens vollaus gewachsen seien, möchten dieselben außerhalb oder innerhalb des Wahlkreises gefunden werden. Das verlange die Rücksicht auf das große Ganze, auf die Gesammtstellung des Centrums in unserm öffentlichen Leben. Die Fraktion des Centrums habe besonders schwierige Aufgaben. Schon ihre ziffernmäßige Stärke mache namentlich im Reichstage ihre Position zu einer sehr verantwortlichen. Sie bedürfe einer großen Anzahl geschäftskundiger Mitglieder, um die zahlreichen Commissionen richtig zu besetzen und überhaupt eine angemessene Arbeitstheilung vornehmen zu können. Die Führer dürften nicht überlastet werden, sie müßten nicht genöthigt sein, zu viel Kleinkram zu treiben, sondern sollten den Blick für die großen entscheidenden Fragen frei halten. Der Abgeordnete sei ja auch verfassungsmäßig nicht der Vertreter eines bestimmten Wahlkreises, sondern des ganzen Volkes. Daß er dabei die besonderen Anliegen seiner Mandatgeber bei sich bietender Gelegenheit berücksichtige, verstehe sich von selbst. Im Uebrigen werde ein hervorragender Parlamentarier, der bei der Regierung wie bei den Parteien etwas bedeute, auch die besonderen Interessen seines Wahlkreises gegebenen Falles in ganz anderer Weise zu fördern in der Lage sein als einer von denen, die vielleicht nur bei Berathung der Secundärbahn-Vorlagen parlamentarisch in die Erscheinung träten.

Das sind Erwägungen, welche alle Wahlcomite's der Centrumspartei vor jeder Neuwahl anstellen sollten.

Zur allseitigen Würdigung der agrarischen Sonderbestrebungen innerhalb der Centrumspartei muß darauf hingewiesen werden, daß dieselben einen politischen Hintergrund haben. Die eigentlichen Leiter derselben, namentlich in den Rheinlanden, sind Mitglieder des Adels,

welche im kirchenpolitischen Conflikte treu zur Kirche und zum Centrum gestanden und dadurch große Verdienste sich erworben haben, welche aber jetzt, nachdem der akute Culturkampf beendet ist, das Centrum näher an die altpreußisch conservative Partei heranrücken möchten. Unser modernes Verfassungsrecht ist ihnen wenig sympathisch, und einer Abänderung des Reichstagswahlrechts insbesondere würden dieselben keineswegs abgeneigt sein. Die Centrumspartei kann aber auf diesem Wege nicht folgen. Sie darf an dem Reichstagswahlrecht nicht rütteln lassen zu Gunsten einer Rückwärtsrevidirung, welche schließlich beim preußischen Dreiklassenwahlsystem mit seiner unerträglichen und ungerechten plutokratischen Zuspitzung enden würde, und sie muß auch politisch ihre Selbständigkeit gegenüber den Parteien von rechts und links sorgfältig wahren, dabei auf jener Mittellinie operirend, welche Windthorst so meisterhaft innezuhalten wußte.

Es ist heute noch nicht an der Zeit, dieses Thema eingehender zu behandeln. Um jedes Mißverständniß auszuschließen, sei nur hinzugefügt, daß mit diesem Hinweis gegen die Vertretung des Adels als solchen in der Centrumsfraktion durchaus nichts gesagt sein soll; im Gegentheil erscheint uns beispielsweise das völlige Verschwinden des adeligen Elements in Bayern bei der Reichstagswahlbewegung des Jahres 1893 sehr bedauerlich.

In den letzten Wochen ist nun eine Rede viel erörtert worden, welche der Landtagsabgeordnete Graf Strachwitz (Bertelsdorf) auf der kürzlich in Breslau abgehaltenen Generalversammlung des schlesischen Vereins katholischer Edelleute gehalten hat. Der Graf, welcher Mitglied der Centrumsfraktion des preußischen Abgeordnetenhauses ist, hielt bei dieser Gelegenheit einen Vortrag über die Lage der Landwirthschaft, in welchem er der „Schlesischen Volkszeitung“ zufolge bemerkte, die Hauptschuld an dem landwirthschaftlichen Nothstand treffe den Reichstag, welcher die Handels-

verträge mit Oesterreich und Rußland angenommen habe. Es müsse bei den nächsten Wahlen Bedacht darauf genommen werden, Männer in den Reichstag zu wählen, welche sich für die traurige Lage der Landwirthschaft interessirten.

Nun haben von den 12 schlesischen Reichstagsabgeordneten, welche an der Abstimmung über den deutsch-russischen Handelsvertrag theilnahmen, sechs für und sechs gegen den Vertrag gestimmt. Auch der Vorsitzende des Central-Wahlcomités der schlesischen Centrumspartei, Graf Ballestrem, hat sich öffentlich zu Gunsten des Handelsvertrages mit Rußland ausgesprochen. Die Aeußerung des Grafen Strachwitz legte die Deutung nahe, daß damit die Parole ausgegeben werde, bei den nächsten Reichstagswahlen diejenigen Centrumsabgeordneten nicht wieder zu wählen, welche für den Handelsvertrag mit Rußland gestimmt haben.

Es hat anderseits nicht an Versuchen gefehlt, die Strachwitz'sche Rede als ganz unverfänglich darzustellen. Da kam aber die „Rheinische Volksstimme", welche man als das politische Organ der gegenwärtigen Leitung des Rheinischen Bauernvereins bezeichnen kann, und vertrat unter Bezugnahme auf jene Rede den Satz, daß es den ländlichen Centrumswählern doch unbenommen sein müsse, diejenigen Abgeordneten fallen zu lassen, welche, in ausschließlich landwirthschaftlichen Bezirken gewählt, für den russischen Handelsvertrag gestimmt hätten, und machte gleich die Nutzanwendung auf den Präsidenten des Reichstages, Freiherrn v. Buol, der im 14. badischen Reichstagswahlkreise auf eine Wiederwahl nicht zu rechnen gehabt haben würde, falls er in Folge einer Beförderung (wovon alsbald nach Schluß der Reichstags-Session die Rede war) das Mandat hätte niederlegen müssen. In einem weitern die Verhältnisse im Wahlkreise des Abgeordneten Hize behandelnden Artikel desselben Blattes hieß es: „Wenn in einem Kreise zwei gute katholische Männer candidiren würden, von denen der eine sich für den Handelsvertrag aussprach, der andere dagegen,

so werden die ländlichen Wähler selbstverständlich den letzteren wählen".

Die allgemeine Anwendung dieser Grundsätze würde die Infragestellung der Mandate der hervorragendsten Mitglieder der Centrumsfraktion, fast aller leitenden, die Geschäfte der Fraktion vorzugsweise führenden Persönlichkeiten bedeuten. Das heißt aber in der That alle und jede Rücksicht nicht blos auf wohlbewährte und hochverdiente Männer, sondern auch auf das Centrum selbst und die von ihm vertretene Sache bei Seite setzen und die einseitigste Interessenpolitik proclamiren, indem man es für zulässig erklärt, daß eine wirthschaftliche Frage und zwar eine solche, in welcher die Fraktion zu einer einheitlichen Stellungnahme nicht gelangen konnte, gewissermaßen zum Mittelpunkte der Wahlbewegung in einer ganzen Reihe von Centrumswahlkreisen gemacht werde und entscheidend für die Auswahl der Candidaten sein solle. Es liegt auf der Hand, daß die Einigkeit und der Zusammenhalt der Centrumspartei dabei in die Brüche gehen müßten.

In die Preßerörterungen, welche die Verlautbarungen der Rheinischen Volksstimme und einiger verwandter Blätter herbeiführten, griff auch der Abgeordnete Hitze mit einer Erklärung ein, welche mit Recht in der gesammten Centrumspresse die größte Beachtung fand. Anknüpfend an eine Bemerkung der Rheinischen Volksstimme, der Abgeordnete Hitze habe sich große Verdienste bezüglich der industriellen Arbeiter erworben, bemerkte derselbe unter anderem: „Für diese Anerkennung bin ich gewiß dankbar; aber wenn derselben die Spitze gegeben werden soll, als ob mir die Interessen der Landwirthe und der ländlichen Arbeiter weniger am Herzen lägen, so muß ich mir dieses Lob entschieden verbitten. Jeder dient der Centrums-Fraktion und damit der großen gemeinsamen Sache in seiner Weise. Gerade darin liegt die Größe, die Bedeutung und Stärke der Fraktion, daß alle Berufsgruppen und Stände darin ihre Vertretung

finden. Und anderseits kann die Centrumsfraktion gerade deßhalb so erfolgreich für jeden der großen Berufsstände arbeiten, weil die Gesammtfraktion dafür eintritt. Sobald die Fraktion sich nach Interessengruppen scheidet und abstimmt, ist ihr politischer und socialer Einfluß gebrochen. Wohin soll es führen, wenn die Bauern nur Bauern, die Handwerker nur Handwerker, die Industriearbeiter nur Industriearbeiter wählen, und denselben die rücksichtslose Vertretung ihrer einseitigen Interessen zur Pflicht machen wollen? Darin bestand eben die Größe der Fraktion, daß der westfälische Bauernkönig, Frhr. v. Schorlemer-Alst, in Bochum, der „Schutzzöllner“ Dr. August Reichensperger in Crefeld, ein Peter Reichensperger, auch nach seiner Schrift gegen die Getreidezölle, im Wahlkreise Olpe-Meschede-Arnsberg mit derselben Begeisterung gewählt wurden. Welches Bild werden Wahlen bieten, wenn nun in allen einzelnen Wahlkreisen eine Kraftprobe abgehalten werden soll, welche Berufsgruppen den Ausschlag geben? Und ist denn der Erfolg so sicher für unsern Bauernstand, wenn die gewerblichen Berufsstände sich organisiren gegen die Landwirthschaft, die Getreide-Consumenten gegen -Producenten? Sind denn auch nur die Interessen der Landwirthschaft, der Gegenden, welche in erster Linie auf die Viehzucht angewiesen sind, und der Gegenden, in denen der Getreidebau vorherrscht, identisch? Und wie wird's, wenn auch 'mal die landwirthschaftlichen Arbeiter ihre besondere Vertretung verlangen? Gewiß, bei Aufstellung der Candidaten soll man auf die wirthschaftlichen Interessen Rücksicht nehmen, aber man soll daraus kein Princip machen, nicht die Sache auf die Spitze treiben — sonst ist nur das Eine gewiß: daß die Centrumsfraktion in die Luft fliegt. Leben und leben lassen — gilt auch auf dem Gebiete der Politik. Es ist eine arge Verkennung des „politischen Zusammenhanges“, wenn man „Verdienste bezüglich der industriellen Arbeiter“ loslösen oder gar in Gegensatz stellen wollte zu den Verdiensten gegenüber dem

Bauernstand. Wer sich um den Arbeiterstand verdient macht, macht sich auch verdient um das Vaterland, um die Kirche, um die ganze christliche Gesellschaft und damit auch um den Bauernstand. Wenn die Socialdemokratie eine Gefahr für die ganze Gesellschaft — den Bauernstand eingeschlossen — ist, dann ist die Bekämpfung der Socialdemokratie durch Erfüllung berechtigter Forderungen der Arbeiter doch wahrlich ein Werk, an dem auch die Bauern ein Interesse haben. Wenn ich in erster Linie in Reden und Schriften für die industriellen Arbeiter und die Handwerker eingetreten bin, so hat das seinen Grund einerseits in meiner Stellung als Generalsekretär des Verbandes Arbeiterwohl, anderseits in der Arbeitstheilung der Fraktion. Wenn man mir aber deßhalb weniger Liebe und Verständniß für die Interessen des Bauernstandes zuschreibt, so muß ich mich nachdrücklich dagegen verwahren".

Nachdem dann der Abg. Hitze seine Thätigkeit auf agrarpolitischem Gebiete im Einzelnen in Erinnerung gebracht, schloß derselbe mit folgenden Sätzen: „Nicht um mich meinen Wählern zu empfehlen, habe ich mich zu dieser Darlegung entschlossen, sondern zur allgemeinen Klarstellung. Ich danke für eine Sonder-Stellung und für Sonder-Verdienste; ich bin Mitglied der Centrums-Fraktion, diene ihr an der Stelle, an welche sie mich stellt, mit den Kräften, die mir gegeben sind. Ich bin Vertreter des ganzen deutschen Volkes, aller Berufsstände, und indem ich für das Gesammt-Interesse gearbeitet habe und arbeite, glaube ich auch den Interessen meines Wahlkreises am besten zu dienen."

Eine solche klarstellende Auseinandersetzung kann man nur begrüßen. Wir halten nichts von dem Vertuschen und Verkleistern von Gegensätzen, die vorhanden und wirksam sind, auch wenn sie nicht zum Ausdruck kommen; eine offene Aussprache und ein ehrlicher Austrag ist bei weitem vorzuziehen. Hie Centrum, hie Interessenvertretung! Die Interessenpolitik, wie sie neuerdings vor Allem auf land-

wirthschaftlichem Gebiete betrieben wird, muß auf die Dauer, wir wiederholen es, das Parlament in Interessengruppen auflösen, die politischen Parteien und namentlich auch das Centrum sprengen, das bisher mehr wie andere Fraktionen über den sich bekämpfenden Einzelinteressen sich zu halten und dadurch seine ausschlaggebende Stellung im Reichstage zu behaupten gewußt hat. Das Hineintragen der Interessengegensätze in die Centrumsfraktion lähmt dieselbe und macht sie unfähig, ihre großen Aufgaben zu erfüllen.

Auch zu Windthorst's Zeiten haben sich zuweilen Bestrebungen dieser Art hervorgewagt. Ihnen gegenüber verstand der Führer des Centrums keinen Spaß. Auf der Düsseldorfer Generalversammlung stellte er die Cabinetsfrage, als dieselbe mit den sogen. „Hayder Thesen" befaßt und insbesondere die Handwerkerfrage in einseitiger Weise in den Vordergrund geschoben werden sollte. Seine Autorität genügte, um den Verzicht auf Berathungsgegenstände zu erzwingen, welche die Gefahr einer Störung der Eintracht in sich bargen. Wir müssen uns heute ohne Windthorst's Autorität behelfen, aber der Centrumsgedanke ist auch heute noch lebendig und mächtig im katholischen Volke Deutschlands. Stelle man nur diesen Centrumsgedanken klar und bestimmt allen Sonderbestrebungen entgegen, wo immer solche hervortreten; er wird sich sieghaft erweisen, weil die Nothwendigkeit, das Centrum stark und einig zu erhalten, heute noch mehr sich aufdrängt, als in den Tagen, da die Fraktion die Mallinckrodt, Reichensperger und Windthorst an ihrer Spitze sah.

---

# XXXII.

## Zeitläufe.

**Die Rückkehr der Regierung von den Gladstoneanern auf Salisbury und der Ausfall der jüngsten Parlamentswahlen.**[1])

Den 24. August 1895.

In England hat sich gegen Ende Juli eine ungemein gründliche Wendung vollzogen. Es hat sich gezeigt, daß der vulgäre Liberalismus ein gereiftes Volk nicht länger beherrschen und narren kann. Der Parlamentarismus ist überall sonst im Niedergang, nur die durch ein Jahrhundert als praktisches Volk erzogenen Engländer versuchen es, ihn durch Austreibung des liberalen Dämons immer wieder zu erhalten. Aber auch Angesichts der ganzen Weltlage ist der Ausfall der jüngsten Parlamentswahlen erfreulich. Es zeigen sich schwarze Wolken vom nahen und vom fernen Orient her; der französische Kriegsminister hat öffentlich gesagt: der Sturm könne auch jeden Augenblick ausbrechen, und da bedarf es für die erste Weltmacht eines starken und verlässigen Steuermannes gegenüber der sich vordrängenden zweiten Weltmacht im barbarischen Osten. Außer an England ist in dieser Weltkrisis sonst nirgends ein Verlaß.

Das liberal-radikale Kabinet, nach dem Lord Rosebery

---

1) Vgl. „Histor.-polit. Blätter". 1892. Band 110. S. 285 ff.: „Der Ausfall der englischen Wahlen; Gladstone redivivus."

genannt, dem Gladstone bei seinem Rücktritt die Erbschaft überließ, litt von Anbeginn an der Schwindsucht, und es wäre nach ein paar Monaten an der Auszehrung gestorben, wenn es nicht plötzlich sozusagen über ein Zündhölzchen gestolpert wäre, nämlich über die Frage, ob der Kriegsminister hinreichend Munition in seinen Magazinen habe. Noch ehe die überhastete Wahlschlacht völlig beendet war, lautete ein Londoner Bericht: „Die Anhänger Lord Rosebery's haben eine zerschmetternde Niederlage erlitten. Gelichtet sind ihre Reihen und unter den Gefallenen befinden sich die hervorragendsten Mitglieder ihrer Partei. Daß Sir W. Harcourt und John Morley unterliegen würden, hatten selbst die eifrigsten Unionisten [1]) in ihren kühnsten Träumen nicht anzunehmen gewagt. Die Nation hat gesprochen und das Treiben der letzten Regierung in unzweideutiger Weise verurtheilt". [2])

Das 670 Mitglieder zählende Unterhaus des Parlaments umfaßt nun 338 conservative Unionisten (Tory-Partei), 73 liberale Unionisten, 176 Liberal-Radikale, 82 von der irischen Homerule-Partei (darunter 12 Parnelliten). Die Reichspartei besitzt somit eine Mehrheit von 152 Stimmen, und selbst die Conservativen für sich allein, ohne die liberalen Unionisten, würden immer, wenn sie alle Mann aufrufen, noch über eine knappe Mehrheit verfügen. Am schlimmsten ist mit den Liberalen die Reichshauptstadt umgegangen; von 61 Mandaten besitzen sie nur noch 8, aber auch in den übrigen Städten Englands von 165 nur mehr 43. Wenn ihnen in den Grafschaften der Kohlendistrikte auch noch die Bergmannsvereine abtrünnig geworden wären, so wären sie

1) „Unionisten" nennen sich bekanntlich die Liberal-Radikalen, welche sich über der irischen Home-Rule-Frage von der Gladstone'schen Partei getrennt haben, und mit den Conservativen (Tories) in die Coalition gegangen sind. Für diese Vereinigung hat sich die Benennung „Reichspartei" eingebürgert.

2) Münchener „Allgem. Zeitung" vom 24. Juli d. Js.

fast ganz verschwunden. Sollten auch noch die Irländer sich von ihnen trennen, so besäßen die Unionisten eine Mehrheit von 235 Stimmen. „Mit Einem Worte: die Lage der Parteien hat sich nach 66 Jahren geradezu auf den Kopf gestellt. Im Jahre 1832 (nach Genehmigung der ersten Reformakte) schien es, als ob die Torypartei auf den Aussterbeetat gesetzt worden sei, und im Jahre 1895 fragt man sich, was aus den Liberalen eigentlich werden wird.“ [1])

Ein besonderer Umstand könnte namentlich das Deutsche Reich veranlassen, mit Neid und Beschämung auf diese Wahlen in England zu blicken. Der einzige Socialdemokrat im Sinne der Berliner Partei ist aus dem Parlament verschwunden. Man trug sich mit großen Hoffnungen in diesem Lager; aber auch andere Leute glaubten, daß die unabhängige Arbeiterpartei im künftigen Parlament vielleicht das Zünglein an der Wage bilden werde. [2]) Und jetzt wird durch einen deutschen Socialdemokraten aus London berichtet: „Wir werden im nächsten Parlament weniger Arbeitervertreter als im vorigen haben, und zudem wird auch ihr Ansehen ein geringeres seyn. Ferner sind eine Reihe gerade der besten und entschiedensten Liberalen, die innerhalb wie außerhalb des Parlaments fast immer mit den Socialisten gingen, dießmal geschlagen worden. London insbesondere hat miserabel gewählt.“ Von den 8 in der Millionenstadt, der mehr Abgeordnetensitze gebühren würden als dem ganzen Irland, gewählten Oppositionellen werden einige als „radikal oder socialistisch“ bezeichnet, aber „all diese letzteren haben ihre Position nur mit bedeutend zusammengeschmolzener Mehrheit behaupten können“. [3]) Wird man von einer deutschen Reichstagswahl jemals ein solches Bild entwerfen können?

---

1) Aus London s. Münchener „Allgem. Zeitung“ vom 2. Aug. d. Js.

2) Aus London in der Münchener „Allg. Zeitung“ v. 13. Juni 1894.

3) Aus London im Berliner „Vorwärts“ vom 23. Juli d. Js.

„Das jetzt vollständig vorliegende Ergebniß der englischen Wahlen bedeutet nicht nur eine runde Absage der englischen Arbeiter an die Socialdemokratie, sondern geradezu die thatsächliche Widerlegung einer Haupt- und Grundlehre des Socialismus. Unter den 670 Mitgliedern des neuen englischen Parlaments befindet sich kein einziger wirklicher Socialdemokrat; der einzige bisherige englische Abgeordnete, der ganz nach dem Herzen der Herren Bebel und Liebknecht ist, Keir Hardie, ist mit großer Mehrheit geschlagen worden, und der einzige unter den jetzt Gewählten befindliche radikale Arbeitervertreter, John Burns, ist als liberaler Candidat, bekämpft von der socialdemokratischen Partei, gewählt worden. Dem Arbeiterstande rechnen sich von den neuen Abgeordneten allerdings noch die Herren P. H. Wilson, Fenwick und Pickard zu, aber alle diese sind radikale Liberale und gehören weder der ‚Socialdemokratic Federation' noch der ‚Independant Labour Party' an, haben also mit den Socialdemokraten auch nicht entfernt etwas zu thun, während sie allerdings entschiedene Trade Unions-Männer sind: Wilson ist ein Führer der Matrosen und Heizer, die beiden andern gehören zu den Führern der Bergarbeiter. Pickard im Besonderen ist in Deutschland durch die Entschiedenheit bekannt geworden, mit der er auf dem internationalen Bergarbeiter-Congresse den deutschen Socialistenführern entgegentrat." [1])

Ueber eine besondere Ursache der liberalen und socialistischen Wahlniederlage berichtet die genannte socialdemokratische Quelle: „Eine sehr merkwürdige Rolle hat der katholische Klerus in diesem Wahlkampfe gespielt. Das Gros der Katholiken in England sind Irländer und ebenso die Masse der katholischen Geistlichen. Statt aber ihre Clientel anzuweisen, für die Partei zu stimmen, die Homerule auf ihre Fahne geschrieben, haben viele katholische Geistliche im Gegentheil für die Wahl der conservativen Candidaten gewirkt. Ursache: Der Kampf um die Schule. Kurz: ein Theil des römischen Klerus hat dießmal mit dem Priesterthum der

1) Wiener „Vaterland" vom 6. August d. Js.

Staatskirche Hand in Hand gearbeitet, und viele irische Arbeiter veranlaßt, für die Gegner Homerule's zu stimmen." [1]) Cardinal Vaughan hatte die Führung übernommen. Wie in Belgien handelt es sich auch in England um die rechtliche und financielle Gleichstellung der confessionellen Privat- und der confessionslosen Staatsschulen. Das liberale Ministerium erstrebte die Verstaatlichung des gesammten Schulwesens, wie die „Entstaatlichung der [anglikanischen] Kirche"; Lord Salisbury aber hatte seit Jahren öffentlich erklärt: „In keiner Sache sind wir Engländer empfindlicher als darin, daß unsere Kinder in unserer eigenen Religion unterrichtet werden, und es gibt kein schreienderes Unrecht, als gläubige Eltern zu Steuern für religionslose Schulen zu zwingen, in welche sie nun einmal von Gewissens wegen ihre Kinder nicht schicken können, und sie so vor die Alternative zu stellen, entweder ihr Gewissen zu verletzen oder für den Unterricht ihrer Kinder doppelt zu bezahlen." [2])

Seiner Unterstützung der Liberalen in dieser Schulfrage schreibt insbesondere der vielgenannte Keir Hardie seinen Durchfall bei den Wahlen in erster Linie zu. [3]) Vor zwei Jahren sah der ehemalige Bergarbeiter und Vertreter der „unabhängigen Arbeiterpartei" im Unterhaus, noch rosig in die Zukunft. „Die liberale Partei", sagte er in einer Versammlung, „habe für die Arbeiter ebensowenig gethan, wie die conservative, denn beide seien durch und durch capitalistisch." Die Freunde der Arbeit müßten sich daher organisiren; bei der nächsten Parlamentswahl hoffe er, daß die Partei Fonds genug haben werde, um in 70 Procent der Wahlbezirke eigene Candidaten zu nominiren. „Unter großem Beifall der Anwesenden wies er auf das ,glänzende Beispiel der deutschen

---

1) Aus London im Berliner „Vorwärts" vom 30. Juli d. Js.
2) Wiener „Reichspost" vom 10. Juli d. Js.
3) Aus London in der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 24. Juli d. Js.

Socialdemokraten' hin, und brachte ein Hoch auf ‚unsere Kameraden in anderen Ländern, besonders in Deutschland', aus." Aber gerade diese Anspielungen auf die deutschen Verhältnisse gaben großes Aergerniß im Lande. „Soll England etwa auch," fragte der unionistische „Daily Graphic" in London, „der Spielball von vierzehn verschiedenen politischen Parteien werden, wie das in Deutschland der Fall zu seyn scheint?", und dazu bemerkte ein deutscher Berichterstatter:

„Daß die Voraussetzung ihres eigenartigen Verfassungslebens, die Scheidung der Wählerschaft und des Parlaments in nur zwei große Parteien mit festen, bewährten Traditionen, mehr und mehr hinfällig wird, mag viele Engländer allerdings mit einer gewissen Sorge erfüllen. Seit irische Nationalisten, liberale Unionisten und Radikale als besondere politische Gruppen in den Wahlkampf mit eingetreten sind, und Tories und Whigs die Alleinherrschaft verloren haben, hat sich schon unbemerkt eine Annäherung an die continentalen constitutionellen Verhältnisse vollzogen. Nimmt nun auch noch eine socialistisch gefärbte Arbeiterpartei, welche auf die breiten Massen sich stützt, die Gladstone gelegentlich der letzten Wahl so unvorsichtig gegen die Klassen ausspielte, also eine Partei, die, falls sie geschickt operiren und die erforderlichen Geldmittel aufbringen sollte, in der That einen großen Theil der Wahlkreise zu gewinnen vermöchte, an dem Wettbewerb um die Abgeordnetenmandate theil, dann wird allerdings binnen kurzem das englische Unterhaus von einer continentalen Volksvertretung kaum noch wesentlich zu unterscheiden sein, und auch die Rückwirkung auf die gouvernementalen Verhältnisse dürfte nicht allzu lange auf sich warten lassen. Von der ‚politischen Erbweisheit der Engländer' würde sicherlich viel in die Brüche gehen." [1])

Gegen diese „politische Erbweisheit" hatte aber schon Gladstone in einer Weise verstoßen, daß es nur aus dem eigenthümlichen Zauber seiner rednerischen Persönlichkeit zu

1) Aus London in der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 22. Juni 1893.

erklären ist, weshalb er nicht längst beseitigt und die „politische Erbweisheit“ vor ihm gerettet wurde, wie es nun durch das Volk bei den jüngsten Wahlen endlich geschehen ist. Als er im Sommer 1892 das Kabinet Salisbury ablöste, da hatten die Wahlen für ihn eine geringe Mehrheit (41 Stimmen) ergeben und ohne die Stimme der Irländer blieb ihm nur eine Minderheit. Auch diese umfaßte einen Mischmasch verschiedener Parteirichtungen. Um den bunten Heerhaufen von Liberalen, Radikalen, Irländern und Arbeiterführern bei den Wahlen zusammenzuhalten, versprach er Allen Alles. Am 2. Okt. 1891 hatte er einen Parteitag zu Newcastle veranstaltet, wo er eine große Rede hielt, zuerst, den Franzosen und Russen zulieb, die Engländer aus Aegypten abberufen wissen wollte, und dann ein ganzes Füllhorn von Reformgedanken über seine Gläubigen ausschüttete.

Er begehrte Entstaatlichung der Hochkirche, Einschränkung der Macht des Oberhauses, Aenderung der Wahlgesetze, Zahlung von Diäten an die Abgeordneten, Errichtung von ländlichen Distrikts- und Gemeinderäthen, Herabsetzung der Arbeitszeit in allen Industrien und Handwerken. Als die wichtigste, als die dringendste Frage aber bezeichnete er die irische. „Irland hat den ersten Anspruch auf unsere Zeit“: rief er aus. So entstand das berühmte Newcastler Programm. Aber immer schärfer stellte er die irische Angelegenheit in den Vordergrund, um die Irländer bleibend an sich zu ketten. Die „Reformen“ traten allmählig zurück, und insbesondere der socialen Frage ging er aus dem Wege. Einer Arbeiter-Deputation aus London sagte er: er könne sich unmöglich für den Acht-Stunden-Tag einsetzen, denn alle Kraft, die ihm noch geblieben, müsse er an die Verwirklichung von Home-Rule verwenden. So vertrödelte er fast ein ganzes Jahr mit der irischen Bill.

Er wußte sehr wohl, daß das Oberhaus auf diese „Krönung seines Lebenswerkes“ nicht eingehen werde, auch daß er nach dem Scheitern dem Anstürmen seines enttäuschten

Anhangs nicht gewachsen seyn würde; so legte er am 3. März v. Js. sein Amt und bald darauf sein Mandat unter Berufung auf die Schwächen seines hohen Alters nieder. In seiner Abschiedsrede erklärte er aber noch den Krieg gegen das Oberhaus: der Gegensatz zwischen Lords und Gemeinen sei jetzt an einem Punkt angelangt, der eine Neuordnung der gegenseitigen Beziehungen gebieterisch erheische: gründliche Reform, wenn nicht gänzliche Abschaffung.[1] Ein conservatives Organ rief ihm nach: „Hätte er die Gewalt seines Geistes mehr seinen inneren Ueberzeugungen gemäß, als zur Erlangung der Macht, benutzt, so würde er sicherlich einer unserer erfolgreichsten Staatsmänner geworden seyn.“ Das unionistische Hauptblatt aber sagte:

„Gladstone bildete eine Gefahr für das Reich, und diese war doppelt groß wegen seiner hervorragenden persönlichen Eigenschaften. Eine Atmosphäre des Zweifels und der Furcht umgab das Land und Niemand wußte, welche ferneren Launen er entfalten würde. Wer konnte sagen, was dieser berühmte 80jährige Greis noch anrichten werde, der das Parlament zwang, ein Jahr zu verschwenden auf einen Plan, der von Allen, außer ihm selbst und einigen interessirten Schreiern, für die reine Verrücktheit angesehen wurde, der die brittische Marine vernachlässigen konnte wegen einer Kirchspielsreform oder eines Angriffs auf das Haus der Lords. Der Alp einer übermäßig groß gewordenen Autorität ist fort.“[2]

Daß der verhältnißmäßig junge Graf Rosebery, der als Lord im Unterhause gar nicht sprechen konnte, zur Uebernahme der Gladstone'schen Erbschaft berufen wurde, hatte zum Theil wohl auch darin seinen Grund, daß der Lord den Iren gegenüber persönlich keine Verpflichtung auf sich hatte. Sein Nebenbuhler, der alte Schatzkanzler Sir W. Harcourt, war anderseits dem ungestümen Kampf gegen die

1) Münchener „Allgem. Zeitung“ vom 2. und 7. März 1894.
2) Münchener „Allgem. Zeitung“ vom 8. März 1894.

englische Staatskirche abgeneigt, und als Führer der alten Whig-Partei soll er im Herzen der Partei Salisbury's näher gestanden seyn, als den Radikalen.[1]) Auch verargte man ihm, daß er durch seine Temperenz-Bill die großen Brauer und die Schankwirthe vor den Kopf gestoßen, und so den Liberalen, und schließlich sich selber, die Wahlen verdorben habe. Jedenfalls lösten die Zusammenstöße in der ministeriellen Mehrheit sich so häufig ab, daß die Minister drohend auftreten mußten, worauf dann allerdings die ganze Heerde sich wieder als lammfromm erwies.[2]) Aber Eine Nachwahl nach der andern ging ihr an die Reichspartei verloren, und in der letzten Zeit war die ehemalige Mehrheit Gladstone's für seine Nachfolger auf kaum mehr acht Stimmen herabgesunken, so daß es zu verwundern ist, daß sie sich überhaupt fast anderthalb Jahre lang hatten halten können.

Gladstone war noch mehrere Monate im Amt, als der radikal-liberale Verein der „Fabier", eine vornehme Gesellschaft, öffentlich gegen ihn auftrat: seine Versprechen bei den Wahlen habe er vollständig vergessen, und insbesondere von den socialen Reformen des Newcastler Programms sei gar keine Rede mehr. Auch der „National-Liberal-Club" in London, bisher die eigentliche Garde Gladstone's, führte nun Beschwerde: die Masse des englischen Volkes stehe der Homerule-Frage, welche sechszehn Monate liberaler Amtsführung verschlungen habe, gleichgiltig gegenüber, ja selbst viele Liberale kümmerten sich blutwenig darum; was der großen Menge der Wähler am Herzen liege, das seien die socialen Reformen, und weil die Regierung diese zurückgeschoben und vernachlässigt habe, verliere sie fortwährend an Boden.[3]) Andererseits wurden auch die Irländer unsicher, als Lord Rosebery sich nur mehr mit der ihm von seinem

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 26. Juni d. Js.
2) Aus London in der Münchener „Allg. Zeitung" v. 5. Juni 1894.
3) Wiener „Neue Freie Presse" vom 10. November 1893.

Vorgänger aufgeladenen Oberhaus-Frage zu befassen schien; die neun Parnelliten begannen bereits offen mit den Gegnern zu stimmen[1]) Inner- und außerhalb des Parlaments mußte sich das neue Kabinet sagen lassen, es habe nichts gethan und wisse nichts zu thun, es vermöge weder würdig zu leben, noch mit Anstand zu sterben, dadurch daß es an die Wähler appellire.[2]) Die Lage war schon acht Monate vor dem Zusammenbruch richtig bezeichnet, wie folgt:

„Lord Rosebery wird weder von seiner eigenen Partei, noch von der Opposition ernst genommen. Das ist seiner Halbheit, seinem Kokettiren mit Allen und Jedem zuzuschreiben. Er ist das Haupt einer Partei-Coalition, an die er nicht glaubt und die auch ihm kein Vertrauen schenkt. Er gibt sich heute als der Führer der Iren, will aber Homerule nur mit der Zustimmung Englands; er führt die Radikalen und ist Alles, nur nicht radikal; er gibt den Temperenzlern Hoffnung und ist ein Lebemann vom Scheitel bis zur Zehe; er wünscht die Macht des House of Lords zu brechen, ist aber für das Haus der Lords. Lord Rosebery kokettirt mit Freund und Feind. Er nimmt Homerule ebensowenig ernst, wie die Demolirung des Oberhauses. Wenn er seine Partei stark genug glaubte, Beides zuwege zu bringen, würde er, ohne einen Augenblick zu zaudern, der Königin seine Resignation überreichen. Unter allen Umständen bleibt es ein Anblick für Götter, einen großen Lord und Rennstallbesitzer an der Spitze eines Volksheeres schreiten zu sehen zu dem Zwecke, die ewigen Rechte des Volkes gegen einen übermüthigen, erbgesessenen Adel zu vertheidigen. Dieser große ‚Volksführer' hatte kaum den ersten Schlachtruf

1) Angesichts eines solchen Falles versammelte sich der Ausschuß der irischen „National-Föderation" in New-York und erklärte die 9 Parnelliten mit ihrem Führer Redmond für „Verräther", weil sie im britischen Parlament mit den Unionisten gestimmt hatten. S. Münchener „Allg. Zeitung" vom 25. Febr. 1895. — Vgl. übrigens „Histor.-polit. Blätter." 1892. Bd. 110 S. 433 ff.: „Der Ringkampf um Irland; Parnell zum Exempel."

2) Münchener „Allg. Zeitung" vom 17. u. 21. Febr. d. Js. — Wiener „Neue Freie Presse" vom 13. November 1894.

ertönen lassen, da trat aus den Reihen der Lords der Ex-Premier Lord Salisbury auf, um dem feindlichen Führer in ernster und würdiger Weise zu begegnen. Das war wohl der beste Witz den der sarkastische Lord Salisbury je gemacht, und der gegenwärtige Premier, der selbst ein Freund guten Humors ist, kann wohl nicht umhin, seinem Gegner im Stillen Beifall zuzuklatschen. In der That sitzen aber die Hiebe Lord Salisbury's fest, und die angedrohte Resolution des Unterhauses kann schon heute nur mehr als eine prahlerische Kundgebung betrachtet werden, um die sich das Oberhaus nicht im Geringsten scheeren wird. So lange man die hochgeborenen Lords nur bekämpft, weil sie Homerule verworfen haben, fühlen sie sich stark und sehen mit olympischer Ruhe einem Appell an das Volk entgegen." [1])

Gladstone hinterließ seinem Nachfolger drei Fragen als von vorneherein festgelegt: das irische Homerule, die Oberhausreform und die Entstaatlichung der Kirche zunächst in Wales. Unmittelbar nach dem Amtsantritt des Lords tauchte der Gedanke auf, daß er vielleicht eine hinreichende und leidlich homogene Majorität um sich schaaren könnte, wenn er vor Allem mit den liberalen Unionisten seinen Frieden schlösse und zwar unter folgenden Bedingungen: 1) Keine Homerule, sondern Erweiterung der Selbstverwaltung in Irland. 2) Keine Entstaatlichung der Kirche. 3) Beschränkte Reform des Hauses der Lords. 4) Fortschrittliche socialpolitische Reformen. Dann könne er vielleicht auch ohne die irischen Homeruler und ohne die revolutionären Radikalen fertig werden. Die liberalen Unionisten, welche jetzt in aller Stille in das conservative Lager übergingen, könnten dann vielleicht der liberalen Sache noch zurückgewonnen werden. Das conservative Blatt, welches darüber berichtete, fügte jedoch selbst bei: „Zum Glück für die Conservativen besitzt Lord Rosebery offenbar nicht Muth zu solchem Vorgehen;

---

1) Aus London in der Wiener „Neuen Freien Presse“ vom [illegible] November [illegible].

er fürchtet sich vor den Iren, und mit diesen irischen Ketten kann sich kein Ministerium frei bewegen." [1])

Die Frage steht jetzt von der andern Seite auf der Tagesordnung: ob nämlich die liberalen Unionisten an der Coalition mit der alten Torypartei festhalten, vielleicht sich sogar mit ihr zu einer conservativen „Reichspartei" verschmelzen oder wieder ausscheiden und sich selbständig constituiren werden? Vielfach meint man, das Unabhängigkeitsgefühl der Conservativen, die auch ohne die Unionisten eine Mehrheit haben, werde bald genug zu Differenzen und zur Sprengung führen. Aber ein Salisbury wird dazu keine Veranlassung geben. Vor Jahr und Tag hat er in einer Parteiversammlung gesagt: „Die beständigen Versuche, den ganzen Staatsmechanismus umzugestalten, sind nicht nur Zeitverschwendung, sondern eine Zerstörung der Eintracht, die allein es ermöglichen würde, die gewaltigen socialen Probleme in Angriff zu nehmen und schließlich zu lösen, welche uns bedrücken, und das Elend derer, die zu derselben Raçe gehören, wie wir, zu mildern." [2]) Das ist genau der Standpunkt Chamberlain's, des mächtigen Unionisten-Führers und frühern Radikalen, der nun mit im Ministerium sitzt; und wenn auch seine socialen Reformpläne noch weiter gehen, als die seiner Collegen von rechts, so sprengt dieß noch keine Coalition.

„Während sowohl das letzte Gladstone'sche, wie das jüngst zu Fall gekommene Rosebery'sche Ministerium sich von vornherein in der üblen Lage befand, mit gebundener Marschroute marschiren und die drückenden Ketten des Newcastler Programms und des Pakts mit den Iren mit sich herumschleppen zu müssen, steht das neue unionistische Kabinet ungleich freier da. Es ist auf kein schwarz auf weiß festgestelltes Programm mit zahllosen Haupt- und Nebenpunkten eingeschworen und braucht nicht fortgesetzt auf übelgelaunte, unzuverlässige Alliirte Rück-

1) Aus der Londoner „St. James Gazette" in der Münchener „Allg. Zeitung" vom 9. März 1894.

2) Aus London in der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 13. Juni 1894.

sicht zu nehmen, die jeden Augenblick durch eine frondirende Haltung die ministerielle Mehrheit im Parlament in eine Minderheit zu verwandeln vermögen und deßhalb mit Sammethandschuhen angefaßt sein wollen. Ziehen doch die Conservativen diesmal in so großer Zahl in den Westminster-Palast ein, daß sie für sich allein die Majorität besitzen und daß Lord Salisbury äußersten Falls auch ohne, ja selbst gegen die kleinere, liberale Gruppe der unionistischen Coalition sich am Ruder zu behaupten vermöchte. Aber er wird sich wohl hüten, ohne absolut zwingenden Grund mit Chamberlain und seinen Freunden es zum Bruch zu bringen. Er wird vielmehr Alles aufbieten, die Union zu erhalten, einmal, weil er als Gentleman die bisherigen Kampfgenossen nicht enttäuschen mag, und dann, weil er als einsichtiger Politiker sehr wohl weiß, daß ohne deren Unterstützung die Majorität nie und nimmer so mächtig angeschwollen sein würde, da viele von den conservativen Candidaten ihre Mandate den liberal-unionistischen Stimmen verdanken. Er wird, wie bei der Vergebung der Ministerposten, so auch bei der Ausarbeitung und Einbringung der Gesetzentwürfe der Thatsache Rechnung tragen, daß es sich um die Inauguirung eines unionistischen, nicht aber eines rein toryistischen Regimes handelt." [1])

Allem Anscheine nach hat bei dem praktischen Sinne der Engländer der doktrinäre, oder sage man lieber der continentale Liberalismus gänzlich abgehaust. Selbst die jetzt gestürzten Liberalen scheinen doch nicht ganz von dieser Schablone gewesen zu seyn; sonst hätte der Schatzkanzler Harcourt schwerlich noch die Steuerreform mit progressiver Veranschlagung zum Einkommen und einer hohen Erbschaftssteuer durchsetzen können. Sogar Schottland, seit unvordenklicher Zeit die unbestrittene Domaine des berühmten Landsmanns, hatte sich in den letzten Tagen Rosebery's fast höhnisch abgewendet.[2]) Auch da ist es wahr geworden: „Das Wort ‚conservativ' hat in England

1) Aus London in der Münchener „Allg. Zeitung" vom 5. Juni d. Js.

2) Aus London in der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 15. Juli d. Js.

in den letzten Jahren viel von seinem einstigen Mißklang verloren, und zum großen Aerger der Radikalen hat der Wunsch, das Gute in dem Bestehenden zu ‚erhalten', selbst die untersten Schichten der Bevölkerung ergriffen. Seit dem Sommer 1892 ist ein ganz neues Element der conservativen Bewegung beigetreten: die ‚conservativen Arbeitervereine' sind auf dem Lande und hie und da auch in den Städten wichtige Faktoren im politischen Leben Englands geworden." [1]) Kurz vor dem Sturz Rosebery's hat ein parteiloses Londoner Blatt damit übereinstimmend gesagt:

„Das Schlimmste besteht darin, daß aus der liberalen Partei alles Leben entwichen ist. Die Meisten sehen die Hoffnungslosigkeit ihrer Politik ein. Früher erzählten ihnen ihre Führer wohl, daß, wenn sie nur fortführen, den Sand zu pflügen, das Land zornerfüllt gegen das Haus der Lords Front machen würde. Aber gerade das Gegentheil ist eingetreten. Alle die Schaustücke von Vorlagen, mit denen das Ministerium vor dem Parlament geprunkt hat, haben nur die Mißachtung der großen Volksmassen erregt, und nicht wenige Radikale haben Gott offen gedankt, daß es ein Haus der Lords gibt, das mit solchen Vorlagen aufräumt. So stehen die Dinge. Wie kann eine solche Partei noch lange zusammenhalten? Es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß die gegenwärtige Regierung von der Duldung der Gegner lebt. Wenn die letzteren noch nicht zum Schlage ausholen, so geschieht es, weil jetzt die Opposition darauf warten will, bis der Becher überfließt." [2])

Kaum hatte das neue Kabinet sein Amt angetreten, so ging von ihm auch schon ein frischer Luftzug über die Versumpfung auf dem Continent aus. Die Gladstoneaner waren über ein ewiges Laviren nach Außen nie hinausgekommen; ihr alter Führer versuchte es auch mit Rußland und sein Nachfolger glaubte, nach dem Tode des vorigen Czaren, bei dem Sohne schon gewonnenes Spiel zu haben;

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 26. Juni d. Js.
2) Aus dem „Daily-Graphic" in der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 25. Mai d. Js.

im Uebrigen huldigte er, nach des Dreibunds Beispiel und dem Willen der Großjuden, der Politik des „meisterhaften Nichtsthuns“. Da trat nun Salisbury im Oberhause auf, und las Gladstone's „unaussprechlichem Türken“ in einer Weise den Text, als sollte von heute auf morgen die „große Frage des Jahrhunderts“ aufgeworfen werden. Angesichts dieses Auftretens brauchte man es nun auch nicht mehr räthselhaft zu finden, wie das führende Blatt der Regierungspartei eine Woche vorher sich erlauben konnte, in zwei Nummern dem „auswärtigen Amt“ zu Berlin und noch höher hinauf ein Sündenregister vorzuhalten.

Unverholen lautete der Vorwurf auf Mangel an voller Offenheit und argwöhnische Halbfeindlichkeit. „Wir können nicht umhin, zu gestehen, daß gelegentlich in der kaiserlichen Politik eine zu starke Tendenz, diplomatische Experimente zu versuchen, zum Ausdruck kam. Unsere eigene Politik aber ist bezüglich unserer Freunde eine sehr einfache, und gerade der Kaiser wird sich vielleicht nicht geschmeichelt fühlen, wenn wir sagen, daß er seine Taktik seinem ersten Kanzler entlieh.“ Wenn das Blatt noch einmal von „gelegentlichen Excentricitäten“ spricht, so meint es damit unzweifelhaft die deutsche Einmischung an der Seite Rußlands und Frankreichs in Ostasien, während sich die sämmtlichen Dreibunds-Mächte von der Hülfsaktion für die Armenier fernhielten. Letzteres war allerdings im Sinne Bismarck's, weil da für Preußen nichts zu holen wäre. Nochmals betont das Blatt: „Bei aller Bewunderung für den Fürsten Bismarck haben englische Staatsmänner doch nichts Bismarck'sches an sich: sie sind Freunde ihrer Freunde und, wenn es nothwendig wird, Feinde ihrer Feinde.“ Vielleicht empfand der annoch in England auf Besuch anwesende Kaiser die Nadelstiche weniger empfindlich, aber in Friedrichsruh erregten sie einen förmlichen Wuthausbruch. Die Erklärungen des Hamburger Leiborgans gibt eine Bismarck'sche Posaune zu Berlin, in das hysterisch-gespreitzte, geistreichelnde Judendeutsch übertragen, wie folgt, wieder.

„Die Blicke der Deutschen, die Deutschlands Interessen verstehen und empfinden, richten sich nicht ohne bange Besorgniß

jetzt nach Cowes und Osborne, wo man eben versucht, den Deutschen Kaiser nach bewährter Angelsachsen-Manier mit blühenden Guirlanden fest zu umwickeln. Neben dieser Staatsaktion, deren schlaue Absicht hoffentlich nicht zum unheilvollen Ziel gelangt, verschwindet der pomphafte Krimskrams von Ischl und Außsee. Die Monarchen und die Minister mögen plaudern und tafeln, und das Operetten-Bündniß mit Rumänien mag die Holzpapier-Gemeinde mit stolzer Freude erfüllen: wir wollen zufrieden seyn, wenn deutsche Kraft nicht für englische oder österreichische Wünsche eingesetzt wird. Die sogenannten politischen Kreise, die mit verhaltenem Athem angeblich nach Ischl und Außsee hinhorchen, existiren gar nicht, sie gehören zu der Schwindelwerkstätte, in der die Blechbüchsen für die marinirte Seeschlange angefertigt werden." [1])

Und einem solchen „Dreibund" sollte sich England als Vierter anschließen können und wollen!

---

## XXXIII.

## Sammelwerke ständiger Publicisten und Correspondenten.

(Hermann Kuhn und Freiherr von Fechenbach.)

Derlei Sammelwerke sind eine neue Erscheinung, aber naturgemäß hervorgerufen durch die riesenhafte Ausgestaltung des modernen Zeitungswesens. Der Holzstoff hat die ungeheuerlichen Papierflächen möglich gemacht, auf welchen die großen Zeitungen gedruckt sind; aber wie dieser Stoff aller Wahrscheinlichkeit nach an sich keine lange Dauer verspricht, so erhebt sich die Frage, wie viele von diesen Preßorganen für die Zukunft aufbewahrt seyn werden. Dienen sollen sie doch nicht bloß für den Tag, als wichtige Geschichtsquellen

1) Harden's „Zukunft". Berlin vom 10. August d. Js. S. 287.

sollten sie für alle Zeit erhalten bleiben, wie die alten Codices und Urkunden. Welche Bibliothek wäre aber im Stande, auch nur die wichtigeren Organe der verschiedenen Parteirichtungen in ihren Räumen von Jahr zu Jahr aufzustapeln?

Die ständigen Publicisten und Correspondenten sind noch dazu nicht immer auf Eine und dieselbe Zeitung angewiesen; um so mehr müssen sie sich fragen, ob denn nicht alle ihre Arbeit nach kurzer Frist verlorene Mühe seyn werde. Da liegt denn der Gedanke nahe, von Zeit zu Zeit die Aufsätze zu sammeln und im Wesentlichen, neu redigirt, in Broschüren- oder Buchform herauszugeben. Das ergibt dann eine eigenthümliche Lektüre. Insbesondere entziehen sich solche Sammelwerke einer eingehenden journalistischen Besprechung, schon durch die Mannigfaltigkeit ihres Inhalts. Eigentlich erübrigte nur, die solchen Schriften regelmäßig vorausgeschickten Verzeichnisse der sachlichen Rubriken wiederzugeben, in welche der geschichtliche Stoff eingetheilt ist, um ein lebendiges Bild einer kürzlich abgeschlossenen Vergangenheit zu geben.

Selbstverständlich sind diese Sammelwerke periodisch, indem nach Umfluß einer beliebigen Anzahl von Jahren nicht etwa eine neue Auflage, sondern die selbständig abgeschlossene Beschreibung jüngster Erlebnisse erfolgt. In unserer tief aufgeregten und schnell lebenden Zeit genügen drei bis fünf Jahre, um ein solches Buch zu füllen. Neuerlich sind zwei Novitäten der Art erschienen. Die Eine von einem ständigen deutschen Berufs-Correspondenten in Paris; Verfasser der andern ist ein allgemein bekannter deutscher Edelmann, der seit nahezu zwanzig Jahren unermüdlich, freiwillig und opferbereit, allerdings in seiner Art, der Thätigkeit für die christlich-sociale Bewegung und ihre Presse sich hingibt.

„Frankreich an der Zeitwende (Fin de siècle)“ [1]) ist anonym erschienen, der Verfasser war aber leicht zu errathen. Auf seinen vorausgegangenen Sammelschriften, ebenfalls stattlichen Büchern: „Aus dem modernen Babylon“ und

1) Hamburg, vormals Richter.

„Französische Zustände", hat er sich offen genannt: Hermann Kuhn. Hoffentlich deutet die nunmehrige Verschweigung des Autoren-Namens nicht an, daß Herr Kuhn in der Hauptstadt der französischen Republik sich wegen „Panama und Anderes" nicht mehr ganz sicher fühlt. Es wäre ein großer Verlust für die deutsche Presse, nicht nur für die katholische. Für diese war es eine Wohlthat, daß der Culturkampf H. Kuhn, von der „Germania" in Berlin weg, zwang, sein Heil in der Flucht zu suchen und als geborener Lothringer in Frankreich sich niederzulassen. So gewann die „Kölnische Volkszeitung" und das Wiener „Vaterland" endlich einen französischen Correspondenten, auch für die Berliner „Kreuzzeitung" liefert Hr. Kuhn fast täglich die Berichte aus Paris. Ueberdieß ist er für die Feuilletons, für welche er eine besondere Begabung besitzt, der ersteren beiden Blätter thätig. Dann und wann auch für diese „Blätter". Man kann sich Hrn. Kuhn fast nicht anders denken als mit der Feder in der Hand bei Tag und Nacht. Welche Masse von Material sich auf diese Weise in drei bis vier Jahren ansammelt, kann man sich vorstellen, namentlich wenn man die genannten großen Zeitungen kennt. Es findet sich im Kerne in vorliegendem Buche wieder. Dasselbe schloß mit der Hetze gegen den Präsidenten Casimir-Perier; da dessen plötzlicher Rücktritt erfolgte, so wurde „im letzten Augenblicke" noch eine „Nachschrift" beigefügt.

Schon die Thatsache, daß bedeutende Blätter der katholischen Presse gar keine Berichterstatter aus europäischen Hauptstädten haben, und die Zahl der eigentlichen Publicisten, die sachgemäß vorbereitet wären, augenscheinlich im Abnehmen begriffen ist, legt die Erwägung nahe, ob es nicht angezeigt wäre, die literarischen Vereine im katholischen Deutschland, einschließlich Oesterreichs, auf die Thatsache aufmerksam zu machen. Sie verwenden ihre Mittel größtentheils auf die Erforschung früherer Jahrhunderte; aber das Studium der Gegenwart würde wesentlich gefördert, wenn geeignete junge Leute in den Stand gesetzt würden, durch Anschauungsunterricht auf diesem oder jenem Hauptplatz der Zeitgeschichte sich vorzubereiten. Archive und Bibliotheken

laufen nicht davon, und was die Broschürenfluth betrifft, die sich aus den Vereinen ergießt, so konnte man einmal einen hochverehrlichen Vereinsvorstand sagen hören: „er selbst habe noch keine einzige dieser Broschüren gelesen".

Verfasser des zweiten der gedachten Sammelwerke ist Reichsfreiherr von Fechenbach-Laudenbach. Die Broschüre ist betitelt: „Die Bedeutung der heutigen Socialdemokratie für Staat und Gesellschaft oder: was will, kann und soll man?" [1]) Die zwölf Abtheilungen der Schrift beziehen sich übrigens nicht ausschließlich auf die sociale Frage im engern Sinn, sondern behandeln auch die neuesten Vorfälle im deutschen Reichstag und in der Regierung, ebenso wie eine ganze Reihe vorausgegangener Broschüren des Freiherrn. [2]) Er war, damals überraschend, der Erste, den die gesellschaftlichen Uebelstände dem liberalen Lager abwendig machten. Bekanntlich hat er zwei Jahre nach dem Erscheinen seines Buches: „Die Ursachen der Entstehung und Weiterentwicklung der Socialdemokratie", auch den Versuch gemacht, auf neutralem Boden eine „Freie social-conservative Vereinigung" zu gründen und zu diesem Zwecke im Mai 1881 eine Generalversammlung nach Berlin einberufen.

Es fehlte nicht an gutem Willen. „Wir kennen", sagt der Herr Verfasser, „einen Herrn, der, obgleich nicht reich, in einigen Jahren 84,000 Mark für die social-conservative Bewegung verbraucht hat." [3]) Aber die großen Socialpolitiker aus Berlin und Umgegend zogen sich zuerst zurück; denn auf seine Mittheilung an den Fürsten Bismarck war er

---

1) Frankfurt a. M. bei Fösser's Nachfolger.

2) „Ein Beitrag zur Lohn- und Arbeiterfrage." 1882 — „Gouvernemental und Conservativ oder die Partei Bismarck sans phrase." 1885. — „Fürst Bismarck und die deutsch-conservative Partei oder eine politische Abrechnung". 1888. — „Denkschrift über die Arbeiterfrage erstattet der social-politischen Conferenz für den Mittelrhein." 1888. — „Die kaiserlichen Erlasse vom 4. Febr 1890" ꝛc. 1890. S. „Histor.-polit. Blätter". Bd. 90. S. 886 f. Bd. 96. S. 68 f. Bd. 101. S. 311 f Bd. 102. S. 237 f. Bd. 105. S. 915 f.

3) Sollte das nicht der Freiherr selber seyn?

ziemlich unwirsch ab- und an eine „jüngere Kraft" verwiesen worden. Einige Zeit darauf verlieh ihm das damalige Kanzlerblatt den Titel: „Führer der revolutionären Junker". Seine Forderungen waren aber damals noch bescheiden: Minimallohn und Maximalarbeitstag; jetzt „ist es ihm mit der Socialreform bitterer Ernst": bemerkt das Organ der „Deutschen Adelsgesellschaft" und aus der von ihm warm empfohlenen Schrift druckt es folgende Stelle ab:[1])

„Nicht allein, daß uns die Industrie die Stadtbevölkerung verdorben hat und fort und fort weiter verdirbt, daß sie den Mittelstand ruinirt und reine Brut- und Zuchtstätten für die Socialdemokratie darstellt, es steht auch noch in Aussicht, daß sie uns die Landbevölkerung verdirbt und reif für die Socialdemokratie macht. Fürwahr! die Zeit für die Verstaatlichung, wenigstens für die der Großindustrien und des Bergbaues, ist da. Es muß eine Ordnung und Regelung in die Industrien gebracht werden, wenn wir dieser modernen Bereicherungsart nicht die Existenz von Staat und Gesellschaft opfern wollen. Die Entwickelungen der Großindustrie, ihre Einflüsse in ethischer, religiöser, wirthschaftlicher, socialer und politischer Beziehung, bilden das Unglück unserer Zeit. Die ganze sociale Frage, die ‚Umsturzfrage', culminirt in den Verhältnissen der privatcapitalistischen Produktionsweise. Soll diese denn allein unantastbar sein, nachdem der ‚dritte Stand' auch den ‚zweiten' vom Jahre 1789 an in ununterbrochener Weise bekämpft hat? Ist das Manchesterthum für Staat und Gesellschaft so werthvoll, daß es unberührt bleiben soll, bis es mit den heutigen Staaten zusammenbricht? Ist seine Integrität mehr werth, als die der ganzen Staatsgesellschaft?"

Auf S. 41 der Broschüre liest man: „Hätten wir dem Herrn Staatssekretär Nieberding unsere Registratur zur Verfügung stellen können, er würde wahrscheinlich die Umsturzvorlage nachdrücklicher und namentlich beweiskräftiger vertreten haben". Gemeint sind die dürftigen Ausschnitte aus der socialdemokratischen Literatur und Presse, mit welchen

1) „Deutsches Adelsblatt", Berlin vom 30. Juni 1895.

der Herr Commissär und der Minister selbst im Reichstag die Umsturzpartei des Verbrechens überführen zu können meinten. Am Schlusse der Broschüre gibt der Herr Verfasser eine Uebersicht über das fragliche Material, das er seit 1876 über die sociale Bewegung in allen ihren Stadien und überhaupt zur Geschichte der Parteien im Deutschen Reich und seiner Herrscher in dem Schlosse zu Laudenbach a. M. bei Aschaffenburg angesammelt hat. Man kann sich einen Begriff von der colossalen Thätigkeit des Gründers der Sammlung machen, wenn man hört, daß allein über den Fürsten Bismarck „in der Registratur circa 120 Bände stehen.“

---

## XXXIV.

## Ein pädagogischer Leitfaden.[1])

Der Titel des vorstehenden Buches erinnert an eine bekannte literarische Erscheinung der Neuzeit (Rembrandt als Erzieher), der Inhalt ist aber himmelweit von derselben verschieden. Auf positivem und streng gläubigem Boden stehend ist dieses Buch eine neue Erscheinung auf dem Gebiet der christlichen Pädagogik. Selbstverständlich muß bei allen pädagogischen Untersuchungen und Erörterungen, wenn sie von christlichem Standpunkte ausgehen, stets auf den Urquell aller Wahrheit und das Urbild aller Erziehungskunst, auf Jesus Christus, hingewiesen werden; aber die hehre Person des Herrn als Lehrer und Erzieher, seine Thätigkeit auf diesem Gebiete wurden nie so ausschließlich und eingehend dargestellt, wie es in vorwürfiger Schrift geschehen.

---

1) Christus als Lehrer und Erzieher. Eine pädagogisch-didaktische Studie über das heilige Evangelium von P. Severin Raue, O. S. Fr. Freiburg, Herder. 1895. X, 239 S. (1,80 M.)

Ein demüthiger Sohn des hl. Franziskus in einsamer Klosterzelle hat es sich zum Vorwurfe gemacht, das Leben des Herrn, sein Wirken und Lehren unter dem Gesichtspunkte der Erziehung zu schildern und hat damit einen guten Griff gethan. Denn derjenige, welcher das liebliche, einladende und ewig wahre Wort gesprochen: „Lasset die Kleinen zu mir kommen", er ist das höchste Vorbild aller Erziehung, er ist der einzig wahre Lehrer und Erzieher aller Zeiten und aller Völker. Der Verfasser nun schildert uns im ersten Abschnitt den Lehr- und Erzieherberuf Jesu Christi auf Grund der Weissagungen der Propheten und der Erzählungen der Evangelisten, sowie die Autorität, mit welcher er lehrte. Mit Bienenfleiß hat der Autor alle Stellen der hl. Schrift und auch einzelne Aussprüche von Vätern und Exegeten zusammengetragen, welche den Herrn als Lehrer und Erzieher zur Heiligkeit und Vollkommenheit darstellen, und damit das Ideal eines Lehrers und Erziehers gezeichnet. Der zweite Abschnitt ist anschaulicher und anmuthender; er schildert uns die Didaktik des Herrn, die Art und Weise, wie er lehrt, wie er sich den Geisteskräften und auch den Schwächen seiner Hörer anzupassen versteht. Sehr gut sind hier die Bemerkungen über den Lehrgang des Herrn, die synthetische Art, wie er seine Apostel und Schüler von seiner Gottheit und Messianität überzeugt. Während so die beiden ersten Abschnitte die Lehrthätigkeit des Herrn im Allgemeinen behandeln, schildert uns der dritte Abschnitt die Erziehung der Apostel zu ihrem Lehr- und Missionsberufe. Besonders herrlich ist hier die Liebe Jesu zu seinen Jüngern und ebenso die Liebe und das Vertrauen der Jünger zu ihrem Meister (S. 175) gezeichnet. Einen würdigen Schluß und den Glanzpunkt des Werkes bildet der vierte und letzte Abschnitt, welcher uns den göttlichen Kinderfreund schildert; denn hier erscheint der Herr im eminenten Sinne als Erzieher.

Der Verfasser verräth gediegene pädagogische, wie theologische und exegetische Kenntnisse. Alle Fragen der Erziehung, alle Momente und Mittel, welche der Pädagog bei seinem schwierigen Beruf berücksichtigen oder anwenden muß, aber auch alle Anforderungen, die an einen ächten Pädagogen gestellt werden, sind hervorgehoben und im Bilde des Herrn anschaulich

dargestellt. Der Autor ist ein genauer Kenner der hl. Schrift und versteht es, die verschiedenen Scenen und Momente einheitlich zu gruppiren.

Manche Gedanken sind bloß skizzirt und zu wenig ausgeführt, so z. B. S. 16 die Vollendung des Sittengesetzes durch Christus. Hier lesen wir kein Wort davon, worin das höhere Sittengesetz Christi, die Vollendung desselben gegenüber dem alten Bunde besteht. Manchmal auch hätten wir gewünscht, daß der Autor (z. B. S. 143) die betreffenden Stellen klarer oder ausführlicher anführe; denn es setzt doch einen gewandten Kenner oder Exegeten der hl. Schrift voraus, die angedeutete Stelle nach ihrem vollen Inhalte gegenwärtig zu haben, und der gebildete Laie hat nicht immer die hl. Schrift zu Handen oder wenigstens ist es für ihn mühsam, sie nachzuschlagen, um den Sinn vollständig zu verstehen. Jedoch das sind untergeordnete Ausstellungen, die sich bei einer Neuauflage leicht verbessern lassen. An unrichtigen Citaten ist uns aufgestoßen S. 162: Matth. 16, 13 statt 16, 23; und S. 166 ist die Zahl der Blinden an den beiden Stellen verwechselt.

Die Lektüre des Buches ist wahrhaft erquickend und wohlthuend, erhebend und erbauend gegenüber so manchen Schriften moderner Pädagogen über Erziehung und Bildung, über Methodik und Unterricht. Da ist ein klares Ziel und Princip gegeben. Es ist eben nur Ein Fundament: Jesus Christus; er ist Grund und Eckstein, wie aller Wahrheit, so auch jeder wahren Erziehung und Bildung. Aber das Buch will nicht bloß gelesen, es will studirt, meditirt sein, wenn man den ganzen tiefen Inhalt, den Reichthum und die Schönheit der Gedanken erfassen will. Das Buch ist, wie schon der Titel ahnen läßt, zunächst für gläubige Lehrer und überhaupt Katholiken geschrieben, welche darin das erhabenste Vorbild aller Erziehung finden; auch Priester können daraus reiches Material für Predigten und Katechesen schöpfen. So möge denn das Buch recht Vielen, besonders Lehrern, ein Leitfaden der Pädagogik sein und zugleich ein Sporn und eine Mahnung in ihrem schweren Berufe. Möge der christliche Lehrer, an der Hand dieses Buches, „auf Christus den gottmenschlichen Erzieher und Lehrer seinen Blick richten, dann wird er nicht nur das erhabenste Vorbild wahrnehmen, er wird auch die Mühen und Sorgen seines verantwortungsvollen Amtes leichter tragen; wird Freude und Muth, Kraft und Ausdauer in seinem heiligen und segensreichen Berufe stets neu beleben und bewahren.“

Regensburg. Lycealprofessor Dr. Schneider.

---

## XXXV.

## Onno Klopp's Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Dritter Band. Erster Theil.[1])

„Das Werk", sagt das Vorwort, „war ursprünglich auf drei Bände berechnet. Aber die Fülle des Stoffes, namentlich für die drei Jahre 1630 bis 1632, ließ das Zusammendrängen desselben in Einen Band nicht zu. Dies um so weniger, weil bei der Verschiedenheit der Meinungen über jene Zeit den Beweisen für das Vorgetragene, also dem Wortlaute der Quellen, ein nach Anlage des Ganzen möglichst freier Raum belassen werden mußte. In besonderem Maße war dies der Fall in Betreff der Stadt Magdeburg. Denn, wie das Verderben derselben im Jahre 1631 den Höhepunkt des Jammers der traurigen Zeit darstellt: so ist auch die richtige Erkenntniß der Verkettung der Umstände, welche dieses Unglück herbeiführten, gleich wie ein Schlüssel zu der Erkenntniß des Krieges überhaupt, den der Schwedenkönig Gustav Adolf über Deutschland brachte".

„In Folge alles dessen hat der dritte Band in zwei Abtheilungen zerlegt werden müssen, deren erste die drei Jahre von 1628 bis Ende 1630, die zweite die Jahre 1631

1) Der dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs 1632. Zweite Ausgabe des Werkes: Tilly im dreißigjährigen Kriege. Von Onno Klopp. Des dritten Bandes erster Theil: die Jahre 1628 bis Ende 1630. Mit zwei Porträts. Paderborn. Ferdinand Schöningh, 1895. (M. 10.)

und 1632 umfaßt. Auch diese zweite Abtheilung, bereits im Drucke, wird im Laufe dieses Jahres ausgegeben werden".

Die drei Jahre, von 1628 bis gegen Ende 1630, sind die Zeit der Herrschaft Wallensteins. Im Beginne 1628 hatte der Kaiser Ferdinand II. das Decret der Confiskationen zu Gunsten des kaiserlichen Heeres erlassen. Dasselbe erschien so folgenschwer, daß der Zeitgenosse Leonhard Pappus, Domherr zu Constanz, den man nicht mit Unrecht den Tacitus des dreißigjährigen Krieges genannt hat, im Anschauen des unsäglichen Jammers erst von da an den Höhepunkt desselben datiert. „Wallenstein", berichtet Pappus, „trunken vom Erfolge und seinem Glücke, ließ dann alle Zügel los, so daß, wo er alles hatte, nichts übrig war, was er nicht begehrte. Thatsächlich, wenn auch nicht mit dem Namen, trat er auf als Dictator des Reiches, nicht mit der Vollmacht des Kaisers; allein in der Gewißheit, daß der Kaiser ihn nicht hindern werde, nahm er das Geschehenlassen für Befehl. Er zog alles an sich, machte alle Kriegsgewalt sich dienstbar, indem er für Tilly als Winterquartier nur den Winkel Ostfriesland übrig ließ (richtiger doch wohl die nordwestliche Ecke von Deutschland). Dort, obwohl von den Holländern nicht ungeneckt, konnte Tilly fortan auf seinen Lorbern ruhen und zuschauen, wie alles sich dem Glücke des Emporkömmlings beugte, dem allein es gestattet war, die Vortheile so großer Siege für sich einzuheimsen. Wallenstein hatte so viele Regimenter unter den Fahnen, daß sie dem ganzen gewaffneten Deutschland gewachsen sein konnten. Es war ihm nicht genug, er warb neue dazu. Und dann erst begann sich die Zahl der Obersten, der Hauptleute, der Officiere überhaupt zu vervielfältigen, welches Uebel seitdem nicht nachgelassen hat, so daß man ganze Regimenter aus Officieren bilden könnte. Und damit der Unterhalt nicht fehlte, wurde zur Zahlung des Soldes ganz Deutschland feil geboten und versteigert, Sieger und Besiegte, Bundesgenossen und Feinde, nach dem Verfahren, daß der Soldat

erst nach Belieben nahm, dann raubte, dann auspreßte. Dem Soldaten ist an sich selber eine Neigung zum Uebergreifen eigen: damals aber, wo ein Jeder nach eigenem Ermessen Lohn in Anspruch nahm, erschien, bei der Gestattung des Raubes, nichts, was wie ein Gewinn aussah, für unerlaubt. Die Häupter selber, die Officiere, welche hätten zügeln sollen, gingen mit ihrem Beispiele voran, in solchem Aufwande und solcher Pracht, daß ihnen gegenüber die geborenen Fürsten wie ärmlich erschienen. Und doch wollten sie, bei aller maßlosen Vergeudung, auch noch haben und besitzen: sie wollten nicht bloß reich sein, sondern auch bleiben. Während sie also von den Contributionen, den Eintreibungen und allem Gewinn überhaupt den Rahm für sich abschöpften, ließen sie dem Soldaten nur das übrig, was mit Gewalt herauszudrücken war. So begann man nach und nach das Leben der Landbewohner selbst dem Solde beizumessen, in so weit, daß es von der Grausamkeit des Soldaten, dessen Kopf erfinderisch war, neue Qualen zum Zwecke des Gewinnes zu ersinnen, mit Gold freigekauft werden mußte. Daher entstanden täglich neue Listen und neue Worte für das ‚Nehmen'. Wahrlich es war ein leuchtendes Beispiel des Kriegsdienstes, wo die Commissarien, die das Geschick, das Leben, das Vermögen Aller in ihrer Hand hatten, gleich als wäre es ihr Recht, sowohl den Soldaten als den Landmann ausraubten und dabei ihrer Zügellosigkeit den Stempel der Autorität aufdrückten. Das was ein allgemeines, ihnen verstattetes Rauben war, nannten sie den Dienst des Kaisers, den Nutzen des Vaterlandes, das Gemeinwohl. — Mit solchen Wallensteinischen Künsten begann dies neue Jahr — o wäre doch das böse Beispiel nicht über dasselbe hinausgekommen! — daß es vor Augen lag: er erstrebe entweder für den Kaiser oder für sich ein Imperium von solcher Art, daß er über mehr Städte als Menschen herrsche. Wer hätte es nicht vorher für ein Wunder gehalten, daß in Deutschland jemals so etwas er-

blickt werden könnte! Nunmehr, wo wir es fünfzehn Jahre[1]) lang ertragen, ist es nicht mehr ein Wunder: vielmehr grenzt näher an ein Wunder die Hoffnung, daß dies einmal aufhören könne".

Es ist also Wallenstein persönlich, den in erster Linie der Zeitgenosse Pappus für das grausige Kriegsverfahren seit 1628 verantwortlich macht. Das vorliegende Werk bringt eine Fülle des Stoffes zur Darlegung dessen im Einzelnen. Namentlich lag die Hand Wallensteins mit schwerer Wucht auf dem am Kriege direkt gar nicht betheiligten Pommern, und die Klageschrift, die der Herzog Bogislav im Jahre 1630 dem Kaiser zu Regensburg überreichen ließ, unter dem Titel: „Dreijährige Drangsal des Herzogthums Pommern" — enthält eines der traurigsten Kapitel der deutschen Geschichte.

Man hat nun freilich damals vielfach gemeint und gesagt, daß wie auch Pappus in den vorangeführten Worten ironisch andeutet, Wallenstein handelte wie er that zum Dienste des Kaisers. Namentlich meinte man auch in Wien, wo von katholischen, wie von nichtkatholischen Reichsfürsten die Klagen über Wallensteins Eigenmacht und Willkür endlos einströmten, daß er doch dabei auch große Verdienste habe, und daß die Lichtseiten seines Waltens die Schattenseiten überwögen. Durch Wallenstein, schien es, war der Kaiser Herr im Reiche wie seit Jahrhunderten keiner seiner Vorfahren. Vom Bodensee an und noch weiter südwärts bis tief in Italien vorgeschoben lagerten 1630 die Wallensteiner nordwärts bis an die Ostsee: es erschien dem Kaiser ein schweres Opfer für den inneren Frieden des Reiches, daß er damals dem immer erneuten Andringen der vier katholischen Kurfürsten wich, und daß er, indem er auf die Forderung derselben dem Wallenstein die Entlassung ankündigen ließ, nach seiner Meinung sein Schwert aus seinen Händen gab.

1) Die erste Abtheilung der Epitome von Pappus schließt mit dem Jahre 1643.

Und doch war damals als dies geschah, im September 1630, bereits so manches eingetreten, was auch andere Gedanken wach gerufen hatte. Ein Jahr und länger war es offenkundig, daß der Schwedenkönig einen Einbruch in Deutschland vorhabe. Im Beginne des Jahres 1630 richtete der Kaiser wiederholt an Wallenstein die dringende Mahnung, die Länder Pommern und Brandenburg von der schweren Einquartirung zu entlasten. Wallenstein wich aus mit dem Hinweise auf die Gefahr vor dem Schweden. Er selber jedoch begab sich von Böhmen aus nicht nach Pommern, welches der Schwede bedrohte, sondern nach Memmingen in Schwaben. Im Juni 1630 kam der Schwede mit 12500 Mann. Er fand bei seiner Landung kaum andere Hindernisse, als diejenigen der Natur, so daß die schwedischen Soldaten spotteten und höhnten über solche Gegner, denen der Muth oder die Einsicht oder beides fehle. Der Herzog Bogislav dagegen, dessen Land drei Jahre hindurch 40000 Wallensteiner hatte tragen müssen, erhob vor dem Kaiser die schwere Klage, daß er, ohne die Wallensteinische Armee, auf sein Land und dessen Kräfte angewiesen, sich besser vertheidigt haben würde. — Wallenstein dagegen brachte wider Bogislav die Anklage des Einverständnisses mit den Schweden vor.

So unglaubwürdig diese Anklage, scheint doch durch den Verlauf der Thatsachen das Vertrauen des Kaisers in den Willen und die Leistungsfähigkeit Wallensteins damals nicht erschüttert worden zu sein. Wie er nur widerstrebend sich dem Andringen der vier katholischen Kurfürsten auf Entlassung Wallensteins fügte, so bewies er ihm keine Ungnade. Er sah ihn an nach wie vor als in seinem Dienste stehend, verlangte von ihm Berichte und Gutachten, selbst über die Schritte und Acte des fortan Höchstcommandirenden, des Generals Tilly. In Folge des Unglückes des letzteren gegenüber den Schweden wuchs in der Umgebung des Kaisers diejenige Partei, welche in der Rückberufung Wallensteins allein das Heil sah. Es ist hier nicht

der Ort, auf die Einzelnheiten einzugehen, sondern nur die Thatsachen in den Hauptzügen anzugeben. Die Partei Wallensteins im Rathe des Kaisers drang durch. Im April 1632 ward das zweite Generalat Wallensteins definitiv, mit Vollmachten, wie sie nie zuvor ein General besessen. Auch diese genügten Wallenstein nicht, er trachtete nach mehr. Aus diesem seinem Trachten erwuchs die Verwickelung, die für ihn ihr blutiges Ende fand durch den Stoß der Hellebarde des Deveroux, zu Eger, im Februar 1634.

In neuerer Zeit hat sich dieser Katastrophe die geschichtliche Forschung mit einer besonderen Vorliebe zugewandt, so sehr, daß man die Frage der Schuld oder Nichtschuld Wallensteins in den letzten Monaten oder Jahren seines Lebens im besonderen Sinne als die Wallensteinfrage bezeichnet hat. Durch dieselbe ist eine Fülle von archivalischen Studien und höchst dankenswerthen Publikationen, ob für, ob gegen, hervorgerufen, und die Macht der Beweise für den geplanten Verrath Wallensteins in seinem zweiten Generalate ist angewachsen bis zum Erdrücken. Eben darum aber kann sich die Wallensteinfrage nicht auf die Zeit des zweiten Generalates beschränken, sondern muß sich zurückwenden auch auf die Zeit des ersten. War etwa Wallenstein ein anderer Mann im Jahre 1628 und ferner, als im Jahre 1632 und ferner? Für die Beantwortung dieser Frage liefert uns das vorliegende Werk einen sehr merkwürdigen Beitrag.

Es ist bekannt, daß im Jahre 1628 der Kaiser Ferdinand II. und der König Philipp IV. von Spanien den Plan hatten, eine spanisch-kaiserliche Flotte zu gründen und zu diesem Zwecke die Hansestädte mit heranzuziehen. Der Plan war in erster Linie gerichtet gegen die Republik der Niederlande. Und von diesem Punkte aus haben wir zurückzublicken.

Die Macht der sieben Provinzen der Niederlande, die sich losgesagt hatten von ihrem Erbherrn, der zugleich König

von Spanien war, ihre Kraft des Widerstandes gegen ihn, war erwachsen auf dem Meere. Die spanische Macht verfuhr von Belgien aus zu Lande aggressiv. Aber betrachten wir diese Unternehmungen. Es sind nicht großartige Feldzüge mit zahlreichen Heeren, welche die geringere Landmacht der Niederlande zu erdrücken vermöchten, sondern man zieht aus, belagert diese oder jene Stadt, nimmt sie entweder nach einer Belagerung vieler Monate, oder läßt sich auch davon zurücktreiben Damit geht ein ganzer Feldzug hin. Derartige Versuche von spanischer Seite konnten das innere Leben der Holländer nicht treffen.

Die Holländer dagegen waren aggressiv zur See, weil sie dort den Spaniern überlegen waren. Der Reichthum der Holländer gründete sich für längere Zeit weniger auf ihren Handel als auf ihren Seeraub an Spanien. Für Spanien und für Portugal waren neue Welttheile entdeckt; aber die Schätze beider Indien an edlen Metallen, an herrlichen Früchten des warmen Erdgürtels, fielen gar oft den Holländern zu, nicht weil sie dort gruben und pflanzten und ernteten, sondern weil sie auf dem Meere die heimkehrenden Fahrzeuge überwanden und sie mit der Ladung als gute Beute fortführten. Dazu kam ihr Handel. Als die Seele desselben bezeichneten die Holländer selbst die ostseeische Fahrt.[1]) An den Küsten dieses Meeres wuchsen die Kiele und die Masten ihrer Schiffe, der Hanf ihrer Taue, der Leinsamen für ihr Segeltuch. Die Bergwerke von Schweden lieferten das Eisen und das Kupfer. In den südlichen Küstenländern dieses Meeres wuchs das Getreide, welches die Holländer unter dem Namen der Hanseaten nach Spanien verfrachteten, und welches dort ihnen reicheren Gewinn brachte als den Erzeugern.

Die Könige von Spanien nach einander bemühten sich

1) Aitzema II, 358: De commercie van d'Oostzee is het fundament van alle commercien.

um eine Hilfe zur See von Deutschland her. Sie fanden die Reichsgrafen von Ostfriesland, welche für sich selber die übergreifende Hand der Holländer fürchteten, einen nach dem anderen wohlgeneigt. Im Jahre 1600 brachte es der Graf Enno III. in Prag bei dem Kaiser Rudolf II. dahin, daß dieser bereit war, ihn zum Reichsadmiral zu ernennen, mit dem Sitze der Admiralität in Emden. Die Holländer, rasch entschlossen, kamen zuvor und brachten zu Wasser eine starke Besatzung in die Stadt des Reiches. Sie wiederholten dasselbe Verfahren später noch einmal mit der anderen, damals starken Festung des Grafen am Emsstrome, Leerort. Die deutschen Reichsfürsten, die eben damals mit dem Kaiser haderten wegen seines Richterspruches der Acht über das rebellische Donauwörth, ließen ohne Einspruch geschehen, daß ihr Mitfürst auf seinem eigenen und des Reiches Grund und Boden von einer fremden Macht geknebelt wurde. Einer von ihnen, der Landgraf Moritz von Hessen-Cassel, antwortete auf die Verwendung des Königs Heinrichs IV. von Frankreich für den Grafen Enno: diesem geschehe Recht; denn er sei ein Störenfried zu Gunsten Spaniens.[1])

Die Holländer hatten dort fortan durchaus das Uebergewicht. Dennoch erstarb der Gedanke in Madrid nicht. Im Jahre 1625 gestaltete ihn der spanische Minister Olivarez zu dem Plane aus, die Fahrt und den Handel nach Spanien und dessen Colonien nur deutschen Schiffen zuzuwenden, „um die deutschen, sonderlich aber die Hansestädte, welche ohne dies kein anderes Interesse als ihren eigenen Gewinn suchen, von den Holländern zu trennen.“ Olivarez fand für seine Entwürfe ein williges Ohr bei dem damals in Madrid weilenden Grafen Georg Ludwig von Schwarzenberg. Dieser legte, im April 1625, dem Kaiser dar und empfahl, zum Beginne zwei Seehäfen in Ostfriesland zu besetzen, Norden und Gretsiel. Dieß zu unternehmen sei

1) Rommel, Correspondance etc. 189.

erbötig der Graf Johann von Ostfriesland-Rietberg, Bruder des verstorbenen Enno III. Sobald dieß geschehen, möge, wie der König von Spanien wünsche, der Kaiser die Generalstaaten auffordern, ihre Besatzungen aus den Festungen Emden und Leerort auf des Reiches Boden zurückzuziehen. Der König Philipp hoffte dabei auf die Mitwirkung der Liga.

War auch immer diese Hoffnung nur in Betreff der Person Tilly's begründet, nicht seiner Kriegsherren: so fand doch der spanische Plan, wie Schwarzenberg ihn vorgetragen, die volle Zustimmung des ersten kaiserlichen Ministers, des Fürsten Eggenberg. Er nannte, im Mai 1625, den Plan „rühmlich, nützlich, ja nothwendig und, wie ich cum pia submissione dafür halte, von Gott eingegeben."

Dies war vor dem Ausbruche des dänischen Krieges. Der Verlauf desselben steigerte die Hoffnungen wie in Wien, so noch mehr in Madrid und Brüssel, so jedoch, daß nunmehr die Entwürfe sich zunächst auf die Ostsee richteten. Dies vollends, als im August 1627 Tilly's Uebergang über die Elbe bei Lauenburg im Angesichte des Dänenheeres den entscheidenden Streich auf dasselbe führte und dadurch für die kaiserlichen Waffen die Bahn an die Küste frei machte. Damit sind wir an den Punkt gelangt, von welchem unser Rückblick ausgegangen ist.

Unter den eifrigen Vertretern des spanisch-kaiserlichen Seeplanes stand nach wie vor voran der Graf Georg Ludwig von Schwarzenberg, den der Kaiser im Herbste 1627 zum Betreiben des Planes nach Lübeck entsandte. Unterwegs traf Schwarzenberg mit Wallenstein zusammen. Beide waren darin einverstanden, daß Spanien auf das Commando der zu errichtenden Kriegesflotte keinen Einfluß üben, sondern dem Kaiser allein dies zustehen solle, damit die den Hansastädten vorzuschlagende Verbindung nicht von vornherein unpopulär werde. Der Bericht Schwarzenbergs über diese Unterredungen an Khevenhiller, den kaiserlichen Botschafter in Spanien, ergeht sich in hohen Lobeserhebungen für Wallen-

stein. „Man möge Vertrauen haben," so schrieb er, „zu dem Herzoge von Friedland, dessen Eifer, Ihrer M. Hoheit, Nutzen und Aufnehmen zu fördern, größer ist als Ihr Herren Euch einbilden thut."

Im Winter 1627/8 erließ Wallenstein von Böhmen aus an den Commandanten in Pommern, Arnim, eine Reihe von Befehlen für die Befestigung der Seehäfen in Pommern, für die Beschaffung von Schiffen, für die Verbrennung der dänischen wie der schwedischen Flotte und dergleichen. Der Kaiser gab die Leitung der ganzen Sache an Wallenstein. Bereits am 20. Februar 1628 setzte dieser einem officiellen Schreiben an Arnim den Titel vor: „Albrecht von G. G. Herzog zu Friedland und Sagan, der R. K. M. General-oberster Feldhauptmann, wie auch des oceanischen und baltischen Meeres General."

Zur selben Zeit verhandelte Schwarzenberg in Lübeck mit den Vertretern des Hansabundes über den Beitritt derselben zu den spanisch-kaiserlichen Entwürfen. Die Kaufherren erhoben Bedenken. Es ward ein weiterer Termin angesetzt. Vor dem Ablaufe desselben jedoch erfolgte eine unerwartete Wendung durch die Abberufung Schwarzenbergs. Diese war das Werk Wallensteins. Unter dem Proteste, den Chimären Schwarzenbergs nicht secundiren zu können, verlangte Wallenstein als die Vorbedingung seiner Abreise zur Armee die Abberufung Schwarzenbergs aus Lübeck. Der Kaiser willfahrte.

Langsam und allmählich wurde es dann kund, daß der große Plan der spanisch-kaiserlichen Flotte ins Stocken gerathen war. Wallenstein brachte es zu einigen wenigen Schiffen, für die Hauptsache bedeutungslos. Dagegen kam ein reeller Grund für das Zergehen der großen Entwürfe nicht zur öffentlichen Kunde der Zeitgenossen. Einer derselben, der Graf Khevenhiller, damals kaiserlicher Botschafter in Madrid, verzeichnete in seinen Ferdinandeischen Annalen eine Angabe besonderer Art. Diese Annalen wurden jedoch

erst um fast ein Jahrhundert später, von 1721 an, durch den Druck kund gemacht. Die Angabe Khevenhillers lautet wie folgt:[1])

„Nachdem der Herzog von Friedland sein ganzes Trachten darauf gesetzt, das Herzogthum Mecklenburg für sich zu behaupten, und kein besseres Mittel dazu gewußt, als daß er auf irgend eine Weise mit dem Könige von Dänemark dahin abschlösse, daß dieser sich seiner Verwandten und Bundesgenossen, der Herzöge von Mecklenburg, nicht annehmen möchte — hingegen die Ausführung der spanisch-kaiserlichen Seeplane dem Könige von Dänemark den größten Abbruch verursacht hätte: so hat der König mit dem Herzoge von Friedland die Aufhebung der Verhandlungen darüber in der Stille tractieren lassen. Darauf ist der Herzog, obwohl er bis dahin diese Unterhandlungen mächtig begünstigt, in einem Augenblicke davon gefallen und denselben so zuwider geworden, daß er sich unterstanden, dem Kaiser ausdrücklich zu schreiben: wenn J. K. M. den Grafen Schwarzenberg — welcher ihm alldort bei seinen heimlichen Praktiken in die Karte gesehen und dawider geredet — nicht alsbald von der Tractation abforderte, er keineswegs zu der Armada abgehen wollte. — Nachdem man nun damals bei Hofe dem Herzoge von Friedland in Allem das Placet gesungen, so hat man ihn auch darin befriedigen wollen, und der Kaiser hat den Grafen von Schwarzenberg, unter dem Vorwande, sich seiner bei Hofe zu bedienen, abgefordert. Damit ist alle die Mühe, Arbeit, Fleiß und Unkosten, welche der Kaiser und der König von Spanien auf diese nutzbare Tractation gewendet, eben zu der Zeit und Conjunctur, wo sie am besten eingeleitet gewesen, gesunken und, mit großer Verwunderung der Hansastädte selbst, zu Grunde gegangen."

Diese Nachricht Khevenhillers stand bisher allein, und ist darum wiederholt angezweifelt oder doch als nicht durchschlagend angesehen worden. Sie erhält aber jetzt in dem Werke von Onno Klopp mittelbar eine nachdrückliche Bestätigung, nicht durch ein Schriftstück Wallensteins oder

1) Khevenhiller XI, 145.

Christians IV, sondern durch ein solches von holländischer Seite. Dasselbe ist bereits 1856 ans Licht gezogen durch den Professor Vreede in Utrecht, dem doch dabei nicht klar gewesen zu sein scheint, welchen bedeutsamen Fund er darin auch für die deutsche Geschichte gemacht habe.[1]) Der Ursprung dieses Aktenstückes ist wie folgt:

Gegen das Ende des Jahres 1629 knüpfte Wallenstein mit dem holländischen Residenten Foppe van Aitzema in Hamburg an, um für die Schiffe der Mecklenburger Städte bei den Generalstaaten die Neutralität zugesichert zu erhalten. Auf Wallensteins Ersuchen reiste Aitzema nach dem Haag. Dort gab er im Namen Wallensteins weitere Erklärungen ab, welche dann Aufnahme fanden in die Instruktion, mit welcher Aitzema an Wallenstein zurückgesandt wurde. „Die Hochmögenden", heißt es darin, „gedenken, daß was bisher (Feindliches) geschehen, nicht aus einer Ungeneigtheit Sr. Fürstl. Gnaden entsprungen ist, sondern derjenigen, die mit bösen und falschen Berichten diesen Staat in Verdacht gebracht und der spanischen Faction und Tyrannei das Wort geredet haben. Und ferner gedenken sie, daß die Erklärung, die Se. Fürstl. Gn. thut, keine Gemeinschaft mit dem Könige von Spanien in der Ostsee zu begehren, in guter Treue gemeint wird, nämlich daß zu diesem Zwecke Se. Fürstl. Gn. in ihren Ländern oder die unter ihrem Befehle stehen, nicht gestatten wird, daß, zum Abbruche und zur Verhinderung des Handels dieser Republik, durch den König von Spanien oder dessen Anhänger eine Admiralität errichtet, oder Mannschaften ausgerüstet, oder Schiffe aufgenommen werden, welche die vorgenannte Ostsee oder andere Ströme und Meere zum Nachtheile und zum Schaden des Handels der Republik verstören würden."

„Und in dieser Beziehung haben die Hochmögenden

1) Vreede, Inleiding tot eene geschiedenis der nederlandsche diplomatie. I. Bylage XVIII, p. 94 enz.

und Se. Fürstl. Gn. (der Prinz von Oranien) sehr gern vernommen, welche Dexterität er (Wallenstein) angewendet, um die Admiralität zu nichte zu machen, welche der König von Spanien allein zum Ruine der ostseeischen Fahrt dieser Länder angefangen hatte."

Beim ersten Lesen dieser Worte traut man kaum seinen Augen. Die Generalstaaten sprechen dem Manne, den in erster Linie der Kaiser mit der Ausführung eines zunächst gegen die Generalstaaten gerichteten Planes beauftragt, den der Kaiser zu diesem Zwecke ausgestattet hatte mit dem pomphaften Titel eines Generals des baltischen und des oceanischen Meeres — ihre Anerkennung aus für die Geschicklichkeit, mit welcher er, der Träger des Namens dieser Admiralität, in der Sache selber sie zu nichte gemacht habe.

Diesen Worten gemäß sahen also die Generalstaaten dieses Verhalten Wallensteins an als einen ihnen geleisteten Dienst. Dies schließt nicht aus, daß, wie Khevenhiller meldet, die eigentliche Uebereinkunft zwischen Christian IV. und Wallenstein getroffen war, und daß daher der reelle Lohn für Wallenstein bestand in dem Verzichte des Dänenkönigs auf seine Ehrenpflicht, sich der Herzöge von Mecklenburg anzunehmen, die er ins Unglück gelockt hatte. Die Vereitelung des Planes der spanisch-kaiserlichen Admiralität und der Flotte in der Ostsee kam wie dem Dänen, so auch den Generalstaaten zu gute. Daher die Anerkennung.

Zum Vergleiche mit diesem Danke der Häupter der Republik Holland für den Mann, auf welchen der Kaiser damals und noch für Jahre lang sein volles Vertrauen setzte, bietet sich dar das eigene Urtheil über diese Republik, welches der Kaiser, am 19. Dezember 1628, dem Kurfürsten Maximilian aussprach, mit den folgenden Worten: „Es ist nun einmal weltkundig und wird durch die tägliche Erfahrung bezeugt, daß aller Rebellion, Aufruhres, Krieges und Uebels, so unserem geliebten Vaterlande, dem H. R.

Reiche, seit zehn Jahren widerfahren, auch noch inskünftige zu besorgen, die Generalstaaten die vornehmsten Urheber, Aufwiegler und Beförderer sind".

Die Worte ergeben, daß dem Kaiser keine Ahnung aufstieg, welchen Anspruch auf Anerkennung bei diesen Holländern sich der Mann seines Vertrauens in derselben Zeit erworben hatte.

Und ähnlich in dieser Beziehung stand es mit dem Könige Philipp IV. von Spanien. Noch im selben Jahre, im Oktober 1628, übersandte er an Wallenstein den damals in der christlichen Welt höchsten Orden des goldenen Vließes. Und weiter schickte der König an Wallenstein ein Handschreiben mit dem Ausdrucke seines Dankes „für die gute Gesinnung, welche Sie wegen des Bruches mit den Holländern bezeigt und noch haben. Und ich bin gewiß, daß Sie keine Gelegenheit zur Ausführung einer so wichtigen Sache versäumen werden, wie Sie sich meiner Affection für alles was Sie angeht und zu Ihrer Zufriedenheit gereicht, versichert halten können".

Diese Aeußerungen des Kaisers Ferdinand II. und des Königs Philipp IV. von Spanien noch im selben Jahre 1628, ergeben, daß die Tragweite dessen, was aus der Abberufung Schwarzenbergs aus Lübeck folgen mußte, ihnen nicht aufging. Fassen wir daher die ganze Sache nochmals kurz zusammen.

Der Plan der spanisch-kaiserlichen Admiralität, zunächst an der Ostsee, war der wichtigste, weitest ausblickende, den bis dahin die Häupter in Madrid erdacht, um die abgefallenen Provinzen der Niederlande wieder zum Gehorsam unter den rechtmäßigen Erbfürsten zu bringen. Der Kaiser hatte dem spanischen Plane zugestimmt in der Hoffnung, den Seestädten des Reiches, voran der Hansa, seine kaiserliche Fürsorge darzuthun und dadurch sie wieder fester mit dem Reiche zu verbinden und zu einigen. Der Kaiser und der König von Spanien setzten für die Durchführung des Planes

beide ihr Vertrauen auf Wallenstein, und der Kaiser begabte ihn zu diesem Zwecke mit einem Titel, dessen Wortschwall das Gepräge Wallensteins trug. Und dann sehen wir sofort diesen Mann darauf ausgehen, die Realität, welche diesem Titel inne wohnen konnte, in seinem Privatinteresse zu verhandeln, sich den Besitz von Mecklenburg dadurch zu sichern, daß er, wie die Holländer es bezeichneten, „den Plan der Admiralität mit Dexterität dissolvirte".

Wie man damals selbst am kaiserlichen Hofe nicht zur Einsicht dieser Dinge kam, so auch nicht später. Nach der Katastrophe vom Februar 1634 wurden in der officiellen Schrift: „Ausführlicher und gründlicher Bericht der vorgewesenen friedländischen Prodition" u. s w., alle Anklagen, die man gegen Wallenstein vorzubringen wußte, zusammengestellt. Darunter befindet sich auch diejenige einer Connivenz mit dem Schwedenkönige Gustav Adolf für dessen Landung und Einbruch in das Reich im Sommer 1630. Ein Verdacht dagegen wegen geheimer Abmachungen mit dem Dänenkönige oder den Generalstaaten während des ersten Generalates von Wallenstein wird nicht ausgesprochen.

Der in allen Lebenslagen von Wallenstein festgehaltene Grundsatz, über die wichtigsten Angelegenheiten nur mündlich zu verhandeln, mag ihn oftmals gegen Enthüllung sichergestellt haben. Aber nur er persönlich für sich konnte diesen Grundsatz wahren, und nicht konnte er Andere hindern, niederzuschreiben, was sie von ihm oder über ihn wußten, beobachteten, erfuhren. So ist namentlich in unserer Zeit die lange Reihe der Schriftstücke von Zeitgenossen aus den Archiven emporgestiegen, Zeugniß gebend über ihn und wider ihn in der Zeit des zweiten Generalates. So nun auch dieses holländische Schriftstück für die Zeit des ersten Generalates. Die officiell gebuchte Anerkennung der Generalstaaten für Wallenstein ist ein urkundliches Zeugniß seines Verrathes in dieser Sache an Kaiser und Reich.

## XXXVI.

# Alphons Maria von Liguori

nach seinen Briefen und seiner neuesten Biographie.

(Schluß.)

Von der Strenge, mit der Alphonsus zu höherer Vollkommenheit berufene Seelen behandelt, findet sich dagegen nichts in den Briefen, die er an Anfänger in der Kreuzesschule richtet oder worin er ihm nicht näher Stehende in der Noth unterstützen will. „Die am meisten Verlassenen" erscheinen hier als seine Lieblinge. Er ist nicht zufrieden, daß den Häftlingen im landesherrlichen Gefängnisse bloß „ein frommer und tadelloser Priester die Messe liest", sondern er legt dem Herzog von Maddaloni dar,[1]) daß sie einen Priester nöthig haben, der ihnen das Brod des göttlichen Wortes bricht, d. h. der ihnen nicht bloß einfach die Anfangsgründe des Glaubens lehrt, sondern ihnen dieselben nach ihren Fähigkeiten erklärt, sie in einer kleinen Predigt zur Beobachtung der Gebote Gottes ermahnt und in der Art und Weise unterrichtet, wie sie die hl. Sacramente empfangen sollen". Für einen armen Bergmann, ein armes unschuldig verhaftetes Weib schreibt er dringende Bittgesuche.[2]) In seiner Sorge für ein dem Lasterleben entrissenes Mädchen zu Neapel wendet er sich an einen dortigen Priester mit der Bitte, die Betreffende auf seine Kosten neu

1) II. 618. 2) I. 398. II. 603.

kleiden zu lassen, unter Angabe der einzelnen Kleidungsstücke, wie sie eben der Lage dieser Person entsprachen.[1]) Einem Dominikaner, der die Fastenpredigten in St. Agatha halten sollte, ersucht er, wiederholt gegen zwei Arten ungerechter Verträge seine Stimme zu erheben, die im Widerspruch mit der Gerechtigkeit von den reichen Besitzern zum Schaden der kleinen Bauern und Pächter geschlossen wurden.[2]) „Sie werden die Lehre der Moralisten kennen, wonach der Prediger im Gewissen verpflichtet ist, gegen Verträge aufzutreten, sobald dieselben öffentlich und ungerecht sind. Inzwischen erwarte ich vom Wirken Euer Hochwürden, daß Besserung eintritt. Zum wenigsten sollen derartige Eigenthümer wissen, daß alle diejenigen, welche Verträge der genannten zwei Arten schließen, sich die Verdammniß zuziehen". Den Pfarrern seiner Diöcese schärft er ein:[3]) „Vor allem sollen sie sich befleißen, in einer verständlichen und populären Sprache, die der Fassungskraft des armen Volkes angemessen ist, zu predigen, wie das Concil von Trient es vorschreibt; sonst wird die Predigt unnütz sein und gerade so viel wirken, als ob sie gar nicht gehalten worden wäre."

Wie hier so offenbart sich im ganzen Priesterleben Alphonsens und namentlich in der Stiftung seiner Congregation jene hervorragende Liebe zur großen Masse des Volkes, welche Cardinal Capecelatro meisterhaft an ihm hervorgehoben hat, und wodurch der Heilige eine providentielle Sendung zu erfüllen hatte. „In Bezug auf das Volk, heißt es bei Capecelatro,[4]) hatte Alphonsus die politische Einsicht, sich zur selben Zeit als einen wahren Freund des Volkes zu bewähren, da die meisten Politiker dem Volke keinerlei Beachtung schenkten und den Despotismus beförderten. Diese Gabe des Heiligen ist weniger bekannt; gleichwohl wirkte sie vielleicht mehr als alle anderen auf die Richtung seines Lebens

1) II. 623. 2) III. 371. 3) III. 349; vgl. I. 350. II. 724 832.
4) Vita I. 9 f.

bestimmend ein. Obwohl Liguori von Haus aus Patricier war und seine Geburt noch in jene hocharistokratische stolze Zeit fiel, gehörte doch seine wärmste Liebe dem niederen Volke, und in seiner Mitte bewegte sich sein Leben fast beständig. Wie ein liebevoller Vater suchte er eben das Volk überall auf, um ihm Wohlthaten zu erweisen, es zu veredeln und zu ermuthigen durch die Verkündigung des Evangeliums. Seine Schriften, die Moral und die eine oder andere ausgenommen, tragen augenscheinlich volksthümliches Gepräge; in ihrer Einfachheit, Klarheit, Poesie und Demuth offenbaren sie auf jeder Seite den großen Freund des Volkes. Würde das Wort ‚Demokrat' nicht so viel mißbraucht, so würde ich kein Bedenken tragen, es auf Alphonsus anzuwenden. Aber anstatt ihn den demokratischen Heiligen zu nennen, scheint es mir besser, ihn als den heiligen Freund des Volkes zu bezeichnen und zwar den wahren Freund des Volkes, weil er ein Freund Gottes war. Dieser Vorzug Liguori's sollte ihn heute auch unseren Gegnern empfehlen, da die Zeit zweifelsohne demokratischen Charakter trägt und alle das Ungewitter der socialen Frage sich anmelden hören. Unglücklicher Weise aber wird das Volk wohl von allen mit Worten geliebt, während nur wenige es aufrichtig und thatkräftig lieben." Von dieser hervorragenden Liebe zum Volke im weitesten und besten Sinne ist Alphonsus auch als Schriftsteller geradezu beherrscht. Immer ist es das Publikum, die im Glauben gefährdete Jugend, kurz das allgemeine religiöse Bedürfniß, das er in den Briefen an seinen Verleger betont. Insbesondere tritt dies bei seinen ascetischen Werken hervor, über die Capecelatro treffend bemerkt:[1]) „Das katholische Volk wollte Alphonsus mit Frömmigkeit erfüllen. Zu diesem Zwecke haben seine vielen ascetischen Bücher keinerlei wissenschaftliche Form. Er hält sich wenig bei den verschiedenen Theorien der Ascese auf, wiewohl er hierin nach Ausweis mancher Abschnitte

1) Vita I. 445 ff.

in seinen Werken Meister war. Er wollte indeß vielmehr ein praktischer Lehrer der Frömmigkeit sein, darum schrieb er nicht bloß ascetische Bücher für alle Christen, sondern auch solche für die verschiedenen Stände der Gläubigen. Wer dieselben liest, sieht und fühlt gleichsam Alphonsus selbst, wie er mit Mutterliebe jeden an der Hand führt, um ihn allmählig zum Berge der christlichen Vollkommenheit hinauf zu geleiten. Insbesondere aber hatte er das gewöhnliche Volk im Auge; daher sind seine Bücher recht eigentlich populär. Das christliche Volk versteht auch so gut die Sprache seines Herzens. Der Gebildete unserer Tage dagegen hat oft für dergleichen Dinge kein Verständniß, falls nicht eben sein religiöser Eifer gleichen Schritt mit seiner Bildung hält. Die glühende Liebe zu Gott, wie sie die Heiligen empfinden, wird in unserer Zeit nicht leicht begriffen. Wenn man nicht Aergerniß daran nimmt, so empfindet man wenigstens Ueberdruß dabei". Letztere Worte bewahrheiten sich insbesondere bei den Worten des heil. Alphonsus über die Mutter Gottes, zu der er so oft wie ein Kind zur Mutter redet. Daß auch jeder Brief ascetischer Natur eine Empfehlung der marianischen Andacht enthält, ist bei dem Verfasser der ‚Herrlichkeiten Marias' selbstverständlich.

Als eigentlichen Grund dieser Liebe zum Volke werden wir indeß nicht sowohl mit Capecelatro die politische Einsicht (la scienza politica) zu nennen haben, als vielmehr seine lebendige, katholische Glaubensüberzeugung, welche überhaupt die Quelle all seiner Liebe zu Gott und zum Nächsten bildete. Dieses Leben in und aus dem Glauben erfordert besondere Beachtung, weil es auch sein ganzes schriftstellerisches Arbeiten in das rechte Licht stellt, worauf sich die große Mehrzahl (331) der Briefe des III. Bandes beziehen.

Alle seine Briefe sind von dem kindlichsten Glauben an die Wahrheit der katholischen Kirche durchweht. In diesem

Glauben lebt und webt er fast mehr in der Ewigkeit als in der Zeit, wenigstens betrachtet er alles Zeitliche nur im Lichte der Ewigkeit. Vor Allem ist es das Wort Christi: „Wer Euch hört, der hört mich", das ihn in der Kirche und im Papste nicht bloß eine historische Institution, sondern vor Allem den fortlebenden und allzeit gegenwärtigen Christus erblicken läßt. „Ich habe Noghera's Buch gelesen", schreibt er an seinen Verleger Remondini am 4. December 1776,[1] „es ist ein goldnes Buch. Ich wünschte, daß es Alle lesen möchten, besonders den zweiten Theil oder vielmehr den Anhang über die Unfehlbarkeit des Papstes. Darum eben sehen wir die Kirche so in Verfall, weil der Begriff von der Unfehlbarkeit des Papstes verloren gegangen ist . . . . Und doch ist dieser der Grundstein, auf welchen die Kirche gebaut ist gemäß den Worten Jesu Christi: Super hanc petram aedificabo ecclesiam meam. Ist der Grundstein weggenommen, dann kann die Kirche sich nicht mehr halten." „Wenn es sich um die höchste Gewalt des Papstes handelt", hatte er einige Jahre früher geschrieben,[2] „so bin ich zu ihrer Vertheidigung bereit, mein Leben hinzugeben, denn wird diese weggenommen, so ist, behaupte ich, die Autorität der Kirche vernichtet." „Mein Werk," berichtet er unterm 19. November 1766 an den Buchhändler Remondini in Venedig,[3] „gegen die Materialisten und Deisten geht glücklich dem Ende zu; es bleibt nur noch der dritte Theil zum Drucken übrig, aber leider muß ich fürchten, bei meinen Revisoren in Neapel auf Hindernisse zu stoßen, da ich in den zwei Schlußkapiteln die Lehre vertheidige, daß der Papst über den Concilien stehe und in allen Entscheidungen über den Glauben unfehlbar sei. Weil aber heutzutage die französischen Maximen der Mode gemäß im Kurse sind, so fürchte ich, daß irgend ein Freund der ‚Partei' Widerspruch erheben werde. Sollte ich Widerspruch finden, so werde ich das Werk und ins=

1) III. 307. 2) III. 251 (22. Febr. 1772). 3) III. 180.

besondere die soeben genannten zwei Kapitel Ihnen zum Drucke schicken. O traurige Zeiten! Nicht einmal das Ansehen unseres gemeinsamen Vaters und Statthalters Christi dürfen wir vertheidigen. Da möge Gott helfen!"

Mit der lebendigsten Glaubensüberzeugung wünscht er jedem Menschen das einzig wahre Glück der Liebe Gottes und der ewigen Seligkeit. Wo immer er diesen Wunsch vereitelt oder gefährdet sieht, wird sein katholisches Herz tief verwundet, wo eine Hoffnung auf Erfüllung winkt, fließt es von Seeleneifer über. „Euer Hochwürden", meldet er dem P. Villani am 21. April 1767 [1]) „werden bereits die traurige Neuigkeit erfahren haben, daß die Jesuiten aus allen Ländern der spanischen Krone vertrieben sind. Ach so viele arme Indianer verlassen!" Voltaires Bekehrung liegt ihm so am Herzen, daß er auf die falsche Nachricht von derselben Anfangs Mai 1778 als 83jähriger Greis einen Brief voll Jubel an denselben schrieb,[2]) der freilich, als die Nachricht widerrufen wurde, nicht abgesendet werden konnte. „Es bekümmerte mich sehr", heißt es darin, „und mit Thränen sah ich es, daß Sie so viele Jahre hindurch von den herrlichen Gaben des Geistes, mit welchen Gott Sie ausgestattet, einen üblen Gebrauch machten, und oftmals habe ich, obwohl der Elendeste aus allen, vor Gott meine Gebete ausgegossen, daß Sie der Vater der Erbarmungen aus den Fesseln des Irrwahnes reißen und ganz zu seiner Liebe hinziehen möge. Was ich sehnlich gewünscht, ist nun geschehen. Diese Ihre Bekehrung (ich rede offen) hat der Kirche einen Nutzen gebracht, wie ihn die unausgesetzten Anstrengungen von hundert Gesellschaften apostolischer Arbeiter nicht hätten hervorbringen können". Nachdem er Voltaire aufgefordert hat, mit der Feder den gemachten Schaden wieder gut zu machen, schließt

1) II. 527.
2) II. 894. Vgl. I 472 die Bitte an die Regentschaft zu Neapel, gegen einen dortigen französischen Buchhändler und dessen verderbliche Bücher vorzugehen.

Alphonsus: „Ich weiß, daß Sie augenleidend sind, doch eine jede von Ihnen auch nur diktirte Schrift würde hinreichen, die ganze Welt von Ihrer Sinnesänderung zu überzeugen. Indessen will ich inbrünstig für Sie zu Gott beten, daß er Ihnen Kraft verleihe, etwas gegen die Ungläubigen dieser Zeit, wenn nicht schreiben, so doch diktiren zu können. Gott erhalte Sie!"

Als Oberer seiner Congregation erhielt er 1758 den Antrag, Missionäre nach Asien zu senden, wo unter den Nestorianern ein lebhafter Zug zur Vereinigung mit Rom sich bemerkbar machte. „Sie sehen", schreibt er dießbezüglich an seine Untergebenen,[1] „daß da ein weites Feld offen steht, auf dem die Saaten in voller Reife stehen und bloß auf eifrige Arbeiter warten, um geerntet zu werden. Ich stelle Ihnen vor Augen dieses arme Volk, wie es einerseits mit Thränen in den Augen, in flehentlicher Stellung, die Stimme zum himmlischen Hausvater erhebt, Er möge sich würdigen, ihm Arbeiter zu senden, und wie es anderweits seine Arme nach Ihnen ausstreckt und Sie um Befreiung von jener Unwissenheit anfleht, in welcher es zu seinem größten Schaden seit mehr denn dreizehnhundert Jahren dahinlebt. . . . Sie flehen Euch an, ihre Seelen doch nicht geringer zu schätzen, als die unsrigen; denn der Schöpfer ist ja bei beiden derselbe, die Menschennatur ist die gleiche und sie sollen ebenso wie wir am Blute des göttlichen Erlösers Theil haben. Ja es ist eine Art Gerechtigkeitspflicht, die uns anspornen muß, das Licht der Wahrheit jenen Ländern zu bringen, von denen es zu uns gekommen ist". — In seinem bischöflichen Amte bekundet er diese Hochschätzung des Glaubens durch eine außerordentliche Sorge für den christlichen Unterricht, namentlich bei den Kindern. Gleich nach dem Antritt seines Amtes befiehlt er[2] „allen Erzpriestern, Pfarrern, Hilfspriestern und Kaplänen seiner

---

1) I. 297. 2) III. 335. Vgl. 337, 339.

Diöcese an allen Festtagen bei der Frühmesse sowohl, wie bei der zweiten Messe dem Volke einen von ihm verfaßten, kurzen christlichen Unterricht so vorzulesen, daß er von allen verstanden werde". „Wir erinnern zugleich", sagt er bei wiederholter Einschärfung dieser Verpflichtung,[1] „daß es nicht hinreicht, die Kinder nur den kurzen christlichen Unterricht hersagen zu lassen, weil man sich nicht begnügen darf, daß die Kinder die Glaubenslehren auswendig wissen, sondern weil man sich bemühen muß, ihnen das Verständniß dessen, was sie mit dem Munde hersagen, nach Maß ihrer Fassungskraft beizubringen. Zur Fastenzeit ist es überdies nothwendig, daß die Pfarrer die Kinder durch mehrere Wochen vor der Charwoche täglich unterrichten, besonders über die österliche Communion, welche die Kinder in der Regel im Alter von neun oder zehn oder höchstens zwölf Jahren empfangen sollen".

Dieses aus dem Glauben stammende und einzig auf die Rettung der Seelen abzielende Verlangen beherrscht auch seine Ansichten über das Studium, besonders das theologische, und erklärt seine eminent praktische schriftstellerische Thätigkeit. Beständig dringt er auf das pflichtmäßige Studium des Priesters. „In den wissenschaftlichen Prüfungen der Ordinanden", schreibt er an den neuernannten Bischof von Gaeta,[2] „muß man alle Strenge anwenden, denn wenn die Leute nicht vor der Priesterweihe studiren, so sehen sie nachher gewiß kein Buch mehr an" Seinen Neffen aber im Institut der jungen Adligen zu Neapel gibt er die Mahnung:[3] „Mit Kummer habe ich vernommen, daß ihr wenig Fleiß im Studium zeigt. O Kinder, möchtet ihr doch das Uebel erkennen, das ihr dadurch begeht! Die Unwissenheit und Müssiggang sind die unversieglichen Quellen der Sünde und der Laster. Studirt daher mit Aufmerksamkeit, mit Fleiß, mit Anstrengung, um Gott und seine Wohlthaten, sowie

1) III. 349. Vgl. 343. 2) III. 369. 3) II. 938.

seine Belohnungen kennen zu lernen und ihn dann recht betrachten und lieben zu können."

In Bezug auf die wissenschaftliche Bildung des Priesters unterscheidet er zwischen einem Wissen, das ihm zur Zierde gereicht, und solchem, das ihm nothwendig ist, so daß er es ohne Pflichtverletzung nicht entbehren kann.[1]) Begrenzt er das erstere nach dem Maßstabe seiner Zeit, so dringt er mit einer zu jeder Zeit nöthigen Strenge darauf, daß das letztere nicht zu Gunsten „einer unnützen Gelehrsamkeit" beeinträchtigt werde. Eine Wissenschaft als Selbstzweck, die in geistreichen Spekulationen über die kirchliche Lehre oder in kritischen Untersuchungen der Vergangenheit aufgeht, kennt Alphonsus kaum. Das lebendige, vom hl. Geist geleitete Lehramt der Kirche und die nächste, sich täglich erneuernde Aufgabe der Kirche, die Heiligung der Seelen zu befördern, steht für ihn im Vordergrunde, sowie ihn die Bedürfnisse der Gegenwart ganz in Anspruch nehmen. Wohl schätzt er jedes wissenschaftliche Streben, wenn es nur in guter Absicht unternommen wird. Darum ist ihm Mabillon, „der Fürst der Gelehrten", der für ihn bei der Einrichtung theologischer Studien ein maßgebendes Gewicht hat [2]) Gegenüber Berti's Theologie, die „trotz Berti's Selbstvertheidigung nicht aufhöre, eine gefährliche zu sein," hält er es für besser, daß die jungen Leute die Theologie an der Quelle studiren.[3]) Zum Troste für Schriftsteller sehen wir auch einmal Alphonsens neapolitanisches Feuer hervorbrechen, als das übrigens wohlwollende Urtheil des Censors über seinen „Triumph der Kirche" seinen Erwartungen nicht entsprach.[4]) In Folge seiner angegebenen Geistesrichtung zeigt er indeß in historisch-kritischer Beziehung zumal in seinen ascetischen Schriften die glaubensinnige Naivetät des Mittelalters, welche manchem Kritiker unserer Zeit so sehr zum Anstoß gereicht. Zweifelsohne würde Alphonsus heute viele seiner mittelalterlichen

1) I. 175. 2) I. 225. 3) I. 270. 4) Vgl. III. 252.

Legenden selbst nicht mehr erzählen, noch auch sein Urtheil über Ludwig XIV. z. B. festhalten. Indeß ist die Bedeutung Alphonsens von dergleichen Dingen, die eine unbillige Kritik als Reflexe der betreffenden Zeit und der Individualität einem Augustinus, Ambrosius, Bernhard, Franz von Sales ebenso vorhalten könnte, unabhängig. Das ausgehende vorige Jahrhundert litt nicht gerade Mangel an großen Gelehrten. Was ihm mangelte, waren apostolische Männer, die der falschen Aufklärung lebendige Glaubensüberzeugung entgegensetzten und die erloschene religiöse Begeisterung durch das Feuer glühender Liebe zu Christus und seiner Kirche verdrängten. Diese in der Kirche Gottes zu erwecken, war die providentielle Aufgabe des hl. Alphonsus. Dem entsprach auch seine unläugbar große und tiefe theologische Wissenschaft. Die vigens ecclesiae disciplina sollte er vor Allem in Uebung bringen. Daher verlangt er zunächst, daß die Priesteramtscandidaten mit einer gründlichen und klaren Kenntniß der Dogmatik und Moral ausgerüstet werden. Darum tritt er einem erzbischöflichen Censor gegenüber für die Lehre des hl. Thomas auf, „dessen Lehren die hl. Kirche verehrt“,[1]) und der ihm überhaupt „der Meister aller katholischen Schulen“ ist.[2])

In der höchst interessanten Correspondenz mit seinen gewöhnlichen Verlegern Joseph und Johann Remondini zu Venedig, von der nicht weniger als 290 Briefe aus der Zeit von 1755 und 1781 erhalten sind,[3]) nehmen die Briefe über seine Moral die erste Stelle ein. Aus dem ganzen Briefwechsel ergibt sich zunächst, daß er sich in literarischer Beziehung stets auf dem Laufenden erhielt und jeder Novität in und außer Italien seine Aufmerksamkeit zuwandte, welche irgendwie die Interessen der Kirche Christi berührte. Was die Moraltheologie betrifft, so ist Alphonsus Leben und

1) III. 300; vgl. 377. 2) III. 309.
3) In Neapel beschäftigte er zeitweise den Verleger Paci. III. 293.

Person derart mit seinen bezüglichen Werken, insbesondere mit seiner großen, während seines Lebens in 8 Auflagen erschienenen Theologia moralis verwachsen, daß ein Blick auf dieses Werk zu seiner Charakteristik nothwendig gehört. Gerade seine Moral ist es auch, der er die höchsten Ehren in der katholischen Kirche und die größten Schmähungen von unkirchlicher und außerkirchlicher Seite verdankt.

Gegenüber den letzteren hat er selbst als achtzigjähriger Greis in einem Schreiben an die Minister der königlichen Kammer von St. Klara zu Neapel sich vertheidigt;[1]) Professor Sohm aber wäre verpflichtet gewesen, diese Vertheidigung, sowie die übrigen Schriften des Heiligen zu studiren, bevor er von einer „libertinistischen Jesuitenmoral" des Heiligen redete und die aller Wahrheit spottende Verleumdung niederschrieb:[2]) „Alphonsus gestattet die Sünde im Einzelfall." „So sorgfältig ich auch nachgeforscht habe", schließt Alphonsus seine Verheidigung, „finde ich doch nicht, daß ich in meiner Moral eine Lehre gutgeheißen hätte, die irgendwie, sei es nun gegen die Moral Jesu Christi oder gegen das öffentliche Wohl oder gegen die Wohlfahrt der Fürsten verstoßen würde." Insbesondere bespricht er noch seine Stellung zum Probabilismus und den Vorwurf, er sei ein Anhänger der Jesuiten. Zu diesen Aeußerungen liefern die vorausgehenden Briefe einen Commentar, der kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Aus seinen Privataufzeichnungen geht hervor, wie er von Anfang an die Frage, welche Stellung er zu den damals überaus lebhaften Moralstreitigkeiten zu nehmen habe, mit der ihm eigenen zartesten Gewissenhaftigkeit erwogen hat.[3]) Bei

1) III. 309. 2) A. a. O. 202

3) III. 284 mit der Anmerkung der Herausgeber. Sehr gut hat Capecelatro (I. 408—428) die Entwicklung der Moraltheologie und die Bedeutung des hl. Alphonsus für dieselbe dargestellt. „La teologia di Sant' Alfonso, per le cose che si sono dette, divenìò presto nella chiesa come una larga fontana di salute, a cui attinsero sicuramente non solo i contemporanei, ma altresì tutti quanti furono poi o maestri di morale o direttori di coscienza."

der Lektüre seiner Briefe meint man noch den Abscheu und die Furcht vor jeder, auch der kleinsten Sünde herauszufühlen; die wissenschaftlichen sind hievon nicht ausgenommen. So weigert er sich, dem Censor seiner Abhandlung über das Loos der ungetauften Kinder gegenüber entschieden, von der diesbezüglichen Meinung des hl. Augustinus, welche der des hl. Thomas entgegengesetzt ist, zu sagen: „Er beweist es (das Gegentheil von Thomas) gründlich." „Das heißt", schreibt er,[1]) „mir zumuthen, ich solle das Gegentheil von dem sagen, was ich denke, und somit eine offenbare Lüge aussprechen; ich bin aber bereit, eher meinen Kopf herzugeben, als eine Lüge zu sagen. Ich habe deßhalb den Herrn Cervone (den königlichen Revisor) gebeten, eine Aenderung des Satzes: ‚Er beweist es gründlich', zu erwirken. Man kann sagen: ‚der hl. Augustinus hält es für gewiß und dgl.' Ich bitte Sie aber, mir nicht zumuthen zu wollen, ich solle eine Lüge aussprechen; denn wie könnte ich sagen, der hl. Augustinus beweise es, da ich mich unmöglich überzeugen kann, daß der hl Thomas einen falschen Satz gelehrt hat". In der obschwebenden Frage bezüglich seines Moralsystems betheuerte er mehr als einmal ebenso, daß er nur der Stimme seines Gewissens und der Lehre der Kirche folge. „Euer Hochwürden wissen, daß ich, um mein System über die Auswahl der Meinungen festzustellen und den Rigorismus zu vermeiden, der das Verderben der Seelen nach sich ziehen würde, 20 Jahre lang mich abgemüht habe".[2]) „Ich schätze", sagt er 1764,[3]) „P. Patuzzi und P. Berti (seine Gegner) sehr, weil sie wahrhaft gelehrte Männer sind, aber nur Gott und die Kirche sind unfehlbar. Sagen, ich habe aus Leidenschaft geschrieben oder um den Jesuiten zu folgen, das heißt denn doch mir einen allzugroßen Fehler aufbürden, denn das heißt mir nachsagen, ich erkenne zwar die Wahrheit, aber um die Jesuiten und

1) III. 301. 2) III. 248. Vgl. 168, 169. 3) III. 124.

mein Interesse nicht preiszugeben, vertheidige ich hartnäckig eine falsche Meinung. Diese Meinung vertheidige ich, weil ich dafür halte, daß man ihr im Gewissen folgen muß, und ich glaube, daß kein Beichtvater in seinem Gewissen ruhig sein kann, wenn er seine Beichtkinder verpflichten will, der sicherern Meinung zu folgen, falls der Beichtende seine Sünden bekannt hat und die von ihm geltend gemachten Meinungen gleich probabel sind Ich würde mich nicht getrauen, solchen, welche die strenge Meinung festhalten, ohne Gewissensskrupel die Vollmacht zum Beichthören zu ertheilen. Das ist die Wahrheit, die ich vor Gott bekenne". Er ist auch fest überzeugt, daß er sich nicht in materiellem Irrthum befinde. „O ich Armer", ruft er seinem Gegner sarkastisch zu, „wohin bin ich gerathen! Ohne es eigentlich zu wissen, bin ich soweit gekommen, die gesunde Moral Jesu Christi zu bekriegen! . . . Also die gesunde Moral Jesu Christi verlangt, daß alle Menschen streng verpflichtet seien, keine anderen Meinungen gelten zu lassen, als die streng moralisch sicheren? Wo und in welchem Evangelium hat Jesus Christus dies gelehrt? Welche Täuschung hat doch heute manche befangen! Indem sie sich zu Parteigängern des Rigorismus machen, glauben sie Eifer für die Gesetze Gottes zu beweisen, bedenken aber nicht, daß Gott geradeso, wie er die gebotenen Dinge auf's genaueste erfüllt sehen will, im Gegentheile es nicht will, und es verbietet, daß Dinge, die nicht strenge Gebote sind, unter einer Schuld zur Beobachtung auferlegt werden".[1])

Das Gewissen ist es ferner, worauf er sich bei seiner allmähligen Stellungnahme zu dem einfachen Probabilismus beruft und das ihn bei seinem jahrzehntelangen, mühevollen Streben, die richtigen Grenzen für die Anwendung der pro-

---

1) Difesa della dissertazione sull' uso moderato dell' opinione probabile dalle opposizioni di un molto Rev. P. Lettore che si nomina Adelfo Dositeo. (ed. Monza 1831. p. 337.)

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Alphonsus würde sich, wie er seinem Mitbruder P. Villani[1]) schreibt, ein Gewissen daraus machen, einem Priester seiner Diöcese oder seiner Congregation die Jurisdiktion zum Beichthören zu geben, der Meinungen folgen wollte, die ganz gewiß als minder probabel erkannt wurden. „Ich spreche nicht von Meinungen in einzelnen besonderen Fällen: denn in diesen muß sich jeder nach dem richten, was ihm sein Gewissen sagt; sondern ich spreche von dem System im Allgemeinen, das ich festgehalten wissen will, damit unsere Mitbrüder nicht in einen wahren Laxismus verfallen". Nach diesen letztern Worten, die sich in anderer Form öfter wiederholen, sah Alphonsus in dem einfachen Probabilismus allerdings die Möglichkeit und die Gefahr, die Verpflichtung des christlichen Sittengesetzes in der praktischen Anwendung übermäßig abzuschwächen. Eben diese Einschränkung des Probabilismus bezeichnet er als sein System und als das Resultat seiner jahrzehntelangen Bemühungen. Weil er diese Einschränkung bei den maßgebenden Moralisten der Gesellschaft Jesu im Laufe seiner Studien nicht oder nicht klar genug fand, so erklärte er in seinen Briefen wiederholt, daß sein System nicht das der Jesuiten sei. Die Behauptung, Alphonsus habe **nur** durch die Rücksicht auf die äußeren Verhältnisse diese Erklärung abgegeben, weil der bloße Verdacht einer Verwandtschaft mit der Lehre der Jesuiten genügte, um theologische Bücher unmöglich zu machen, ist angesichts der vorliegenden Briefe unhaltbar. In einem ganz vertraulichen Briefe an seinen Untergebenen P. Blasciori aus dem Jahre 1768[2]) spricht

welche den Beweisgründen für die andere Meinung die Wage halten". Von einem ähnlichen, weniger kühnen Gegner schreibt Alphonsus (III. 261): „Er gehört zu denen, die gegen den Probabilismus reden, ohne zu wissen, was man unter probabel, probabler und sehr probabel versteht".

1) III. 188. Vgl. 217.

2) III. 217. An Remondini schreibt er am 15. Okt. 1769 (III. 224): „In Bezug auf die probable Meinung folge ich keineswegs dem System der Jesuiten". Vgl. II. 822 und Dilgskron I. 453 ff.

Alphonsus: „Meine Regel scheint mir sehr klar und sicher; wenn die Meinung für das Gesetz sicher probabler ist, so sage ich, daß man der weniger probablen nicht mehr folgen kann; darum bin ich ein wahrer Probabiliorist, jedoch kein Tutiorist; wenn ich aber erkenne, daß die strenge Meinung probabler ist, so behaupte ich, daß man dieser folgen müsse. Und hier bin ich dem System der Jesuiten entgegen". Auch in diesem Briefe betont er, er halte sein System für so gewiß, daß er von der Befolgung desselben in seiner Diöcese die Vollmacht zum Beichthören abhängig mache. Gegenüber den Anfeindungen des Probabilismus und der Jesuiten von außen betheuert Alphonsus ebenso, er sei ein wahrer Probabiliorist im Gegensatz zu dem damals in Mode gekommenen probabilioristischen Systeme, das er für unrichtig und unwahr hielt.[1]) Letztere Briefe stehen daher keineswegs im Widerspruche mit jenem, worin er sich als Anhänger des Probabilismus bekennt. Abgesehen von dem wichtigen Umstande der verschiedenen Zeit, da Alphonsus erst allmählig gegen den einfachen Probabilismus Stellung nahm, kommt hierbei in Betracht, daß er „sein System" (den Aequiprobabilismus) auf der gesunden Grundlage des Probabilismus aufbaute.

Uebrigens will Alphonsus durch die bloße äußere Autorität auch dem Beichtvater so wenig die Pflicht, nach seinem Gewissen sein Richteramt auszuüben, abnehmen, daß er einen bischöflichen Erlaß an seinen Klerus[2]) mit den Worten beginnt: „Die von uns zum Beichthören approbirten Priester sollen wohl vor Augen haben, daß die bischöfliche Approbation nicht genügt, um sie vor Gott von jeder Schuld in Erfüllung ihrer Pflichten freizusprechen, sondern daß hiezu

1) In der apologetischen Erwiderung an seinen probabilioristischen Gegner (vgl. III. 118 Anm.) nennt er dessen Meinung „das strenge System der modernen Probabilioristen".

2) III. 350.

die Approbation des höchsten Richters, Jesus Christus, nothwendig ist, der im Augenblick des Todes untersuchen wird, ob sie ihr Amt gut oder schlecht ausgeübt haben. Damit wollen Wir sagen, daß ein Beichtvater, um sein Amt gehörig auszuüben, von dem Studium der Moral niemals ablassen darf."

Aus der wiederholten Betheuerung Alphonsens, sein System sei nicht das der Jesuiten, würde man indeß ganz mit Unrecht einen Vorwurf des Heiligen gegen die Jesuiten und ihre Moral überhaupt ableiten. Er liebt die Gesellschaft Jesu, als ob er ihr angehörte,[1]) und ist deßhalb aufs eifrigste bedacht, sie zu vertheidigen. „Der Jesuitenorden hat die Welt geheiligt." [2]) Er nennt die Jesuiten wiederholt „die Meister in der Moral".[3]) Im Jahre 1756, da er mit „seinem System" selbst noch nicht im Reinen war, schreibt er seinem Verleger:[4]) „Ich habe mich meistens an die Meinungen der Patres Jesuiten gehalten, da ihre Meinungen weder lax noch streng, sondern richtig sind. Und wenn ich manchmal eine strenge Meinung gegen einen Schriftsteller aus dem Jesuitenorden festhalte, so thue ich das fast immer auf die Autorität anderer Schriftsteller dieses Ordens hin, von welchen ich, ich gestehe es, das Wenige gelernt habe, was ich geschrieben habe; denn sie sind, wie ich es immer sage, die Meister der Moral gewesen und sind es noch. Und es ist nicht wahr, daß die Jesuiten einander wie Schafe gefolgt sind, wie einige Rigoristen sagen; sondern bei vielen Meinungen ist der eine Schriftsteller dem andern entgegen. Und so habe ich es gehalten nach meinem besten Wissen und Gewissen . . . . Ich ersuche Sie diesen Brief den Revisor lesen zu lassen, damit er das System kennen lerne, das ich eingehalten habe; denn ich habe mich an das System des Probabilismus gehalten und thue es noch, nicht an das des Probabiliorismus oder Rigorismus." Nach den

---

1) I. 338. 2) I. 99. 3) III. 9. 10. 11. 4. III. 10.

obigen Mittheilungen zog er in der Folge namentlich in seiner Dissertation über den gemäßigten Gebrauch der probablen Meinung aus dem Jahre 1762 die Grenzen des Probabilismus in der Anwendung immer enger, so daß er seinem Gewissen gemäß versichern konnte, er halte als wahrer Probabiliorist die Mitte zwischen dem gewöhnlichen Probabilismus, den er ausdrücklich als System der Jesuiten bezeichnet,[1] und dem Probabiliorismus seiner Gegner.[2] Seinen Standpunkt und seine Bedeutung hat dementsprechend neuestens Prof. Kihn[3] richtig also charakterisirt: „Einen neuen Aufschwung in der Moraltheologie, welcher den Sieg des Probabilismus bedeutet, erzeugte die vielseitige literarische Thätigkeit des scharfsinnigen, juristisch gebildeten Alphons M. von Liguori, welcher in seiner theologia moralis die verschiedenen Theorien, die sich auf diesem Gebiete geltend gemacht hatten, der Kritik unterzog und mit Geschick ein Buch von seltener Tiefe und Klarheit schuf . . . . Er machte der durch abweichende kirchliche Entscheidungen und durch widersprechende Ansichten der Theologen über gleiche Fragen eingerissenen Unklarheit ein Ende, indem er das Unhaltbare vom Haltbaren ausschied und durch Benützung der großen Theologen des Mittelalters und der Neuzeit ein unerreichtes Werk schuf."

Uebrigens ist zu beachten, daß zur Moral des Heiligen nicht bloß seine casuistische theologia moralis, sondern auch

1) III. 260 vom 30. Juli 1772.

2) III. 315. Am 15. Juli 1777: „Meine Mitbrüder folgen derselben Doktrin, die ich selbst festhalte. Ich aber bin zwar nicht Rigorist, aber auch nicht Probabilist. Ich sage, wie ich auch in mehreren meiner Moralwerke geschrieben habe, daß man der Meinung, welche für die Freiheit ist, nicht folgen kann, wenn sie keine andere Stütze für sich hat, als daß sie probabel ist."

3) Encyklopädie und Methodologie der Theologie. Freiburg. 1892. S. 443. 452.

mein Interesse nicht preiszugeben, vertheidige ich hartnäckig eine falsche Meinung. Diese Meinung vertheidige ich, weil ich dafür halte, daß man ihr im Gewissen folgen muß, und ich glaube, daß kein Beichtvater in seinem Gewissen ruhig sein kann, wenn er seine Beichtkinder verpflichten will, der sicherern Meinung zu folgen, falls der Beichtende seine Sünden bekannt hat und die von ihm geltend gemachten Meinungen gleich probabel sind. Ich würde mich nicht getrauen, solchen, welche die strenge Meinung festhalten, ohne Gewissensskrupel die Vollmacht zum Beichthören zu ertheilen. Das ist die Wahrheit, die ich vor Gott bekenne". Er ist auch fest überzeugt, daß er sich nicht in materiellem Irrthum befinde. „O ich Armer", ruft er seinem Gegner sarkastisch zu, „wohin bin ich gerathen! Ohne es eigentlich zu wissen, bin ich soweit gekommen, die gesunde Moral Jesu Christi zu bekriegen! . . . Also die gesunde Moral Jesu Christi verlangt, daß alle Menschen streng verpflichtet seien, keine anderen Meinungen gelten zu lassen, als die streng moralisch sicheren? Wo und in welchem Evangelium hat Jesus Christus dies gelehrt? Welche Täuschung hat doch heute manche befangen! Indem sie sich zu Parteigängern des Rigorismus machen, glauben sie Eifer für die Gesetze Gottes zu beweisen, bedenken aber nicht, daß Gott geradeso, wie er die gebotenen Dinge auf's genaueste erfüllt sehen will, im Gegentheile es nicht will, und es verbietet, daß Dinge, die nicht strenge Gebote sind, unter einer Schuld zur Beobachtung auferlegt werden".[1])

Das Gewissen ist es ferner, worauf er sich bei seiner allmähligen Stellungnahme zu dem einfachen Probabilismus beruft und das ihn bei seinem jahrzehntelangen, mühevollen Streben, die richtigen Grenzen für die Anwendung der pro-

---

1) Difesa della dissertazione sull' uso moderato dell' opinione probabile dalle opposizioni di un molto Rev. P. Lettore che si nomina Adelfo Dositeo. (ed. Monza 1831. p. 337.)

bablen Meinung zu finden, leitet. „Das ist die Wahrheit," heißt es in einem Briefe aus dem Jahre 1772,[1]) „daß ich nicht zugebe, daß man einer probablen Meinung als solcher folgen dürfe; denn um recht zu handeln, ist moralische Gewißheit erfordert; die bloße Probabilität bietet darum kein hinreichendes Fundament, um recht zu handeln. Steht dieß auch nicht gerade mit diesen Worten in meinen Schriften, so habe ich es doch mit anderen Worten gesagt, indem ich öfters wiederholte, daß eine moralische Gewißheit nothwendig sei, um recht zu handeln, und daß ich das Axiom der Probabilisten: „qui probabiliter agit, prudenter agit" für grundfalsch halte . . . . Wenn die der Freiheit günstige Meinung gleich probabel ist, so kann man ihr nicht deßhalb folgen, weil sie probabel ist, sondern weil dann die Meinung für das Gesetz nicht verpflichtet, da das Gesetz nicht promulgirt ist; in diesem Falle ist nur der Zweifel oder die Frage promulgirt, ob das Gesetz bestehe oder nicht, nicht aber das Gesetz selbst, und darum ist das Gesetz wegen Mangel an hinreichender Promulgation nicht verbindend, wie dieß der hl. Thomas an mehreren Stellen und mit ihm alle Probabilisten und Probabilioristen lehren. Auch der große Gerson sagt, daß Gott den Menschen nicht verpflichten könne, ein Gesetz zu befolgen, wenn er es ihm nicht kund mache." „Wenn es dem Verstande gewiß erscheint, daß die Wahrheit mehr auf Seite des Gesetzes als der Freiheit ist, so kann der Wille vernünftiger Weise und ohne Sünde nicht den minder sicheren Theil ergreifen."[2])

---

1) III. 261. Vgl. III. 309.

2) III. 219. Der Leser urtheile nach diesen und den folgenden Worten Alphonsens selbst, mit welchem Rechte Sohm a. a. O. die Behauptung zu verbreiten wagt: „Alphonsus gestattet die Sünde im Einzelfall, wenn der Thäter nicht sein Gewissen (vielmehr kann die Meinung, durch welche die That gebilligt wird, ihm als die „weniger sichere" erscheinen) aber Beweisgründe eines Moralschriftstellers für sich hat,

Alphonsus würde sich, wie er seinem Mitbruder P. Villani[1]) schreibt, ein Gewissen daraus machen, einem Priester seiner Diöcese oder seiner Congregation die Jurisdiktion zum Beichthören zu geben, der Meinungen folgen wollte, die ganz gewiß als minder probabel erkannt wurden. „Ich spreche nicht von Meinungen in einzelnen besonderen Fällen: denn in diesen muß sich jeder nach dem richten, was ihm sein Gewissen sagt; sondern ich spreche von dem System im Allgemeinen, das ich festgehalten wissen will, damit unsere Mitbrüder nicht in einen wahren Laxismus verfallen“. Nach diesen letztern Worten, die sich in anderer Form öfter wiederholen, sah Alphonsus in dem einfachen Probabilismus allerdings die Möglichkeit und die Gefahr, die Verpflichtung des christlichen Sittengesetzes in der praktischen Anwendung übermäßig abzuschwächen. Eben diese Einschränkung des Probabilismus bezeichnet er als sein System und als das Resultat seiner jahrzehntelangen Bemühungen. Weil er diese Einschränkung bei den maßgebenden Moralisten der Gesellschaft Jesu im Laufe seiner Studien nicht oder nicht klar genug fand, so erklärte er in seinen Briefen wiederholt, daß sein System nicht das der Jesuiten sei. Die Behauptung, Alphonsus habe nur durch die Rücksicht auf die äußeren Verhältnisse diese Erklärung abgegeben, weil der bloße Verdacht einer Verwandtschaft mit der Lehre der Jesuiten genügte, um theologische Bücher unmöglich zu machen, ist angesichts der vorliegenden Briefe unhaltbar. In einem ganz vertraulichen Briefe an seinen Untergebenen P. Blasciori aus dem Jahre 1768[2]) spricht

welche den Beweisgründen für die andere Meinung die Wage halten“. Von einem ähnlichen, weniger kühnen Gegner schreibt Alphonsus (III. 261): „Er gehört zu denen, die gegen den Probabilismus reden, ohne zu wissen, was man unter probabel, probabler und sehr probabel versteht“.

1) III. 188. Vgl. 217.

2) III. 217. An Remondini schreibt er am 15. Okt. 1769 (III. 224): „In Bezug auf die probable Meinung folge ich keineswegs dem System der Jesuiten“. Vgl. II. 822 und Dilgskron I. 483 ff.

Alphonsus: „Meine Regel scheint mir sehr klar und sicher; wenn die Meinung für das Gesetz sicher probabler ist, so sage ich, daß man der weniger probablen nicht mehr folgen kann; darum bin ich ein wahrer Probabiliorist, jedoch kein Tutiorist; wenn ich aber erkenne, daß die strenge Meinung probabler ist, so behaupte ich, daß man dieser folgen müsse. Und hier bin ich dem System der Jesuiten entgegen". Auch in diesem Briefe betont er, er halte sein System für so gewiß, daß er von der Befolgung desselben in seiner Diöcese die Vollmacht zum Beichthören abhängig mache. Gegenüber den Anfeindungen des Probabilismus und der Jesuiten von außen betheuert Alphonsus ebenso, er sei ein wahrer Probabiliorist im Gegensatz zu dem damals in Mode gekommenen probabilioristischen Systeme, das er für unrichtig und unwahr hielt.[1] Letztere Briefe stehen daher keineswegs im Widerspruche mit jenem, worin er sich als Anhänger des Probabilismus bekennt. Abgesehen von dem wichtigen Umstande der verschiedenen Zeit, da Alphonsus erst allmählig gegen den einfachen Probabilismus Stellung nahm, kommt hierbei in Betracht, daß er „sein System" (den Aequiprobabilismus) auf der gesunden Grundlage des Probabilismus aufbaute.

Uebrigens will Alphonsus durch die bloße äußere Autorität auch dem Beichtvater so wenig die Pflicht, nach seinem Gewissen sein Richteramt auszuüben, abnehmen, daß er einen bischöflichen Erlaß an seinen Klerus[2]) mit den Worten beginnt: „Die von uns zum Beichthören approbirten Priester sollen wohl vor Augen haben, daß die bischöfliche Approbation nicht genügt, um sie vor Gott von jeder Schuld in Erfüllung ihrer Pflichten freizusprechen, sondern daß hiezu

1) In der apologetischen Erwiderung an seinen probabilioristischen Gegner (vgl. III. 118 Anm.) nennt er dessen Meinung „das strenge System der modernen Probabilioristen".

2) III. 350.

die Approbation des höchsten Richters, Jesus Christus, nothwendig ist, der im Augenblick des Todes untersuchen wird, ob sie ihr Amt gut oder schlecht ausgeübt haben. Damit wollen Wir sagen, daß ein Beichtvater, um sein Amt gehörig auszuüben, von dem Studium der Moral niemals ablassen darf."

Aus der wiederholten Betheuerung Alphonsens, sein System sei nicht das der Jesuiten, würde man indeß ganz mit Unrecht einen Vorwurf des Heiligen gegen die Jesuiten und ihre Moral überhaupt ableiten. Er liebt die Gesellschaft Jesu, als ob er ihr angehörte,[1]) und ist deßhalb aufs eifrigste bedacht, sie zu vertheidigen. „Der Jesuitenorden hat die Welt geheiligt."[2]) Er nennt die Jesuiten wiederholt „die Meister in der Moral".[3]) Im Jahre 1756, da er mit „seinem System" selbst noch nicht im Reinen war, schreibt er seinem Verleger:[4]) „Ich habe mich meistens an die Meinungen der Patres Jesuiten gehalten, da ihre Meinungen weder lax noch streng, sondern richtig sind. Und wenn ich manchmal eine strenge Meinung gegen einen Schriftsteller aus dem Jesuitenorden festhalte, so thue ich das fast immer auf die Autorität anderer Schriftsteller dieses Ordens hin, von welchen ich, ich gestehe es, das Wenige gelernt habe, was ich geschrieben habe; denn sie sind, wie ich es immer sage, die Meister der Moral gewesen und sind es noch. Und es ist nicht wahr, daß die Jesuiten einander wie Schafe gefolgt sind, wie einige Rigoristen sagen; sondern bei vielen Meinungen ist der eine Schriftsteller dem andern entgegen. Und so habe ich es gehalten nach meinem besten Wissen und Gewissen .... Ich ersuche Sie diesen Brief den Revisor lesen zu lassen, damit er das System kennen lerne, das ich eingehalten habe; denn ich habe mich an das System des Probabilismus gehalten und thue es noch, nicht an das des Probabiliorismus oder Rigorismus." Nach den

1) I. 338. 2) I. 99. 3) III. 9. 10. 11. 4. III. 10.

obigen Mittheilungen zog er in der Folge namentlich in seiner Dissertation über den gemäßigten Gebrauch der probablen Meinung aus dem Jahre 1762 die Grenzen des Probabilismus in der Anwendung immer enger, so daß er seinem Gewissen gemäß versichern konnte, er halte als wahrer Probabiliorist die Mitte zwischen dem gewöhnlichen Probabilismus, den er ausdrücklich als System der Jesuiten bezeichnet,[1]) und dem Probabiliorismus seiner Gegner.[2]) Seinen Standpunkt und seine Bedeutung hat dementsprechend neuestens Prof. Kihn[3]) richtig also charakterisirt: „Einen neuen Aufschwung in der Moraltheologie, welcher den Sieg des Probabilismus bedeutet, erzeugte die vielseitige literarische Thätigkeit des scharfsinnigen, juristisch gebildeten Alphons M. von Liguori, welcher in seiner theologia moralis die verschiedenen Theorien, die sich auf diesem Gebiete geltend gemacht hatten, der Kritik unterzog und mit Geschick ein Buch von seltener Tiefe und Klarheit schuf . . . . Er machte der durch abweichende kirchliche Entscheidungen und durch widersprechende Ansichten der Theologen über gleiche Fragen eingerissenen Unklarheit ein Ende, indem er das Unhaltbare vom Haltbaren ausschied und durch Benützung der großen Theologen des Mittelalters und der Neuzeit ein unerreichtes Werk schuf."

Uebrigens ist zu beachten, daß zur Moral des Heiligen nicht bloß seine casuistische theologia moralis, sondern auch

1) III. 260 vom 30. Juli 1772.

2) III. 315. Am 15. Juli 1777: „Meine Mitbrüder folgen derselben Doktrin, die ich selbst festhalte. Ich aber bin zwar nicht Rigorist, aber auch nicht Probabilist. Ich sage, wie ich auch in mehreren meiner Moralwerke geschrieben habe, daß man der Meinung, welche für die Freiheit ist, nicht folgen kann, wenn sie keine andere Stütze für sich hat, als daß sie probabel ist."

3) Encyklopädie und Methodologie der Theologie. Freiburg. 1892. S. 443. 452.

seine auf die Seelenleitung bezüglichen Briefe und Schriften gehören.

Seiner Moral wegen, die in seinem apostolischen Amte mindestens ebenso sehr ihre Quelle hat, als in seinen Studien, verdankt Alphonsus vor Allem den Titel eines Kirchenlehrers. Wer in der katholischen Kirche die vom heiligen Geiste geleitete Heilsanstalt der Menschheit sieht, erblickt in der Thatsache, daß aus der Neuzeit zunächst Alphonsus zu diesem Range erhoben wurde und ihm sodann der geistesverwandte hl. Franz von Sales an die Seite gestellt wurde, nicht einen Zufall, sondern ein tiefbedeutsames Ereigniß. Daß ein Döllinger und Reusch (a. a. O. 475) meinen, „er verdiente nicht, als Kirchenlehrer den hl. Athanasius, Augustinus, Bernardus, Thomas, Bonaventura und anderen Säulen der Kirche und der theologischen Wissenschaft beigesellt zu werden", ist erklärlich und ziemlich gleichgiltig. Wichtig dagegen ist, die wirkliche Bedeutung dieser Thatsache darzulegen, und dieß hat Cardinal Capecelatro in zutreffender Weise versucht.

„Alle heiligen Kirchenlehrer gleichen einander im Wissen und in der Liebe der Hauptsache nach; aber entsprechend den drei verschiedenen Culturperioden, denen sie angehören und für deren verschiedene Bedürfnisse in intellektueller und sittlicher Beziehung sie sorgen, gibt es auch beträchtliche Unterschiede zwischen ihnen. Folgendes scheint mir der hauptsächlichste zu sein. Die Kirchenlehrer der ersten Periode waren zugleich speculativ und praktisch und unübertrefflich in der Herstellung der Harmonie zwischen heiliger Wissenschaft und christlichem Leben, zwischen Dogma und Moral, Glauben und Philosophie; die der zweiten im Mittelalter zeigten sich vornehmlich spekulativ und nahmen in der tiefsinnigsten Speculation einen so hohen Geistesflug, wie es überhaupt nur möglich war; die Lehrer unserer Zeit endlich sind insbesondere praktischer Natur. Daher ist ihre Lehre weniger hoch, spekulativ und scharf als die ihrer Vorgänger; dagegen wendet sie sich vielmehr

an das Menschenherz, um es zu heilen und zur Buße zu führen und ihm die Hand in allen Lagen des Lebens zu reichen. Bald begleiten sie ihn auf den Wegen des priesterlichen Lebens, bald zeigen sie die schwierigen Pfade der religiösen Vollkommenheit, bald leiten sie zu jener allen Christgläubigen nützlichen Frömmigkeit an. Alphonsus insbesondere ist als Lehrer nach meiner Ueberzeugung unerreicht und unvergleichlich in der Anwendung der christlichen Lehre auf das praktische Leben. Alle seine Bücher, ausgenommen vielleicht die Bücher gegen die Ungläubigen, hatten eben zunächst in seinem apostolischen Amte ihren Ursprung. Daher übertrug seine große apostolische Liebe und sein eigenes religiöses Leben in seine Bücher die Gedanken und beeinflußte auch deren stilistischen Ausdruck. Die Moraltheologie und das menschliche Herz wurden daher der vorzügliche Gegenstand seiner Studien. Als wahrer Philosoph durchforschte er Herz und Gewissen der Menschen nach allen Seiten bis in ihre Tiefen, um in ihren Geheimnissen, Neigungen und Kämpfen den Weg zu finden, auf dem er sie aus dem geistigen Schlafe erwecken, sie aufrichten und in der heiligen Liebe Jesu Christi erneuern könnte".

seine auf die Seelenleitung bezüglichen Briefe und Schriften gehören.

Seiner Moral wegen, die in seinem apostolischen Amte mindestens ebenso sehr ihre Quelle hat, als in seinen Studien, verdankt Alphonsus vor Allem den Titel eines Kirchenlehrers. Wer in der katholischen Kirche die vom heiligen Geiste geleitete Heilsanstalt der Menschheit sieht, erblickt in der Thatsache, daß aus der Neuzeit zunächst Alphonsus zu diesem Range erhoben wurde und ihm sodann der geistesverwandte hl. Franz von Sales an die Seite gestellt wurde, nicht einen Zufall, sondern ein tiefbedeutsames Ereigniß. Daß ein Döllinger und Reusch (a. a. O. 475) meinen, „er verdiente nicht, als Kirchenlehrer den hl. Athanasius, Augustinus, Bernardus, Thomas, Bonaventura und anderen Säulen der Kirche und der theologischen Wissenschaft beigesellt zu werden", ist erklärlich und ziemlich gleichgiltig. Wichtig dagegen ist, die wirkliche Bedeutung dieser Thatsache darzulegen, und dieß hat Cardinal Capecelatro in zutreffender Weise versucht.

„Alle heiligen Kirchenlehrer gleichen einander im Wissen und in der Liebe der Hauptsache nach; aber entsprechend den drei verschiedenen Culturperioden, denen sie angehören und für deren verschiedene Bedürfnisse in intellektueller und sittlicher Beziehung sie sorgen, gibt es auch beträchtliche Unterschiede zwischen ihnen. Folgendes scheint mir der hauptsächlichste zu sein. Die Kirchenlehrer der ersten Periode waren zugleich speculativ und praktisch und unübertrefflich in der Herstellung der Harmonie zwischen heiliger Wissenschaft und christlichem Leben, zwischen Dogma und Moral, Glauben und Philosophie; die der zweiten im Mittelalter zeigten sich vornehmlich spekulativ und nahmen in der tiefsinnigsten Speculation einen so hohen Geistesflug, wie es überhaupt nur möglich war; die Lehrer unserer Zeit endlich sind insbesondere praktischer Natur. Daher ist ihre Lehre weniger hoch, spekulativ und scharf als die ihrer Vorgänger; dagegen wendet sie sich vielmehr

an das Menschenherz, um es zu heilen und zur Buße zu führen und ihm die Hand in allen Lagen des Lebens zu reichen. Bald begleiten sie ihn auf den Wegen des priesterlichen Lebens, bald zeigen sie die schwierigen Pfade der religiösen Vollkommenheit, bald leiten sie zu jener allen Christgläubigen nützlichen Frömmigkeit an. Alphonsus insbesondere ist als Lehrer nach meiner Ueberzeugung unerreicht und unvergleichlich in der Anwendung der christlichen Lehre auf das praktische Leben. Alle seine Bücher, ausgenommen vielleicht die Bücher gegen die Ungläubigen, hatten eben zunächst in seinem apostolischen Amte ihren Ursprung. Daher übertrug seine große apostolische Liebe und sein eigenes religiöses Leben in seine Bücher die Gedanken und beeinflußte auch deren stilistischen Ausdruck. Die Moraltheologie und das menschliche Herz wurden daher der vorzügliche Gegenstand seiner Studien. Als wahrer Philosoph durchforschte er Herz und Gewissen der Menschen nach allen Seiten bis in ihre Tiefen, um in ihren Geheimnissen, Neigungen und Kämpfen den Weg zu finden, auf dem er sie aus dem geistigen Schlafe erwecken, sie aufrichten und in der heiligen Liebe Jesu Christi erneuern könnte".

## XXXVII.

## Römische Jubiläumswanderungen im Jahre 1895.

Gelegentlich meiner im vergangenen Frühling angestellten Streifzüge durch die ewige Stadt stieß ich auf verschiedene Stätten, Denkmale u. dgl., welche nicht nur an sich Beachtung verdienen, sondern auch noch durch gerade auf das Jahr 1895 treffende hundert- oder mehrhundertjährige Erinnerung ausgezeichnet sind. In Rom sind nun zwar Centenarfeierlichkeiten nichts Besonderes, denn bei der Unmenge von Personen, Orten, Gebäuden und Denkmalen, welche für Religion, Kunst und Wissenschaft, Geschichte und Alterthum von Belang sind, kehren ja solche Erinnerungen in jedem Jahre oft vielfach wieder. Da es sich aber im gegenwärtigen Jahre um einige ausnehmend berühmte Namen handelt, so möge der geneigte Leser gestatten, daß ihm hier einige solche Jubiläumsstreifzüge vorgeführt werden.

### I. Zu Roms Lieblingsheiligen.

Die Zahl der Heiligen, die in Rom gelebt haben und dort begraben sind, ist Legion, und es ist eigentlich schwer zu sagen, welches so recht der Lieblingsheilige der Römer ist. Man strömt schaarenweise nach St. Peter, am Grabe des hl. Aloysius und sel. Berchmanns in Al Gesu fand ich zu jeder Stunde andächtige Beter, St. Agnes und S. Lorenzo verehrt gerne der Römer und so noch viele andere Heilige; aber sie alle standen dem römischen Volke doch nicht so nahe und waren nicht so innig mit ihm verwachsen und darum

auch nicht so von allen Schichten der Bevölkerung, angefangen vom unbefangenen Kinde bis zum lebensmüden Greise, mit vollster Zutraulichkeit geliebt und verehrt, wie der hl. Philipp Neri, in Rom einfachhin „il Santo" genannt, welcher volle 60 Jahre sein Leben und seine Thätigkeit der ewigen Stadt weihte und dort am 26. Mai 1595 starb. Somit kehrte in diesem Jahr sein 300. Todestag wieder. Mit seinem Grabe beginnen wir unsere Jubiläumswanderungen.

Von den gastlichen Räumen des deutschen Nationalhospizes S. Maria dell' Anima führt uns südlich ein Weg in die ehemalige Via Papale, nunmehr in diesem Theile Corso Vittorio Emanuele genannt, und dieser gegen die Tiberrichtung folgend stehen wir alsbald vor einer großen Kirche mit Kuppel und gewaltiger Renaissance-Fassade, an welche in schönen Verhältnissen großartige Klosterräume gebaut sind. Es ist die Chiesa nuova, die Kirche des hl. Philipp Neri.

Ehemals stand hier „Sta. Maria im Thälchen". Dieses Kirchlein, welches der Heilige vom Papst für sich und seine Schüler überwiesen erhielt, war aber Philipp für seine Zwecke zu klein, und eines Tages gab er, obwohl kein Soldo Geld zu Handen war, Befehl, die alte Kirche abzubrechen und eine neue zu bauen. Baronius, der berühmte Kirchengeschichtsschreiber, sein Schüler, machte ihm darob Vorstellungen. Aber der Heilige tadelte, daß man zu wenig Gottvertrauen habe, und ließ sich nicht irre machen.

Als der Baumeister M. Thypphernus erschien, um die Grenzen für das Fundament abzustecken, war Philipp gerade im Begriff, das hl. Meßopfer darzubringen, und ließ deßhalb sagen, man solle warten, bis er selbst komme. Als er nun zugegen war und Thypphernus die Grenze zog, gebot er dreimal, dieselbe zu verlängern und rief endlich: „Hier soll die Grenze sein, hier werft die Erde auf, um das Fundament zu legen!" Zur größten Verwunderung Aller fand man beim Graben an der vom Heiligen bezeichneten Stelle bereits ein altes Fundament in der beabsichtigten Richtung vor, und

man konnte darauf die neue Kirche zu bauen beginnen. Was kein Mensch gedacht und geglaubt hatte: in zwei Jahren war sie im Baue fertig; die Mittel dazu waren alle von Wohlthätern aus freiem Antrieb geschenkt worden, „nicht einen Obolus hatte Philipp erbetteln lassen." Während die Andern manchmal, wenn die Mittel ganz ausgegangen waren, in helle Verzweiflung geriethen, sprach der Heilige, sie sollen nur getrost sein: ecce Dominus Deus auxiliator meus (Siehe Gott der Herr ist mein Helfer). Die Kirche ging schon der Vollendung entgegen, als wieder kein Heller mehr da war. Da eilte ein Bruder zum Heiligen und sagte, er wisse einen reichen Mann in der Stadt, welcher ganz gewiß das zum Ausbau nöthige Geld hergeben werde, wenn man ihm nur etwas davon sage. „Ich aber, mein Sohn," erwiderte Philipp, „habe nie etwas von Menschen erbeten, aller Alles von Gott freigebigst erhalten. Dem Mann, von dem du redest, ist unsere Noth nicht unbekannt; wenn er also etwas geben will, wird er es aus freiem Antriebe thun; wenn nicht, so ist Gott unser Helfer in Ewigkeit." Kurze Zeit darauf erhielt die Congregation von Freunden Alles, was sie für die Kirche noch nöthig hatte.

Vor diesem im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung wunderbar begonnenen und wunderbar durchgeführten Bau stehen wir und treten nun ein!

Der Eindruck ist ein überaus günstiger, großartig und freundlich zugleich, Alles glänzend von Gold, mit schönen Gemälden angefüllt, von reichem, der Kuppel entströmenden Lichte übergossen. Mag man auch schon verwöhnt sein durch die riesenhafte Majestät von St. Peter, mag das Auge auch noch geblendet sein von der geradezu märchenhaften Pracht in St. Paul, bist du auch noch mit Bewunderung erfüllt für die herrlichen Tempel von Maria Maggiore, S. Lorenzo, Al Gesu, Ignazio und viele andere: so wirst du doch auch noch gerne die Kirche des hl. Philipp besuchen und dich an ihren leuchtenden, so freundlich strahlenden schönen Wölb-

ungen erfreuen. Doch nicht die Kirche an sich ist es, was uns am meisten anzieht, sondern vielmehr jene Kapelle links vom Presbyterium, wo die Ueberreste desjenigen ruhen, dem die Kirche ihr Entstehen verdankt, unseres hl. Philipp Neri. Wir knien hin und beten, und unwillkürlich drängt sich auf unsere Lippen das Gebet, es möge zur Jubelfeier von diesem Grabe auch der Geist des Heiligen, dieser unermüdliche Eifer zum wahren Wohle der Menschheit, sich wieder ausbreiten und reiche Früchte bringen, wie vor 300 Jahren. Denn wahrlich, viel Segen hat Philipp gestiftet, reiche Früchte hat seine Thätigkeit getragen.

Als das jüngste unter vier Geschwistern war Philipp am 21. Juli 1515 in Florenz geboren[1]) und in früher Jugend einem reichen Vetter in S. Germano zur Erziehung übergeben, welcher einen tüchtigen, gewandten Weltmann aus ihm machen wollte und ihm, da er kinderlos war, auch sein ganzes Vermögen in Aussicht stellte, falls er seinen Wünschen entspreche. Aber das zog bei Philipp nicht; im einsamen Kirchlein ganze Stunden zuzubringen, die Welt und ihre Güter und Annehmlichkeiten ganz und gar gering schätzen: das zeigte er schon damals, und aus diesem Grunde ließ er im Alter von 20 Jahren den Vetter und seine Geldschränke im Stiche und zog nach Rom, wo er bei einem edlen Florentiner Aufnahme fand und dessen Sohn unterrichtete. Zugleich betrieb er mit großer Auszeichnung das Studium der Philosophie und Theologie und beschäftigte sich auch mit der Poesie, worin er solche Gewandtheit erlangte, daß er aus dem Stegreif Gedichte verfaßte. Aus Demuth hat er diese Gedichte verbrannt.

Philipps Beruf war aber nicht durch große Gelehrsamkeit zu glänzen, sondern durch die Wissenschaft der Heiligen und dieser widmete er sich von nun an ganz, und

1) Die Angaben sind hauptsächlich entnommen dem Leben des Heiligen bei den Bollandisten, Bd. VI, S. 526 ff.

sie zeigt sich bei ihm in überaus hohem Grade durch seine mit tiefster Demuth und Weltverachtung gepaarte glühende Gottesliebe und durch seine mit aufrichtigster Liebenswürdigkeit und oft humorvoller Heiterkeit bethätigten Liebe zu allen Klassen bedürftiger und leidender Menschen, wozu Gott die ganz seltene Wundergabe fügte, welche ihn zu einem der größten Thaumaturgen aller Zeiten, zu einer der in dieser Hinsicht großartigsten Erscheinungen der Kirche macht. Es kann nun nicht der Zweck dieser Zeilen sein, eine eigentliche Lebensbeschreibung des Heiligen hier zu liefern, aber einige Züge anzuführen, sei doch gestattet.

Die Gottesliebe war in Philipp so glühend, daß er oft in Ekstase gerieth, besonders beim Besuche der Kirche, auf der Kanzel und sehr oft beim hl. Meßopfer. Schließlich konnte er gar nicht mehr öffentlich celebriren, sondern erhielt vom Papst die Erlaubniß in einem Kämmerlein das heilige Opfer feiern zu dürfen. Vor der Wandlung schickte er den Meßdiener fort, weil da gewöhnlich die Verzückung eintrat und stundenlang dauerte. Durch eine Ritze an der Thüre konnte der Bruder aus den Zügen des Heiligen sehen, ob er noch in Verzückung sei oder nicht. Die kleine Kapelle ist noch erhalten, wir betreten sie und knien auf den nämlichen Altarstufen, auf denen der Heilige gekniet, das nämliche Muttergottesbild, das nämliche Crucifix, die Leuchter, alles ist noch da, auch die Ritze in der Thüre, durch welche man den Heiligen heimlich betrachtet hat. In dieser Liebesgluth geschah es eines Tages, daß er sich nicht auf den Füßen halten konnte, sondern in größter Andacht sich zur Erde niederwarf. Er mußte sich die Kleider über der Brust öffnen, um sich Kühlung zu verschaffen, und da merkte er eine faustdicke Erhöhung des Fleisches an seiner Seite. Die Sektion bei seinem Tode ergab, daß das Herz viel größer und fester war, als es seiner Constitution entsprach, und durch diese Erweiterung waren zwei Rippen gebrochen, was die eben genannte Erhöhung hervorbrachte. Nach dem Zeugniß

der Aerzte hätte jeder daran sterben müssen: der Heilige lebte nach diesem Ereigniß noch über 50 Jahre; nur hatte er von da an überaus heftiges Herzklopfen, das besonders bei der hl. Messe, beim Sakramentespenden und dergleichen hervortrat. Das hinderte ihn aber nicht, ganze Nächte vor den Portalen der Kirchen und in den Katakomben zuzubringen, oft und oft mit Tausenden von Begleitern die sieben Hauptkirchen zu besuchen, bis zum letzten Tag unermüdlich im Beichtstuhl zu wirken, kurz diese im Herzen brennende Liebe zu Gott auch in die äußere Thätigkeit umzusetzen. Dabei war er die Demuth selbst und war bestrebt alle Würden und Ehren von sich abzulenken und sich überall nur lächerlich zu machen. Ging er doch zu diesem Zwecke an einem Dornenstrauch riechend durch die Straßen, sang und sprang, trank öffentlich am Wege, mischte sich unter die gewöhnlichen Leute und hörte wie voll Freude ihren Scherzen und Schwänken zu. Eine Zeitlang ließ sich das Volk irre führen. Neri erreichte seinen Zweck: man bezeichnete ihn als Narren. Aber sehr bald erkannte man die tiefe Demuth und Selbstverläugnung darin und man verehrte allgemein in ihm den Heiligen. Dazu trug ferner besonders bei die große Wundergabe, mit der er Kranke heilte, einen Todten erweckte, Zukünftiges voraussagte u. A., sowie seine große Liebe zu allen Hilfsbedürftigen. Schon als Laie hatte er im Jahre 1548 die Bruderschaft von der hl. Dreifaltigkeit zur Versorgung armer Rompilger und zur Pflege von Convalescenten gegründet; es wurden im Bruderschaftsspitale Jahr für Jahr Tausende aufgenommen, im Jubiläumsjahr 1575 waren es 200,000, im Jahre 1625 sogar 600,000, im Jahre 1825 noch über 250,000. Die höchsten kirchlichen und weltlichen Würdenträger ließen sich in die Bruderschaft aufnehmen und pflegten persönlich die Kranken und die Pilger.

Priester geworden, setzte Philipp diese Thätigkeit für das leibliche Wohl seiner Mitmenschen fort, half den Wittwen und Waisen, unterstützte arme Studenten und suchte Noth

zu lindern, wo er nur konnte; vorzüglich aber war er jetzt mit allen Mitteln und auf alle erdenkliche Weise auf das geistige und übernatürliche Wohl derselben bedacht. Darum sammelte er die Kinder schaarenweise um sich, lehrte und unterrichtete sie und führte sie zu Gott; darum gründete er sein Oratorium, in welchem gesungen, gepredigt, Vorträge gehalten wurden, um die Leute von anderen oft sündhaften Unterhaltungen abzuhalten und zum Guten hinzulenken. Und Alles, auch die Männer eilten dahin. Es war das ein Schauspiel für Rom und für die Fremden. „Unter dem," so berichtet Rubens, „was ich in Rom Bewunderswerthes gesehen, gefiel mir am meisten, daß ich sah, wie die Kirche und das Oratorium des hl. Hieronymus della Carità täglich von einer so zahlreichen Menge frommer Männer besucht werde. Und ich glaube, daß mir diese Wahrnehmung viel mehr werth ist, als das Schauen all der antiken Monumente, der stolzen Gebäude, all der Paläste so vieler Fürsten und aller übrigen Sehenswürdigkeiten." So weihte Philipp seine ganze Kraft dem Wohle der Menschheit einerseits in vollständigster Selbstentsagung und tiefster Demuth, andererseits hochgeehrt und geliebt von den höchsten Würdenträgern, wie von dem gewöhnlichsten Manne; in den 60 Jahren der Thätigkeit des Heiligen hat Rom, kann man sagen, eine ganze Erneuerung durchgemacht, und deßhalb wird Philipp Neri für die Geschichte Roms und der ganzen Kirche auch immer von der größten Bedeutung sein. Das erkannte auch Goethe an, der in seiner „italienischen Reise" ein eigenes Kapitel über unsern Jubelheiligen eingefügt hat: „Der humoristische Heilige." Wie wenig aber der Dichter die verachtungsuchende Demuth des Heiligen versteht, zeigen folgende Worte: „Nun aber dürfte es auch der Aufmerksamkeit werth gehalten werden, daß er in der langen Reihe von Jahren, die ihm zu wirken gegönnt wurde, 15 Päpste erlebte, indem er unter Leo X. geboren, unter Clemens VIII. seine Tage beschloß. Daher er denn auch eine unabhängige Stellung

gegen den Papst selbst zu behaupten sich anmaßte und als Glied der Kirche ihren allgemeinen Anordnungen sich zwar durchaus gleichstellte, aber im Einzelnen sich nicht gebunden, ja sogar gebieterisch gegen das Oberhaupt der Kirche bewies. Nun läßt es sich denn auch erklären, daß er die Cardinalswürde durchaus abschlug und in seiner Chiesa nuova gleich einem widerspenstigen Ritter in seiner alten Burg sich gegen den obersten Schutzherrn unartig zu betragen herausnahm."

Der Todestag des Heiligen fiel in das Jahr 1595, auf das Frohnleichnamsfest. Fast den ganzen Tag war Philipp noch ziemlich kräftig und hatte viel mit Beichthören zugebracht, immer aber schon vorausgesagt, daß die Stunde seines Todes nahe sei. Abends 9 Uhr verrichtete er sein Gebet und legte sich zu Bett. Um 11 Uhr erhob er sich wieder und ging auf und ab. Das hörte der unter ihm schlafende Anton Galloni und eilte herbei, um den Heiligen zu fragen, wie es ihm gehe. „Antonius," antwortete lächelnd Philipp, „ich gehe von dannen." Nun wurden die Genossen alle herbeigeholt, der Heilige wurde immer schwächer und schwächer; alle beweinten den heißgeliebten sterbenden Vater. Die hl. Wegzehrung hatte derselbe schon früher empfangen; so betete jetzt Baronius die Sterbegebete und fragte dann nochmal mit lauter Stimme: „So gehst du also wirklich fort, mein Vater, und sagst gar nichts mehr zu uns; o stärke uns wenigstens noch mit deinem Segen!" Da erhob Philipp seine rechte Hand und ließ seine Augen eine Weile gegen Himmel gerichtet, dann schlug er sie nieder, als ob er jetzt seinen Brüdern den Segen vom Herrn erfleht habe, und hauchte ruhig und sanft seine Seele aus. Der Heilige hatte ein Alter von 80 Jahren weniger 26 Tagen erreicht.

Wir besuchen noch die verschiedenen Stätten, die an ihn erinnern, betrachten mit heiliger Ehrfurcht seinen einfachen Beichtstuhl, in dem er so viel gewirkt, seine Matratze, Kleidungsstücke, Paramente, Brille, Käppchen und andere Gegen-

stände, die er gebraucht, das schöne Bild von Rubens, das ihn darstellt, sowie die große Statue von Agliardi und scheiden mit dem erhabenen Bewußtsein, die Stätten des Lebens, der Wirksamkeit und des Todes von Roms Lieblingsheiligen betreten zu haben, eines der verehrungs- und bewunderungswürdigsten Männer aller Zeiten, von dem in erhöhtem Grade des Dichters Wort gilt:

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder."

---

## XXXVIII.
## Beschreibung des Bisthums Augsburg.[1]

Unter den historisch-statistischen Beschreibungen deutscher Bisthümer nimmt nach allgemeinem Urtheile die des Bisthums Augsburg eine ganz hervorragende Stelle sowohl in wissenschaftlicher wie praktischer Beziehung ein. Ihr Autor, Dr. Anton von Steichele, Domkapitular und seit 1873 Dompropst zu Augsburg, und seit 1878 Erzbischof von München und Freising, schritt an diese überaus große und schwierige Arbeit wohl vorbereitet. Seit 1841 bekleidete er die Stelle eines bischöflichen Archivars und machte sich in diesem Amte mit dem reichen Inhalte des bischöflichen Archivs und mit der kritischen Benützung der Geschichtsquellen vertraut. Schon 1848 hat er einen Theil seiner Studien zum Gemeingute der Freunde der Augsburger Bisthumsgeschichte gemacht, indem er in diesem Jahre als Beilage zu Merkle's Archiv für die Pastoralconferenzen im Bisthume Augsburg Beiträge zur Geschichte dieses Bisthums ver-

1) Das Bisthum Augsburg historisch und statistisch beschrieben von Dr. Antonius von Steichele, Erzbischof von München und Freising, fortgesetzt von Dr. Alfred Schröder, Archivar und Bibliothekar am bischöfl. Ordinariate Augsburg. Band 2—5. Augsburg, B. Schmid'sche Verlagsbuchhandlung. 1864—1895. (Preis 42 M. 23 Pf.)

öffentlichte. Er setzte diese Beiträge bis 1852 fort und ließ sie 1850 und 1852 auch als eigenes Buch in zwei Bänden bei Karl Kollmann in Augsburg erscheinen. In ihnen veröffentlichte Steichele eine Reihe trefflicher Aufsätze zur Geschichte des Bisthums Augsburg und seiner Bestandtheile, in denen er sich bereits mit der Methode der neuen Geschichtsforschung und Darstellung vollkommen vertraut erwies. Zu besonderer Freude gereichte es ihm, daß in diese Beiträge neben ihm nicht nur mehrere Geistliche der Augsburger Diöcese, sondern im 2. Bande auch Laien: Dr. Wimmer und Jos. Baader in München, Dr. L. Schmid in Tübingen, der sich einen Namen als Forscher auf dem Gebiete der hohenzollerischen Hausgeschichte gemacht hat, und selbst der berühmte Germanist Schmeller Aufsätze beigesteuert haben.

An Stelle der Beiträge trat 1853 das „Archiv für die Geschichte des Bisthums Augsburg" (B. Schmid'sche Buchhandlung). Der erste Band dieses Sammelwerkes unterschied sich inhaltlich nicht von den Beiträgen, auch er enthält Aufsätze vom Herausgeber und andern Gelehrten. Der zweite und dritte Band des Archives aber bietet (mit einer Ausnahme) nur noch Ausgaben von Geschichtsquellen selbst, die allen Anforderungen der Textkritik entsprechen. Der Werth des „Archives" ist gerade wegen dieser Quellenausgaben noch heute anerkannt, trotzdem aber nahm dasselbe schon mit dem dritten Bande 1860 ein Ende.

An seine Stelle trat nun das Lebenswerk Steichele's, das er unverrückt bei all seinen bisherigen geschichtlichen Studien und somit auch bei seinen „Beiträgen" und bei dem „Archive" als sein eigentliches Ziel stets im Auge gehabt hatte, die historische und statistische Beschreibung des Bisthums Augsburg. Er wollte in dieser Beschreibung kurz, aber erschöpfend alles mittheilen, was in praktischer und geschichtswissenschaftlicher Hinsicht über das Bisthum Augsburg im Allgemeinen und seine Landkapitel und Pfarreien im Einzelnen, in erster Reihe für den Klerus, dann aber auch für jeden Freund der Diöcese des hl. Ulrich und ihrer reichen Vergangenheit wissenswerth erschien. Kein wesentliches oder wichtiges Moment in Bezug auf Geschichte, Alterthum, Kunst und Statistik sollte in ihr unberücksichtigt bleiben. Deshalb bereiste Steichele das ganze Bisthum, um selbst

überall Land und Leute, Kirchen und Orte, Alterthümer, Thürm
Burgen, Ruinen, Grabmäler, Glocken und Kunstwerke kenne
zu lernen Seine Darstellung aber gründete er nicht etwa a
die bereits vorhandene Literatur allein; er benützte diese zw
selbstredend eingehend, daneben aber stellte er über jede Pfarre
die er beschrieb, umfassende Studien der unmittelbaren Quell
ihrer Geschichte in den Archiven und Bibliotheken an. Im Lau
der Jahre hat Steichele deshalb für sein Werk fast alle größere
Bibliotheken Deutschlands und der Schweiz besucht. Außer de
Archive des bischöflichen Ordinariates Augsburg hat er fern
die Registraturen und Archive im Bisthume in Städten, Dör
fern und Schlössern eingehend benützt; freudig anerkannte e
daß er bei diesen Studien fast allenthalben von Seiten der B
hörden großes Entgegenkommen gefunden habe. Ausnahme
blieben freilich auch ihm nicht erspart, aber ihre Zahl wa
nicht groß. Daß ihm der Eintritt in ein Gemeindearchiv über
haupt verweigert wurde, kam meines Wissens nur einmal un
zwar in einer Stadt vor, die sonst wissenschaftliche Bestrebunge
fördert, hinter Steichele's Gesuch aber einen etwaigen Angri
auf ihre Finanzen befürchten zu müssen glaubte. Auch die große
Staatsarchive, voran das k. allgemeine Reichsarchiv in Münche
hat Steichele immer wieder und eingehend benützt, allein da
k. k. Statthaltereiarchiv in Innsbruck und das vatikanische i
Rom blieben von ihm unbesucht. Das letztere war eben bi
vor wenigen Jahren nur schwer und in beschränktem Maße zu
gänglich, daß aber das Innsbrucker Archiv für die Geschicht
von Vorderösterreich und überhaupt von Schwaben reichste
Stoff enthält, war früher so gut wie gar nicht und ist selb
heute noch nicht in weiteren Kreisen bekannt, obwohl gerad
dieses Archiv Dank der Liebenswürdigkeit seines Vorstande
des k. k. Rathes Dr. von Schönherr und der übrigen Archiv
beamten so leicht zugänglich ist.

Den so in jahrelangem Forschen mühsam erworbenen Sto
hat Steichele in trefflicher Weise zur Darstellung gebracht. Sein
Bisthumsbeschreibung ist schön und fließend geschrieben, sie i
in allen Theilen von strenger Wahrheitsliebe getragen, brich
darum mit den lediglich auf Erfindungen oder Mißverständnisse
beruhenden, nicht von echten, guten Quellen ausgehenden Be

hauptungen und übt allenthalben freimüthige, wenn auch pietätsvolle Kritik. Zum Belege für diesen Satz brauche ich wohl nur auf Steichele's Darstellung der so viel besprochenen, ungeheuerlichen Geschichte des hl. Magnus (IV. 338—69) hinzuweisen; in dieser eingehenden Darstellung zeigt sich überall gesunde, besonnene Kritik und objektives, ruhiges Urtheil.

Nach jahrelangem Studium entschloß sich Steichele, endlich 1861 an die Veröffentlichung seines Werkes zu schreiten. Um demselben größeren Absatz zu schaffen, kam er mit der B. Schmid'schen Verlagsbuchhandlung überein, es in zwanglosen Heften erscheinen zu lassen. Das erste Heft erschien im August 1861 und fand alsbald verdiente allgemeine Anerkennung.

Der erste Band des Werkes, das bei dem Umfange des Bisthums Augsburg bis zu seiner Vollendung auf eine stattliche Reihe von Bänden anwachsen mußte, sollte nach Steichele's Plan die Diöcese Augsburg im Allgemeinen und die Geschichte ihrer Bischöfe behandeln. Der Natur der Sache nach konnte diese Aufgabe jedoch erst befriedigend gelöst werden, nachdem die einzelnen Landkapitel dargestellt waren. Dies ist der Grund, weshalb Steichele seine Bisthumsbeschreibung mit dem zweiten Band begonnen und den ersten bis nach Vollendung des ganzen Werkes zurückgestellt hat. Diese Handlungsweise läßt sich also begreifen; nach meiner Ansicht wäre es allerdings besser gewesen, den jetzigen zweiten Band als ersten auszugeben, den allgemeinen Theil in einen Schlußband zu verweisen und zur Orientirung ein kurzes Vorwort an den Beginn des ganzen Werkes zu stellen. Dies wäre auch aus dem Grunde wohl besser gewesen, weil trotz der Arbeitskraft des Autors bei dem so umfangreichen Stoffe eine Vollendung des Werkes durch denselben nicht sehr wahrscheinlich war.

Den von ihm veröffentlichten Theil der Beschreibung des Bisthums Augsburg hat Steichele nach den Landkapiteln der Diöcese, die er in alphabetischer Ordnung auf einander folgen ließ, gegliedert. Demgemäß enthält der zweite, zuerst erschienene, 1864 vollendete Band die Beschreibung der Landkapitel Agawang, Aichach, Baisweil, Bayermänching und Burgheim, der dritte die Landkapitel Dillingen, Dinkelsbühl und Donauwörth, der vierte die Landkapitel Friedberg, Füssen, Höchstätt und Hohenwart.

Durch die alphabetische Reihenfolge der Landkapitel hat Steichele erreicht, daß in einem Bande die verschiedenen Gegenden des Bisthums vertreten sind; nur der dritte Band behandelt ausschließlich den Norden desselben, weil eben die in ihm besprochenen Landkapitel nördlich der Donau liegen. Durch die alphabetische Reihenfolge hat Steichele deshalb erreicht, daß in den einzelnen Bänden die im ganzen Bisthum vorhandenen Abonnenten jeweils eine ihnen nahe liegende und sie deshalb besonders anziehende Gegend geschildert fanden, ein Umstand, der auf den Absatz des Werkes ohne Zweifel günstig gewirkt haben wird. Trotzdem ist es fraglich, ob nicht die Darstellung der Landkapitel nach ihrer topographischen Zusammengehörigkeit vorzuziehen gewesen wäre, denn dann wären die archivalischen Vorstudien zu den einzelnen Landkapiteln leichter gewesen, als bei der jetzigen Weise, die den Autor nöthigt, seine Studien unvermittelt aus einer ihm bereits genau bekannt gewordenen Landschaft in eine ihr entfernte zu verlegen und in Folge dessen bei der Beschreibung eines Landkapitels, das an ein schon geschildertes angrenzt, theilweise schon früher gemachte Vorstudien zu wiederholen.

Innerhalb der einzelnen Landkapitel hat Steichele seine Beschreibung in folgender Weise durch alle Bände hindurch gegliedert. Zuerst bietet er Allgemeines: A Topographisches und Statistisches, B Geschichtliches: a) Politisch-Geschichtliches, b) Kirchlich-Geschichtliches. Dann folgt der specielle Theil, die Beschreibung der einzelnen Pfarreien ebenfalls in alphabetischer Reihenfolge. Diese Pfarreibeschreibungen enthalten die Paragraphen: Pfarrsitz, Pfarrgeschichte, Pfarrkirche und Bruderschaften, eingepfarrte Orte, Gemeinde- und Schulverband, Pfarrdotation, Beneficien und Wallfahrten, Spitäler. Bei den Pfarrsitzen und eingepfarrten Orten ist jeweils auch die Zahl der Einwohner und ihre Confession, die Zahl der Häuser und ihre sociale Gliederung (ob Höfe, Sölden) verzeichnet; bei den eingepfarrten Orten ist außerdem auch ihre Entfernung vom Pfarrsitze angegeben.

In der Abtheilung „Pfarrgeschichte“ ist stets auch die des Ortes und eines etwa in ihr seßhaft gewesenen Edelgeschlechtes behandelt und die Erklärung des Ortnamens als Anmerkung

beigegeben. Bei Städten, Klöstern und Orten mit bedeutender Vergangenheit ist der Abschnitt Pfarrgeschichte reicher gegliedert. Bei Füssen z. B. ist derselbe durch folgende Abschnitte ersetzt: Geschichte der Stadt Füssen 1) von der frühesten Zeit bis 1500; 2) von 1500 — 1803; Benediktinerkloster zum heil. Magnus: 1) Die St. Magnus-Legende, 2) das Benediktinerkloster zum hl. Magnus in ältester Zeit, 3) Schirmvogtei, 4) Kloster St. Magnus 1000 — 1803, 5) Aufhebung des Klosters und Folgezeit; Geschichte der Stadtpfarrei. Stets sind die Quellen eingehend angegeben, sehr oft auch ganze, bis dahin noch nicht veröffentlichte Stellen aus Urkunden wörtlich mitgetheilt. Auch berühmt gewordener Männer wird bei ihren Geburtsorten gedacht, selbst das Geburtshaus des noch heute im Volke nichtvergessenen Wildschützen, des „bayerischen Hiesels" ist bei der Beschreibung von Kissing (II, 472, Anm.) namhaft gemacht. Bei jeder Pfarrei sind ferner die abgegangenen Orte mit ihrer Geschichte behandelt. Bei den Landkapiteln, die in Folge der Reformation Pfarreien verloren haben, wie z. B. Dinkelsbühl und Donauwörth, ist auch die Geschichte dieser nunmehr protestantischen Orte und ihrer Filialien mitgetheilt. Nicht weniger sind auch die Ansiedelungen von Juden im Bisthume Augsburg bei den betreffenden Orten eingehend besprochen. Mit Vorliebe behandelt Steichele die Alterthümer, Kunstwerke und überhaupt Grabmäler, die sich im Bisthume erhalten haben. Um dies zu zeigen, genügt es wohl, auf seine Besprechung der geheimnisvollen unterirdischen Gänge im altbayerischen Theile der Diöcese (II. 419—23), des viel behandelten Festortes der welfischen und staufischen Zeit, des Gunzenle's (III, 491—99), der Stadtpfarrkirche von Dinkelsbühl (III, 270—80) und Nördlingen (III, 978—90), der Klosterkirche St. Mang in Füssen (IV, 434—49), des sog. „Goldenen Buches", einer Prachthandschrift des 12. Jhrdts. von Hohenwart (IV, 856—62), hinzuweisen. Eingehend ist auch die Genealogie und Geschichte der bedeutendern im Bisthume Augsburg ansässigen Edelgeschlechter behandelt; ich erwähne z. B. die der Freiherrn von Donauwörth (III, 692—702), der Grafen von Dillingen (III, 31—55) und der Markgrafen von Burgau (V, 12—32); letzterer hat Steichele sogar eine gute Abbildung des Siegels des Mark-

grafen Heinrich von 1263 beigegeben. Nicht weniger eingehend schildert derselbe weltgeschichtliche Ereignisse, deren Schauplatz das Bisthum Augsburg gewesen ist, wie z. B. die Schlacht bei Nördlingen 1634 (III, 1041—51) und Höchstätt 1704 (IV, 627—38).

Je weiter Steichele in seinem Werke kam, desto mehr hatte er mit dem stetig anwachsenden Quellenmaterial zu kämpfen. Infolge dessen erschienen die einzelnen Hefte nur noch in großen Zwischenräumen, ein Uebelstand, zu dessen Hebung Bischof Pankratius von Augsburg, der von Anfang an die Beschreibung seiner Diöcese lebhaft unterstützte, den Autor von seinen amtlichen Obliegenheiten entbunden hat. Auf's neue trat 1878 dem Fortschreiten der Bisthumsbeschreibung ein großes Hinderniß in den Weg, denn in diesem Jahre wurde Steichele zum Erzbischof von München-Freising erhoben. Wohl wurde ihm die Benützung der bayerischen Staatsarchive für seine Bisthumsbeschreibung, der zulieb er sogar den erzbischöflichen Stuhl hatte zurückweisen wollen, erleichtert, aber die Fülle der oberhirtlichen Amtsgeschäfte ließen ein gleichmäßiges Vorschreiten der Augsburger Bisthumsbeschreibung doch nicht zu. So erschienen denn von 1879—89 nur 7 Hefte. Daneben zeigte sich ein anderer Uebelstand; die Beschreibung wird von Heft zu Heft umfangreicher und gab selbst untergeordneten Dingen viel zu viel Raum. So nimmt z. B. die Darstellung des ganz modernen Calvarienberges zu Füssen, eine persönliche Lieblingsstätte Steichele's, volle acht Seiten (IV, 451—59) in Anspruch; selbst die gutgemeinten Verse, die einer jeden Station beigeschrieben sind, werden dem Leser nicht geschenkt.

Erzbischof von Steichele endete sein arbeitsreiches Leben am 9. Oktober 1889; sein Werk brachte er bis zum 18. Bogen des 5. Bandes; er hat da noch die Stadtpfarrei Günzburg (Landkapitel Ichenhausen) größtentheils beschrieben.

Von seinem Lebenswerke hat er noch nicht die Hälfte vollenden können, trotzdem aber dürfen wir sagen, daß auch diese noch lange nicht vollendete Beschreibung des Bisthums Augsburg das Andenken ihres Urhebers dauernd erhalten wird. Wohl ist sie auch von einzelnen Schwächen, wie wir gesehen haben, nicht frei, aber diese verschwinden gegenüber ihren

Vorzügen; sie ist geradezu ein Muster für Bisthumsbeschreibungen.

Noch auf dem Todbette beschäftigte den Erzbischof lebhaft der Wunsch, die Fortführung seines Lebenswerkes gesichert zu wissen und einen der schwierigen Arbeit gewachsenen Bearbeiter desselben zu gewinnen. Die Aufgabe, diesem Wunsche nachzukommen, übernahm der jetzt ebenfalls in Gott ruhende Bischof Pankratius von Augsburg, der stets willige Förderer der Beschreibung seiner Diöcese, und der Buchhändler Ludwig Huber in Kempten, an den seit Jahren die B. Schmid'sche Verlagsbuchhandlung in Augsburg durch Kauf übergegangen war. Nicht schnell gelang diese Aufgabe; die Verhandlungen mit einem Historiker, den Steichele selbst noch auf dem Todbette als Fortsetzer seiner Bisthumsbeschreibung gewollt hatte, konnten nicht zum Ziele führen, weil derselbe durch seinen Beruf verhindert war, all seine Zeit und Kraft der Beschreibung zu widmen. Endlich fand sich ein Fortsetzer in dem an der Universität München herangebildeten, auf dem Gebiete der Kirchengeschichte mit Erfolg thätigen Dr. Alfred Schröder, einem jugendlichen Priester des Bisthums Augsburg selbst, den Bischof Pankratius 1891 zum Archivar und Bibliothekar am bischöflichen Ordinariate ernannte und dem er die Fortsetzung der Steichele'schen Bisthumsbeschreibung als weitere amtliche Aufgabe übertrug.

Dr. Schröder arbeitete sich alsbald mit solchem Erfolge in das ihm bis dahin fremde Gebiet der lokalen Geschichte der Augsburger Diöcese ein, daß er bereits 1893 das erste Heft seiner Fortsetzung (Heft 36 des ganzen Werkes) erscheinen lassen konnte. In der kurzen Frist von zwei Jahren sodann vollendete er den fünften Band der Augsburger Bisthumsbeschreibung, der die Landkapitel Ichenhausen und Jettingen behandelt. Von diesem Bande rühren noch die ersten drei Hefte von Steichele her, die übrigen sechs aber sind das Werk von Dr. Schröder. Schröder's Arbeit befolgte selbstredend genau die Art und Weise Steichele's, dessen Schema sie ganz und gar beibehalten hat. Nicht in der äußern Form aber etwa nur, auch in der Beischaffung und kritischen Bearbeitung des Quellenstoffes und in der Darstellung strebt Schröder seinem Vorgänger mit Fleiß und Erfolg nach. Der jetzt vollendete fünfte Band beweist,

daß das große Werk eines großen Historikers in Schröder den richtigen Fortsetzer gefunden hat. Alle Vorzüge der Steichele'schen Arbeit wiederholen sich in seinem Theile, und mit ihnen verbinden sich glückliche Neuerungen. Schröder brach einmal mit der in den letzten Theilen Steichele's allzubreit gewordenen Beschreibung von wenig bedeutenden Einzelheiten. Er fügte sodann dem fünften Bande die bei einem solchen Werke, zu dem sozusagen jeder Tag neuen Stoff auffinden läßt, unvermeidlichen Nachträge und Verbesserungen gleich bei, während Steichele dies erst am Schluß des ganzen Werkes zu thun beabsichtigte.

Schröder ließ sich ferner die große Mühe nicht verdrießen, dem fünften Bande ein genaues sorgfältiges Register beizugeben und verheißt auch zu den früheren Bänden solche nachzuliefern. Damit verdient er ganz besonderen Dank, denn solche Werke sollten nie und nimmer ohne Register ausgegeben werden. Erst durch Register werden große Werke eigentlich zugänglich; deshalb sollte kein umfangreicheres Buch ohne Register gedruckt werden. Es ist beinahe eine Rücksichtslosigkeit den Benützern gegenüber, Werke von mehreren Bänden ohne Register erscheinen zu lassen. Daß diese Unterlassungssünde trotzdem immer wieder begangen wird, hängt mit der überaus großen und noch dazu eintönigen Mühe, ein gutes Register herzustellen, unläugbar zusammen, um so mehr Lob schulden die Leser und Benützer einem Autor, der dieser Pflicht gewissenhaft nachkommt. Hochwillkommen wird den Abonnenten der Augsburger Bisthumsbeschreibung das dem fünften Bande beigegebene, treffliche Bild des unvergeßlichen Erzbischofs von Steichele sein, nicht weniger aber auch das Vorwort zu diesem Bande, in dem Dr. Schröder das Leben und die Leistungen seines großen Vorgängers klar und warm darstellt.

Möge Schröder in derselben tüchtigen Weise, wie er es bisher gethan, an der historisch-statistischen Beschreibung des Bisthums Augsburg fortarbeiten, möge es ihm aber auch gegönnt sein, dieselbe zu Ende zu führen; er wird dann seinem Bisthume und sich selbst in seinem Werke ein monumentum aere perennius geschaffen haben. F. L. B.

## XXXIX.

## Centrum und Interessenpolitik.

Unter vorstehender Ueberschrift ist in Heft 5 der „Histor.-polit. Blätter" ein Artikel enthalten, der das immer zeitgemäßer werdende Thema in sachgemäßer Weise erörtert. Der Verfasser ist von dem sichtlichen Bestreben geleitet, einen Zerfall des Centrums zu verhüten, und darum läßt er es auch nicht an Rathschlägen fehlen, wodurch der befürchteten Katastrophe Einhalt geboten werden könne.

Thesis und Conclusion des Autors lassen sich kurz also fassen: Das Centrum ist gegründet zur parlamentarischen Fürsorge für das „geistige und materielle Wohl aller Volksklassen". Die großen idealen Gesichtspunkte, welche die Fraktion in's Leben gerufen, bestehen noch „in unverminderter Bedeutung" fort. Jetzt erscheint als die wichtigste der „noch ungelösten Aufgaben des Centrums" die Erledigung der Paritätsfrage. Zur Erreichung dieser idealen Ziele muß die Fraktion auch in nichtkirchlichen Fragen möglichst einheitlich vorgehen. Dies wird geschehen, wenn die einzelnen Gruppen ihre materiellen Interessen nicht in den Vordergrund stellen, sondern sich auf einer Mittellinie einigen, welche letztere zu finden das besondere Geschick Windthorst's war. Denn auch das materielle Wohl der Gesammtbevölkerung kann nicht erzielt werden, wenn nicht die einander oft entgegengesetzten Interessen einen Ausgleich finden.

So unser Autor. Seine Vorschläge zur Erhaltung des Centrums sind gewiß ehrlichst gemeint und höchst beachtenswerth. Aber wir zweifeln, daß sie bei der jetzigen kirchenpolitischen und wirthschaftlichen Lage praktischen Erfolg haben werden. Hören wir die wesentlichen Ausführungen des Verfassers erst im Einzelnen an. Derselbe sagt:

„Die große Gefahr, welche unserem parlamentarischen Wesen droht und welche sich bereits in dem Zersetzungsprocesse zeigt, der mehrere Parteien ergriffen hat, ist das Ueberwuchern der Interessenpolitik."

„Als Fürst Bismarck noch auf der Höhe seiner Macht stand, war er eifrig bemüht, die einzelnen Parteien und die einzelnen Interessengruppen gegen einander auszuspielen, um sie um so besser alle zu beherrschen. Seine Spekulation schlug aber dem Centrum gegenüber vollständig fehl. Windthorst verstand es, die Fraktion derart geschlossen zu erhalten, daß ihre Aktionsfähigkeit und politische Bedeutung nicht beeinträchtigt wurde. Insbesondere warf bei der Zolltarifnovelle des Jahres 1879 das Centrum sein volles Gewicht in die parlamentarische Wagschale. Nur dadurch konnte die Wendung in unserer gesammten innern Politik herbeigeführt werden, welche gegen Ende der 70er Jahre eintrat."

„Man hört nun nicht selten die Frage aufwerfen, ob Windthorst auch heute noch ein solches Maß von Geschlossenheit der Fraktion würde zu sichern wissen? Ganz zweifellos sind, wie bemerkt, die Verhältnisse kritischer geworden, als zu der Zeit, da der Abgeordnete für Meppen der unbestrittene Führer der Centrumsfraktion war. Der Kampf ums Dasein verschärft sich immer mehr und mehr. Die Industriearbeiter und Handwerker und neuerdings ganz besonders die Landwirthe verlangen Hilfe vom Staate. Sie möchten die Klinke der Gesetzgebung in die Hand nehmen, um desto sicherer zum Ziele zu gelangen. Immer lauter wird der Ruf nach Interessenvertretung."

„Die Interessenpolitik aber ist unvereinbar mit dem Parlamentarismus auch in der Gestalt, wie ihn die deutschen Verfassungen gewährt haben und gewährleisten; sie sprengt die politischen Parteien, und auch dem Centrum müßte sie ver-

hängnißvoll werden. Die Stärke des Centrums und das Geheimniß seiner Erfolge beruhte darin, daß dasselbe — ganz im Geiste unserer Verfassung — eine Vertretung aller Volksklassen darstellte, wie die Fraktion auch ausdrücklich die Fürsorge für das geistige und materielle Wohl aller Volksklassen in ihr Programm geschrieben hat. Auch die thatsächliche Zusammensetzung war dementsprechend. Zusammengehalten wurde die Fraktion vor allem durch die großen idealen Gesichtspunkte, welche dieselbe ins Leben gerufen haben und welche in unverminderter Bedeutung fortbestehen. Als die wichtigste der noch ungelösten Aufgaben des Centrums erscheint nach Abschluß des kirchenpolitischen modus vivendi die endliche Verwirklichung der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung des katholischen Volkstheils im deutschen Reich und namentlich in Preußen. Zu lösen ist die Aufgabe, deren materielle Tragweite kaum geringer ist als ihre moralische, nur auf dem Boden unseres modernen Verfassungsrechtes und nur durch ein einheitlich geleitetes, in sich gefestigtes Centrum."

„Mit dieser Einheitlichkeit und dieser Festigkeit aber wäre es vorbei, sobald innerhalb der Centrumspartei und innerhalb des Centrums sich Interessengruppen bildeten, und daß der Versuch zu solchen Bildungen gemacht wird, läßt sich leider nicht verkennen. Wir denken hier in erster Reihe an die sog. agrarische Bewegung, welche nach Abschluß der Handelsverträge in der Aera Caprivi in Fluß gekommen ist."

„Eine ganze Reihe von Faktoren haben zusammengewirkt, um eine landwirthschaftliche Krise herbeizuführen, welche ernst genug ist, um die nachhaltigste Aufmerksamkeit unserer Staatsmänner und unserer Volksvertketer zu beanspruchen. Was der Staat thun kann, um dieselbe zu heben oder zu lindern, darf er nicht unterlassen, aber der Staatsgewalt sind hier unverrückbare Grenzen gezogen durch die Gesammtverhältnisse des wirthschaftlichen Lebens und durch die Rücksicht auf die nicht der Landwirthschaft angehörigen Volksklassen. Dasselbe gilt von den Parlamenten. Auch sie können nicht ein Einzelinteresse, und wäre es ein noch so gewichtiges, einseitig vertreten, sondern sie haben in allen wirthschaftlichen Fragen, soweit die Gesetz-

gebung zum Eingreifen berufen ist, den billigen Ausgleich der sich oft widerstreitenden einzelnen Interessen anzustreben."

„Im Centrum ist es immer so gehalten worden. Dasselbe ist niemals eine Arbeiterpartei gewesen, wie z. B. die socialdemokratische es ist und sein will, es kann auch keine agrarische Partei werden, wie die conservative Partei nach dem Willen des Bundes der Landwirthe es werden soll, und bereits in weitem Maße in der rücksichtslosen Vertretung der Interessen des Großgrundbesitzes der östlichen Provinzen Preußens es ist. Die Wählerschaft des Centrums muß das Vertrauen haben, daß die Interessen aller Volksklassen bei ihm in guter Hut sind, daß es die Interessen der einzelnen Klassen gewissenhaft gegen einander abwägt, sich nie in den Dienst eines Einzelinteresses stellt. Es fehlt aber neuerdings nicht an Anzeichen, daß dieses so nothwendige Vertrauen erschüttert, und damit der Keim des Zwiespaltes in die Centrumspartei getragen werden soll."

„Den Ausgangspunkt der nach unserer Ueberzeugung den Bestand des Centrums ernstlich gefährdenden Bewegung bildet der Abschluß des deutsch-russischen Handelsvertrages, bei dessen Verabschiedung im Reichstag die Centrumsfraktion in zwei fast gleiche Hälften auseinanderging. Es war vorauszusehen, daß man diesen Vertrag für die zweifellos mißliche Lage der Landwirthschaft hauptsächlich verantwortlich machen würde, und dieses Moment mußte auch bei der Entschließung der Fraktion sehr wohl in Betracht gezogen werden."

Der Verfasser bespricht hierauf die durch die Tagespresse bekannten Erklärungen des Grafen Strachwitz und des Prof. Hitze. Letzterer, dessen Verdienste um die sociale Frage unbestritten sind, hatte für den russischen Handelsvertrag im Reichstage gestimmt. Dieser Umstand hatte die „Rheinische Volksstimme", das neugegründete katholisch-agrarische Organ in Köln, zu folgender Bemerkung veranlaßt: „Wenn in einem Kreise zwei treu katholische Männer candidiren würden, von denen der eine sich für den Handelsvertrag ausspricht, der andere dagegen, so werden die

ländlichen Wähler selbstverständlich den letzteren wählen". Hierauf replicirt unser Autor:

„Die allgemeine Anwendung dieser Grundsätze würde die Infragestellung der Mandate der hervorragendsten Mitglieder der Centrumsfraktion, fast aller leitenden, die Geschäfte der Fraktion vorzugsweise führenden Persönlichkeiten bedeuten. Das heißt aber in der That alle und jede Rücksicht nicht bloß auf wohlbewährte und hochverdiente Männer, sondern auch auf das Centrum selbst und die von ihm vertretene Sache bei Seite setzen und die einseitigste Interessenpolitik proklamiren, indem man es für zulässig erklärt, daß eine wirthschaftliche Frage und zwar eine solche, in welcher die Fraktion zu einer einheitlichen Stellungnahme nicht gelangen konnte, gewissermaßen zum Mittelpunkte der Wahlbewegung in einer ganzen Reihe von Centrumswahlkreisen gemacht werde und entscheidend für die Auswahl der Candidaten sein solle. Es liegt auf der Hand, daß die Einigkeit und der Zusammenhalt der Centrumspartei dabei in die Brüche gehen müßten."

„Die Interessenpolitik, wie sie neuerdings vor Allem auf landwirthschaftlichem Gebiete betrieben wird, muß auf die Dauer, wir wiederholen es, das Parlament in Interessengruppen auflösen, die politischen Parteien und namentlich auch das Centrum sprengen, das bisher mehr wie andere Fraktionen über den sich bekämpfenden Einzelinteressen sich zu halten und dadurch seine ausschlaggebende Stellung im Reichstage zu behaupten gewußt hat. Das Hineintragen der Interessengegensätze in die Centrumsfraktion lähmt dieselbe und macht sie unfähig, ihre großen Aufgaben zu erfüllen."

„Auch zu Windthorst's Zeiten haben sich zuweilen Bestrebungen dieser Art hervorgewagt. Ihnen gegenüber verstand der Führer des Centrums keinen Spaß. Auf der Düsseldorfer Generalversammlung stellte er die Cabinetsfrage, als dieselbe mit den sogen. ‚Hayder Thesen' befaßt und insbesondere die Handwerkerfrage in einseitiger Weise in den Vordergrund geschoben werden sollte. Seine Autorität genügte, um den Verzicht auf Berathungsgegenstände zu erzwingen, welche die Gefahr einer Störung der Eintracht in sich bargen. Wir

müssen uns heute ohne Windthorst's Autorität behelfen, aber der Centrumsgedanke ist auch heute noch lebendig und mächtig im katholischen Volke Deutschlands. Stelle man nur diesen Centrumsgedanken klar und bestimmt allen Sonderbestrebungen entgegen, wo immer solche hervortreten; er wird sich sieghaft erweisen, weil die Nothwendigkeit, das Centrum stark und einig zu erhalten, heute noch mehr sich aufdrängt, als in den Tagen, da die Fraktion die Mallinckrodt, Reichensperger und Windthorst an ihrer Spitze sah."

Dies die wörtlichen Ausführungen unseres Verfassers. Nehmen wir zur Prüfung seiner Vorschläge sogleich die Pointe, um die es sich handelt.

Die „Rheinische Volksstimme" sagte: Wenn in einem Wahlkreise zwei treu katholische Candidaten auftreten, von denen der eine für, der andere gegen den russischen Handelsvertrag ist, so wählen die katholischen Landwirthe den Gegner des Handelsvertrages, auch wenn dieser ein parlamentarischer Neuling wäre und durch seine Wahl ein durch lange Zeit bewährtes, hervorragendes Mitglied der Centrumsfraktion verdrängt werden sollte. Unser Autor meint, daß dadurch nicht nur die Geschäfte der Fraktion beeinträchtigt werden könnten, sondern auch jede persönliche Rücksicht auf hochverdiente Männer bei Seite gesetzt würde.

Was zunächst diesen letztern Punkt betrifft, so wird sein Gewicht von Niemand mehr als von uns empfunden. Wir dürfen sogar die Priorität dieses Gedankens beanspruchen. Schon vor acht Jahren, anläßlich der Septennatsbewegung, haben wir darauf aufmerksam gemacht, wie gefährlich es sei, daß man wegen dieser einseitigen politischen Frage, in der doch nun einmal eine verschiedenartige Auffassung in Centrumskreisen vorhanden sei, hochverdiente Männer, wie z. B. den Abg. Peter Reichensperger oder den Freiherrn von Landsberg, der seit 1871 beständig Mitglied der Centrumsfraktion des Reichstags war und im preußischen Herrenhause neben dem Grafen Brühl fast allein die katholischen

Interessen verfochten und der als gemaßregelter königlicher Landrath die schwersten persönlichen Opfer gebracht hat — aus der Centrumspartei excommuniciren wollte. Damals erfuhren wir wegen unserer Mahnung noch vielfachen Widerspruch. Unsere Freude, daß es jetzt besser geworden, ist aber nur eine gemischte. Wir müssen nämlich fürchten, daß wenn die Leidenschaft der Wähler schon früher so stark gewesen, um wegen einer politischen Frage einen hochverdienten Abgeordneten wie den Freiherrn von Landsberg und Andere mehr fallen zu lassen und einen „Neuling" an seine Stelle zu setzen, dies wegen der jetzt im Vordergrunde stehenden wirthschaftlichen Fragen erst recht geschehen wird.

Denn wer die Zustände unserer Landwirthschaft, im Osten wie im Westen, aus praktischer Anschauung kennt, der weiß, daß es sich hier nicht um eine dubiöse politische, sondern um eine kategorische Existenzfrage handelt, und da glauben wir, werden viele katholischen Landwirthe nicht mit Leidenschaft, sondern mit kaltem Blute sagen: derjenige katholische Neuling, der uns dazu verhilft, daß wir für den Centner Getreide drei Mark mehr erhalten, ist uns lieber, als dasjenige langjährige Centrumsmitglied, das durch seine Abstimmung dazu beiträgt, daß wir nicht einmal mehr die Produktionskosten aus unserer Arbeit herausbekommen. Peter Reichensperger hatte damals noch die Agitation in der Septennatsfrage überwunden; wenn er aber jetzt noch einmal seine Schrift gegen die Getreidezölle herausgeben wollte, so würde er in seinem überwiegend ländlichen, wenn auch zu 94 Procent katholischen Wahlkreise schwerlich wiedergewählt werden.

Pro aris et focis! Das ist die alte Parole der Centrumspartei. Aber wer kann etwas auf den Altar legen, wenn er selbst nichts hat? Daß also ein katholischer Wähler, wenn er seine religiösen und wirthschaftlichen Interessen zugleich bei einem Abgeordneten gewahrt sieht, diesem den

Vorzug gibt vor einem solchen, der nur seine religiösen Ziele fördert, den wirthschaftlichen Interessen aber zweideutig oder gar feindlich gegenübersteht: wer wollte ihm das im Ernste verdenken?

Die Sache wäre somit ganz klar und der Streit entschieden, wenn die katholische Bevölkerung nur auf dem Lande wohnte. Aber wir sehen ein treu katholisches Volk auch in großen Städten, in München, in Köln, Düsseldorf, Crefeld, Posen u. s. w. Diese haben natürlich ein entgegengesetztes Interesse in der Frage der Getreidezölle als die Landbevölkerung. Auch hier wäre es dem Volke nicht zu verdenken, wenn es unter correkt katholischen Candidaten nur solche auswählte, welche für die Handelsverträge und damit für Abschaffung oder Ermäßigung der Getreidezölle stimmten. Denn auch die städtische Bevölkerung klagt sehr über den Niedergang des Erwerbslebens, und diesen Klagen zumeist verdankt die Socialdemokratie ihre Erfolge, welche sie bis jetzt in katholischen Großstädten nur theilweise zu erzielen vermochte.

Bei der fortschreitenden Verschärfung der Interessenkämpfe der Gesammtbevölkerung wäre es aber ganz vergeblich, hier einen „Ausgleich" oder eine „Mittellinie" finden zu wollen, auf der sich die gegenüberstehenden Bestrebungen innerhalb der Centrumsfraktion vereinigen könnten. Ein solches Medium zu finden, ist ja früher dem Abg. Windthorst bisweilen — immer nicht — gelungen; aber das gelang weniger dem zweifellosen Vermittlungstalent des Abgeordneten für Meppen, als vielmehr der Macht der allgemeinen Verhältnisse. Es ist ganz unrichtig, wenn unser Autor oben meint, daß Windthorst es insbesondere beim Zolltarif von 1879 verstanden habe, das Centrum geschlossen zu halten. Nein, damals hat Windthorst in keiner Weise sich zu bemühen brauchen, um die Einheit der Fraktion zu erhalten. Es machte sich Alles sozusagen von selbst. Die meist aus den Grenzprovinzen hervorgegangenen Mitglieder des Centrums

waren einem Industrie-Schutzzoll günstig gesinnt; in der Landwirthschaft war die Noth noch nicht schreiend und man begnügte sich mit einem mäßigen Getreidezoll; die Stadtbevölkerung war befriedigt durch den Industriezoll, der auch den Handwerkern höhere Preise erzielte. Auch die Arbeiter rumorten nicht; die Zahl der socialdemokratischen Abgeordneten vermehrte sich nach dem Zolltarif um nur drei Mitglieder; d. h. die socialdemokratische Fraktion zählte bei den Wahlen von 1878: 9, bei den Wahlen von 1881: 12 Mitglieder.

Aber im „Culturkampf" steckten wir damals noch tief und dieser wäre schon an sich allein stark genug gewesen, das Centrum zur Geschlossenheit zu nöthigen, um das Gewicht der Gesammtfraktion schließlich auf kirchenpolitischem Gebiete geltend zu machen. Fast parallel mit dem Nachlassen des „Culturkampfes" vergrößerten sich hierauf die wirthschaftlichen Gegensätze. Wer Mitglied des Reichstags-Centrums gewesen, der weiß, daß diese Gegensätze schon bald nach den Wahlen von 1881 in der Fraktion sich öfters „hervorgewagt" und daß Windthorst dieserhalb mehr als einmal „die Cabinetsfrage gestellt", ohne irgend etwas auszurichten. Die „Dissidenten" des Centrums hatten „keinen Spaß verstanden". Denn die Fraktion des Reichstags-Centrums war keine Commission einer Generalversammlung.

Kurzum: heute würde Windthorst mit Vermittelungsversuchen erst recht nichts ausrichten. Wollte er z. B. bei einem Getreidezoll, den ein Theil der Fraktion mit 10 Mark proponirte, ein anderer Theil mit 1 oder 0 Mark, dahin vermitteln, daß er 4 oder 5 Mark vorschlagen würde, so hätte er bei dem jetzigen Stande der Dinge das ganze Centrum gegen sich und nicht besser würde es ihm in seinem Wahlkreise ergehen. Wir zweifeln, ob jetzt ein dem Banquerott naher Landwirth dem bloßen „Centrumsgedanken" zuliebe auch nur eine Mark Zoll sich abhandeln läßt, zumal wenn er einen Abgeordneten wählen kann, von

dem er gleichfalls Förderung seiner religiösen Interessen erhoffen darf.

Bei diesem Stande der Dinge bleibt heute nichts Anderes übrig, als innerhalb der ganzen Centrumspartei wirthschaftliche Fragen als offene zu betrachten und dort, wo hierin die Wahlkreise dissentiren, per majora entscheiden zu lassen.

Den gewählten Abgeordneten bliebe es dann überlassen, ob und wie sie sich innerhalb der Fraktion einigen wollten. Selbst wenn eine Einigkeit oder wenigstens eine große Mehrheit bisweilen nicht erzielt würde, so bliebe unter den nur von Fall zu Fall getrennten Brüdern als einigendes Band immer die Religion bestehen — ein Band, welches mit gleicher Festigkeit keine andere der in der Umwälzung begriffenen Parteien verbinden kann. Jedenfalls ist es besser, wenn das Centrum ab und zu in zwei Hälften sich spaltet, als wenn es sich gänzlich auflöst.

Freilich die alte parlamentarische Bedeutung wird damit das Centrum nicht wieder gewinnen können. Indeß dies wäre zu ertragen, denn die Fraktion hat ihre Hauptaufgabe gelöst. Weder das Centrum des Reichstags noch das des Landtags ist aus einer wirthschaftlichen, sondern aus einer kirchenpolitischen Bewegung hervorgegangen und es ist in diesen „Blättern" schon öfter darauf hingewiesen worden, daß das Landtagscentrum entstanden, gewachsen, verschwunden und — wiedergekommen ist, je nachdem der kirchenpolitische Barometer stand. Auch jetzt hätte das Centrum seine Aufgabe erfüllt, wenn es bis zu einem neuen „Culturkampfe" verschwinden sollte. Vorläufig aber glauben wir noch nicht, daß es „in die Luft fliegen wird."

Man macht allerdings von agrarischer Seite große Anstrengungen, das Centrum mit den Conservativen oder einer besondern agrarischen Fraktion zu verschmelzen, und nach der großen Mißstimmung, welche in weiten Kreisen der Centrumspartei auf dem Lande wegen der Handelsverträge

besteht, könnte es scheinen, daß jene Bestrebungen nicht erfolglos sein würden.

Aber wir hoffen, daß bei unsern alten Freunden ruhige Ueberlegung die Oberhand gewinnen wird. Würden ihrer zehn aus dem Centrum aus- und einer andern Fraktion beitreten, so würde die letztere bei Abstimmungen nur denselben Stimmenzuwachs haben, den jene Zehn auch durch ihr Verbleiben innerhalb des Centrums herbeiführen würden. Denn die Freiheit der Abstimmung ist ihnen hier gewährleistet. Thatsächlich hätten also die Austretenden garnichts gewonnen und sie kämen überdies in Verbindungen hinein, bei denen ihnen sonst Alles fremdartig, wenn nicht feindselig wäre. Im Centrum hätten sie eher noch Gelegenheit, manchen Schwankenden auf ihre Seite zu ziehen. Je überzeugender ihre Gründe, desto größer ihr Gefolge innerhalb der Fraktion.

Männer der verschiedenartigsten politischen, socialen und wirthschaftlichen Richtungen haben einst das Centrum des Reichstags und Landtags gegründet. Im Grundstatut der Fraktion ist ausdrücklich jedem Mitglied volle Freiheit der Abstimmung in allen nicht-kirchlichen Fragen gewährt. In kirchlichen Dingen verstand sich die Einigkeit von selbst. Die frühere Geschlossenheit auch in nicht-kirchlichen Fragen war meist nur Mittel zu einem höhern Zweck. Cessante causa, cessat effectus, d. h. lag kein Grund in der kirchenpolitischen Situation zu einer Geschlossenheit in nicht-kirchlichen Fragen, so stellte sich auch meist eine divisio in partes ein. So z. B. stimmte das Reichstagscentrum in der Septennatsfrage während des „Culturkampfes" einstimmig dagegen, nach resp. bei Beendigung des kirchenpolitischen Conflikts stimmte es getheilt.

Der Verfasser des obigen Artikels meint, daß die Paritätsfrage jetzt noch zu den ungelösten Aufgaben des Centrums gehöre. Das ist richtig; man kann sogar hinzufügen, daß diese Aufgabe ungelöst sein wird, so lange der Protestantismus, dessen Tage allerdings gezählt sind, existiren

wird; aber die Geschichte des Centrums beweist, daß die Paritätsfrage allein nicht kräftig genug ist, um das Centrum überhaupt am Leben zu erhalten. In den sechsziger Jahren hatten wir in Preußen mindestens ebensoviele Paritätsbeschwerden vorzubringen wie jetzt und doch löste sich damals das Centrum auf.

Dagegen ist man zu der Hoffnung berechtigt, daß die Schläge, welche uns der letzte „Culturkampf" ertheilt hat, und noch mehr seine wenn auch nicht erreichten Ziele, welche die Vernichtung des Katholicismus zuerst in Preußen, dann in Deutschland, dann auf der ganzen Welt erstrebten — man erinnere sich, daß Bismarck bald nach dem Tage von Sedan „Herr des Katholicismus" werden wollte, um den Einfluß der „romanischen Racen" zu brechen — daß die Schläge und Ziele des letzten „Culturkampfes" auf Generationen hinaus die preußischen und deutschen Katholiken zur Wachsamkeit und möglichsten Einigkeit auch in nichtreligiösen Fragen anhalten werden.

Der geistvolle Jarcke pflegte zu sagen: „Jede politische Frage hat auch eine kirchliche Seite." Bischof von Ketteler machte daraus: „Jeder politischen Frage liegt eine religiöse zu Grunde." In letzterer Form ist der Satz oft vom unvergeßlichen v. Mallinckrodt wiederholt worden. Die Religion bewirkte es, daß in vielen scheinbar nicht religiösen Fragen im Centrum stets eine absolute Einheit geherrscht hat, z. B. in der Frage des Arbeiterschutzes, des allgemeinen gleichen Wahlrechts, in Sachen der Beschränkung des Getreidezwischenhandels und des Börsenwuchers u. s. w.

Unter allen Religionen besitzt nur der Katholicismus einigende Kraft, wie auch er die alleinige Religion der Zukunft sein wird. Der Protestantismus zersetzt nicht nur seine „Kirche", sondern auch die politischen Parteien, die ihm anhängen. Nicht genug, daß er sie in drei Hauptgruppen spaltet, so zersetzt er noch jede dieser Gruppen in sich. Welche der drei Hauptgruppen, der Conservatismus,

Nationalliberalismus oder Freisinn ist z. B. in wirthschaftschaftlichen Fragen einig? Schon staatsrechtliche Fragen ließen aus den Conservativen die Freiconservativen, aus den Nationalliberalen die Secession, aus dem Freisinn die „Freie Vereinigung" hervorgehen. Zu dem alten Wirrwarr kommt nun in neuester Zeit eine wirthschaftliche „nova potentia" hinzu und zwar gleich in doppelter Gestalt: von links: die Socialdemokratie, von rechts: der Antisemitismus. Welcher katholische Wahlkreis ist bis jetzt von allen diesen Strömungen in gleich störender Weise berührt worden?

Wollten also diejenigen, welche mit der ‚Centrumspolitik" unzufrieden sind, auf der anderen Seite ein Unterkommen suchen, so würden sie dort nur einen Zersetzungskeil mehr hineintreiben und bald würden sie sich zurücksehnen nach dem katholischen Centrum!

P. M.

---

## XL.

## Zeitläufe.

Die drei aktiven Mächte in Sachen Armeniens: die „armenischen Gräuel" insbesondere.

Den 12. September 1895.

I.

Am 25. August ist es ein Jahr geworden, daß die schrecklichen Metzeleien von Sassun begannen, deren vollen Umfang man wohl nie erfahren wird, die aber jedenfalls mehreren tausend Menschen, zum größten Theil Frauen und Kindern, unter den Streichen der Kurden und der türkischen Soldateska das Leben kosteten. Noch unter dem vorigen englischen Kabinet hatte der alte Türkenfeind Gladstone sich doch bewegen lassen, wieder eine Rede zu halten, und zwar

ließ er in einer Ansprache an die Londoner Colonie der Armenier sich dergestalt die Zügel schießen, daß die unionistischen Blätter meinten: er hätte seine Rede am besten da abgebrochen, wo er sagte, daß die Untersuchung darüber, was an den berichteten Gräueln Wahres sei, noch nicht als abgeschlossen gelten könne. „Solche Reden", sagte eines dieser Blätter, „ebnen nicht die Pfade der Diplomatie".[1]) Am 16. August aber, als im Unterhause die Thronrede verlesen wurde, trat im Oberhause der neue Premier, Lord Salisbury, in einem Tone gegen den Sultan und seine Regierung auf, wie er bis dahin von einem Staatsmanne noch nicht erhört war:

„Einstweilen liegt unsres Erachtens die Gefahr, daß sich diese furchtbaren Ruhestörungen und entsetzlichen Verbrechen wiederholen sollten, nicht vor. Aber bis jetzt ist es uns nicht gelungen, eine absolute Gewähr für die Ausführung der Reformen zu erhalten, dahin aber sind unsere Bemühungen gerichtet. Bis jetzt haben wir uns der loyalsten und vollständigsten Unterstützung der Regierungen Frankreichs und Rußlands zu erfreuen, und zwar haben dieselben den ernsten Wunsch ausgedrückt, uns diese Mitwirkung auch ferner zu gewähren. Der Sultan hat seinerseits leider Verzögerungen, Hinausschiebungen und Entschuldigungen beliebt, welche uns nicht gültig und nicht weise erscheinen. Die türkische Regierung scheint nur die Eine Furcht zu haben, die Unabhängigkeit des Landes zu opfern. Das ist ein edles Gefühl, mit welchem wir Sympathie haben, allein die Unabhängigkeit der Türkei ist, obgleich sie durch den Pariser und Berliner Vertrag verbürgt wird, doch eine sonderbare Art Unabhängigkeit. Sie besteht lediglich Dank dem Einverständniß der Mächte, nichts gegen sie zu unternehmen. Die Mächte haben von Anfang an gefühlt, daß sie das türkische Reich vor dem möglichen Ehrgeiz anderer Mächte schützen und ihm eine Stabilität ver-

---

1) Aus den zwei Londoner „Gazetten" in der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 3. Januar d. Js.

leihen müssen, welche es von Natur aus nicht besitzt. Sie halten einen Mechanismus aufrecht, welcher zum Menschenglück und Fortschritt nicht viel beiträgt, sondern eher die bedenkliche Tendenz zeigt, Unterschieden des Glaubens und der Raçe die Zügel schießen zu lassen. Das ist der Fluch der türkischen Provinzen seit vielen Jahrhunderten gewesen. Europa hat das türkische Reich erhalten, aber durch die fortgesetzt von der Pforte geforderten Sonderabmachungen und Zusicherungen hat es gezeigt, daß es fürchtet, es möchte durch die Aufrecht-erhaltung der Türkei und der Autorität des Sultans zuletzt nur Elend erzeugt werden. Wie lange das weiter fortgehen soll und kann, erscheint mir gegenwärtig zweifelhafter als vor zwanzig Jahren. Keiner Regierung liegt die Erhaltung der ottomanischen Macht mehr am Herzen, als der englischen; der Sultan würde aber einen verhängnißvollen Fehler begehen, wenn er, um die formelle Unabhängigkeit zu wahren, möglichen Eingriffen in seine nominelle Prärogative Widerstand leisten und dem Rath der europäischen Mächte, Anarchie und Schwäche aus seinen Ländern zu verbannen, nicht Gehör schenken wollte".

Eine solche Sprache kann das Haupt der englischen Regierung nur führen, wenn es dieser Ernst damit ist, die Türkei zur endlichen Erfüllung der Verpflichtungen zu nöthigen, die sie Europa gegenüber vertragsmäßig übernommen hat. Der Artikel 61 des Berliner Vertrages lautet wörtlich: „Die hohe Pforte verpflichtet sich, ohne ferneren Zeitverlust alle Verbesserungen und Reformen einzuführen, welche die lokalen Bedürfnisse in den von Armeniern bewohnten Provinzen erfordern und ihre Sicherheit gegen Tscherkessen und Kurden zu garantiren; sie wird von Zeit zu Zeit den Mächten Kenntniß von den zu diesem Zwecke getroffenen Maßregeln geben, und werden diese die Ausführung überwachen". Im Vertrage von San Stefano Art. 16 hatte Rußland sich Armenien unter seinen alleinigen Schutz stellen lassen: die Pforte verpflichtete sich Rußland gegenüber, die Sicherheit der Armenier zu garantiren, dieselben gegen Kurden und Cirkassier zu schützen und die

nöthigen Verbesserungen und Reformen in der Verwaltung des Landes „ohne Verzug" einzuführen. Andererseits hatte England schon sechs Wochen vor dem Schluß des Berliner Congresses den sogenannten Cypern-Vertrag vom 4. Juni 1878 mit der Pforte abgeschlossen, wodurch es gegen die Besetzung der Insel Cypern sich verpflichtete, dem Sultan die kleinasiatischen Provinzen, insbesondere Armenien, wenn nöthig mit den Waffen, zu garantiren, unter der Voraussetzung, daß die Pforte in diesen Provinzen überhaupt die erforderlichen Reformen einführe.[1])

England war es auch alle die Jahre her allein, das sich Mühe gab, das Sultanat zur Erfüllung der von ihm übernommenen Verpflichtungen gegenüber Armenien zu drängen, und seine Vorschläge waren im Kerne stets dieselben, welche jetzt von den drei Mächten in eingehender Specificirung und ausführlicher Begründung als die unbedingt erforderlichen Reformen der Pforte unterbreitet worden sind. Aber auch das listig falsche Spiel der türkischen Machthaber ist stets das gleiche geblieben. Sie wußten die europäischen Diplomaten immer meisterlich an der Nase herumzuführen, und es ist nicht zu verwundern, wenn im Rückblick auf alle diese Erfahrungen dem Lord Salisbury der Geduldfaden endlich vollständig riß. Noch im Oktober 1878 ließ sich die Pforte zur Erklärung herbei, die ihr von England empfohlenen Reformen in Kleinasien bewerkstelligen zu wollen. Es handelte sich im Wesentlichen um Einführung einer von europäischen Officieren organisirten Gensdarmerie, um Anstellung von Europäern als Inspektoren des Finanz- und Justizwesens in den Provinzen und um die Ernennung von Vali's oder Generalgouverneuren auf je fünf Jahre. Das wäre ja sehr schön gewesen, aber was war die Folge?

---

1) „Die Akte des Berliner Congresses und die englisch-türkische Convention" s. „Histor.-polit. Blätter". 1878. Band 82 S. 329 ff.

„Keine dieser Verpflichtungen wurde erfüllt. Die englischen Officiere, welche die Gensdarmerie organisiren sollten, wurden — wenn es erlaubt ist, den Ausdruck zu brauchen — einfach ausgefroren. Europäische Justizinspektoren wurden überhaupt nicht angestellt, die Valis aber blieben in einer Abhängigkeit von Konstantinopel, die ihre Thätigkeit völlig illusorisch machte. Die Commissionen endlich, welche in die Provinzen geschickt wurden, um die Reformen vorzubereiten, wirkten eher schädlich als förderlich, da sie den Christen den Muth gaben, über mächtige mohammedanische Häuptlinge Klage zu führen, und diese nachträglich Rache nahmen. Der englische Gesandte berichtet im Frühjahr 1880, daß die Lage der Armenier schlimmer sei, als sie vor dem Berliner Vertrage gewesen, und zu allem Uebrigen noch neue Gefahr drohe, weil sich in Armenien eine Partei gebildet habe, die nach halber oder ganzer Unabhängigkeit strebe. Die Armenier seien aber überall in der Minorität, das Verlangen nach Autonomie werde eine Metzelei durch die Kurden und danach eine Intervention Rußlands mit allen ihren Consequenzen nach sich ziehen. Auch täuschen sich die auf ihre Nationalität so stolzen Armenier, wenn sie glauben, daß Rußland ihnen irgend eine Form der Autonomie zugestehen werde; das Ende werde bei einer derartigen Entwicklung die völlige Absorbirung ihrer Nationalität durch die Russen sein."

Im Frühjahr 1880 machte England einen neuen Versuch, und zwar indem es seinen Gesandten in Constantinopel beauftragte, ein gemeinsames Vorgehen sämmtlicher Vertragsmächte zu erwirken. Wirklich ließen dieselben durch ihre Gesandten am 12. Juni eine Note an die Pforte ergehen, welche bemerklich machte, daß den Mächten keine Mittheilungen zugekommen seien, welche Maßregeln sie ergriffen habe, um den Bestimmungen des Art. 61 nachzukommen, und „die Mächte könnten nicht dulden, daß die Festsetzungen des Berliner Vertrags länger ein todter Buchstabe bleiben". Die Antwort war, daß die Pforte in einer langen Note erklärte: „ihrerseits sei bereits alles Mögliche geschehen, um den Wünschen der Mächte zuvorzukommen, ihre Commissäre

hätten ganz Kurdistan bereist und sie sei in der Lage, ein Reformprojekt gleich jetzt vorzulegen". Dasselbe war aber nicht nur ungenügend, sondern so augenscheinlich auf Verschleppung berechnet, daß die sechs Gesandten die Pforte nochmals erinnerten, welche Reformen, und zwar besonders in Armenien, gemeint seien. Um diese aber suchte die Pforte immer wieder herumzukommen, und als England, in Folge einer großen Klageschrift aus Armenien, Anfangs des nächsten Jahres die Vertragsmächte nochmals zu gemeinsamem Vorgehen aufforderte, da war auch dieses nicht mehr zu erreichen.[1])

Was war geschehen? „Fürst Bismarck hielt es nicht für opportun, wegen der armenischen Frage auf die Pforte zu drücken, bevor die damals akute Grenzfrage zwischen der Türkei und Griechenland erledigt sei." Nach englischen Berichten war von Deutschland und Oesterreich auf einmal erklärt worden, diese Mächte hätten eine armenische Frage niemals angeregt; der vom Sultan auf Reisen geschickte Generalgouverneur Mukhtar Pascha habe also bei seinem Besuche in Berlin und Varzin willige Ohren gefunden für seinen Satz: eine armenische Frage gebe es gar nicht, wie ja eigentlich auch kein Armenien existire; die in der asiatischen Türkei da und dort lebenden Armenier aber befänden sich den Umständen gemäß und im Vergleich mit ihren Stammesgenossen in Rußland und Persien ganz wohl.[2]) Man darf gespannt seyn, ob England mit seinem Streben, ein gemeinsames Vorgehen sämmtlicher Vertragsmächte herbeizuführen, abermals an der Dreibundsleitung scheitern wird.[3]) Ein wohl-

1) „Zur Vorgeschichte der armenischen Frage" in der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 13. September 1890.

2) „Die fortschreitende Reduktion des Sultanats; Armenien von Neuem." S. „Histor.-polit. Blätter." 1883. Band 92. S. 138 ff. — „Die Erfüllung des Berliner Vertrags: Armenien und Bulgarien" s. daselbst S. 752 ff.

3) Correspondenz der Wiener „Neuen Freien Presse" vom vom 16. August d. Js.

unterrichteter Diplomat erzählte vor Kurzem: schon der Vorgänger Salisbury's habe sich in Wien bemüht, Oesterreich zum Bundesgenossen bei dem Vorgehen für die Armenier zu gewinnen. „Doch Kalnoky ließ dem Lord bedeuten, die armenische Frage habe für Oesterreich nur ein secundäres Interesse, und der deutsche Reichskanzler schloß sich mit Rücksicht darauf, daß die Leitung der Politik des Dreibunds gegenüber der Türkei nothwendigerweise Oesterreich zufalle (!), der Antwort Kalnoky's an, und so mußte auch Italien, um mit dem Dreibund solidarisch zu seyn, auf ein Zusammengehen mit England verzichten."[1])

Mit Recht betont derselbe Staatsmann, nur wenn ganz Europa mit den Forderungen zu Gunsten der Armenier dem Sultan gegenüberstünde, würde er ausgiebige Reformen im Sinne des Berliner Vertrags zuzugestehen wagen dürfen. Der Sultan hat gewiß den guten Willen, aber er ist nicht nur Mohamedaner, sondern als Chalife auch das Oberhaupt seiner Glaubensgenossen. Der Gegensatz zwischen Armeniern und Kurden trägt vor Allem einen religiösen Charakter, und die Befürchtung ist nicht unbegründet, daß nicht nur in Armenien selbst die kriegerischen Kurden sich gegen den Oberherrn erheben, sondern die Flammen des mohamedanischen Fanatismus bis nach dem Bosporus überschlagen würden.[2]) An mächtigen Elementen zu Verschwörungen fehlt es auch in Constantinopel nicht, die den Sultan um seine Existenz fürchten lassen würden.

Obwohl bereits mit der Verwickelung in Aegypten belastet, beauftragte England dennoch im folgenden Jahre seinen neuen Gesandten für die Türkei, Lord Dufferin, „dem Sultan ein Bild von den schrecklichen Zuständen in Armenien zu entrollen," wo die Armenier schutzlos den tscherkessischen

---

1) Interview d. Wiener „Neuen Freien Presse" v. 18. Aug. d. Js.
2) Berliner Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 5. September 1890.

und kurdischen Räubern preisgegeben und von einer Mißwirthschaft bedrückt seien, die Alles übertreffe, was die türkische, notorisch schlechte, Verwaltung bisher geleistet habe. Abermals sollte dem Sultan mit der Zusammenberufung der Signatarmächte des Berliner Vertrags gedroht werden: „Die Zeit würde anbrechen, wo die Türkei gezwungen werden müßte, nicht nur in das Zugeständniß der ‚lokalen Selbstverwaltung' Armeniens zu willigen, sondern die vollständige Autonomie unter entsprechender Garantieleistung anzuerkennen.“ [1])

Aber wieder blieb Alles beim Alten. Die Türken verlegten sich mehr als je auf das Lügen, Läugnen und Vertuschen, so daß aus Armenien gleich vom ersten großen „Hochverrathsproceß“ zu Erzerum niemals Bestimmtes zu erfahren war. Auch jetzt wieder klagen die Consuln der drei Mächte in der armenischen Untersuchungscommission wegen der Metzeleien von Sassun, daß der Bericht der türkischen Mitglieder nur ein Gewebe von Fälschungen sei. [2]) Andererseits ist aber auch den Nachrichten der armenischen Emissäre und Propagandisten kein volles Vertrauen zu schenken. Sicher ist nur so viel, daß die Kurden gerade durch den Berliner Vertrag über die Armenier an ihren Stammsitzen Herren und Meister wurden. „Die Finanzlage der Pforte zwang sie mehr denn je, die Bewachung ihrer zurückgeschobenen Grenzen den billigsten Streitkräften zu überlassen. Dieß sind an der nordöstlichen Grenze der asiatischen Türkei die Tscherkessen, vor Allem aber die Nomadenstämme der Kurden; das Entgelt dieser Grenzhüter gegen Rußland und Persien besteht darin, daß die türkische Regierung bei den Raub- und Beutezügen der Kurdenhäuptlinge ein Auge zudrückt,

---

1) Aus den Londoner „Times“ in der Münchener „Allgem. Zeitung“ vom 29. April 1883.

2) Aus London in der Münchener „Allgem. Zeitung“ vom 11. Juni d. Js.

daß sie es ruhig geschehen läßt, daß die persönliche Sicherheit, die Ernte, die Ehre der Armenier von ihren Organen einer leichtfüßigen Räuberhorde preisgegeben werden. Der Umstand, daß die Kurden wenigstens zum Scheine dem Islam huldigen, daß den Armeniern, einer friedlichen, ackerbautreibenden Bevölkerung von drei Millionen Menschen, das Waffentragen verboten ist, daß sie vom Kriegs-, Polizei- und Justizdienste ausgeschlossen sind, daß endlich die unregelmäßig bezahlte türkische Polizei mit den Friedensstörern Halbpart macht, gestaltet, wie der turkophile englische Consul Oberst Tschermside im letzten Blaubuche sagt, das Leben der Armenier zu einem unerträglichen." [1]) Ueber die Verhältnisse des armenischen Volkes im Allgemeinen und in seiner Zerstreuung über die Türkei dürfte aber nachstehender Bericht Licht verbreiten:

„Die Armenier sind bekanntlich unter den christlichen Unterthanen der Pforte diejenigen, die sich den Türken am meisten assimilirt, vielfach deren Tracht, Gewohnheiten und Sprache angenommen, bis vor Kurzem am wenigsten politische Ansprüche gestellt haben. Dafür genossen und genießen sie, wie man von türkischer Seite oft hören kann, eine bevorzugte Stelle unter den Rajahs. Sie beherrschen vielfach Handel und Gewerbe, sind in allen Kreisen der Bevölkerung, vom Hamal (Lastträger) und Diener aufwärts, vertreten und verfügen sowohl in den unteren wie auch in den höheren Schichten der Gesellschaft, als Mitglieder der früher so einflußreichen Gilde der Sarafen, als Hof- und Regierungs-Bankiers, als Intendanten hoher Würdenträger, als Inhaber von Privat- und Staatsämtern über mannigfache Beziehungen, die ihnen Einfluß gewähren. Die Türken, die sich gewöhnt hatten, sie fast ganz als die ihrigen zu betrachten, werfen ihnen jetzt Undank vor, daß sie sich mit dem ihnen zu Theil gewordenen günstigen Loos nicht begnügen und feindselige Neuerungen anstreben. Sowohl die türkische, wie die armenische Darstellung sind nur

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 6. September 1890.

zum Theile richtig. Die Verhältnisse der Armenier sind nicht in allen Theilen der Türkei gleich. Um darüber zu urtheilen, muß man im Allgemeinen drei Gruppen unterscheiden, und zwar zunächst Konstantinopel und die großen Hafenstädte des Reiches, dann das weite Gebiet des inneren Kleinasien, über welches die Armenier in größerer und kleinerer Zahl zerstreut leben, endlich das an der Ostgrenze des Reiches, gegen Rußland und Persien gelegene armenische Hochplateau, wo sich die Vilajets Wan, Bitlis und Theile des Vilajets Erzerum und Diarbekir mit den Städten Wan, Musch, Bitlis, Erzerum, Erzinghianate befinden. Nur auf die in den großen Städten lebenden Armenier findet die von den Türken gegebene Schilderung Anwendung. Im Inneren Anatoliens ist ihre Lage dieselbe wie die der übrigen Rajahs, gleich denen sie volle Religions- und Verkehrsfreiheit genießen, und meist auch nicht schlechter als die der mohamedanischen Unterthanen, die nicht minder wie sie unter den Mißständen der Provinzialverwaltung leiden. Wenn sich in einzelnen Gebieten die Lage der Armenier verschlimmert hat, so ist dieß auf das Auftreten der armenischen Propaganda zurückzuführen, die den Argwohn und die Repressalien der türkischen Behörden hervorgerufen hat. Wirklich bedauerlich sind nach allgemeinen Berichten die Verhältnisse im Hochlande, wo die Armenier in relativ compakter Menge bei einander wohnen, indem die Armenier dortselbst von altersher unter dem doppelten Drucke der benachbarten Kurden und der türkischen Provinzialbehörden leben."

„Die Kurden, angeblich Nachkommen der alten Karduchen, überfallen die Dörfer und Häuser der Armenier, entführen deren Frauen und Töchter, rauben das Vieh, die Futter- und Getreidevorräthe, und die türkischen Beamten, statt dem zu steuern, finden es meist bequemer, beide Augen zuzudrücken und gelegentlich auch ihrerseits die Armenier ihre Macht fühlen zu lassen, so daß die Armenier an manchen Punkten fast mehr Schutz bei jenen Kurdenstämmen finden, denen sie tributär sind, als bei den ordentlichen Behörden. Hier, in diesem Gebiete, hat die sogenannte armenische Frage ihren eigentlichen ursprünglichen Sitz, sowie auch § 61 des Berliner Vertrages, indem er von Reformen ‚in den

von Armeniern bewohnten Provinzen' spricht, offenbar speciell dieses Gebiet im Auge hatte. Worin sollen aber diese Reformen bestehen? Die Armenier fordern, wie sie schon in einem dem Berliner Congresse unterbreiteten Memorandum ausführten, die Ernennung eines christlichen, womöglich armenischen Vali, die Einsetzung eines auf Wahlen beruhenden Generalrathes zur Vertheilung der öffentlichen Lasten, die Errichtung einer nationalen, zur Hälfte aus Christen, zur Hälfte aus Mohamedanern bestehenden, nur vom Vali abhängigen Miliz, die Zulassung des Armenischen als Gerichts- und Amtssprache neben der türkischen, kurz, im Wesen die Bildung einer autonomen armenischen Provinz nach Art des Libanon. Allein zur Schaffung einer solchen Provinz, die übrigens als Pufferstaat gegen Rußland zur Erhöhung der Widerstandsfähigkeit der Türken vielleicht ganz gute Dienste leisten könnte, fehlen alle Voraussetzungen, da die Armenier selbst auf dem von ihnen am dichtest bewohnten natürlich abgegrenzten Gebiete, eben jenem Hochplateau, gegenüber den vereinigten Türken und Kurden nicht einmal die Hälfte der Bevölkerung ausmachen. Aus dem gleichen Grunde ist auch die Forderung eines christlichen Gouverneurs unhaltbar, da der mohamedanischen Majorität nicht zugemuthet werden kann, sich der Minorität zuliebe einen solchen aufoctroyiren zu lassen, ganz abgesehen davon, daß ein christlich-armenischer Gouverneur selbst gegenüber seinen eigenen Landsleuten und Glaubensgenossen keine Autorität hätte. Die Türken weisen daher dieses Verlangen ebenso bestimmt zurück, wie es seinerzeit der Berliner Congreß gethan hatte. Eher wäre es denkbar, in einzelnen Sandschaks und Kazas, wo die Armenier die Majorität haben, versuchsweise christliche Bezirks- oder Kreisvorsteher zu ernennen, vorausgesetzt, daß sich eine geeignete Persönlichkeit hiezu bereit findet."

„Vor Allem aber ist nicht zu übersehen, daß die Herrschaft der Pforte über die Kurden, deren definitive Unterwerfung formell erst gegen die Mitte dieses Jahrhunderts erfolgte und deren letzter ziemlich langwieriger Aufstand unter dem Scheikh Abdullah erst vor etwa zwölf Jahren niedergeschlagen wurde, noch eine schwache ist und nur allmählig Fuß faßt. Die Pforte mußte daher zunächst darauf bedacht sein, dieses unbändige

Nomadenvolk, welches sich noch bis in die neueste Zeit gegen Steuer- und Wehrpflicht auflehnte, zur Seßhaftigkeit, zur staatlichen Zucht und Ordnung heranzuziehen. Und wenn sie hiebei theils nothgedrungen, theils aus politischen Rücksichten, freiwillig, in der Hoffnung, in den glaubensverwandten kriegerischen Kurden eher eine Stütze für die Vertheidigung ihres Reiches zu finden als in den Armeniern, Ersteren gegenüber große Vorsicht und Nachsicht walten läßt, so kann man dieß immerhin begreifen. Indessen sollte die Nachsicht nicht zur Immunität für alle Verbrechen unter Duldung türkischer Amtsorgane führen. Denn damit gibt die Regierung nicht nur ihre armenischen Unterthanen, sondern ihre eigene Würde preis. Uebrigens ist die Pforte gegenüber den Kurden keineswegs mehr so machtlos wie früher; sie ist daher in der Lage, Ernst zu machen und mit dem bisherigen System zu brechen."[1])

Derselbe Berichterstatter, wahrscheinlich aus jüdischen Kreisen, die der armenischen Ruhestörung schon der Börsengeschäfte wegen sonst überall gram sind, gesteht: „Die Bewegung ist eine ernste, sie hat nicht nur an Umfang, sondern auch an Tiefe gewonnen. Selbst die politisch indifferenten Armenier der Hauptstadt, die sonst nur ihrem Erwerb lebten, zeigen bei aller Loyalität doch, besonders seit den Ereignissen in Sassun, lebhaftes Interesse für ihre nationalen Angelegenheiten. Der Verkehr mit Armenien ist nahezu unterbrochen. Handel und Wandel und der Wohlstand vieler Kreise ist in Mitleidenschaft gezogen." Er fügt aber sofort bei: „Es ist dabei eines Faktors zu gedenken, der die Verständigung vielfach hindert, nämlich der armenischen Propaganda. Ursprünglich hatte diese berechtigte Zwecke im Auge, die Behebung der Leiden der Armenier im Hochland. Als sie aber, von dort vertrieben, sich über die Städte des inneren Anatoliens ausbreitete, wo die Lage der Armenier keinen Anlaß zu besonderen Beschwerden bot, nahm sie allmählig einen

1) Aus Constantinopel in der Wiener „Neuen Freien Presse" vom 27. Februar d. Js.

revolutionären Charakter an." Bei dem Wandertrieb des begabten und geschäftstüchtigen Volkes verbreitete sie sich aber noch viel weiter, und aus ihr entstanden dann die sogenannten „armenischen Comité's". Um zwanzig Jahre, sagt ein islamitischer Armenier, reicht die Bewegung zurück und hat überall da Boden gefunden, wo Armenier zu finden sind. „Und wo begegnete man ihnen nicht? Man trifft sie in Chicago, in Newyork, in Calcutta, in Bombay, in Bagdad, in Kairo, in London und allerwärts auf dem Erdball."

„Im Laufe eines halben Jahrhunderts ist sie, Dank der Propaganda der Priester, der Schullehrer und der Publicisten, in immer weitere Kreise hineingetragen worden, zugleich mit der Schulbildung, die gerade unter den Armeniern unläugbar sehr bedeutende Fortschritte gemacht hat. Nachdem aber die Geister einmal die gewollte Richtung erhalten hatten und genügend erwärmt waren, vermochte man von der Theorie zu ihrer Anwendung überzugehn, und zwar um so leichter, je mehr in dieser nationalen Frage alle armenischen Fraktionen — Gregorianer, Katholiken und Protestanten — als Eines Sinnes sich erwiesen. Sie alle erstrebten ein unabhängiges oder autonomes Armenien; Meinungsverschiedenheiten traten nur in Bezug auf Detailfragen zu Tage. Die Gregorianer, die das eigentliche Kampfescontingent stellen, sind hartnäckig und zähe; ihr Patriarch Izmirlian ist ein richtiger Bauer; die Protestanten sind durch englisch-amerikanische Aufstachelungen hochgradig erregt; die Katholiken verhalten sich dagegen im Ganzen lau; sie glauben wohl nicht mit Unrecht, daß die Sache doch am Ende schief gehen könnte." [1])

Am rührigsten und einflußreichsten ist das National-Comité der Armenier in London in engster Verbindung mit

1) Major Osman Bey in Sofia: Zuschriften an die Münchener „Allgem. Zeitung" vom 13. und 14. März d. Js. — Zu den geheimen Leitern der Bewegung rechnet er außer dem ägyptischen Minister Nubar den russischen Minister Lazarew und den verstorbenen russischen Staatsmann Loris Melikow.

der protestantischen Propaganda in ihrer Heimath. Wird ein Rädelsführer von den Türken gefaßt, so gibt er sich als Missionär, und wird von England reklamirt; vor ein paar Jahren haben derlei Vorfälle großes Aufsehen gemacht. „Wenn während der letzten zwei Jahre", sagte kurz vorher ein Bericht aus der türkischen Hauptstadt, „die Thätigkeit des Londoner Comité's auf fruchtbareren Boden gefallen ist als früher, so muß die türkische Regierung sich dafür die Schuld fast ausschließlich selbst zuschreiben. Die Beamten haben in den von Armeniern bewohnten Landestheilen außergewöhnlich schlecht gewirthschaftet, die Kurden haben dort mehr denn je ihr böses Spiel getrieben und die Richter haben, wie gewöhnlich, wenn Christ und Mohamedaner einander gegenüberstehen, dem Ersteren Unrecht gegeben. Hr. Hagopian in London, so heißt der von englischen Hochkirchlern gut bezahlte armenische Hauptagitator in London, hat seit jener Zeit ungezählte Schriften durch anerkannte Sendboten und sonst auf heimlichen Wegen in Armenien verbreiten lassen, seinen Landsleuten alle möglichen Hoffnungen eröffnet und besonders auf englische Hilfe hingewiesen".[1]) Das Comité weiß seine Nachrichten aus dem Heimathlande namentlich auch in der englischen Presse unterzubringen. „Die armenische Vereinigung in London", bemerkt ein späterer Bericht, „eine Gesellschaft, welche sehr rührig ist, über bedeutende Geldmittel verfügt und auch eine Zeitschrift herausgibt, liebt es, die abenteuerlichsten Berichte aus türkisch Armenien zu veröffentlichen; von ihr sind auch im Vorjahre die Schilderungen der entsetzlichen Gräuelthaten, welche Kurden und türkische Truppen an der armenischen Bevölkerung von Sassun verübt haben sollen, eifrig in Umlauf gesetzt worden".[2])

1) Constantinopler Correspondenz der Münchener „Allgemeinen Zeitung" vom 4. August 1890.

2) Münchener „Allgem. Zeitung" vom 9. März und Wiener „Neue Freie Presse" vom 7. August d. Js.

Sogar den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika haben die armenischen Comité's schon beschäftigt. In seiner letzten Jahresbotschaft sagte er: „Die Türkei beklagt sich, und zwar nicht mit Unrecht, darüber, daß ihre armenischen Unterthanen in unserem Lande das Bürgerrecht erwerben, nicht um Amerikaner zu werden, sondern um in ihre Heimath zurückzukehren und sich an Aufständen zu betheiligen." [1]) Das Comité in Constantinopel gibt es vornehmer. Es erschöpft sich in Ergebenheitsadressen an den Czaren, als ob es die wahren Absichten Rußlands nicht kenne, und überreichte am 6. September 1890 dem Kaiser Wilhelm bei seiner Anwesenheit in der türkischen Hauptstadt sogar eine Bittschrift mit dem Ersuchen, sich dafür zu verwenden, daß der Herzog von Teck als Generalgouverneur von Armenien bestellt und ein Congreß zur endgültigen Regelung der armenischen Frage einberufen werde. [2]) Andererseits hat sich vor Kurzem in London das Gerücht verbreitet, das armenische Comité habe zwei angesehene Armenier in Odessa ersucht, der bulgarischen Sprache mächtige Agenten nach Sofia und Macedonien zu entsenden behufs Unterhandlungen zu einem gemeinsamen Vorgehen der Armenier und Macedonier, um mit Gewalt das türkische Joch abzuschütteln und ihre Autonomie wieder zu erlangen. [3])

Man darf nun sehr begierig seyn, welchen Verlauf das gemeinsame Vorgehen der drei Mächte demnächst nehmen wird. Es liegt sehr nahe, daß der Sultan, wie verlautete, in seiner Bedrängniß sich an den Czaren gewendet hat um Hilfe gegenüber dem schroffen Auftreten Englands und insbesondere um den Verzicht auf eine europäische Controlcommission für Armenien. Nicht mit Unrecht hat man über-

1) Wiener „Vaterland" vom 20. Dec. 1894.
2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 14. Dec. 1890.
3) Aus den „Daily News" in London s. Berliner „Germania" vom 23. August l. Js.

haupt die Vereinigung der drei Mächte in der armenischen Frage für eine unnatürliche angesehen. Denn Frankreich ist der Feind Englands in Aegypten, Rußland überall in Asien. Allerdings wird man in Paris auch in dieser Beziehung den Winken des Czaren gehorsam seyn. Aber bezüglich Armeniens selbst spielt Rußland ein doppeltes Spiel; es kann eine europäische Controlcommission im Ernste nicht wollen, denn es will ganz Armenien für sich selber haben.

„Die armenische Frage! Wer erhält sie auf dem Tapet? Rußland. Es sieht Armenien als sein Faustpfand an. Allerdings ist die Pforte ihren auf dem Berliner Congresse übernommenen Verpflichtungen, in Armenien Reformen durchzuführen, nicht nachgekommen. Orientalischer Quietismus trägt wohl daran die meiste Schuld, aber auch die Furcht vor der russischen Einmischung in die christliche Selbstverwaltung, sobald diese einmal gewährt ist. Rußland hielte sich daselbst eine zweite Ausfallspforte nach dem Bosporus hin offen. Schon Paskiewitsch hat 1859 als Sieger in Erzerum von einem Siegeszuge durch Kleinasien nach Scutari geträumt. Weit über die Hälfte des einstigen Armenien mit der Küste des alten Kolchis ist russisch, der kirchliche Mittelpunkt mit dem Patriarchenkloster Etschmiadsin befindet sich in russischen Händen. Rußland erwarb diese Landgebiete als Siegespreis nach zwei Feldzügen gegen die Türken (1829 und 1877). Gegen Erzerum, wo viele Handelsstraßen zusammenlaufen, konnten die Russen Mukhtar Pascha gegenüber nichts ausrichten, um so gieriger trachten sie jetzt danach, es vielleicht unblutig zu gewinnen. Das Plateau bei Erzerum würde Rußland zum Beherrscher Kleinasiens machen. All die armenischen Gräuelberichte haben nur den Zweck, Rußland das Terrain in Armenien zu ebnen. Die Gährung muß erhalten bleiben; bald sind es ermordete Armenier, die aus den Wellen des Marmarameeres gezogen werden, bald sind es in Kurdistan geschändete armenische Frauen, bald gefolterte Bewohner von Konstantinopel, die um Rache schreien. Die revolutionären Comités verstärken mit ihrem Echo diese Racheschreie und Hilferufe. Wie viel ehrlicher wäre es, zu bekennen, daß Rußland das ganze armenische Volk unter seine Fittige nehmen, die letzte

compakte christliche Bevölkerung und ihr Gebiet an sich reißen möchte. Das ist aber nicht russische Art, die conservativ scheinen und revolutionär sein will." [1])

Rußland kann eine wirkliche Besserung der traurigen armenischen Zustände, zu deren Erhaltung auch seine Agenten durch ihre Wühlarbeit gegen die Türken stets mitgewirkt haben, gar nicht wünschen; denn die Reform würde die Abneigung der türkischen Armenier gegen Rußland nur steigern und die an das Czarthum ausgelieferten zum massenhaften Davonlaufen veranlassen. „In ihren eigensten Interessen, aus Furcht von Rußland absorbirt zu werden, ziehen die Armenier es vor, unter dem Schutze der Türkei zu verbleiben. Das Schicksal der anderthalb Millionen Russisch-Armenier, die in Sprache, Kirche und Literatur der Russificirung anheimgefallen sind, hat ihnen bis jetzt zur Warnung gedient, und trotz ihrer Bedrängniß besaß Rußland unter den türkischen Armeniern keinen nennenswerthen Anhang. Aus diesem Grunde vermieden es auch bis jetzt die russischen Staatsmänner, für Armenien zu interveniren. Wenn die Pforte einsichtig genug gewesen wäre, die Armenier durch ernstliche Reformen für sich zu gewinnen, so wäre ein Rückströmen ihrer russischen Glaubens- und Stammesbrüder die Folge gewesen, und das Prästige Rußlands in Kleinasien beträchtlich geschmälert worden.[2])

Alle Kenner des Landes rühmen die hervorragende Begabung und allseitige Tüchtigkeit der Armenier. „Eine Lebenskraft, wie sie sonst nur noch bei den Juden zu finden ist, politische Fähigkeiten, die ebenso stark ausgeprägt sind, wie die der Ungarn"; wenn das ein Jude selber sagt, so wird es wahr seyn. Er erzählt unter Anderem: er habe einen hochbetagten, vor Wuth zitternden Mann sagen hören: „Wir halfen den Russen während des letzten Kriegs. Großer Gott!

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 14. Dez. 1890.
2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 6. Sept. 1890.

Wir reißen uns nun die Haare aus vor Verzweiflung, wenn wir bedenken, welcher Fluth von Elend wir die Schleußen geöffnet haben." [1]) Das Mißliche für die Armenier ist, daß sie nicht compakt beisammen sitzen, und keine geschlossene Grenze in dem Lande haben, das mit fremden, ihnen feindlichen Stämmen durchsetzt ist. Darum hatte auch der bekannte Orientreisende H. Vambéry (von deutsch-jüdischer Abkunft Namens Bamberger) gegen den Gedanken eines selbständigen Armeniens Stellung genommen und sich dem Programm der „gemäßigten Patrioten" angeschlossen: „die Armenier werden und müssen frei werden, aber nur mit türkischer Hilfe und unter türkischem Schutz, denn Rußland sei ihr Todfeind, und türkisches Joch sei ihnen lieber, als russische Protektion." [2]) Das ist heute mehr als je die allgemeine Stimmung. „Vorurtheilslose Armenier gestehen zu, daß ihre nationale Eigenart sich in der Türkei viel freier und ungehinderter erhält, als in Rußland. In der Türkei, haben wir jüngst einen Armenier sagen hören, können wir trotz aller Uebelstände, unter denen wir zu leiden haben, Armenier bleiben, in Rußland müßten wir Russen werden." [3])

Noch immer schwirren dunkle und sich widersprechende Gerüchte über das Ergebniß der Verhandlungen durch die Presse, und sprengen die Comité's weitere Angaben über neue armenische Gräuel aus. Wenn aber auch der Sultan im Wesentlichen nachgeben müßte, würde dann Ruhe werden? Der Rückblick auf die Geschichte des bisherigen Verlaufs erregt schwere Zweifel. Der englischen Regierung ist es ohne Frage ernst, den Russen kann es nicht ernst seyn. Deren Doppelspiel hat den Zweck, die armenische Birne reif werden zu lassen; wollten sie es aufgeben, so müßten sie Armenien

1) „Armenien und das armenische Volk" s. E. B. Lanin's „Russische Zustände." Dresden, Ehlermann. Bd. II, S. 24. ff.

2) „Das nationale Erwachen der Armenier" s. Münchener „Allgem. Zeitung" vom 14. August 1890.

3) Wiener „Neue Freie Presse" vom 7. August l. Js.

aus ihren Zukunftsplänen streichen. Treten dieselben aber doch einmal in's Leben, so kann England den übrigen europäischen Mächten mit Recht vorhalten: meine Schuld ist es nicht, ich habe fast zwanzig Jahre lang das Meinige gethan. Die großmächtigen Nichtsthuer würden dann, auch bezüglich Aegyptens, Rußland nicht mehr auf ihrer Seite haben, und müßten sich erinnern lassen, daß das Alles Czar Nikolaus I. den Engländern vor mehr als vierzig Jahren schon auf dem Präsentirteller angetragen hat.[1])

---

## XLI.
## Aus dem kirchlichen Leben Schottlands.[2])

Der schottische Geistliche Boyd ist der Verfasser eines zweibändigen Werkes: „Fünfundzwanzig Jahre in St. Andrews". Zu diesem Werke bildet sein neues Buch eine Art Nachlese. Neben manchen werthlosen Anekdoten finden sich gute Bemerkungen über kirchliche Zustände in Schottland und einige treffliche Charakteristiken von Männern wie Carlyle, Froude, Stanley, Tulloch, Liddon, Church, Wordsworth. Der Presbyterianer Boyd findet es höchst komisch, daß der Anglikaner Wordsworth so entsetzt war über die Herstellung der katholischen Hierarchie in Schottland, daß Wordsworth sich weigerte, mit einem katholischen Priester zusammenzutreffen. Boyd ist viel toleranter, er hat nur Lob für den Marquis von Bute (Convertit seit 1868), berichtet auch anderwärts Rühmliches über katholische Priester. Boyd steht glücklicherweise nicht allein in seiner Würdigung der katholischen Religion und seiner Verurtheilung der Ausartungen des Presbyterianismus. Die Predigten, welche man vor 50 Jahren in den schottischen Kirchen

1) „Wandlungen von Osten und Westen her" s. „Histor.-polit. Blätter" vom 1. Januar 1895, Bd. 115, S. 5 ff.

2) T. K. Boyd: St. Andrews and elsewhere. London, Longmans 1894. XIII u. 384 p. (15 sh.)

hörte, waren ungenießbar. Gebildete Damen versicherten Boyd, daß sie von ihren Eltern zum Besuche der Predigt gezwungen wurden, obgleich es ihnen jedesmal vorkam, als seien sie auf die Folter gespannt. Die meisten Prediger hätten es als sündhaft betrachtet, wenn sie das Interesse der Zuhörer erweckt hätten; schöne Kirchen, einen würdigen Gottesdienst betrachteten sie als sündhaft, eine gute Orgel war ein Werkzeug des Teufels. Die Patronatsherren gingen von dem Grundsatz aus, jeder Schotte sei fähig, jedwelches Amt zu bekleiden. Blutjunge Prediger, welche als Studenten ein lockeres Leben geführt, donnerten von der Kanzel vor ihren alten Kameraden gegen die Sünde, die darüber nur ihre Glossen machten.

Liddon, der berühmte Kanzelredner, wollte die Presbyterianer nie als seinesgleichen betrachten, weil sie nicht von Bischöfen geweiht seien. Boyd macht sich über ihn lustig, da ja die katholische Kirche die anglikanischen Weihen ebensowenig anerkenne als die presbyterianischen, und tröstet sich mit dem Gedanken: Wenn die Presbyterianer keine wahren Christen sind trotz ihres Eifers, trotz ihrer Andacht bei der Communion, dann wisse er überhaupt nicht, wo wahre Christen zu finden seien. Boyd ist ehrlich genug, hinzuzufügen: „Ein Freund hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß sich nirgends so große Andacht finde, als bei den Mohamedanern.“ Interessant sind die Mittheilungen über Froude, der nach Boyd von denen, welche ihn nicht näher kannten, oft verkannt wurde. Froude war ein Anglikaner bloß dem Namen nach und huldigte sehr freien Ansichten, die übel vermerkt wurden, namentlich von Bischöfen. Sobald einer meiner Freunde Bischof wird, pflegte er zu sagen, hört er auf mein Freund zu sein. Erzbischof Tait war bei den Schotten und den Ritualisten sehr unpopulär; letztere sahen in ihm nur einen kalten Juristen, erstere stießen sich an seinem zur Schau getragenen Anglikanismus. Sehr ausführlich wird über Bischof Wordsworth gehandelt, mit dem der presbyterianische Pfarrer von St. Andrews oft zusammentraf. Das vorliegende Buch würde sehr gewonnen haben, wenn der Verfasser manche Kürzungen hätte eintreten lassen. Der Geist der Milde und Billigkeit gegen andere Confessionen wirkt sehr wohlthuend.

A. Zimmermann S. J.

## XLII.

## Ein Künstlerleben: P. Gabriel Wüger aus der Beuroner Kunstschule.

Der hochwürdige P. Gabriel, oder wie er in der Welt hieß — Jakob Wüger — war in Steckborn am Untersee, Canton Thurgau, von calvinischen Eltern geboren im Jahre 1829. Sein Vater, ein Kaufmann, war ein homo simplex et rectus, wie es von Job heißt, von unzerstörbarer Gemüthsruhe und Pflichttreue. Von ihm sagte P. Gabriel nach seiner Conversion: „er glaube, daß sein Vater die Taufgnade nie verloren habe". Seine Mutter war eine stille, blasse, feine Frau von ebenso tiefer Frömmigkeit wie der Vater; ihr Antlitz war bei all ihrem hausmütterlichen Wachen, Sorgen und Arbeiten doch wie von einem Schimmer von Licht und Frieden übergossen. Von ihr hauptsächlich hatte sein Wesen sein Gepräge erhalten und ihr sah er auch am meisten ähnlich. Er hatte noch einen Bruder, der als Kaufmann unvermählt im ersten Mannesalter starb, und vier Schwestern; von den zwei noch lebenden gingen uns folgende Notizen über seine Jugend, seine Kindes- und Knabenzeit zu.

„Bruder Jakob sel. war von sechs Kindern das zweitälteste; er genoß wie die übrigen eine recht fröhliche Jugendzeit. Im Freien und in der großen Wohnstube durfte man sich gehörig belustigen. Doch war seine Liebhaberei schon in

den frühen Knabenjahren das Zeichnen. Als kleiner Bube erhielt er von einem Geschäftsfreund seines Vaters für eine Zeichnung, die er seinen Kindern als Vorlage bringen wolle, ein Silberstück, und mit 10—12 Jahren porträtirte er seine Geschwister und alte Nachbarn, die meist ziemlich ähnlich wurden. Als ein damals bekannter Porträtmaler, Tanner von St. Gallen, hieher kam, um von nahen alten Verwandten Bilder zu malen, und Jakob die Erlaubniß erhielt, in den Freistunden zuzusehen, war er ganz glücklich und von da an wollte auch er Porträtmaler werden. Das viele Daheimsitzen und Zeichnen wurde dann später dadurch unterbrochen, daß er aus Mangel einer guten Sekundärschule am Ort, mit anderen Knaben, je nach der Jahreszeit täglich ein- bis zweimal eine Privatschule besuchte, die ein Geistlicher in Berlingen, eine halbe Stunde entfernt, hielt. Dort gehörte er bald zu den liebsten und besten Schülern des Pfarrers, so daß dieser ihn zum Studium der Theologie ermuntern wollte, womit auch die Eltern sich befreundet hätten. Doch Jakob hatte keine Lust, er war zu schüchtern, um Prediger zu werden.

„Da aber auch die Kunst bei den Eltern als brodloses Gewerbe angesehen war, und der Vater sich schon frühe mit dem Gedanken vertraut machte, daß seine zwei Knaben mit der Zeit zusammen in den beiden elterlichen Häusern die Handelschaft betreiben könnten, so wurde eben Jakob, obschon er keine Anlagen dazu zeigte, doch hiefür bestimmt und sollte nach einem Jahre in Welschland in einem Handelshaus in die Lehre treten. In Neuville sollte er sich am Gymnasium in der französischen Sprache und anderen Fächern ausbilden; hier kam er zu einem Zeichnungslehrer, der sein Talent erkannte, ihn auch in den Mußestunden noch unterrichtete und natürlich seine Liebe zur Kunst wieder so anfachte, daß er von dort aus seinen bestimmten Entschluß kund that, sich ganz der Malerei zu widmen. Bald nach der Rückkehr bezog er dann die Akademie in München, im Jahre 1847".

Als Schreiber dieser Zeilen ihn kennen lernte — es war in München, im Frühjahr 1851 — war er schon im dritten Jahre in dieser Stadt an der Akademie der Künste, und hatte eben seine Studien im Antikensaal nach den griechischen Meisterwerken — der hochberühmten „Antike" — vollendet. Seine Arbeiten sollen sich durch besondere Feinheit der Verhältnisse und der Charakteristik gegenüber den Originalen ausgezeichnet haben. Sie verschwanden bald und es ist nichts mehr aus dieser Frühzeit auf uns gekommen.

Er war ein schöner braunlockiger Jüngling, mittlerer Statur, mit tiefem Auge und frischem muthigem Blick, wenn ihm auch die Bescheidenheit wie angeboren schien, fein gebaut, aber von zäher Kraft. Nach der Sitte nicht weniger Kunstjünger damaliger Zeit trug er unter dem Sammtbarett die Haare lang auf die Schultern niederwallend und eine Art altdeutscher Joppe mit weiten Aermeln und Gürtel. — So sah man nicht wenige in dem Quartier, wo ich mich damals bewegte, es war in der Nähe des Karlsthores. Sie machten mir den Eindruck von etwas Höherem, es lag wie ein Schimmer des Idealen, eine gehobene Freude in ihrem Wesen.

Mit meinem Landsmann Marmon (der nachher als Altarbildhauer nicht geringen Ruhm sich erworben) war ich Ende November 1850 nach München gekommen, um die Kunst zu lernen. Zuerst an einer Schule, die nicht mein Streben war — es war die Modellierschule des Polytechnikums — entdeckte ich später erst die Akademie, von der ich so viel rühmen gehört, die mein Ideal war, und es gelang mir, Zutritt und Aufnahme in dieselbe zu erlangen.

In ihr nun begegnete ich jenen Künstler-Idealgestalten, aber in den weiten Räumen der Akademie, sie war damals im Jesuitencolleg, verloren sie sich. Es waren, wie ich hörte, Maler, ich aber war bei den Bildhauern eingetreten. Maler zu werden wäre der geheime Zug auch meines Herzens gewesen, aber mein bisheriger Lebensweg hatte ganz andere

den frühen Knabenjahren das Zeichnen. Als kleiner Bube erhielt er von einem Geschäftsfreund seines Vaters für eine Zeichnung, die er seinen Kindern als Vorlage bringen wolle, ein Silberstück, und mit 10—12 Jahren porträtirte er seine Geschwister und alte Nachbarn, die meist ziemlich ähnlich wurden. Als ein damals bekannter Porträtmaler, Tanner von St. Gallen, hieher kam, um von nahen alten Verwandten Bilder zu malen, und Jakob die Erlaubniß erhielt, in den Freistunden zuzusehen, war er ganz glücklich und von da an wollte auch er Porträtmaler werden. Das viele Daheimsitzen und Zeichnen wurde dann später dadurch unterbrochen, daß er aus Mangel einer guten Sekundärschule am Ort, mit anderen Knaben, je nach der Jahreszeit täglich ein- bis zweimal eine Privatschule besuchte, die ein Geistlicher in Berlingen, eine halbe Stunde entfernt, hielt. Dort gehörte er bald zu den liebsten und besten Schülern des Pfarrers, so daß dieser ihn zum Studium der Theologie ermuntern wollte, womit auch die Eltern sich befreundet hätten. Doch Jakob hatte keine Lust, er war zu schüchtern, um Prediger zu werden.

„Da aber auch die Kunst bei den Eltern als brodloses Gewerbe angesehen war, und der Vater sich schon frühe mit dem Gedanken vertraut machte, daß seine zwei Knaben mit der Zeit zusammen in den beiden elterlichen Häusern die Handelschaft betreiben könnten, so wurde eben Jakob, obschon er keine Anlagen dazu zeigte, doch hiefür bestimmt und sollte nach einem Jahre in Welschland in einem Handelshaus in die Lehre treten. In Neuville sollte er sich am Gymnasium in der französischen Sprache und anderen Fächern ausbilden; hier kam er zu einem Zeichnungslehrer, der sein Talent erkannte, ihn auch in den Mußestunden noch unterrichtete und natürlich seine Liebe zur Kunst wieder so anfachte, daß er von dort aus seinen bestimmten Entschluß kund that, sich ganz der Malerei zu widmen. Bald nach der Rückkehr bezog er dann die Akademie in München, im Jahre 1847".

Als Schreiber dieser Zeilen ihn kennen lernte — es war in München, im Frühjahr 1851 — war er schon im dritten Jahre in dieser Stadt an der Akademie der Künste, und hatte eben seine Studien im Antikensaal nach den griechischen Meisterwerken — der hochberühmten „Antike“ — vollendet. Seine Arbeiten sollen sich durch besondere Feinheit der Verhältnisse und der Charakteristik gegenüber den Originalen ausgezeichnet haben. Sie verschwanden bald und es ist nichts mehr aus dieser Frühzeit auf uns gekommen.

Er war ein schöner braunlockiger Jüngling, mittlerer Statur, mit tiefem Auge und frischem muthigem Blick, wenn ihm auch die Bescheidenheit wie angeboren schien, fein gebaut, aber von zäher Kraft. Nach der Sitte nicht weniger Kunstjünger damaliger Zeit trug er unter dem Sammtbarett die Haare lang auf die Schultern niederwallend und eine Art altdeutscher Joppe mit weiten Aermeln und Gürtel. — So sah man nicht wenige in dem Quartier, wo ich mich damals bewegte, es war in der Nähe des Karlsthores. Sie machten mir den Eindruck von etwas Höherem, es lag wie ein Schimmer des Idealen, eine gehobene Freude in ihrem Wesen.

Mit meinem Landsmann Marmon (der nachher als Altarbildhauer nicht geringen Ruhm sich erworben) war ich Ende November 1850 nach München gekommen, um die Kunst zu lernen. Zuerst an einer Schule, die nicht mein Streben war — es war die Modellierschule des Polytechnikums — entdeckte ich später erst die Akademie, von der ich so viel rühmen gehört, die mein Ideal war, und es gelang mir, Zutritt und Aufnahme in dieselbe zu erlangen.

In ihr nun begegnete ich jenen Künstler-Idealgestalten, aber in den weiten Räumen der Akademie, sie war damals im Jesuitencolleg, verloren sie sich. Es waren, wie ich hörte, Maler, ich aber war bei den Bildhauern eingetreten. Maler zu werden wäre der geheime Zug auch meines Herzens gewesen, aber mein bisheriger Lebensweg hatte ganz andere

Richtung gehabt. Von einem Mitschüler hörte ich, daß es auch einen Verein akademischer Kunstschüler gäbe, der allwöchentlich in geschlossenem Lokale sich versammelte zu gesellig-freundschaftlichem Verkehr.

Und hier fand ich nun all die idealen Bekannten von der Straße wieder — und hier sah ich zum ersten Male Wüger in der Nähe. Er war eine recht sympathische Persönlichkeit, ruhig, bescheiden, freundlich entgegenkommend, im Reden überlegt und zurückhaltend. Eine gute innere Solidität sprach aus seinem Wesen, was ich jetzt weiß, damals nach Jugendart sympathisch fühlte. Kurz, ich faßte großes Vertrauen zu ihm, und ich sah, daß alle viel auf ihn hielten.

Wir wurden bei einer nicht gerade sehr feierlichen, aber — im Scherze gesprochen — doch begeisternden Gelegenheit näher bekannt; es war beim „Salvator“ im April 1851, bei einer Tischrunde der Unsrigen, und es mag sein, daß diese Gelegenheit die Zungen mehr löste, die Herzen erweiterte, das jugendliche Streben in begeisterteren Worten sich ergießen ließ — kurz, von jenem Tage an waren wir Freunde.

Der Gewinn war auf meiner Seite und erzeigte sich als solcher erst recht, als wir nach nicht vielen Tagen Zimmernachbarn wurden. Es knüpfte sich eine freundschaftliche Verbindung unter dem Zeichen der Kunst; ihre Interessen oder vielmehr die unseren für sie bildeten fast immer Stoff und Freude des Verkehrs; vom übrigen inneren Leben wurde kaum etwas berührt; beide waren in diesem Punkte, wie es schien, wenig bei sich zu Hause, auch war er Calviner und ich war römisch-katholisch. Er hatte eine gute Mittelschule genossen, auch in der wälschen Schweiz französisch gelernt und ein halb Jahr bevor er nach München kam, bei einem Maler in Zürich gezeichnet. Ganz verschieden davon waren meine Wege. In früher Jugend, fast noch an den Grenzen der Knabenjahre, fand ich Gelegenheit, die griechischen Säulenordnungen nach Vignola,

die gothischen Construktionen und sonst andere praktische Architektur zu zeichnen. Es war bei einem liebenswürdigen mir väterlich gesinnten Gönner, dem jetzt noch in Sigmaringen lebenden Baurath Zobel. Er gab mir s. Z. auch den Rath auf den Weg: „gehe immer mit Leuten um, die über dir stehen und mehr können als du"; das hatte sich nun buchstäblich so gefunden durch die Gnade Gottes, der ihm diese gute Lehre reichlich vergelten möge. Ich hatte in jener Zeit selbst einige Köpfe nach dem Flachen gezeichnet, und das zusammen verschaffte mir die Zulassung zur Probearbeit für die Akademie.

Dann aber waren Jahre der äußeren Entfremdung von der Kunst gekommen und hatten alle diese Erstlings-Kunstfreuden gleichsam verschüttet — ich war in ein geistig Elend hineingerathen. Etwa fünf Jahre vergingen, da konnte ich mich freimachen, und nun waren alle jene alten Eindrücke und Empfindungen wieder neu erwacht und neu belebt von der Herrlichkeit Neu-Münchens. Alle die Kunstwerke aus der Periode König Ludwigs I. umgaben mich wie eine Zauberwelt.

Aber zugleich fühlte ich mich umhüllt wie von einer Wolke von Fragen. Bei mir war Alles nur „Gefühl" und warmer Nebel, aber die Sonne der Kunst, ihr Licht konnte ich nicht sehen. Daß es mit Arbeiten, mit der Handfertigkeit allein hier nicht gethan sei, das fühlte ich zu deutlich, ich aber hatte ein Verlangen, von der Kunst Alles zu wissen. Zu diesem hatte mir der liebe Gott außer einigen Mitteln zum Anfang eine unbegrenzte Sorglosigkeit betreffs meiner ferneren Existenz gegeben, und faktisch hatte Er diese Sorge auf sich genommen; so wandelbar und wunderbar es oft zuging, es ging immer, und ich war dann am fröhlichsten, wenn ich am ärmsten war.

Wüger selbst hatte, weil von vermöglichen Eltern abstammend, die nöthigen Mittel zur Hand, um seine Studien in nichts schmälern zu müssen. Wie ich bald erkannte, hatte er ein erstaunlich ernstes Streben, und er galt schon, da ich

ihn kennen lernte, bei den Altersgenossen für den genauesten Zeichner.

Einer offenbaren Naturanlage — denn schon ein Porträt, das er von sich im Alter von etwa zehn Jahren zeichnete, war quasi meisterlich vollendet, von einer Feinheit der Empfindung, die eben nur ein Kind haben kann — und seinem bisherigen Bildungsgang dankte er einen ganz seltenen Sinn und ein wunderbares Feingefühl für Wahrheit in Form und Ausdruck, einen divinatorischen Scharfblick für anatomische Construktion. Sein Gefühl auch für das innerste Seelenleben war ganz einzig. Es schien das Erbtheil von seiner guten Mutter. Dazu eine Kraft und Zähigkeit bei der Arbeit, wenn es galt einer Sache auf den Grund zu kommen, die eben so selten. Wenn er der Natur gegenüber saß, so waren seine Augen wie die eines Adlers, der seine Beute ins Auge faßt, um sie unfehlbar zu erfassen; wenn er bei einer Composition saß, so war er ein Bild der Ruhe und inneren Sammlung und Vertiefung in die Sache, und was um ihn war, existirte nicht mehr für ihn.

Bei ihm lernte ich erst, was solides Arbeiten und genaues Zeichnen sei. Er war Maler, ohne daß er jedoch bis jetzt sich im Malen, außer in Aquarell, versucht hatte, ich angehender Bildhauer. Am meisten wußte ich von Architektur; meine Kraft war schwach, alle kostspieligen Studien etwa nach der Natur mußte ich mir versagen und da ich auch ohne die so überaus nützliche und nothwendige Vorübung einer ordentlichen technischen Lehrzeit so plötzlich auf eine Stufe hinaufgeschoben wurde, die weit über meinen Kräften stand (wenige Monate früher war ich noch Schreiner gewesen), so war ich eigentlich wie einer, der keinen Boden mehr unter den Füßen fühlt.

Ich ging nun meist mit Malern um; der Professor sagte mir eines Tages: „Sie bilden sich zu malerisch aus, Sie sind immer mit Malern zusammen"; bei den Bildhauern fehlte mir immer etwas, sie waren mir zu eng, oder ich ver-

stand sie nicht. So kam es, daß ich auch immer mehr Interesse für die Farbe gewann und daß in meinen Studien, Reflexionen und Beobachtungen Architektur, Bildhauerei und Malerei beständig durcheinander spielten.

Unser Verkehr war voll regsten geistigen Lebens. Alle Fragen der Kunst wurden ins Interesse gezogen; es wurde tüchtig studirt, disputirt, gearbeitet. Der Altmeister Cornelius, obwohl nicht mehr in München, stand noch in allen Ehren und man schwor nicht höher als auf ihn. In seinem Geiste wurde nur das Beste gewerthet, was auch in sittlicher Richtung einen festen Halt gab. Man besichtigte die Werke und Werkstätten der großen Meister der Gegenwart. Man erwarb sich die Reproduktionen ihrer Werke und was man von den Vertretern der ersten Generation der neuen Kunst, einem Carstens, Schick, Wächter, Thorwaldsen, Koch u. a. auftreiben konnte. Besonders gesucht waren dann auch die Strixnerschen Lithographien der Boisseréeschen Sammlung alt- und niederdeutscher Gemälde, welche die ganze mittelalterliche Frömmigkeit und Züchtigkeit vor Augen stellten. Mit dem, was man so sich aneignen konnte, wurden die Zimmer förmlich tapezirt; wohin man den Blick hob in seinem sonst bescheidenen Zimmer, war dem Auge und dem Geist etwas geboten, und wenn das Zimmer gewechselt wurde, so war es das Erste, seine Gallerie wieder in Ordnung zu bringen, und alles einladend und anziehend zu ordnen. Unbewußt bereicherte sich so die Phantasie, bildete sich Geschmack und Geist und Urtheil, um so mehr, als auch mit der Zeit die größten Italiener, die man nennen hörte — Raphael, Michelangelo, Lionardo — in den Kreis gezogen wurden. Von Giotto wurde kaum erst gesprochen als von einem Manne aus ehrwürdiger grauer Vorzeit; aber auch schon einige antik griechische Werke kamen dazu und mit dieser Schule schien Giotto in manchem verwandt.

Daß wir zusammen die alte Pinakothek (denn die neue war erst im Bau begriffen) oft besuchten, versteht sich

von selbst. Die altdeutschen und altitalienischen Maler wurde man nie müde zu betrachten; wie aus einem Paradies, wie gestärkt und gebadet an Geist und Seele — so ging man immer weg von diesen Werken, die „wie in Edelsteinen condensirt und glorificirt" das beste Denken und Fühlen dieser Altvordern im Gewande der Schönheit, der Kunst uns überlieferten.

In Wahrheit waren diese Werke uns auch mahnende Winke zum sittlichen Ideal; zum religiösen Fühlen und Ahnen Stütze, Halt und Führer; denn gute Gesellschaft allein schon, auch wenn sie stumm nur redet, bewahrt vor dem, was sich zu ihr nicht schickt, vor dem Niedern oder rügt stumm die Fehler.

Wenn mitunter das praktische religiöse Leben vernachlässigt wurde, wenn man von allem sprach, nur nicht von Religion und Glaube, so traten diese stummen Prediger einigermaßen in die Lücke. „Es gibt ein Reines, ein Heiliges, ein Himmlisches:" das stand hier in der Sprache der Kunst geschrieben, der Glaube hieran konnte nie Schiffbruch leiden.

Die Glyptothek besuchten wir seltener gemeinschaftlich; wenn es geschah, waren es meist nur die Malereien von Cornelius, die uns anzogen und in Bewunderung versetzten. Wir konnten nie satt werden in der Betrachtung dieser herrlichen monumentalen Compositionen, der Schönheit ihres Baues, der Kraft des Geistes, des Ausdrucks, des Charakters, der in ihnen auf das zwangloseste zum Ausdruck kommt, als ob es gar nicht anders sein könnte. Cornelius hat diese Werke an natürlich-sprudelnder Schönheit vielleicht nie mehr erreicht; er hatte hier den Vortheil, Geist und Wesen der altklassischen Architektur gleichsam als Substrat zu haben; ihre einfach klare Form und Logik, ihr edler Typus war ihm ein Halt und vortheilhafter Untergrund, wie er ihm nie mehr geboten war. Es machten uns diese unsterblichen Malereien immer den Eindruck des Größten, was in der

Kunst je geschaffen worden. Es ist die Klarheit, die Kraft und Größe der Griechen in ihnen. Die Dürer'sche Kraftader, die mitunter anschlägt, verleitet ihn zuweilen, besonders im Gewand 2c., die Stilisirung der Formen herber zu machen als vielleicht nöthig gewesen wäre; er hat hin und wieder die Discretion der Natur und der Alten überschritten; aber das kann man leicht mit in den Kauf nehmen; es laufen einige kleine Spulen des feineren Formgefühls mitunter leer, aber das raubt jenem Großen nichts und dürfte nicht hindern, diese Werke als Ehrensäulen der Kunst, als eine Großthat für alle Zeiten anzusehen.

Ich ging außerdem viel allein in die Glyptothek, um die Originalwerke griechischer Kunst, namentlich der alten Periode zu studiren, vor allem die Aegineten mit ihren Zeitgenossen, Vorfahren und nächsten Nachfolgern. Diese Kunst zog mich magisch an, besonders deßwegen wohl, weil ich für architektonische Formen in ihnen am meisten vorgebildet und im Gefühl am meisten empfänglich war. Ich erkannte klar, daß diese Kunst so ganz anderer Art sei als die Renaissance und alle ihre Abkömmlinge in der neueren Kunst. Daß hier jede Form und Falte so harmonisch getheilt und abgemessen ist, so unverrückbar an ihrem Platze steht, daß jede Verschiebung das Ebenmaß und die Wahrheit stören würde, daß der Körper in seinen schönen Proportionen und seiner typischen Einfachheit auch alle Gewandung so fein und einheitlich bewegt, so sicher accentuirt, — das erzeugt einen wunderbaren Hauch der Ruhe, Sammlung, Willensklarheit. Während namentlich in der Renaissance alles mehr nur wie durch Zufall, auf den äußeren Effekt hin arrangirt erscheint, Formen und Falten nur von unklarem, blindem Gefühl aneinandergeschoben, strömt hier alles Maß von dem Einen Maßstab des Körpers aus, alle Linien und Formen auch der Gewandung willenseinheitlich beherrschend.

Das waren Eindrücke, die damals noch ohne Worte

und feste Begriffe im Gefühl sich kundgaben und einbürgerten. Auch Wüger sprach gerne davon, mit welcher Ehrerbietung er in den ersten Jahren diese Kunst beschaut und ihren Adel und ihre lebensvolle Feinheit angestaunt habe. Aber da er als Maler immer nur von Licht, Schatten, Perspektive zu hören bekam, so schien ihm diese Kunst im Gewande der Einfalt und des Einfach-Nothwendigen aber mit allen Adelsabzeichen in der Malerei unerreichbar und unverwerthbar. Es war schon damals nicht eigentlich mehr die Zeichenschule der Akademie der Mittelpunkt seiner Thätigkeit, sondern der Componirverein, welcher unter der Aegide des Direktors Kaulbach etliche fünfundzwanzig Schüler der Akademie zusammenschloß, darunter prächtige Jünglinge, begabte Männer, welche Hervorragendes leisteten. Wüger war nicht der, welcher zuerst in die Augen fiel; aber in Einem überragte er wohl alle, in ernster, schlichter Wahrheitsliebe und Treue in der Arbeit. Ein Flunkern, ein bloßes Scheinenwollen war ihm ganz fremd; in jedem Strich seiner Arbeiten war die naivste, kindlichste Wahrheitsliebe. Kaulbach wirkte damals wohlthätig auf diese Jünger ein, schon dadurch, daß er ihnen die Bibel empfahl als Quellenbuch für die Auffindung von Stoffen und Thematen. Dieses Buch, sagte er, rage über alle andern empor durch Monumentalität, Würde und Kraft der Gedanken, durch Unmittelbarkeit und plastische Klarheit der Darstellung und fördere damit den großen historischen Stil. Auch seine Kritik der fertigen Arbeiten war treffend, kurz und stets ermunternd.

Ueber manche Entwürfe, welche Wüger für diesen Componirverein fertigte, erhob sich Einer so siegreich, daß er das Erstaunen aller, selbst des Meisters wurde. Es war eine große Federzeichnung: Jakob beim Anblick des blutigen Rockes seines Sohnes Joseph. Als Motto hatte er gewählt: „ich werde mit Schaudern hinunterfahren in die Grube“. An dramatischer Kraft, an Tiefe des Ausdrucks und Kernigkeit der Zeichnung übertraf er hier alles, was er bisher geleistet

hatte. Er hat wohl diese Kraft und Frische später nie mehr erreicht, außer etwa in dem zwölf Jahre später entstandenen Tell. Neu war hier namentlich die bis in das Mark dringende formale Gründlichkeit. Die Gestalten waren wie vom Knochen heraus gezeichnet, die Anatomie bis in die innersten Fasern verfolgt, das Gesetz der Falten nicht weniger streng durchgeführt. Ob das Studium alter Handzeichnungen, besonders Michelangelo's, oder ob der in der Luft liegende Trieb und Drang einer neuen Zeit, oder beides ihn beeinflußte, jedenfalls hatte in seinem Innern eine mächtige Gährung Platz gegriffen. Um das zu verstehen, wird es nöthig sein, Umschau zu halten über die Strömungen, welche damals zunächst in München die Kunst erfaßt haben.

Es ist bekannt, wie König Ludwig, der geniale und weitblickende Freund der Künste, eine ganze Reihe monumentaler Kunstwerke dadurch zu vollenden vermochte, daß er von allen Seiten Männer berief, welche Eins waren im Streben, die Kunst aus den Banden unwürdigsten Verfalls zu erlösen und neu zu beleben. Er wußte diese Männer zu finden und wußte jeden an seinen Ort zu stellen, jeden zu ehren und zu fördern durch sein persönliches Interesse. Wir brauchen sie nicht namentlich aufzuführen, die große Reihe der Meisterwerke, die so zu Stande kamen, der Meister, welche sie schufen. Es ist fast ohne Analogie in der Geschichte, daß in so kurzem Zeitraum ein so weites Gebiet der Kunst in Angriff genommen, mit solch freudiger Begeisterung bepflanzt und befruchtet wurde. Ein ganzer Heerbann von Kunstübenden war aufgeboten, die Kunstkraft eines ganzen großen Volkes geweckt und concentrirt worden. Ein Hochgefühl fröhlichen Schaffens beseelte die ganze Künstlerschaft; ein neuer Frühling der Kunst war aufgeblüht. Der Lebensmittelpunkt war die Akademie, wie von einem Nimbus umstrahlt durch den Ruhm ihres Erneuerers, ihres ersten Direktors Cornelius und seiner Genossen. Sie galt als die allein herrschende, fast über alle Kritik erhabene

Schule der Kunst. Ihr anzugehören, wurde als höchste Ehre, als eine Art irdischer Seligkeit empfunden.

Das war die Periode, an deren Neige wir nach München kamen, und wir schauten noch gleichsam die herrliche Abendröthe derselben. Cornelius war nicht mehr in München. König Ludwig hatte die Krone niedergelegt. Mit seinem Weggang traten Symptome der Erschlaffung ein. Wohl tauchten neue Richtungen, neue Programme auf; ihr Werth war sehr zweifelhaft. Aber noch war die Akademie der aus der schönen Vergangenheit herübergerettete feste Einheitspunkt. An ihre Spitze war Kaulbach getreten, ein Künstler begabt mit seltenem Genie und Schönheitssinn. Er stand damals auf der Höhe seines Ruhmes. Die Hunnenschlacht, die Zerstörung Jerusalems waren vollendet, die Blüthe Griechenlands in Arbeit. Wir waren immer wie der Erde entrückt, wenn wir in seinem Studio in der Tattenbachstraße den werdenden Carton sehen durften. Lehrer an den Componir-Malerschulen waren Schwind, der geniale, originelle Meister, Schlotthauer, Schraudolph und Volz; Schlotthauer, ein Mann mit den Tugenden eines Heiligen, einen Schimmer von Frieden und innerem Glück auf dem Antlitz, gleichsam die Mutter der Akademie, für jeden freundlich und hilfreich; als er einst aus Versehen einem Armen den neuen Rock statt des alten verschenkt hatte, freute er sich innig darüber und trug friedlich den alten weiter. Der Bildhauerschule stand Widnmann vor, Schwanthalers Nachfolger, ein klassisch gebildeter Künstler, mein Lehrer. Thaeter, der Nachfolger Amslers, war der Kupferstecherschule vorgesetzt. Aber auch schwächere Kräfte waren an der Akademie, und zwar gerade an sehr wichtigen Posten, an der Malschule und im Antikensaal. Es war niemand da, der die Antike und ihre geheimnißvolle Technik hätte erklären können; in der Malerei herrschte bezüglich der Farbe noch der Freskostil, ohne daß noch eine klare Stellung gefunden war zu den Coloristen der Renaissancezeit oder zu den älteren Farbencompositionen z. B. der

Mosaiken. Kunstgeschichte und Aesthetik docirte zunächst Marggraff, ein gutgesinnter Mann, aber ohne die nöthige Kraft und Klarheit, um tiefgehenden Einfluß zu üben. Nachher kam Moriz Carriere, ein Freidenker, dem das Wort vom Munde floß wie aus einer Brunnenröhre, der ein halbes Jahr über die Zeusidee bei den Griechen oder ähnliche Themate zu reden vermochte und alles war Schaum.

In den Componirklassen herrschte noch eine quasi-ideale Richtung und Methode. Nachdem eine leidliche Skizze gefertigt, sollte unter Benützung von Akt, d. h. lebendem Modell und Gliedermann das Werk entstehen. Mit Hilfe der antiken Vorbilder und der Methode der Meister sollte die Natur so unter der Hand etwas vereinfacht und idealisirt werden; zu scharf sollte man ihr nicht ins Angesicht schauen, damit man nicht dem Realismus verfiele. Einige Kenntniß des menschlichen Körpers vermittelten die zur Winterszeit allabendlich gepflegten Aktstudien; dann half das kurze Studium eines speciellen Modells, die nothwendigsten Haltpunkte für die Figuren und Gruppen der Composition zu fixiren. Mit dem Messen verlor man wenig Zeit. Denn obwohl man an ein Gesetz der Verhältnisse glaubte, vernünftigerweise glauben mußte, so herrschte darüber doch ein großes Dunkel. Nur die wenigen von Vitruv aus dem Schatz der Alten überlieferten Maße kamen, wenn es gut ging, in Betracht. In der That kann, wo die Perspektive waltet, von einem Messen nicht die Rede sein. Auch die Bildhauer wußten mit den nach Schuh und Zoll ausgemessenen Modellen des Schadow'schen neuen Polyklet wenig zu machen. Selbst hier wäre eine schulmäßige Einführung in die Kunst des Messens nöthig gewesen. Eine eigentliche Grundfigur, ein Universalschlüssel für alle Maße war nicht geboten; so erschienen die beliebig wiederkehrenden Schuhe und Zolle als eine rein zufällige, individuelle Sache, und da man ohnehin genöthigt war, lebendes Modell zu verwenden, so hielt man sich lieber gleich ganz an dasselbe.

Von Feinheit, Einheit der Verhältnisse hatte man kaum eine Ahnung. Die Gewandung wurde im Ganzen nach dem Gliedermann gezeichnet oder aus Einzelmotiven combinirt so gut es ging; es wurde vor allem auf schöne Einzelmotive gesehen, aber nicht auf das Leben und die Einheit des Ganzen. Das führte nothwendig zu einer Scheinnatur, nicht zur wahren Natur, nicht zum Verständniß der wahren, an und vom menschlichen Körper bewegten Gewandung. Nur Eines wurde immer noch als heilige Tradition der Schule hochgehalten: der gute Bau der Composition, ein architektonisches Element in derselben: das war das wirklich Ideale, was die Akademie hatte. Aber ihre großen Schwächen in Form und Farbe ließen nicht über ein Mittelding hinauskommen, das weder mehr ganz ideal, noch auch ganz real war.

Inzwischen war der Zeitgeist ein anderer geworden. Man wurde des Idealen überdrüssig; man hatte Verdacht gegen die Aechtheit desselben; man fing an, nach dem Realen zu hungern. Darwinistische Ideen griffen auch in der Welt der Kunst um sich. In den Eingeweiden der Gesellschaft wühlte die zersetzende, frivole Kritik; die Pietät schwand mehr und mehr. Dazu kam die verstörende Invasion aus Welschland, welche die Natur zu einer Art Götzen machte. Die Akademie konnte dem Ansturm sich nicht ganz entziehen; er richtete sich gegen ihre schwache Seite, gegen ihr unklares und unreifes Verhältniß zur Natur und zur [illegible] Kunst. So zog sich allmählig über ihr ein [illegible] Gewitter zusammen. Es kamen [illegible] auf das Programm der akademischen Kunst [illegible] sich von Anfang mit der [illegible] weniger nach hohen Idealen [illegible] als dem [illegible] Lebensgenuß und [illegible] in der Kunst [illegible]. Das Bekanntwerden mit den Werken französischer und belgischer Künstler mit ihrem [illegible] oder derben Naturalismus berückte die Köpfe. Bald gab ein [illegible] von

Horace Vernet mehr als des Cornelius Kampf um die die Leiche des Patroklus, das „Schmerzvergessen“ von Gallait mehr als der schönste Overbeck. Schriftsteller mit ewig nörgelnder, nagender Kritik erhoben sich gegen die Akademie; alles Ideale wurde rücksichtslos in den Staub gezogen, alles, was dem Naturalismus diente und zusteuerte, in den Himmel erhoben.

Ein Künstler Namens Verdelle, der ein feines coloristisches Talent besaß und vortreffliche Studien nach der Natur malte, in der Composition jedoch unbedeutend war, eröffnete nun eine neue Malerschule, im Gegensatz gegen die Akademie, mit ausgesprochen realistischem Programm. Hier sollte nur nach der Natur gezeichnet und gemalt, jedoch zugleich der große, breite, freie Stil der Renaissance-Meister angestrebt werden. Nicht wenige junge Leute, nach Fortschritt, nach freiem Flügelschlag gelüstig, fühlten sich davon mächtig angezogen. Das Streben nach Naturwahrheit hatte ja auch sein Berechtigtes. Aber hier wurde, bewußt oder unbewußt, das höhere, ethische Moment der Kunst außer Acht gelassen; man suchte die Wahrheit nur bei der Natur und bei dem Modell, als ob es bloß eine materielle Wahrheit gäbe.

Wüger hatte in jener Zeit noch eine letzte Arbeit für den Componirverein angefangen, eine figurenreiche Darstellung des Triumphzugs des ägyptischen Joseph. Das nahm er so gründlich, daß er allein für den ersten Kopf, den er zeichnete, den des Joseph, nach der Anatomie, der Natur und Antike wochenlang die peinlichsten Studien machte. Darüber mochte er daran verzweifelt sein, die in solcher Weise in's Ungeheuere anwachsende Arbeit je bewältigen zu können. Die Composition blieb stecken, die Beziehungen zum Componirverein wurden gelöst, Wüger wurde ein Schüler Verdelle's.

Vier Jahre lang verkehrte er ausschließlich mit der Natur, malte und zeichnete nach ihr von Morgen bis zum

Abend. Unser Verkehr litt darunter. Jene Schule trat immer mehr als erklärte Gegnerin der Akademie auf und sah mit einer Art Geringschätzung auf dieselbe herab, in dem stolzen Bewußtsein, allein die rechte Quelle der Kunst gefunden zu haben. Ich selbst war Akademiker geblieben und hätte auch eine so kostspielige Schule nicht besuchen können. Ich war mir nicht klar, wohin dieser Weg führe, aber daß ich ihn nicht gehen könne und wolle, das war mir von Anfang klar. Wügers Geschmack fing an, nach dem Programm der neuen Schule und nach seinem eigenen innern Drang nach realer Wahrheit sich dahin zu wenden, wo er diese fand, in erster Linie zu der Renaissance und dann zu den hervorragenden Belgiern und Franzosen. Der ganze Apparat des Helldunkels, der Licht- und Farbeneffekte, alles was die Niederländer und Italiener so berühmt gemacht hatte, wurde mit in's Streben gezogen. Bei all diesen im Grund undankbaren Versuchen, Originalgenies nachfliegen zu wollen, verlor er aber doch nie das Gleichgewicht des Gemüthes. Er konnte vielleicht irren, aber er betrieb alles mit dem aufrichtigsten Ernst. Er stand der Natur immer mit Ehrerbietung gegenüber; er hielt sie wie heilig; dem Reinen war alles rein und nie fand sich in seinen damaligen Studien eine Spur von Frivolität. Er war von den idealen Höhen der Kunst herabgestiegen und hatte sich ganz an die uns umgebende Natur hingegeben; aber doch hörte er nie auf, sich nebenher mit irgend einer Composition zu beschäftigen. Er componirte Stoffe aus der Bibel, aus Dichtern, aus der Mythologie. Er verweilte sehr lange bei Einem Stoff und rang mit einer immer seltener werdenden Beharrlichkeit und Kraftentfaltung nach dem besten Ausdruck für das, was er fühlte. Er hatte nie praktisch architektonische Studien gemacht und so war das Gefühl für Statik, für statische Haltung bei ihm weniger entwickelt als der angeborene Sinn für das seelische Leben. Seine Stärke lag weniger im Bauen als im Fühlen der Composition, und

erst durch das Gefühl mußte er sich zur festen Construktion durchringen. Dieses freud- und leidvolle, ernste Ringen und Suchen verfeinerte und veredelte sein inneres Leben. Er hatte keine Leidenschaft, als die Wahrheit in der Kunst zu suchen; das war ihm eine Religion. Dabei war er sehr bescheiden, zurückhaltend, vorsichtig; sein Wesen erinnerte an die Reinheit und Einfalt der Taube. Seine Rede war immer überlegt und er sprach fast nur aufgefordert, direkt befragt. Alle, die ihn kannten, ehrten ihn, einen Feind hatte er nie. Er war die Mäßigkeit selbst, aber am Abend gern in Gesellschaft von Freunden, vergnügt und heiter; auch hier zog er mitunter sein Skizzenbuch heraus und fing an, sich in Versuchen für eine Composition zu ergehen, die er unzähligemal variirte. Diese Frische des Gefühls und Zähigkeit des Geistes befähigten ihn zu seltener Feinheit der Durchbildung.

(Schlußartikel folgt.)

---

## XLIII.

# Die kirchlichen Martyrologien.

### I. Vorbemerkungen.

Schon mehrere Zeitschriften brachten die Nachricht,[1]) daß die Mönche der Benediktinerabtei Emaus in Prag aus der Beuroner Congregation die Herausgabe eines hagiographischen Lexikons beabsichtigen, welches in durchaus wissenschaftlicher Form gehalten mit möglichster Vollständigkeit der behandelten Heiligen und Seligen auch ausgiebige Ver-

1) Vergl. Katholik. Mainz. 1895. 8°. I, 287. — Literarischer Handweiser. Münster. 1894. 8°. n. 606, col. 473. — Theol. praktische Quartalschrift. Linz. 1895. 8°. S. 227.

werthung sowohl der älteren als der neueren und neuesten Forschungen auf diesem Gebiete verbinden soll. Dies bot dem Verfasser der folgenden Artikel Veranlassung, sich durch längere Zeit mit dem Studium der einschlägigen hagiographischen Quellen, insbesondere der Diptychen, Kalendarien und Martyrologien, zu beschäftigen in der Absicht, die Ergebnisse dieser Studien später zugleich mit einem Berichte über die wichtigsten Sammelwerke der hagiographischen Quellen in einer eigenen Schrift zusammenzufassen. In den folgenden Abhandlungen soll eine Reihe von Vorstudien geboten werden, die zunächst nur den kirchlichen Martyrologien gewidmet sind und, so weit dies unter den obwaltenden Umständen möglich war, den jetzigen Stand der Forschungen über diese für Profan- und Kirchengeschichte gleich wichtigen Quellen[1]) darlegen wollen. Der Verfasser wird für jedwede Ergänzung oder Berichtigung dieser Vorstudien äußerst dankbar sein.

## II. Einleitung.

Mit dem Namen Martyrologien[2]) bezeichnet man die in der Liturgie gebrauchten kirchlichen Heiligenbücher.

---

1) Die Aufnahme der Martyrologien in die Monumenta Germaniae ist schon längst geplant, mußte aber nothwendigerer Aufgaben wegen bis jetzt noch unterbleiben. Vergl. Ernst Dümmler, Forschungen zur deutschen Geschichte. Herausgegeben durch die historische Commission bei der k. Akademie der Wissenschaften. Göttingen. 1885. Bd. XXV. 8°. S. 197.

2) *Μάρτυρες, λέγειν.* In einer angelsächsischen Handschrift (Cod. lat. 15818 der Münchener Staatsbibliothek) aus dem Ende des 8. oder Anfang des 9. Jahrhunderts heißt es fol. 97b: „Incipit Martyrum logus Bedae presbiteri de circulo anni". Vergl. Bäumer, Geschichte des Breviers. Freiburg 1895. 8°. S. 468, Anm. 4. Die hl. Martyrer bildeten zur Entstehungszeit dieser Bücher weitaus die Mehrzahl in den Heiligenverzeichnissen, daher die Benennung: Martyrologium.

Dieselben sind nur eine Weiterentwicklung der Kalendarien,[1]) d. h. jener Verzeichnisse von Gedenk- bezw. Festtagen, welche man in den einzelnen Kirchen zusammenstellte, um den Jahrestag des Todes (dies natalis, natale)[2]) oder des Begräbnisses (depositio) der diesen Kirchen angehörenden Martyrer und Bischöfe beim Gottesdienste zu feiern. Die Anfertigung solcher Kalendarien ist uns schon für das dritte Jahrhundert bezeugt. So sagt der hl. Cyprian († 258): „Dies eorum, quibus excedunt, adnotate, ut commemorationes eorum inter memorias martyrum celebrare possimus“.[3]) Tertullian schreibt: Tu . . . es . . . civis supernae Hierusalem. Habes tuos census, tuos fastos“.[4]) Aus dem vierten Jahrhundert ist uns das Kalendarium der römischen Kirche erhalten. Dasselbe entstand unter dem hl. Papste Miltiades (311—314) und erfuhr unter den Päpsten Markus (336) und Liberius (352—366) eine Neurecension, die uns in dem Chronographen vom Jahre 354 vorliegt[5]) und in dieser Form auf Furius Dionysius

1) Kalendarium von *καλεῖν*, calo, ausrufen. Prima mensis die „calentur eius mensis Nonae a pontificibus“. Varro. De lingua Latina. 5, 4.

2) Das älteste historische Zeugniß für den Ausdruck „Geburtstag“ als Todestag eines Martyrers besitzen wir in dem Rundschreiben, welches die Gemeinde von Smyrna bald nach dem Martyrium des hl. Polycarp († 155) an die Kirchen des „ganzen Erdkreises“ richtete. Es heißt daselbst: „*ἐν ἀγαλλιάσει καὶ χαρᾷ παρέξει ὁ κύριος ἐπιτελεῖν τὴν τοῦ μαρτυρίου αὐτοῦ ἡμέραν γενέθλιον.*“ Martyrium s. Polycarpi c. 18. Funk. Opera Patrum apostolicorum. Tubingae. 1887. 8°. p. 302.

3) Vergl. Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum. Vol. III. S. Th. C. Cypriani opera omnia ed. Hartel, pars 2, Vindobonae. 1871. 8°. p. 503. Epist. XII.

4) De corona militis. c. 13. Migne, Patrologia Latina. II, 116.

5) Die beste Edition lieferte Mommsen in den Abhandlungen der k. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig Bd. I. 1850. 4°. S 547 ff. und Monumenta Germaniae. Auctores anti-

Philocalus, den berühmten Kalligraphen des hl. Papstes Damasus, zurückgeht. Die ältesten Kalendarien bieten nur die Namen der Martyrer und Bischöfe einer Einzelkirche mit dem Datum ihres Todes oder ihrer depositio. Die Martyrologien aber als erweiterte Kalendarien enthalten nicht bloß die Namen der Martyrer (und in späterer Zeit auch der Bekenner) einer einzelnen Kirche, sondern sie dehnen sich anfangs auf die Heiligen mehrerer Kirchen, später auf die der ganzen Kirche Gottes aus. Sie enthalten ferner nicht nur den Namen desjenigen Heiligen, dessen Fest an diesem Tage gefeiert wird, sondern überhaupt aller, welche an diesem Tage gelitten haben, soweit der Sammler des Martyrologiums von ihnen Kenntniß erhalten hat. Die Martyrologien verzeichnen endlich außer Namen und Festtag der Heiligen auch den Ort und die näheren Umstände ihres Todes, ihre Grabstätten, zuweilen auch Notizen über Canonisation und Verehrung, kurz eine äußerst gedrängte Biographie. Wie schon angedeutet, entstanden die ersten Martyrologien dadurch, daß man die kleinen Martyrerverzeichnisse der Einzelkirchen (Kalendaria), vor allem die der großen Metropolen wie Rom, Karthago, Alexandrien, Antiochien u. s. w., sammelte und vereinigte, um sie beim Gottesdienste verwenden zu können. Nach Duchesne[1]) scheinen derartige Sammlungen von Partikularkalendarien zuerst in Afrika und Kleinasien um die Mitte des vierten Jahrhunderts angelegt worden zu sein. Wir besitzen jedoch keine einzige dieser afrikanischen oder klein-

---

quissimi. t. IX, Chronica minora, vol. I. Berolini. 1892. 4°. p. 13 ss., das Kalendar p. 70 s. — Aeltere Ausgaben sehe man bei Bäumer, Breviergeschichte, S. 68, Anm. 1. — Vergl. Bardenhewer, Patrologie. Freiburg. 1894. 8°. S. 394.

1) Vergl. Duchesne, Origines du culte chrétien. Étude sur la liturgie latine avant Charlemagne. Paris. 1889. 8°. p. 279 und Acta Sanctorum, Nov. t. II, pars 1. Bruxellis. 1894. Fol. p. [LXXII].

asiatischen Sammlungen des vierten Jahrhunderts[1]) in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern nur in Umarbeitungen, als Quellen verwerthet in der später zu besprechenden Compilation, die unter dem Namen Martyrologium Hieronymianum bekannt ist.

Das älteste uns erhaltene Martyrologium ist ein syrisches und stammt aus dem Jahre 412. Wir werden dasselbe später eingehender behandeln. Zeugnisse für das Vorhandensein von Martyrologien liefert uns erst wieder das sechste Jahrhundert. In der um 541 verfaßten Schrift: De institutione divinarum litterarum empfiehlt Cassiodor cap. 32 seinen Mönchen Folgendes: „Passiones Martyrum legite constanter, quas inter alia in epistula S. Hieronymi ad Chromatium et Heliodorum destinata procul dubio reperietis, qui per totum orbem terrarum floruere, ut sancta imitatio vos provocans ad caelestia regna perducat".[2]) Das gewichtigste Zeugniß aber ist der Brief des hl. Gregor des Großen an den Patriarchen Eulogius von Alexandrien. Letzterer hatte beim Papste angefragt, ob er nicht von Rom das Buch des Eusebius von Cäsarea „*Τῶν ἀρχαίων μαρτυρίων συναγωγή*" erhalten könne. Der hl. Gregor antwortete ihm hierauf, daß man zu Rom kein Exemplar vorräthig habe, fügt jedoch bei: „Nos autem paene omnium martyrum distinctis per dies singulos passionibus collecta in uno codice nomina habemus atque cotidianis diebus in eorum veneratione missarum sollemnia agimus. Non tamen in eodem volumine, quis qualiter sit passus, indicatur, sed tantum modo nomen, locus et dies passionis

1) Das Kalendar von Karthago (bei Mabillon, Vetera Analecta, t. III. Parisiis. 1682. 8°. p. 398; Ed. nov. curante Delabarre, Parisiis 1723 in fol. p. 163, darnach Migne, P. L. XIII, 1219 und Ruinart, Acta Martyrum sincera. Ratisbonae 1859. 8°. p. 632) gehört erst dem 6. Jahrhundert an.

2) Migne, P. L. LXX, 1147.

ponitur. Unde fit, ut multi ex diversis terris atque provinciis per dies, ut praedixi, singulos cognoscantur martyrio coronati". [1]) Diese Worte lassen keinen Zweifel aufkommen, daß die römische Kirche zur Zeit des hl. Gregor (590—604) ein beim Gottesdienste gebrauchtes Buch besaß, welches in seinem Inhalte und seiner Einrichtung vollständig den uns bekannten Martyrologien entspricht. Dies bestätigt auch der 13. Canon des Concils von Cloveshove im Jahre 747: „Ut per gyrum totius anni Natalitia Sanctorum una eademque die iuxta Martyrologium eiusdem Romanae Ecclesiae cum sua sibi convenienti psalmodia seu cantilena venerentur". [2])

Seinen eigentlichen Platz beim liturgischen Gottesdienste erhielt aber das Martyrologium erst dann, als man anfing, die Tagesabschnitte desselben täglich beim Chorofficium in den Klöstern und Kathedralkirchen zur Prim laut vorzulesen oder zu singen, um das Fest des folgenden Tages und die an anderen Orten gefeierten Gedächtnißtage heiliger Martyrer, Bekenner und Jungfrauen anzukündigen. Dies bezeugt uns schon für das achte Jahrhundert die regula canonicorum des hl. Chrodegang von Metz († 766) in § 18 de hora Prima: „Post lectionem recitantur aetas mensis et lunae et nomina sanctorum, quorum festa crastinus excipiet dies et postea pariter dicant versum Pretiosa". [3]) Aehnlich drückt sich das Concil von Aachen im Jahre 817 im Canon 69

1) Monumenta Germaniae. Epistolae, t. II, pars I. ed. L. Hartmann. Berol. 1893. 4°. p. 29.

2) Hefele, Conciliengeschichte. Bd. 3. 2. Aufl. Freiburg. 1877. 8°. S. 564.

3) Migne, P. L. LXXXIX, 1067. Mit Unrecht fehlt dieser Satz bei W. Schmitz, S. Chrodegangi Metensis episcopi regula canonicorum aus dem Leidener Codex Vossianus Latinus 94 mit der Umschrift der tironischen Noten. Hannover. 1889. 4°. Vergl. Bäumer, Breviergeschichte. S. 468, Anm. 7. — Duchesne Acta SS. Nov. II, 1. p. [III].

aus: „Ut ad capitulum primitus Martyrologium legatur".[1]) Der ungefähr aus dem neunten Jahrhundert stammende Ordo monachorum sagt: „Post recitata nomina Sanctorum, quorum festa crastinus dies excipiet, surgentes pariter dicant versum: Pretiosa".[2]) Ebenso schreibt noch jetzt das römische Brevier vor: „Post orationem Primae vel, si dicatur Officium beatae Mariae, post illius orationem, dicto Benedicamus, in choro legitur Martyrologium".[3])

Aus allem, was wir oben über die ersten Sammlungen von Partikularkalendarien bemerkt haben, läßt sich schließen, daß die Frage, wer zuerst ein Martyrologium im eigentlichen Sinne des Wortes verfaßt habe, nicht mit Sicherheit beantwortet werden kann. Im Mittelalter behaupteten einige, wie z. B. der ehrwürdige Beda († 735)[4]) und Walafried Strabo († 849),[5]) der Bischof Eusebius von Cäsarea († 340) sei der erste Verfasser eines solchen. Diese Meinung stützt sich jedoch nur auf die Kirchengeschichte des Eusebius, in welcher er an mehreren Stellen[6]) eines von ihm verfaßten Werkes „Τῶν ἀρχαίων μαρτυρίων συναγωγή" erwähnt. Leider ist uns dieses Buch nicht erhalten. Es war aber keineswegs ein Martyrologium, sondern es enthielt nach des Eusebius eigener Versicherung die passiones martyrum

1) Hardouin. Collectio maxima conciliorum generalium et provincialium. Paris. 1715 in fol. t. IV, 1232. — Hergott. Vetus disciplina monastica. Paris. 1726. 4°. p. 31.

2) Migne, P. L. LXVI, 937.

3) Rubricae generales, XV. n. 3.

4) „Liber Martyrologii, qui beati Hieronymi nomine ac praefatione attitulatur, quamvis idem Hieronymus illius libri non auctor, sed interpres, Eusebius autem auctor exstitisse narretur". Liber Retractationis in Actus Apostol. c. 1. Migne, P. L. XCII, 997.

5) „Hieronymus Martyrologium, secutus Eusebium Caesareensem, per anni circulum conscripsit". De rebus ecclesiasticis, c. 28. Migne, P. L. CXIV, 962.

6) IV, 15; V, 4; V, 21. — Migne, P. G. XX, 361, 439, 489.

noch ausführlicher als seine uns erhaltene Kirchengeschichte, da er darin eine große Anzahl Akten und Dokumente vereinigt hatte. Ferner glaubte man mit Berufung auf Cassiodor und den hl. Beda, daß der hl. Hieronymus das angebliche Martyrologium des Eusebius ins Lateinische übersetzt und bearbeitet habe. Allein gegen Cassiodors und Bedas Zeugniß spricht das völlige Schweigen des hl. Hieronymus selbst. Das 135. Capitel seiner 392 verfaßten christlichen Literaturgeschichte De viris illustribus [1]) gibt einen Bericht über sein eigenes schriftstellerisches Wirken bis zum Jahre 392, erwähnt aber des Martyrologiums nicht. Ebenso schweigt Gennadius, der Fortsetzer des hl. Hieronymus, in seinem Buche De scriptoribus ecclesiasticis gänzlich über eine derartige Arbeit.[2])

An diese einleitenden Vorbemerkungen reihen wir nunmehr ein Verzeichniß der wichtigsten älteren und neueren Abhandlungen, welche in mehr oder minder ausführlicher Weise über die Martyrologien im Allgemeinen sich verbreiten, um sodann zur Besprechung der einzelnen uns überlieferten Martyrologien überzugehen, und zwar ziehen wir zunächst die occidentalischen Martyrologien, die der lateinischen Kirche, in Betracht.

Abhandlungen über die Martyrologien im Allgemeinen: Card. Caesar Baronius, Tractatio de Martyrologio Romano. (Ist jeder neuen Ausgabe des Martyrologium Romanum vorgedruckt.) — J. van Bolland, S. J. Acta SS. Januar. t. I. Editio novissima,[3]) curante Joanne Carnandet. Bruxellis. 1863, in fol. p. XLIII ss. — Fio-

1) Migne, P. L. XXIII, 755 ss. — Man vergl. auch: Sychowski, Hieronymus als Literarhistoriker. Eine quellenkritische Untersuchung der Schrift des hl. Hieronymus De viris illustribus. Kirchengeschichtliche Studien. Bd. II. Heft 2. Münster. 1894. 8°.

2) Migne, P. L. LVIII, 1059 s.

3) Im Folgenden citiren wir stets nach der uns vorliegenden Editio novissima (Palmé) der Acta Sanctorum.

rentini, Vetustius occidentalis Ecclesiae Martyrologium divo Hieronymo . . tributum. Lucae. 1668, in fol. „Ad vetustius Martyrologium admonitiones praeviae". p. 1 ss. — du Sollier, S. J., Martyrologium Usuardi monachi . . . ab additamentis expurgatum etc. Antverpiae. 1714 in fol., Venetiis 1745 in fol. und Acta SS. Jun. t. VI. Paris. 1866. fol. „Ad novam Martyrologii Usuardini editionem Praefatio". p. I ss.[1]) — Merati, Novae Observationes et Additiones ad R. P. B. Gavanti . . . Commentaria in Rubricas Missalis et Breviarii Romani. t. II, pars I. Augustae Vindel. 1740. 4⁰. p. 235 ss. — Althanus, De Calendariis in genere et speciatim de Calendario ecclesiastico Dissertatio. Venetiis. 1753. 8⁰. p. 336 ss — Zaccaria, Bibliotheca ritualis. t. I. Romae. 1776. 4⁰. Lib. I, cap. IV., art. III., n. 8, p. 103 ss. und t. II. Romae. 1778. 4⁰. Lib. II, cap. V., art. IV., n. 6, p. 417. — Gerbert, Vetus Liturgia Alemannica disquisitionibus praeviis . . . illustrata. t. I. Typ. S. Blasianis. 1776. 4⁰. Disquis. II., cap. II. p. 135 ss. — Fabricius, Bibliotheca graeca. Ed. IV. (Harless), t. X. Hamburgi. 1807. p. 148 ss. — Binterim, Die vorzüglichsten Denkwürdigkeiten der Christ-Katholischen Kirche aus den ersten, mittleren und letzten Zeiten. Bd. 5, 1. Theil. Mainz. 1829. 8⁰. S. 42 ff. — de Rossi, La Roma sotterranea cristiana. t. II. Rom. 1867 in fol. p X ss. — Victor de Buck S. J., „Recherches sur les calendriers ecclésiastiques". Précis historiques. Brux. t. XXVI. 1877. 8⁰. p. 13 ss.[2]) — de Smedt, S. J., Introductio generalis ad historiam ecclesiasticam critice tractandam. Gandavi 1876 8⁰. cap. II. artic. II. p. 127 ss. — Yseux, „Étude sur le martyrologe romain". Revue catholique de Louvain. 1880, Août. — Kraus, Realencyclopädie der christlichen Alterthümer. Bd. II. Freiburg. 1886. 8⁰. S. 380 ff. — Wetzer und Welte's Kirchen-

1) Solliers Arbeit zählt zu dem Besten, was jemals über Martyrologien geschrieben worden ist. Ein Abdruck bei Migne, P. L. CXXIII, 459 ss.

2) P. de Buck hat diese Abhandlung schon im Jahre 1871 verfaßt, n. II — n. IX handelt über Martyrologien.

lexicon. 2. Aufl. Bd. I. Freiburg. 1882. 8°. col. 179 ff. — Duchesne, Origines du culte chrétien. Étude sur la liturgie latine avant Charlemagne. Paris. 1889. 8°. p. 278 ss. und Acta SS. Nov. II. 1. p. [III] ss. — H. Grisar, S. J., „Le origini del Martirologio Romano“. Civiltà cattolica. Ser. XV. vol. VI. Roma. 1893. 8°. quad. 1029, p. 292 ss. und vol. VII. 1894. 8°. quad. 1032, p. 653 ss. — Danach ist bearbeitet: „Die Entstehung des römischen Martyrologiums“. Katholische Kirchenzeitung. Salzburg. 1894 in Fol. S. 614, 620, 629, 635, 644, 652, 666. — Bäumer, Geschichte des Breviers. Freiburg. 1895. 8°. S. 467 ff. — Thalhofer, Handbuch der katholischen Liturgik. Bd. I. 1. Abtheilung. Bearbeitet von A. Ebner. Freiburg. 1894. 8°. S. 53 ff.[1]) — Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen. Bd. I. 6. Aufl. Berlin. 1893. 8°. S. 59 ff. — Egli, Altchristliche Studien. Martyrien und Martyrologien ältester Zeit. Zürich. 1887. 8°. — Neumann, Der römische Staat und die allgemeine Kirche bis auf Diocletian, Bd. I. Leipzig. 1890. 8°. S. 280 ff. — Herzog, Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche. Bd. I. 2. Aufl. Leipzig. 1877. 8°. S. 121 ff. — Harnack, Geschichte der altchristlichen Literatur bis Eusebius. Bd. I. 1893. 8°. S. 813 ff. — Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands. Bd. I. Göttingen. 1848. 8°. S. 76 ff.

Emaus (Prag). P. Ildephons Veith O. S. B.

(Fortsetzung folgt.)

---

1) Den einschlägigen Arbeiten katholischer Gelehrter können noch einige Abhandlungen beigefügt werden, die zwar von namhaften Liturgikern und Archäologen verfaßt, aber nie im Druck erschienen sind, so z. B. Emmanuel Schelstrate († 1692) in der Neubearbeitung seiner Antiquitas illustrata circa concilia generalia et provincialia. Vergl. Hurter, Nomenclator literarius recentioris Theologiae catholicae. t. II. ed. II. Oeniponte. 1893. 8°. col. 543. — Der gelehrte Oratorianer Andreas Gallandi († 1779) hinterließ eine Bibliotheca Martyrologica, ebenso P. Zaccaria S. J. († 1795). Vergl. de Backer, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Édit. nouv. t. III. Louvain-Lyon. 1876 in fol. col. 1693.

## XLIV.

# Die Schulfrage und das christliche Volk.

### I. Die Schulfrage und die Freiheit des christlichen Volkes.

Es macht immer einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man inmitten eines christlichen Volkes von einer Schulfrage reden hört. Man hat dabei unmittelbar das Gefühl, daß die Schulfrage recht eigentlich gegen das christliche Volk aufgeworfen worden sei. Aus seiner Mitte kann sie jedenfalls nicht hervorgegangen sein. Denn für das christliche Volk gibt es — im strengen Sinne des Wortes — keine Schulfrage; für uns ist auf diesem Gebiete nichts fraglich. Eine Gemeinschaft, die eine achtzehnhundertjährige Geschichte hat, kann unmöglich noch auf der Suche nach der rechten Erziehung und der ihr entsprechenden Schule sein. Es läßt sich keine begründetere, aber auch bescheidenere Forderung denken als diejenige, welche das christliche Volk im Jahrhundert des Schulkampfes stellt. Unser christliches Volk will einfach bleiben, was es bisher gewesen ist. Es beansprucht das Recht, sein geistiges Leben, das in der Religion wurzelt, in seinen Kindern fortsetzen zu dürfen. Die Schule, die es haben will, existirt seit Jahrhunderten, und die Erziehung, welche diese gibt, ist keine andere als die Erziehung des deutschen christlichen Hauses, wie sie war, seitdem es ein christliches Deutschland gibt, und wie sie heute noch leibt und lebt in jedem christlichen Hause. Und wenn

man je von Freiheit reden will in einer Sache, wo es sich um eines der obersten Menschenrechte handelt, so ist die Freiheit, welche das christliche Volk in Erziehungssachen in Anspruch nimmt, keine neue, unerhörte, noch weniger eine vage Freiheit, welche zu ungeahnten Zielen führen könnte, sondern eine Freiheit, die durch die Jahrhunderte die Probe bestanden hat.

Nun gibt es allerdings auch unter unserem deutschen Volke zahlreiche Elemente, welche nicht mehr auf dem Boden stehen, auf dem unsere christliche Schule erwachsen ist. Wenn diese Kreise nach einer neuen Erziehung suchen und eine neue Schule für sich anstreben, so wird man dies begreiflich finden. Aber man müßte blind sein, wenn man heutzutage noch sich einreden wollte, der um die Schule entbrannte Kampf beschränke sich darauf, diesen Dissidenten eine Freiheit zu erkämpfen, die sie noch nicht haben. Nein, man will eine Schulfrage für das ganze, auch für das noch christliche Volk aufwerfen. Auch der noch gesunde Grundstock unseres deutschen Volkes, ja gerade dieser, soll von dem festen, gesicherten Stande, auf dem er steht, herabgerissen und desorganisirt werden, damit die alte christliche Geschichte unseres Volkes zu fließen aufhöre. Weil die vom Christenthum abgewichenen Elemente eine confessionelle Schule nicht mehr wollen, so soll auch unser christliches Volk sie nicht mehr haben; weil diese Kreise die Schule von der Kirche getrennt sehen möchten, soll auch unser christliches Volk der noch einzigen Garantie beraubt werden, welche den Zusammenhang der Schule mit der christlichen Familie verbürgt. An der Freiheit, für sich selbst in vollkommener Kirchenlosigkeit zu leben, lassen sich die Gegner nicht genügen; auch das bis jetzt noch ganz gesunde Volk soll auf ihren Standpunkt herabgedrängt werden. Natürlich! So lange der Grundstock unseres deutschen Volkes bleibt, was er bisher gewesen, ist auch die Aussicht, daß es gelingen werde, den Faden unserer christlichen Geschichte abzuschneiden,

in weite Ferne gerückt, ja es ist in diesem Falle sogar unter günstigen Umständen eine Rückkehr der abgewichenen Elemente auf den Boden unseres geschichtlichen Daseins möglich. Das Volk soll deßhalb durch eine entsprechende Schulgesetzgebung daran verhindert werden, sein geschichtliches und religiöses Leben in seinen Kindern fortzusetzen. Ja man will gegen alle Gesetze der Natur und der Societät von unten aus, d. i. durch die Kinderwelt einen neuen Strom in die Familie hinaufleiten.

Wer will es läugnen, daß in diesem ganzen Schulkampf eigentlich nur unser christliches Volk der leidende und verlierende Theil ist? Alle anderen Parteien können sich mit jedem Stadium der Auflösung abfinden — wenn nur die Kirche beseitigt ist. Die durch ihren Abgang entstehende Leere werden sie durch irgend ein Surrogat — heiße dieses Rationalismus oder Materialismus — ausfüllen. Nur das christliche Volk hat verloren, was ihm durch nichts ersetzt werden kann — das Erbgut der Väter, die tausendjährige Grundlage seines Erziehungswesens, die einzige Garantie, daß seine Kinder im Geiste der väterlichen d. h. des christlichen Hauses erzogen werden. Aber allerdings muß der Schulkampf unerbittlich dieses Opfer verlangen, wenn anders es gelingen soll, aus dem Schmelztiegel, den die moderne Pädagogik in ihrer neuen Schule bereit hält, ein ganz neues Volk hervorgehen zu lassen.

Was hat man nicht Alles gethan, um diesen Thatbestand zu verdunkeln und den wahren Sachverhalt im Schulstreit zu fälschen! Welche taktischen Künste hat man nicht ersonnen, um die Welt glauben zu machen, die Angriffe der Gegner unserer christlichen Schule gälten nicht der christlichen Familie und dem christlichen Volke, sondern nur einer Partei unter uns! Es ist ein nur zu wahres Wort, das einmal in diesen Blättern (s. Histor.-polit. Blätter 1868, Bd. LXI, S. 105) ausgesprochen worden: „Die Kämpfe dieser Zeit werden meistens maskirt geschlagen". Man

spricht von einer klerikalen Erziehung und meint die Erziehung des deutschen christlichen Hauses, sowie die ihr entsprechende Schulerziehung. Man spricht und thut, als ob die Kirche ein Recht vertheidige, das ausschließlich dem Klerus und der Kirche zu gute komme und unter den heutigen Verhältnissen keinen Boden mehr habe. Und doch vertheidigt die Kirche in diesem Schulkampfe nicht blos ihr eigenes Recht, sondern auch das Recht der christlichen Familie und des Volkes; sie wahrt nicht bloß ein Stück kirchlichen Inventars, sondern auch die unverfälschte Fortentwicklung unseres Volkes auf seiner geschichtlichen und christlichen Grundlage. Man spricht und thut, als ob das Volk von einem klerikalen Joche befreit werden müßte. In Wahrheit will man es befreien von seinem heiligen Rechte, seine Kinder auch durch die Schule in der Religion des Vaterhauses erzogen zu wissen. Die Freiheit, die man da im Munde führt, ist eine von jenen Freiheiten, die dem Volke aufgezwungen werden müssen, und die dazu nöthigen, fortwährend Gewalt zu brauchen, damit sie nicht abgeworfen werden.

Die Arglist, welche die Gegner der christlichen Schule eine solche Kampfesweise wählen läßt, ist leicht zu erkennen. Man will den Sprachgebrauch fälschen, um eine große Volksangelegenheit zur Parteisache degradiren zu können. Man will die öffentliche Meinung irreführen, die Kraft der Vertheidiger der christlichen Schule lähmen, das Volk von der Vertheidigung seines kostbarsten Besitzes fernehalten und einen Titel schaffen, der eine scheinbare Berechtigung gibt, über ein durch die Jahrhunderte geheiligtes Recht hinwegzugehen. Denn über ein Parteiinteresse läßt sich allerdings leichter hinweggehen, als über eine große Volksangelegenheit, die einen geschichtlichen Rechtstitel für sich hat, wie kaum ein zweiter existirt.

Uebrigens verräth der kirchenfeindliche Liberalismus nur zu deutlich seinen Unglauben an die Wahrheit der Anklagen,

die er den Vertheidigern der christlichen Schule entgegenhält. Wie denn anders läßt sich seine instinktmäßige Abneigung gegen die Unterrichtsfreiheit, ja seine wahre Furcht vor derselben erklären? Er kennt nur zu gut jene tiefe Quelle, welche immer wieder hervorbricht, wenn man auch noch so sorgfältig sie verschüttet zu haben glaubt. Eine tausendjährige Geschichte läßt sich nicht so leicht hinwegdekretiren. Selbst in Belgien[1]) und Frankreich, diesen doch so vielfach von Unglauben durchzogenen Ländern, könnten die Staatsschulen die Concurrenz mit den freien christlichen Schulen nicht bestehen, wenn ehrliche Freiheit gegönnt würde. Die christliche Geschichte des Volkes will eben weiter fließen, und sie wird unfehlbar weiter fließen, wenn nicht von Staatswegen Dämme dagegen aufgerichtet werden. Die zwanglos fortfließende Geschichte soll eine Gefahr für die Freiheit sein, dagegen werden die Gewaltmaßregeln, die man ergreift, um den Strom aufzuhalten oder abzuleiten, als Schutzwehren für die Freiheit des Volkes ausgegeben.

Ist es nicht eine zum Nachdenken auffordernde Thatsache, daß Väter, die für ihre Person nur mehr im losesten Zusammenhang mit der Kirche stehen oder auch mit dem Glauben ganz gebrochen haben, ihre Kinder kirchlichen und sogar klösterlichen Anstalten zur Erziehung übergeben? Es mag dieses zunächst als eine Anerkennung der Treue und Gewissenhaftigkeit zu betrachten sein, womit in solchen Anstalten die Jugend erzogen wird. Aber es liegt darin auch ein nicht zu unterschätzendes Zeugniß dafür, daß in solchen Anstalten nicht die Erziehung einer Partei, nicht eine neue und selbstgemachte, sondern die uralte Erziehung des Volkes mitgetheilt wird. Denn einer Partei liefert der Vater seine Kinder nicht so leicht aus. Aber sein eigener Indifferentismus

1) Wir haben hier das Belgien unter dem verflossenen Ministerium Frère-Orban im Auge. Die Zustände von damals können sich aber unter jedem liberalen Ministerium wiederholen.

hindert ihn nicht, seinen Kindern ein Gut zu gönnen, das auf festerem Grunde ruht, als auf dem der Tagesmeinung, ein Gut, das sie überdieß in geistiger Gemeinschaft mit ihrem Volke und mit ihren Vorfahren erhält.

Die Vertheidigung unsrer christlichen Schulen hat es aber nicht bloß mit jener heuchlerischen Zeitungsphrase zu thun, welche das Volksthümlichste, was es im Erziehungswesen gibt, zu einer bloßen Parteisache degradiren möchte, sondern noch mit einem ernsteren Gegner, der im Namen einer neuen Erziehungswissenschaft der geschichtlich hergebrachten Erziehung jede fernere Geltung und Berechtigung abspricht und die Entscheidung über Erziehungsfragen für das Forum der freien pädagogischen Forschung und für die Männer des Faches in Anspruch nimmt.

Es ist die „moderne" Pädagogik, die wir im Auge haben. Bei der auf diesem Gebiete noch vielfach obwaltenden Unklarheit ist es nicht überflüssig, das Wort „modern" zu betonen. Die christliche Pädagogik ist bekanntlich keine moderne, sondern in ihren Grundlinien seit Beginn des Christenthums vorgezeichnet. Es ist aber begreiflich, wenn heutzutage diese Pädagogik von den in der pädagogischen Debatte sich vordrängenden Männern gar nicht mehr als ebenbürtig anerkannt werden will. Die christliche Pädagogik will die rechte Volkserziehung nicht erst erfinden, sondern nur die uralte christliche Erziehung in ihrer ganzen Reinheit darstellen. Sie weiß, daß sie auf einem Grunde baut, der längst gelegt ist.

Die „moderne" Pädagogik dagegen betrachtet die rechte Volkserziehung als ein Problem, das ihr zu lösen zukomme, und sie schreibt sich allein die Fähigkeit zu, dieses Problem zu lösen. Wenn man die Fortgeschrittenen der Partei hört, so ist sie berufen, der Menschheit neue Bahnen zu eröffnen, ja eine neue Geschichte zu begründen. Man weiß, welche fieberhafte Bewegung eine solche Auffassung des pädagogischen Berufes entzündet hat. Die nunmehr durch ein ganzes Jahrhundert sich hindurchziehenden Verhandlungen über das

neue Problem füllen ganze Bände in der Geschichte der Erziehungskunde. Theorien folgten auf Theorien, Systeme auf Systeme, des Experimentirens war kein Ende, und die Erwartung eines pädagogischen Messias hielt mehr als einmal die ganze gebildete Welt in Spannung. Ein nüchterner Beobachter aus dem dritten Decennium unseres Jahrhunderts meint, es muthe einen zuweilen an, „als ob die Erziehung erst zu uns beglückten Kindern des jüngsten Tages in die Welt gekommen wäre.“ Sogar über Princip und Ziel der Erziehung wurde in einer Weise gestritten, daß man sagen mußte: die tiefsten Grundlagen unseres Erziehungswesens stehen da in Frage. Wer zum ersten Male in ein Lehrgebäude oder auch nur in ein Compendium der Pädagogik eintritt, muß regelmäßig eine lange Vorhalle durchwandern, in welcher die verschiedensten, meist einander entgegengesetzte Theorien und Systeme aufgestellt sind. Der Neueintretende frägt sich erstaunt: sind wir da noch in einem christlichen Lande?

Seit Diesterweg ist es offenbar, daß sich unter der Hülle einer zunächst nur literarischen Bewegung eine Macht emporarbeitet, welche unser Volk, das bisher in Erziehungssachen einer höheren Ordnung gehorchte, einem Menschenwillen und der herrschenden Tagesmeinung unterwerfen will. Das christliche Volk soll gezwungen werden, sein Erziehungswesen, das auf einem tausendjährigen Fundamente ruht, auf den Flugsand der in stetem Wechsel sich hervordrängenden Parteidoktrinen übersetzen zu lassen. Man würde sehr oberflächlich urtheilen, wenn man in den durch ein Jahrhundert fortgesetzten Verhandlungen über die Erziehungsfrage blos akademische Erörterungen oder theoretische Exercitien erblicken wollte. Man hat hier vielmehr eine eigenthümliche, vorher nie gesehene Ausgestaltung des Naturalismus vor sich, der sich in ein pädagogisches Gewand hüllte. Die „moderne“ Pädagogik hat eine Erziehungsfrage recht eigentlich erst geschaffen, indem sie den von Rousseau in die Welt hinein-

geworfenen Gedanken, die Welt einmal von unten, d. h. von der Kinderwelt aus, neu aufzubauen, ergriff und mit aller Sorgfalt pflegte. Sie hat ihn gepflegt schon zu einer Zeit, wo das Volk im alten christlichen Europa noch ganz und voll auf dem Standpunkte des christlichen Glaubens stand. Als die antikirchlichen Parteien in der Oeffentlichkeit eine Macht wurden, fanden sie in der „modernen" Pädagogik ein Instrument vor, mittelst dessen man unter dem Scheine der Wissenschaftlichkeit die alte christliche Schule bekämpfen und allmählig aus den Angeln heben konnte. Die endlosen Verhandlungen über Erziehung und Erziehungsfragen hatten in weiten Kreisen vergessen lassen, daß das deutsche Volk bereits seine auf Religion und Geschichte begründete Erziehung hat; man hatte sich vielfach dem Eindruck hingegeben, als ob das Erziehungswesen unseres Volkes ein noch im Flusse begriffenes Element wäre, dem sich nach Belieben diese oder jene Richtung anweisen lasse. Wie sehr eine solche Stimmung den Neuerungsparteien zu gut kam, die nach einer geistigen Umwandlung des Volkes durch eine neue Schulerziehung verlangten, liegt auf der Hand. Die „moderne" Pädagogik hatte die unter unseren deutschen Verhältnissen unentbehrlichen Vorarbeiten besorgt. In Ländern, über welche die Revolution hinweggeschritten ist — wir erinnern an Frankreich und Italien — wird die Schule ohne Gott mit einem Schlage hergestellt. Für das Volk der Denker sind theoretische Vorarbeiten nothwendig; die Geister wollen für das Neue gründlich vorbereitet sein, und da gilt es vor Allem die Schule von ihrem festen geschichtlichen Grunde herabzuwerfen, um sie den Männern des Tages überliefern zu können. Man mußte dahin wirken, daß die Erziehungsfrage als eine offene und fließende angesehen werde, damit unter günstigen Constellationen die moderne Erziehungswissenschaft ihr entscheidendes Votum einlegen könne.

Was es aber für die Freiheit des Volkes bedeutet, wenn die Erziehungsangelegenheit als eine offene Frage und demnach

als eine Angelegenheit behandelt wird, welche von den Männern des Faches entschieden werden soll, das muß jedem einleuchten, dem das Parteiinteresse nicht das Verständniß für eine große Volksangelegenheit verschlossen hat. Wäre die rechte Erziehung erst eine Sache der freien Forschung und würde die Gestaltung der Schule von den etwaigen Resultaten dieser Forschung abhängen, so wäre das Volk mit seinen heiligsten Rechten in die Hände der Forscher gegeben. Die Pädagogen wären dann seine Gesetzgeber. Denn was in der Schule mitgetheilt wird, das soll ja einstens die Richtschnur des Lebens werden. Dem Volke, das sich natürlich an der pädagogischen Forschung nicht betheiligen kann, wäre jede Einsichtnahme in das öffentliche Erziehungswesen, jede Kenntniß darüber, ob seine Kinder auch in der Religion des Vaterhauses oder gegen dieselbe erzogen werden, verschlossen. Es würde sich wiederholen, was sich einst im 15. und 16. Jahrhundert bei Einführung des römischen Rechtes in Deutschland begeben hat. „Der neue Juristenstand, sagt Janssen, wurde eine vom Volke durch Geist und Sprache verschiedene Rechtskaste, welche sich über das ‚unmündige' und ‚rechtsunkundige' Volk vornehm hinwegsetzte, alle unmittelbare Beziehung zum Volksbewußtsein, allen Zusammenhang mit dem ursprünglichen deutschen Rechtsleben verlor... Das Recht war kein Gemeingut des deutschen Volkes mehr, vielmehr trat zwischen dem Volk und seinem Rechte ein tiefer Zwiespalt ein. Von jeder Theilnahme an den richterlichen Geschäften ausgeschlossen und seinen eigenen Angelegenheiten entfremdet, bekam das Volk Ursache genug, den Glauben an die Heiligkeit und Unparteilichkeit des Rechtes zu verlieren und die Justiz als eine fremde, über ihm stehende Macht zu betrachten." [1])

Welches wird das Schicksal unseres christlichen Volkes unter der Herrschaft einer emancipirten Pädagogik sein? Offenbar kein besseres als das des deutschen Volkes unter

1) Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, I, 476.

der Herrschaft eines aus der Fremde eingeschleppten Rechtes, wohl aber ein noch viel schlimmeres. Oder hat die Einsichtnahme in das öffentliche Erziehungswesen, dem seine Kinder unterstellt werden sollen, für das Volk nicht ein noch höheres Interesse, als selbst die Rechtsprechung? Und wenn man von dem fremden Rechte sagen konnte, daß es wie eine unheimliche Macht über dem Volke geschwebt habe, kann man das nicht vielmehr von einer Pädagogik sagen, die von jeder Fühlung mit der christlichen Volksseele abgeschnitten ist, ja eine solche Fühlung sogar verschmäht, dabei aber ohne Unterlaß die Herrschaft über die Schule und somit über unsere Kinder begehrt? Die „moderne" Pädagogik wird sich freilich hüten, in der Weise, wie die Juristen des neu eingeschleppten römischen Rechtes zu thun pflegten, von einem „unmündigen" und „unkundigen" Volke zu sprechen, denn derlei Redensarten sind nicht mehr ganz zeitgemäß. Indessen ihre Auslassungen über die christliche Schule und Pädagogik, welche sie als Mächte der Finsterniß und Volksverdummung bezeichnet, gelten in Wahrheit dem christlichen Volke, das hinter jenen steht, und lauten, in ehrliches Deutsch übersetzt, jenen Ehrentiteln nicht unähnlich, die den römischen Juristen geläufig waren.

Von dem Augenblicke an, wo eine emancipirte Pädagogik, wie z. B. die Pädagogik Diesterwegs und der allgemeinen deutschen Lehrerversammlungen, die Herrschaft über die Schule erhält, ist das Band zwischen der Schule und dem christlichen Hause zerschnitten. Die Erziehungskunde hört auf, ein Gemeingut des ganzen christlichen Volkes zu sein; sie wird eine Fachangelegenheit, gleichsam eine esoterische Lehre, und die große Masse der Menschen, mit einem Worte, das Volk ist in Bezug auf eine seiner heiligsten Angelegenheiten in den Zustand der Unmündigkeit und Hörigkeit versetzt. Daß in der Schule ein anderer Geist als der Geist des christlichen Hauses zur Herrschaft kommt, ist nur mehr eine Frage der Zeit. Heute wird Diesterweg, morgen Herbart,

übermorgen Dittes den Ton angeben, bis endlich wieder ein neues Gestirn am pädagogischen Himmel aufsteigt, dessen Führung sich die tonangebende Partei überlassen will. Ueber die Schultern des emancipirten Pädagogen steigen aber die politischen Parteien in die Schule ein, um dort endgiltig ihre Herrschaft zu begründen. Denn die Schule ist für die zur Herrschaft emporstrebenden Parteien ein zu kostbares Objekt, als daß man sie auf die Länge ganz den Doktrinären und Theoretikern überlassen könnte. Das Volk aber wäre dazu verurtheilt, bei dem Schauspiel, in welchem sich die Parteien um die Herrschaft über seine Kinder streiten, die Zuschauerrolle zu übernehmen.

Beim Ausblick in eine solche Gestaltung der Dinge wird man unwillkürlich an ein Wort erinnert, das der alte Göttinger Lichtenberg unter dem Eindruck der ersten (philanthropischen) Bewegung auf dem Gebiete des Erziehungswesens niedergeschrieben hat: „Bewahre Gott", sagt er, „daß der Mensch, dessen Lehrmeisterin die ganze Natur ist, ein Wachsklumpen werden soll, worin ein Professor sein erhabenes Bild abdruckt".[1]) Heutzutage müssen wir sagen: bewahre Gott, daß unsere Jugend, welche den Stempel einer tausendjährigen christlichen Geschichte an sich trägt, ein Wachsklumpen werden soll, worin ein emancipirter Pädagoge sein erhabenes Bild abdruckt. In der That handelt es sich auch in der Schulfrage wie in allen damit zusammenhängenden Fragen nicht blos um die Religion, sondern auch um die Freiheit des Volkes, um seine unverfälschte Fortentwicklung, um seine Würde. Oder ist, um ein naheliegendes Beispiel anzuführen, bei der Frage über den Fortbestand unserer confessionellen Schulen die Freiheit des Volkes und das väterliche Erziehungsrecht nicht auch mitbetheiligt? Es ist doch klar, daß nur die auf der Religion des christlichen Hauses, d. h. auf

1) Lichtenberg, Vermischte Schriften, herausg. von Lichtenberg und Kries. Göttingen 1800 Bd. I. S. 227.

der Confession ruhende Schulerziehung vom Volke verstanden und überwacht werden kann; denn die Erziehungslehre, welche sie repräsentirt und verwirklicht, ist ein Gemeingut des ganzen christlichen Volkes. Aber gerade das ist der Stein des Anstoßes. Die confessionelle Schule ist den Parteien unzugänglich. Selbst der Autokrat, so viel er auch die Schule zu seinen Zwecken mißbrauchen wollte, vermöchte doch nicht die eigentliche Volksseele anzugreifen, solange der angestammte Glaube des Volkes darin herrschend bleibt. Die politischen und kirchenfeindlichen Parteien sind der confessionellen Schule gegenüber in der gleichen Lage. Es ist für sie — bei uns wenigstens — eine Bedingung für erfolgreiches Wirken, daß sie für den Anfang unbemerkt in der Schule arbeiten können. Das vermögen sie aber nicht, solange die Erziehung, welche die Schule gibt, im Wesentlichen diejenige des christlichen Hauses ist. Darum der Freiheit eine Gasse! Die Freiheit aber, die sie im Auge haben, ist nicht die Freiheit des christlichen Volkes, sondern die Freiheit der Parteien. Für das Volk aber ist das Recht auf die confessionelle Schule die Magna charta, auf die sich ein Jeder, Arm und Reich, Hoch und Nieder berufen kann, als auf die Verbriefung des väterlichen Rechtes, seine Kinder auch durch die Schule in der Religion des Vaterhauses erzogen zu wissen.

Soll die Erziehungsfreiheit nicht blos eine Freiheit des Pädagogen, nicht bloß eine Freiheit der eben herrschenden Partei, sondern in Wahrheit eine Freiheit des Volkes sein, so darf die Volkserziehung nicht als eine Sache der freien pädagogischen Forschung gelten, sondern sie muß auf einem festen geschichtlichen Grunde ruhen. Und diesen kann ihr nur die Religion geben.

XLV.

# Römische Jubiläumswanderungen im Jahre 1895.

II. Zu Italiens berühmtestem epischen Dichter.

In Rom streiten sich vorzüglich zwei Hügel miteinander, die schönsten Aussichtspunkte und Promenaden und darum die beliebtesten Rendezvous-Plätze zu bieten. Der eine ist der Monte Pincio, der schon im Alterthum der öffentliche Garten Roms war und auch heutzutage ein wahres Paradies ist. Der andere ist der Monte Gianicolo, jenseits des Tiber, dem wohl jeder Rombesucher ein paar Stunden, wenn er mehr Zeit hat, sicherlich wiederholt widmet. Wir waren eine ganze Gesellschaft, als wir bei gewaltiger Hitze durch die staubigen Straßen schlenderten, über den Tiber nach S. Maria in Trastevere uns begaben und von da nach S. Pietro in Montorio hinauf. Die große Terrasse hier oben bietet schon eine der großartigsten Stadtansichten. Kuhn sagt: der Anblick von hier aus „ist so schön, so entzückend, daß der Schauende unwillkürlich sich sagt: der kann nie mehr ganz unglücklich sein, der einmal hier oben gestanden, denn im größten Leiden müßte die Erinnerung daran den bittersten Wermuthstropfen versüßen". Durch die verschiedenartigsten Sträucher und Bäume gelangen wir an die imponirende, großartig in Stein gefaßte Mündung der Paulinischen Wasserleitung und weiter von da in die Margarethenpromenade. Ein schöneres Bild nach dem anderen

fesselt das Auge, das durch die Lichtungen der Palmen und Steineichen, Lorbeer- und Rosenhecken und anderer Ziergewächse hindurch, bald rechts hinab blickt und über das unermeßliche Gebäudemeer dahinschweift, wo die schöngeschwungenen vielen Kuppeln und die charakteristischen viereckigen Basilikenthürme vermischt mit den gewaltigen, hochragenden Ruinen des Alterthums so reiche Abwechslung bieten; bald mehr gerade aus auf jener einzig in der Welt dastehenden, wunderbar geformten Wölbung ruht, mit welcher Bramantes und Michelangelos Riesengeist das Grab des ersten Papstes überspannt haben; bald weiter hinaus sich richtet, und die verschiedenen Ortschaften an den anmuthig sich windenden Linien der Albanerberge zu erkennen sucht oder gar sich sehnsuchtsvoll hinausverliert in die stimmungsvolle Campagna. So gelangen wir allmählich an der Tassoeiche vorbei zur Kirche und den Klostergebäuden von S. Onofrio.

Meine Gefährten hatten kein besonderes Interesse, hier einzutreten; ich aber lenkte, wie bereits bemerkt, mein Augenmerk unter Anderem auch auf die diesjährigen Jubiläumsstätten, und da man mir sagte, hier in S. Onofrio finden im April noch großartige Feierlichkeiten aus Anlaß eines Jubiläums statt, so blieb ich etwas hier zurück. Mein Führer geleitet mich durch eine Halle, über verschiedene Treppen hinauf und öffnet mir endlich am Schlusse eines langen Corridors die Thüre einer Zelle. In diesem einfachen Gemache lebte, von guten Mönchen freundlich aufgenommen und liebevoll verpflegt, im Frühling des Jahres 1595 ein tiefsinniger, weit über seine Lebensjahre hinaus gealterter und körperlich gebrochener Dichter und schrieb an einen guten Freund den schönen, immer wieder lesenswerthen Brief: „Che dirà il mio signor Antonio, quando udirà la morte del suo Tasso? Was wird mein Herr Antonio sagen, wenn er den Tod seines Tasso erfährt? Und nach meinem Dafürhalten wird diese Nachricht nicht mehr lange auf sich warten lassen; denn ich fühle mich am Ende meiner

Tage, da kein Mittel gegen dieses lästige Ungemach zu finden war, welches mich, wie ich wohl merke, gleich einem reißenden Gießbach unaufhaltsam fortreißt. Es ist keine Zeit mehr, die Halsstarrigkeit meines Geschickes, um nicht zu sagen, die Undankbarkeit der Welt anzuklagen, welche nun einmal den Triumph erleben will, mich als Bettler ins Grab gebracht zu haben, während ich noch immer hoffte, daß der Ruhm, den unser Jahrhundert gegen seinen Willen von meinen Schriften ernten wird, auch mich nicht ganz unbelohnt lassen würde. Ich habe mich in dieses Kloster S. Onofrio begeben, nicht nur weil die Luft hier als am besten in ganz Rom von den Aerzten gelobt wird, sondern auch um von dieser erhabenen Stätte aus und im Gespräch mit diesen frommen Priestern meinen Verkehr im Himmel zu beginnen. Bittet Gott für mich und seid versichert: wie ich Euch in diesem Leben jederzeit geliebt und geehrt habe, so werde ich auch im Jenseits, wo ja viel mehr ein wahres Leben ist, alles für Euch thun, was ungeheuchelter, aufrichtiger Liebe geziemt. Damit empfehle ich Euch und mich selbst der göttlichen Gnade".

Nur zu bald, sagt ein italienischer Biograph, sollte diese Voraussagung des Dichters bezüglich seines baldigen Hinscheidens in Erfüllung gehen. Torquato Tasso, der gefeierte Dichter des „befreiten Jerusalems", starb am 25. April 1595. Die Zelle, in welche der Führer uns geleitet, ist sein Sterbegemach, das Zeuge seines so schönen und erbauenden, ein vielbewegtes unruhiges Leben so friedlich und gottergeben abschließenden Todes war.

Am 10. April gesellte sich zu seinem übrigen Leiden noch ein heftiges Fieber, so daß die Aerzte erklärten, er werde nicht mehr lang zu leben haben. „Mit größter Gemüthsruhe nahm Tasso die Kunde hievon auf und dankte unter Umarmungen dem Arzte für diese erfreuliche Meldung; dann hob er die Augen gen Himmel und pries Gott, daß Er ihn jetzt nach so langen Stürmen in den Hafen führen

wolle, und von diesem Augenblicke an hörte man ihn nichts mehr reden von irdischen Dingen und vom Ruhme bei der Nachwelt, sondern ganz für das himmlische Jerusalem eingenommen, beschäftigte er sich mit jenen heiligen Akten, welche ihm den Eintritt in diese selige Stadt erleichtern sollten. Auf die Frage, wo er begraben zu werden wünsche, antwortete er: in der Kirche des hl. Onofrius; und aufgefordert, sein Testament zu machen und eine Inschrift auf sein Grab anzugeben, meinte er lächelnd: „was das erste betrifft, so habe ich ja nur äußerst wenig zu hinterlassen, und hinsichtlich des zweiten genügt ein einfacher Stein, um mich zu bedecken." Als der Cardinal Cintio, welcher an Tasso's Sterbelager geeilt war, ihm den päpstlichen Segen und Sterbeablaß ertheilte, empfing ihn der Dichter mit der größten Andacht und sagte, das sei für ihn „il carro, sopra il quale sperava di gir coronato, non di alloro come poeta nel Campidoglio, ma di gloria come beato nel cielo" (der Wagen, auf welchem er seine Krönungsfahrt zu machen hoffe, nicht mit dem Dichterlorbeer auf dem Kapitol, sondern mit dem Glanze der Heiligen im Himmel). Außerdem bat er noch, um seinen, wie er fürchtete, bisher zu sehr gehegten Ehrgeiz zu sühnen, daß alle Copien seiner Werke gesammelt und dem Feuer übergeben werden. Am 24. April hatte er die heilige Wegzehrung und letzte Oelung empfangen. Die Nacht auf den 25. brachte er im Gebete mit seinem Beichtvater und einigen anderen Patres und in andächtigen Zwiegesprächen mit seinem Cruzifixe zu. Gegen Morgen nahte die Auflösung: Tasso umfing noch krampfhafter und inniger das Bild des Gekreuzigten und begann die Worte zu beten: In manus tuas . . .; noch ehe er sie vollendet hatte, war seine Seele entflohen.

Dieser schöne Tod des großen Dichters versöhnt uns wieder mit seinem ruhelosen, unstäten Leben.[1])

1) Wir folgen dabei neben Berücksichtigung neuerer Autoren größten-

Wer von Neapel schon nach Capri gefahren ist, hat sicher auch die wundervolle Lage des Städtchens Sorrent am Ufer des Meeres bewundert. Als ich vergangenes Frühjahr diese Tour machte, zeigte mir ein Einheimischer mit Stolz das Geburtshaus des Gefeierten. An diesem schönen Fleck der Erde erblickte also Torquato am 11. März 1544 das Licht der Welt und wurde bis zum 7. Lebensjahre im Elternhause erzogen. Der Vater stand im Dienste des Fürsten von Sanseverino und ging, als letzterer wegen Abfalls vom Kaiser zum Tode verurtheilt war, ebenfalls seines Hauses und seiner Einkünfte verlustig, so daß er kein sicheres Heim mehr hatte. Torquato wurde nun in die Schule der Jesuiten nach dem nahen Neapel gebracht, wo er bis zum 10. Lebensjahre blieb, um dann mit dem Vater nach Rom zu ziehen. Auch die Mutter sollte dorthin kommen, ward aber von Verwandten gehindert und starb im Schmerz der Trennung am 13. Februar 1556. Gleich ihrem Gatten hatte auch sie mit Poesie sich beschäftigt und hinterließ eine Canzone und 49 Sonette.

Politische und andere Rücksichten veranlaßten den Vater Torquato's, mit seinem Sohn ein förmliches Wanderleben zu führen, zuerst nach Bergamo, dann Pesaro und Venedig. Da er aber seinem Kinde doch eine angesehene Laufbahn sichern wollte, so schickte er es zum Rechtsstudium nach Padua. Aber in Torquato steckte nicht eingetrocknetes juristisches, sondern schon von den Eltern ererbtes, feurig aufwallendes poetisches Blut, seine Freude waren nicht die Codices, sondern die Poesie; darum klagt er über diesen Aufenthalt:

„Ingrati studi, dal cui pondo oppresso
Giaccio ignoto ad altrui, grave a me stesso."
(Undankbar Studium, das als schwere Last
Mich machet Andern fremd, mir selbst verhaßt).

theils dem Werke: La Gerusalemme liberata di T. Tasso con variante e note del Colombo, del Gherardini e del Cavedoni. Mantova 1828.

Hier in Padua erschien um 1562 sein romantisches Heldengedicht „Rinaldo", welches ihm viele Bewunderung und überall großen Ruhm eintrug. Auch entstand hier der Entwurf zu seinem Hauptwerke, dem Epos „Goffredo" oder Gerusalemme liberata, das die Befreiung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon zum Gegenstande haben sollte. Die mißliebigen Studien setzte Torquato in Bologna fort, kehrte aber, als man ihn in dieser Stadt verdächtigte, Satyren auf Lehrer und Schüler verfaßt zu haben, wieder nach Padua zurück, um von da, einer Einladung des kunstsinnigen Cardinals Luigi d'Este folgend, nach Ferrara überzusiedeln. Hier lernte er die beiden Fürstinen Leonore und Lucrezia kennen und wurde durch sie auch dem Fürsten Alphons, ihrem Bruder, vorgestellt und auf's beste aufgenommen und gerne gesehen. Zwischen dem Cardinal und dem Dichter trat aber bald auf einer Reise nach Frankreich ziemlich gespanntes Verhältniß ein, so daß Tasso Urlaub erhielt. Nun nahm ihn der Herzog Alphons von Ferrara selbst zur Verherrlichung seines Hauses in seinen Dienst i. J. 1572. Schon bei seinem ersten Aufenthalt am herzoglichen Hofe hatte er sich in die Hofdame Lucrezia Bendidio verliebt. Dagegen läßt sich ein zwischen dem Dichter und einer der Prinzessinen bestehendes Liebesverhältniß, wie es im 17. Jahrhundert zum ersten Mal aufgetischt und von Goethe populär gemacht wurde, geschichtlich nicht nachweisen. Daß Tasso den Damen mit aller Galanterie begegnete, in verschiedenen Thesen bei einer Disputation die platonische Liebe vertheidigte, und in diesem Sinne auch poetische Complimente und Huldigungen darbrachte, lag schon in der damaligen Hofsitte; und wie der Dichter letzteres zu thun verstand, möge nur ein Beispiel, folgendes Madrigal, beweisen:

„Blickst du, mein Stern, nach oben
Zum schönen Himmel droben,
Möcht' ich der Himmel werden,
Daß, wenn du von der Erden

Mit Funken hell und rege,
Ausspäht nach meinen Blicken,
Ich tausendäugig möge
An deinen tausend Reizen mich erquicken."

In dieser Zeit entstand in weniger als zwei Monaten das Hirtendrama „Aminta", das ihm hohen Ruhm wieder eintrug und alles derartige am Hofe Geleistete in den Schatten stellte. Vorzüglich wurde der Dichter aber gedrängt, seinen „Goffredo" zu vollenden. Trotz öfterer Kränklichkeit arbeitete er fleißig daran und kamen ihm dabei die Erlebnisse am Hofe, die Schilderungen des Herzogs selbst vom Kriegs- und Soldatenleben gut zu statten. Im Jahr 1575 wurde das Epos abgeschlossen und sollte nun zuerst vor der Veröffentlichung guten gelehrten Freunden zur Revision übergeben werden. Der Dichter schickte sein Werk zunächst seinem Studienkameraden Scipio Gonzaga, einem tüchtigen Theologen, welcher noch andere Gelehrte und Humanisten zu Rathe zog. Aber Tasso konnte sich so in der Ferne betreffs ihrer Kritik nicht recht verständigen und reiste deßhalb selbst, trotz Abrathens von gewisser Seite, nach Rom. Hier verrichtete er seine Jubiläumsandacht und kam mit den verschiedensten Persönlichkeiten in nähere Beziehung, zunächst in Betreff seines Gedichtes. Erst im folgenden Jahre 1576 kehrte er nach Ferrara zurück. Aber Tasso war von da an nicht mehr derselbe, er war ein anderer geworden. Ruhe und Frieden waren für ihn zu Ende. Unter den verschiedenen Urtheilen, welche er in Rom über sein Werk zu hören bekam, waren natürlich auch ungünstige, hämische Bemerkungen liefen mitunter; das brachte dem bisher am Hofe etwas verhätschelten, so ruhmsüchtigen Dichter schon viele Unruhe; dazu kam ein Zwiespalt in ihn, wem er seine Dienste widmen sollte, dem Hof von Ferrara, für den Dankbarkeit und natürliche Billigkeit es verlangten, oder dem Hof derer von Medici, zu welchem er durch seinen Aufenthalt in Rom hingezogen wurde. Ferner beängstigten ihn religiöse Zweifel

und Skrupel, er habe nicht fest geglaubt u. dgl., so daß er sich selbst beim Inquisitor stellte. Endlich und wohl am meisten verwirrten ihn die Ereignisse in seiner Umgebung selbst. Seine Neider, deren viele waren, benutzten die Reise, um ihn zu verdächtigen, daß er in andere Dienste treten wolle. Tasso glaubte nun und er hatte Grund dazu, daß man in seiner Abwesenheit sein Pult erbrochen und seine Papiere gelesen habe. So wurde er noch unruhiger und gereizter. Als ihm eines Tages Einer recht grobe und verletzende Aeußerungen that, forderte er die Zurücknahme desselben und gab dem Beleidiger eine tüchtige Maulschelle. Dieser eilte fort, kehrte aber mit bewaffneter Hilfe zurück und machte auf Tasso einen Mordanfall. Der Dichter jedoch, ein gewandter Fechter, zog den Degen und vertrieb die feige Bande. Aber auf seine Nerven und sein Gemüth wirkte solches nur aufregender und zerrüttender: er wurde ganz tiefsinnig und melancholisch, erblickte überall nur Feinde und Verräther. In dieser Stimmung drang er einst im Zimmer der Herzogin von Urbino mit dem Messer auf einen Diener ein, den er in Verdacht hatte. Deßhalb wird er jetzt verhaftet, aber auf inständiges Bitten wieder freigegeben; ja der Herzog Alphons nimmt ihn sogar mit nach Belriguardo, um ihn durch Musik und Vergnügungen zu zerstreuen. Da Tasso von seinen Grübeleien nicht läßt, schickt man ihn nach Ferrara zurück und übergibt ihn den Franziskanern. Hier gefällt es ihm anfangs so gut, daß er den festen Willen hat, selbst in diesen Orden einzutreten, aber wieder kommen seine Skrupel und Bedenken bezüglich des Glaubens, dann der Absolution durch den Inquisitor; er verlangt, daß man ihn nach Rom zum Großinquisitor selbst lasse. Da dieses nicht zugegeben wird, ergreift er plötzlich i. J. 1577 die Flucht. Er wendet sich über Rom nach Sorrent, wo noch eine Schwester von ihm lebte. Diese täuschte er zuerst, indem er als Fremdling von ihrem Bruder Torquato erzählte, welch ein unglückliches, mit Verfolgungen verbittertes

Leben derselbe führe. Als die Schwester in ihrer Liebe zum Bruder in helles Klagen und Jammern ausbricht, gibt sich der Dichter zu erkennen und beide freuen sich des Wiedersehens. Nachdem er sich etwas erholt, sehnt er sich wieder nach Ferrara; schreibt dahin, erhält auch Verzeihung und wird wieder aufgenommen. Doch glaubt er, zurückgesetzt zu werden, und entflieht zum zweiten Male, zuerst nach Mantua, dann zum Herzog von Urbino. Bevor er dort eintraf, dichtete er die schöne Canzone an den Metauro:

„O del grande Appennino
Figlio piccolo si, ma glorioso . . .
Der Appennino's Höhen
Du zwerghaft zwar, doch ruhmeswerth entsprossen,
Erlaucht an Namen mehr, als klar an Fluthen!
Als Flüchtling komm mit Wehen
Zu deinem Ufer ich, dem sanften, guten,
Drob' Ruh' und Frieden scheinen ausgegossen".

Wie ergreifend klingt in derselben uns sein eigenes Weh und die liebende Erinnerung an Vater und Mutter entgegen, wenn es weiter heißt:

„Ach hätte dort auch ich mein Grab, erlegen
Des Unglücks ersten Schlägen,
Da frech Fortunas Hände mich entwanden
Als Kind der Mutter Schooße und den Küssen,
Die schmerzlich sie mit heißen Thränen tränkte.
Ich sah es noch, wie da sie aufwärts lenkte
Den Blick und bat; doch taub hat fortgerissen
Der Wind ihr Wort; nicht sollte Wang' an Wangen
An ihr ich ferner hangen
Und stets der treuen Arme Druck vermissen!

. . .

O Vater, den die Himmel froh umfingen,
Du weißt, wie schmerzlich ich um Dich mich härmte
Und seufzend wärmte
Dir Grab und Lager . . .
In herber Angst und harter
Armuth erwuchs ich so auf trüben Wegen;
Unzeitig schiens, an Geist, daß ich gewahre

Der Leiden tiefste Marter;
Doch lernt ich unter Schmerzen, bittren Schlägen
Gar früh die Bitterkeit der reifen Jahre;
Was krank, entblößt der Mann mit weißem Haare
Erlitt, erzählt' ich Euch rc.

Von Urbino wollte Tasso wieder nach Ferrara; er wählte aber einen schlechten Augenblick, nämlich als sich Herzog Alphons zum dritten Mal verehelichte. Dem Dichter wurde wenig Aufmerksamkeit geschenkt; deshalb ergeht er sich nun in Schmähungen und Schimpfreden, nimmt alle seine Lobgedichte auf das Haus Este zurück, verwünscht die Jahre, die er in diesem Hause zugebracht, kurz benimmt sich so, daß man mit Recht zweifeln mußte, ob er noch zurechnungsfähig sei. Dem Herzog reißt darob die Geduld und Tasso wird als Geisteskranker in das Irrenhaus Sant' Anna gebracht und dort, wie es scheint, besonders anfangs sehr strenge, fast unmenschlich behandelt, und sieben lange Jahre, von 1579 bis 1586 mußte er in dieser unglücklichen Gefangenschaft zubringen, ohne daß ihm besondere Erleichterungen oder viele Begünstigungen gewährt worden wären. Gegen seine poetischen Arbeiten wurde in dieser Zeit ein förmlicher Raubzug veranstaltet. Literaten und Buchdrucker gaben sein „Befreites Jerusalem“ heraus und bereicherten sich durch über 20 Auflagen, die dasselbe erlebte. Tasso erhielt keinen Soldo dafür, obwohl er in der drückendsten Noth lebte. Er klagt darüber mit bitteren Vorwürfen. Was ihm weiter noch sehr schwer fiel, das war der Streit der Kritiker über sein Epos. Camillo Pellegrini hatte einen Dialog herausgegeben: Il Carrafa, ovvero dell' Epica Poesia, und in diesem stellte er Tasso weit über Ariost. Da nahm für letzteren die Accademia della Crusca Partei, setzte Tasso mit großem Unrecht und neidig sehr herunter und griff, da sie die Widerlegung nicht aushalten konnte, zu Spott und Schmähungen. Das ging Tasso sehr nahe, doch erwiderte er ruhig und würdig aus seinem Gefängniß, wo

er auch seine Poesie nicht aufgab, sondern verschiedene Gedichte und Dialoge verfaßte und besonders viele Briefe schrieb, um alle Welt bezüglich seiner Befreiung in Bewegung zu setzen, denn er fühlte sich entsetzlich unglücklich. Ein schöner Zug ist, daß er in seiner Trostlosigkeit immer wieder Hilfe in seiner Religion und seinem Glauben sucht, im Gebet und Empfang der hl. Sakramente, in der Verehrung Mariä, „der Hilfe der Christen". Zu ihr singt er:

„Krank lag ich da. Vom tiefen Schlaf befangen,
Die schmerzgequälten Glieder endlich ruhten,
Von Frost erschöpft und heißen Fiebergluthen,
Und Todesblässe starrt auf meinen Wangen.

Da stiegst Du lichtgekrönt und lichtumfangen,
Maria, nieder wie auf Sonnenfluthen
Zu mir herab. Es sollte nicht verbluten
Mein armes Herz in Elend, Qual und Bangen.

Sankt Benedikt sah, rechts von Dir ich schweben,
Im Strahlenglanz, und leuchtend Dir zur Linken
Scholastika, hell wallt' ihr Schleier nieder.

O Königin, Dir weih' ich Lied und Leben!
In Deinem Aug' seh ich mir Rettung winken;
Du gibst mir Heil und süße Hoffnung wieder!"

Wie bemerkt, erfolgte endlich im Jahre 1585, am 6. Juli die Freilassung des Dichters auf die Vorstellungen des Vincenz Gonzaga hin, bei welchem der Benediktinermönch Don Angelo Grillo für Tasso immer thätig war. Vorher hatten sich schon verwendet der Rath von Bergamo, der Großherzog von Toskana, Papst Gregor XIII. und Sixtus V. und Andere. Der Herzog Alphons versprach immer die Befreiung, aber hielt sie nicht, „vielleicht weil er die Sprache und die Feder des Dichters fürchtete". Es wäre hier die Frage aufzuwerfen, ob Tasso mit Recht ins Irrenhaus gebracht und so lange dort gefangen gehalten wurde. Die Sache ist noch nicht so aufgeklärt, um ein endgiltiges Urtheil darüber zu fällen. Daß Tasso's Benehmen und auch ein

Theil seiner Briefe wenigstens eine vorübergehende Unterbringung im Irrenhaus rechtfertigt, dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen, wenn man andererseits auch annehmen muß: wären für den Fürsten Alphons keine anderen Gründe vorgelegen, dann hätte er wohl trotz alledem den Dichter, dem sein Haus so großen Ruhm weit über Italien hinaus verdankte, doch nicht ins Irrenhaus gesteckt, ganz gewiß aber nicht so lange darin trotz des Verwendens der höchsten Persönlichkeiten zurückgehalten. Beweis dafür ist auch, daß Alphons nie mehr etwas von Tasso wissen wollte, ihn bei seiner Entlassung nicht vorließ und auch später im Jahre 1594, als der Fürst Carlo Gesualdo den Dichter mit nach Ferrara bringen wollte, es kurzweg abschlug, denselben zu empfangen.

Tasso seinerseits bewahrte im Herzen immer eine gewisse Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen den Fürsten; noch einer seiner letzten Briefe zeigt das. Aber in seinem Epos, das er nun selbst im Jahre 1593 ziemlich stark umgearbeitet unter dem Titel: „Gerusalemme conquistata" herausgab, merzte er doch Alles aus, was an das Haus Este erinnerte und zu dessen Verherrlichung diente. Die erste Ausgabe, das „Befreite Jerusalem", war ja ganz dem Fürsten gewidmet. Nachdem er in der ersten Strophe der Einleitung den Helden des Gedichtes, Gottfried, vorgeführt, folgte in der zweiten die schöne Anrufung der Muse:

„O Muse, die mit welken Lorbeerkronen
Nie auf dem Helikon die Stirn umflicht,
Doch die im Himmel, wo die Sel'gen wohnen,
Strahlt mit des Sternenkranzes ew'gem Licht:
Hauch in die Brust mir Gluth aus Himmelszonen,
Erleuchte du mein Lied! ꝛc.

und die dritte Strophe enthielt die Widmung an Alphons: „Tu magnanimo Alfonso" sang er,

„Großmüthiger Alphons, erhabner Retter
Des irren Wandrers, den das Glück verrieth,
Der aus dem Wogendrang, aus Sturm und Wetter

Gescheitert fast an deinen Hafen flieht:
Mit heitrer Stirn' empfange diese Blätter;
Wie zum Gelübde weih' ich dir mein Lied."
u. s. w.

Die zweite Bearbeitung, „Das wiedereroberte Jerusalem" enthielt diese Widmung nicht mehr und es war auch sonst Vieles verändert, was der jetzigen Gesinnung des Dichters nicht mehr entsprach. Es wurde aber von jeher und wird heut zu Tage noch die erste Ausgabe als viel besser, poetisch frischer und farbenprächtiger, man kann hinzusetzen, und pikanter gelobt. Marcantonio Bonciaro sagt: „man kann ‚das befreite Jerusalem' das Werk der Muse nennen, und ‚das eroberte' das des Tasso, aber des gealterten und gebrechlichen Tasso." Der Dichter selbst aber hielt die zweite Ausgabe für die vorzüglichere: sie kommt mir vor, sagt er, „wie eine neue Geburt meines Intellektes. Der ersten stehe ich fremd gegenüber, wie die Väter den unbotmäßigen Söhnen, die im Verdacht stehen, ehebrecherisch erzeugt zu sein. Diese aber ist entsprungen meinem Geiste, wie Minerva dem des Jupiter; deßhalb würde ich ihr das Leben und selbst die Seele anvertrauen." (Brief an Monſ. Panigarola.)

Auf Monte Cassino, wo er 1592 das Weihnachtsfest „bei seinen Vätern und Freunden," den Söhnen des hl. Benediktus zubrachte, denen er ein schönes Gedicht widmete, hatte er diese Umarbeitung vollendet; 1593 erschien sie im Druck.

Was den übrigen äußeren Lebensgang des Dichters betrifft, so waren die letzten neun Jahre, von der Entlassung aus dem Irrenhaus bis zum Tode wieder ein beständiges Wanderleben, von Ferrara weg nach Mantua, dann nach Bergamo und von hier über Loretto, wo er das Gelübde machte, seine Poesie nie mehr profanen Dingen zu widmen, nach Rom. Als er hier nicht die Aufmerksamkeit und Versorgung, die er erwartet hatte, auf der Stelle fand, wandte er sich ungeduldig, der größten Noth ausgesetzt, ohne Geld

und nur auf Unterstützungen angewiesen, nach Neapel und zu den Mönchen von Monte Oliveto. Dann folgte wieder ein rasch aufeinander folgendes Hin- und Herreisen nach Rom, Florenz, wieder nach Rom, Mantua und Neapel und schließlich — nachdem er bald in Ehren und Ansehen an den verschiedenen Orten aufgenommen und verpflegt war, bald erneut die bitterste Noth durchgemacht hatte, einmal sogar weil krank, sowie ordentlicher Kleider und Geldes baar, in einem von seinem Vorfahren Jac. Tasso für Arme gestifteten Spital aufgenommen werden mußte — endgiltig nach Rom. Dieses beständige Wandern, seine Noth und dabei fortdauernde Kränklichkeit hinderten ihn aber doch nicht, manchmal die schönsten Gedichte zu verfassen, ja waren sogar öfters die Ursache. So entstanden in dieser Zeit das herrliche Gedicht über Loretto; Monte Oliveto; die schöne Canzone „Alma inferma e dolente," das allerdings nicht vollendete „Sette giornate del mondo creato", die ebenso schönen als andächtigen Stanzen sulle lagrime di Maria e di Gesù und Anderes.

Der Papst hatte dem Dichter einen Gehalt von zweihundert Thalern ausgemacht und ihm erlaubt, im Kloster St. Onofrio sich niederzulassen; auch sollte die feierliche Dichterkrönung auf dem Kapitol an Tasso vorgenommen werden, seine Kränklichkeit veranlaßte aber einen Aufschub derselben und sein im April 1595 erfolgter, oben geschilderter Tod hinderte sie gänzlich; man legte nachträglich dem Entseelten den Lorbeer aufs Haupt. Cardinal Cintio sorgte für ein großartiges Begräbniß Der Leichnam wurde in kostbarer Kleidung und mit dem Lorbeer bekränzt in feierlichem Gepränge bis zum Vatikan und zurück getragen: das Gefolge der beiden Cardinäle Aldobrandini, der päpstliche Hofstaat, die Professoren des Archigymnasiums, sonst viele Edelleute und Gelehrte, Priester und Weltleute schloßen sich an. Cardinal Bevilacqua setzte ein einfaches Denkmal, das i. J. 1857 durch das jetzige große Mausoleum, welches

Pius IX. herstellen ließ, ersetzt wurde. Einige Zeit betrachte ich die hier angebrachte, von de Fabris modellirte, etwas zu modern gehaltene Statue des Dichters und zwei Gedanken sind es, die sich mir in Erinnerung an Tasso's Lebensschicksale aufdrängen, nämlich die: einmal, daß Tasso, der unglückliche und von innerer Unruhe gequälte Dichter bei den „Dunkelmännern" und „Finsterlingen", bei Priestern und Ordensleuten, hohen wie niedern, doch immer wieder die meiste Beruhigung, den größten Trost und die beste Hilfe unter Menschen fand, sie haben sich desselben, da ihn als lästigen unzufriedenen Menschen fast alle Andern mieden und zurückwiesen, ganz liebevoll angenommen und ihn verpflegt, obwohl sie weiter nichts von ihm zu erwarten hatten. Dann, daß Tasso in empfindlichster Weise auf Ehre, Anerkennung und Ruhm ausging und dieselbe soviel an den Höfen der Fürsten und Großen suchte, daß er aber dabei meist bittere Enttäuschungen durchzumachen hatte. Hätte er die Furcht, „zu sehr nach weltlichem Ruhm begierig gewesen zu sein", die ihn in seinen letzten Stunden befiel, schon von Anfang an in rechter Weise gehabt, so wäre ihm sicher viel Unruhe erspart geblieben. So mußte er erfahren das Wort des großen Kirchenvaters, den er später gerne gelesen, des hl. Augustin: „Unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in Gott."

---

## XLVI.

## Eine spruchreife Gesetzgebungsfrage.

Es ist kaum zwei Jahre her, daß die Erörterung über eine gesetzliche Bekämpfung des unlautern Wettbewerbes in Fluß gelangte. Selbst die Bezeichnung „unlauterer Wettbewerb“ hat sich erst seit dieser Zeit eingebürgert. Man versteht darunter die mannigfachen, vom unreellen Geschäftsbetrieb bei der Mitbewerbung angewandten Machenschaften, welche auf Täuschung des Publikums und Verdrängung der Mitbewerber abzielen. Seit Jahrzehnten wird im Deutschen Reich über die Zunahme dieses Unwesens[1]) in Handel und Gewerbe mit wachsender Lebhaftigkeit Klage geführt. Es hat auch nicht an Versuchen gefehlt, auf dem Wege der Selbsthilfe Wandel zu schaffen. Aber der Erfolg der zu diesem Zwecke in's Leben gerufenen Vereine war gering, da es überall an wirksamen gesetzlichen Handhaben fehlte.

---

1) Von der Ausdehnung und Vielgestaltigkeit desselben gibt ein anschauliches Bild die Sammlung typischer Fälle unlautern Geschäftsgebahrens, welche der Syndikus der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig, Dr. Stegemann, im Auftrage der Handelskammern Braunschweig, Goslar, Göttingen, Halberstadt, Halle a. S., Hannover, Hildesheim, Cassel, Minden, Nordhausen, Osnabrück zusammengestellt hat. Braunschweig, Verlag von Albert Limbach, 1894.

Auf einzelnen, scharf umgrenzten Gebieten gewährte allerdings die Reichsgesetzgebung schon bisher eine gewisse Sicherung gegen den Mißbrauch der von der Reichsgewerbeordnung statuirten Freiheit des Wettbewerbes. Die hier zunächst in Betracht kommenden Gesetze sind: das Gesetz betr. das Urheberrecht an Schriftwerken, Abbildungen, musikalischen Compositionen und dramatischen Werken vom 11. Juni 1870; das Gesetz betr. das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste vom 9. Januar 1876; das Gesetz betr. das Urheberrecht an Mustern und Modellen vom 11. Januar 1876; das Patentgesetz vom 25. Mai 1877 (ersetzt durch das Patentgesetz vom 7. April 1891); das Gesetz betr. den Schutz von Gebrauchsmustern vom 1. Juni 1891; das Markenschutzgesetz vom 30. November 1874 (ersetzt durch das Gesetz zum Schutz der Waarenbezeichnungen vom 12. Mai 1894). In beschränkterem Sinne gehören noch hierhin die Bestimmungen des Handelsgesetzbuches betr. den Firmenschutz (Art. 20, 26 und 27); die Bestimmungen des Reichsstrafgesetzbuches betr. das unbefugte Tragen von Orden und die unbefugte Annahme von Titeln und Würden, betr. die Berufspflicht zur Wahrung von Privatgeheimnissen, betr. die Verletzung des Brief- und Urkundengeheimnisses, betr. den Betrug sowie die Beleidigung und Creditgefährdung (§ 360, Ziff. 8, §§ 300, 299, 263, Abschnitt XIV, 2. Theil); die Bestimmung der Reichsgewerbeordnung betreffend das Abspenstigmachen von Arbeitern Seitens eines Concurrenten (§ 125) und endlich das Reichsgesetz betreffend den Verkehr mit Nahrungsmitteln, Genußmitteln und Gebrauchsgegenständen vom 14. Mai 1879.

Abgesehen von dem Gesetze zum Schutze der Waarenbezeichnungen, welches bereits unter dem Einflusse der auf gesetzliche Bekämpfung des unlautern Wettbewerbs gerichteten Bewegung zu Stande gekommen ist und auch zum ersten Mal diese Bezeichnung in unsere Gesetzessprache einführt, treffen

alle diese Bestimmungen[1]) nicht eigentlich den unlautern Wettbewerb im oben bezeichneten Sinne.

Am umfassendsten und vollkommensten wird der Schutz gegen Mißbrauch der Freiheit des Wettbewerbs in Frankreich gewährt und zwar auf Grund des Art. 1382 des Code civil, welcher den Grundsatz enthält, daß jede Handlung eines Menschen, welcher Art sie auch sei, die einem andern Schaden verursacht, denjenigen, durch dessen Verschulden der Schaden entstanden ist, denselben zu ersetzen verpflichtet („Tout fait quelconque de l'homme qui cause à autrui un dommage, oblige celui par la faute duquel il est arrivé, à le réparer.")

Der Art. 1382 hat seine Stelle im vierten Titel („Von den Verbindlichkeiten, die ohne Vertrag entstehen"), zweites Kapitel („Von den Delikten und Quasidelikten".) Ein Delikt in der Bedeutung des Code civil ist jede Handlung, durch welche Einer einem Andern vorsätzlich oder aus Fahrlässigkeit unbefugt Schaden zufügt. Als unbefugt stellt nicht bloß jede Handlung sich dar, welche besonders und ausdrücklich verboten ist, sondern Alles, wodurch das Recht eines Andern verletzt wird. Nun haben Doktrin und Rechtsprechung in Frankreich die Lehre von einer propriété an immateriellen Rechtsgütern herausgebildet. Solche immaterielle Rechtsgüter anerkennt und schützt die französisch-rechtliche Auffassung in zahlreichen Fällen, wo die deutsche Auffassung nur thatsächliche Zustände erblickt. Insbesondere gilt auch als ein immaterielles Rechtsgut die Gesammtheit der Erwerbs- und Geschäftsbeziehungen eines Kaufmannes und Gewerbetreibenden, z. B. Kundenkreis, geschäftliches Vertrauen, Geschäfts- und Fabrikgeheimnisse. Dieses Recht wird un-

1) Eine knappe Kennzeichnung derselben enthält das eben erschienene Schriftchen: „Die gesetzlichen Bestrebungen des Deutschen Reiches zur Bekämpfung des unlautern Wettbewerbs" von Dr. jur. Wilhelm Gewallig, München, J. Schweitzer's Verlag 1895.

befugt verletzt, wenn Mittel der Täuschung des geschäftlichen und gewerblichen Verkehrs angewendet werden und der Mitbewerber anders als durch eigene Leistungen oder Geltendmachung besonderer erworbener Rechte verdrängt werden soll. Der Richter untersagt auf die Klage des geschädigten Gewerbsgenossen die eine concurrence déloyale darstellende Handlung und setzt den erwachsenen Schaden nach seinem Ermessen, eventuell unter Zuhilfenahme von Sachverständigen, fest.

Die umsichtige und scharfsinnige Anwendung dieser Grundsätze durch die Rechtsprechung ist in Frankreich zu einem überaus wohlthätigen Regulator des geschäftlichen und gewerblichen Lebens und zu einem wirksamen Schutzmittel gegen die Ueberschreitung des Concurrenzrechtes geworden.

Unter den deutschen Rechtslehrern hat insbesondere Professor J. Kohler in Berlin immer und immer wieder, jedoch, wie er neuerdings selbst bezeugt,[1]) erfolglos den Satz vertreten, daß auch nach dem geltenden deutschen Rechte (dem gemeinen Recht, dem preußischen Landrecht, wie dem Code civil) gegen unlautern Wettbewerb ebenso vorgegangen werden könne, wie man in Frankreich und England auf Grund allgemeiner civilrechtlicher Grundsätze gegen concurrence déloyale bezw. unfair competition wirksam vorging. Alle dahin gerichteten Bestrebungen scheiterten an der Rechtsprechung des Reichsgerichts, welches wiederholt aussprach,[2]) „daß die Grundsätze des französischen Rechtes von der concurrence déloyale im Handelsgesetzbuche und im gemeinen Rechte keinen Boden haben.“ Selbst für die deutschen

1) In einem in Heft XII der „Neuen deutschen Rundschau“ veröffentlichten Aufsatz über „den unlautern Wettbewerb und seine Behandlung im Recht“.

2) Entscheidungen des Reichsgerichts in Civilsachen. Band XX, S. 71 u. ff.

Gebiete, in welchen der Code civil seine Geltung behalten hat (die preußische Rheinprovinz, Rheinhessen, die Rheinpfalz, Baden und Elsaß-Lothringen), ist der Art. 1382 hinsichtlich der Bekämpfung des unlautern Wettbewerbes ein todter Buchstabe geblieben, da das Reichsgericht die Anwendung der Grundsätze desselben schon dadurch bedeutend einschränkte, daß es den Schutz der Marken, Firmen 2c. durch die entsprechenden Reichsgesetze auch civilrechtlich für „einheitlich und erschöpfend geregelt“ erklärte, [1]) so daß landesgesetzliche Normen nicht weiter in Betracht kommen könnten, und überhaupt einen weitgehenden, jeder freieren und lebendigeren Rechtsauffassung abholden Formalismus zur Geltung brachte.

Anderseits sprach das Reichsgericht wiederholt eine Mißbilligung ersichtlich auf Täuschung berechneter Praktiken aus, und bezeichnete den deutschen Rechtsschutz gegen illoyale Concurrenz — „ein ebenso sittlich zu mißbilligendes als gemeingefährliches Verfahren“ —[2]) als noch mangelhaft.[3]) Auch aus zahlreichen Erkenntnissen der Instanzgerichte und Bescheiden von Justizbehörden leuchtete das Bedauern heraus, wegen unzureichender gesetzlicher Handhaben Abhilfe gegen das überhandnehmende Unwesen im Handel und Gewerbe nicht gewähren zu können.

Wenn nun auch neuerdings die Rechtsprechung wenigstens in den französisch-rechtlichen Gebieten des Deutschen Reiches in einzelnen Fällen dem französischen Vorbilde mehr sich näherte, so war doch eine gründliche allseitige Abhilfe nur von einer veränderten Gesetzgebung zu erwarten.

In Fluß gebracht wurde die auf Herbeiführung einer solchen gerichtete Bewegung hauptsächlich durch zwei Ver-

1) Entscheidungen des Reichsgerichts. Bd. III, S. 67.

2) Entscheidungen des Reichsgerichts. Bd. III, S. 74.

3) Urtheil vom 1. November 1887.

öffentlichungen, von denen die erste [1]) zunächst an die juristischen Fachkreise sich wandte, während die zweite [2]) die Aufmerksamkeit der weiten geschäftlichen und gewerblichen Kreise, welche in Deutschland unter dem unlautern Wettbewerb schwer zu leiden haben, auf das allein wirksame Mittel zu dessen Bekämpfung hinzulenken beabsichtigte.

Die A. Katz'sche Schrift, eine erweitere Bearbeitung eines im Sommer 1891 im Berliner Anwaltsverein gehaltenen Vortrages, schlug ein ausschließlich strafrechtliches Einschreiten gegen eine Reihe von Erscheinungsformen des unlautern Wettbewerbes vor, von der Erwägung ausgehend, daß der unlautere Wettbewerb in zahlreichen Fällen als eine gröbliche Verletzung der die Grundlage des geschäftlichen Verkehrs bildenden Principien von Treu und Glauben und somit als ein Bruch der allgemeinen Rechtsordnung sich darstelle. Dagegen befürworteten die Bachem'schen Flugschriften eine dem praktisch bewährten französischen Vorbilde entsprechende Lösung durch eine allgemeine civilrechtliche Vorschrift,[3]) welche es ermöglicht, den unlauteren Wettbewerb in jeder Gestalt zu treffen. Zu Gunsten dieses Systems machte der Verfasser insbesondere geltend, daß die Wurzel aller Ausschreitungen auf dem Gebiete der concurrence déloyale die schranken-

---

1) „Die unredliche Concurrenz". Juristische Betrachtungen von Dr. Richard Alexander Katz, Rechtsanwalt am kgl. Kammergericht (Berlin 1892, Verlag von Karl Duncker).

2) „Der unlautere Wettbewerb in Handel und Gewerbe und dessen Bekämpfung" von Rechtsanwalt Julius Bachem (Köln, 1892, Verlag von J. P. Bachem), und von demselben: „Wie ist dem unlautern Wettbewerb in Handel und Gewerbe zu begegnen?" Köln 1893.

3) Eine solche wurde später von Rechtsanwalt Emil Schmitz in Köln in einem in der Kölnischen Volkszeitung (vom 15. Ma 1894) veröffentlichten Artikel „Zum Entwurf eines Gesetzes über den unlautern Wettbewerb" dahin formulirt: „Wer durch unlautern Wettbewerb im Handels- und Gewerbebetrieb einem Andern Schaden zufügt, ist zum Ersatz desselben verpflichtet."

und skrupellose Gewinnsucht sei, der am nachdrücklichsten durch die Aussicht auf eine empfindliche materielle Einbuße gewehrt werde. Rechtsanwalt Julius Bachem war ferner in der Richtung seiner Flugschriften fortgesetzt agitatorisch thätig durch öffentliche Vorträge (in Cöln, Aachen, Frankfurt a. M., Ulm), sowie durch zahlreiche Aufsätze in Zeitschriften und Zeitungen.

Die Frage der gesetzlichen Bekämpfung des unlautern Wettbewerbes bildete jetzt bald den Gegenstand lebhafter Erörterung in kaufmännischen und gewerblichen Vereinen, in Fachblättern und politischen Tagesblättern. Einen neuen kräftigen Impuls erhielt die Bewegung, als auch der Deutsche Reichstag mit derselben befaßt wurde.

Bereits im Jahre 1893 war dort ein Antrag[1]) eingebracht worden, welcher behufs Bekämpfung der schwindelhaften Reklame der Gewerbeordnung für das Deutsche Reich folgenden § 146c angefügt wissen wollte: „Wer bei seinem Gewerbebetrieb öffentlich, um den Absatz von Waaren oder gewerblichen Leistungen zu fördern, wider besseres Wissen unwahre Thatsachen vorspiegelt oder wissentlich wahre Thatsachen entstellt, insbesondere wer zu diesem Zwecke über den Ursprung und Erwerb seiner oder eines anderen Gewerbetreibenden Waaren, über besondere Eigenschaften oder Auszeichnungen dieser Waaren, über die Menge der Waarenvorräthe, den Anlaß zum Verkauf oder die Preisbemessung auf Täuschung berechnete falsche Angaben macht, wird mit Geldstrafe bis zu 1000 Mark und im Unvermögensfall mit Gefängniß bis zu drei Monaten bestraft."

Dieser Antrag wurde nicht Gesetz. Bei der Berathung des Gesetzentwurfes zum Schutze der Waarenbezeichnungen stellte nunmehr der Abgeordnete Roeren in der Reichstagscommission einen ähnlichen Antrag, welcher, vorbehaltlich

1) Drucksache Nr. 73.

des Entschädigungsanspruchs der Geschädigten, Geldstrafe bis zu 3000 Mark oder Gefängniß bis zu drei Monaten für Denjenigen verlangte, welcher zum Zwecke der Täuschung im Handel und Verkehr falsche Angaben macht, um über Beschaffenheit, Werth und Herkunft der Waare einen Irrthum zu erregen. Der Antrag verlangte ferner die Zuläßigkeit einstweiliger Verfügungen zum Zwecke der Verhinderung täuschender Veranstaltungen und Ankündigungen.

In der Commission abgelehnt, wurde der Roeren'sche Antrag bei der zweiten Lesung des Entwurfs im Plenum von verschiedenen Seiten sympathisch begrüßt und mit beträchtlicher Mehrheit angenommen, dann aber in dritter Lesung wieder fallen gelassen, nachdem Minister v. Bötticher ausgeführt hatte, daß derselbe in den Rahmen dieses Specialgesetzes nicht passe und an sich nicht erschöpfend sei. Der Minister gab aber zugleich die bestimmte Zusicherung, daß mit thunlichster Beschleunigung ein Gesetzentwurf zur Bekämpfung des unlautern Wettbewerbes eingebracht werden solle.

Vom 3.—5. Oktober 1894 wurden die Grundzüge eines solchen Entwurfs im Reichsamte des Innern unter Zuziehung einer größeren Anzahl von Sachverständigen berathen und dann am 7. Januar 1895 der Entwurf eines Gesetzes zur Bekämpfung des unlautern Wettbewerbes, sowie eine die Begründung enthaltende Denkschrift im Reichsanzeiger veröffentlicht und damit der öffentlichen Erörterung unterbreitet. An dieser betheiligten sich namentlich eine Anzahl hervorragender kaufmännischer, gewerblicher und juristischer Vereine und Körperschaften, insbesondere zahlreiche Handelskammern, der deutsche Verein zum Schutze des gewerblichen Eigenthums, der Verein zur Wahrung der gemeinschaftlichen wirthschaftlichen Interessen von Rheinland und Westfalen, der deutsche Handelstag und die Kölner Juristische Vereinigung. Alle diese gutachtlichen Aeußerungen begrüßten ein gesetzliches Vorgehen wider den unlautern Wettbewerb und stellten sich, trotz mancher abweichenden Auffassungen

im Einzelnen, auf den Boden des Entwurfs, der auf Grund des neu beigebrachten Materials einer abermaligen Umarbeitung unterzogen und im Reichstag unmittelbar vor Schluß der vorigen Session von den verbündeten Regierungen eingebracht wurde.

Der so in veränderter Gestalt vorliegende Gesetzentwurf betritt den der Eigenart deutscher Gesetzgebung mehr entsprechenden Weg eines die besonders nachtheiligen Mißbräuche — die schwindelhafte Reklame, die Qualitätsverschleierungen, die Herabsetzung des Concurrenten (das sog. dénigrement) und den Verrath von Geschäfts- und Betriebsgeheimnissen — treffenden Specialgesetzes; er stellt die civilrechtlichen Bestimmungen im Sinne der französischen Jurisprudenz voran, fügt aber für die schwereren Fälle Strafandrohungen hinzu, stellt sonach als eine Vereinigung der oben kurz gekennzeichneten Systeme sich dar.

Die Kritik hat den Entwurf im Allgemeinen günstig aufgenommen, insbesondere haben auch diejenigen, welche der allgemeinen civilrechtlichen Bestimmung den Vorzug geben, den Entwurf bestens acceptirt, indem sie die Aufstellung des dem französischen Vorbilde analogen allgemeinen Rechtsgrundsatzes von dem kommenden bürgerlichen Gesetzbuche erwarten, welches in den §§ 704 und 705 des Entwurfes eine entsprechende, allerdings nicht völlig befriedigende Regelung versucht. Die noch gemachten Ausstellungen richten sich hauptsächlich gegen die den Schutz des Geschäfts- und Betriebsgeheimnisses betreffenden Paragraphen, welchen der berechtigte Vorwurf gemacht wird, daß sie die Interessen der Angestellten gegenüber denjenigen der Arbeitgeber unbilliger Weise verletzen.

Eine grundsätzlich zustimmende Haltung zu dem gesetzgeberischen Vorgehen wider den unlautern Wettbewerb hat schließlich noch der Deutsche Juristentag in seiner im September zu Bremen abgehaltenen Jahresversammlung auf

Grund der Gutachten [1]) der Rechtsanwälte Dr. Richard Alexander Katz (Berlin) und Dr. August Scherer (Bremen) sowie eines Referates des Oberstaatsanwalts Hamm (Cöln) eingenommen, auf eine Durchberathung im Einzelnen aber wegen der Kürze der Zeit verzichtet.

Das ist in gedrängter Darstellung die Geschichte der auf gesetzliche Bekämpfung des unlautern Wettbewerbes im Deutschen Reich abzielenden Bewegung. Diese Bewegung war kurz, aber zielbewußt und energisch. Die an den Grundsätzen von Treue und Glauben festhaltenden deutschen Erwerbsstände, welche lange genug durch die Machenschaften der unredlichen Concurrenz geärgert und geschädigt worden sind, erwarten nunmehr bestimmt, daß der so viel erörterte Gesetzentwurf alsbald beim Wiederzusammentritt des Reichstages in endgültiger Formulirung auf's Neue eingebracht und durchberathen werden wird. Was an Zweifeln und Bedenken noch besteht, wird sich in der Commission rasch und leicht lösen lassen. Es darf keine Session mehr verlaufen, ohne daß dem redlichen Handel und Gewerbe endlich auch im Deutschen Reich der wirksame Rechtsschutz zu Theil wird, den dieselben in den Nachbarländern, namentlich in Frankreich und England, längst genießen, ohne daß auch die Deutsche Reichsgesetzgebung den Kampf aufnimmt gegen ein Unwesen, welches die oben erwähnte Gewallig'sche Monographie zutreffend bezeichnet als „ein Krebsübel, das an unserm wirthschaftlichen Organismus frißt und unsern ganzen Verkehr demoralisirt".

---

1) Verhandlungen des XXIII. Deutschen Juristentages. Erster Band. Commissionsverlag von J. Guttentag. Berlin 1895.

XLVII.

## Die neue Lage in Oesterreich.

Von einem österreichischen Reichsrathsabgeordneten.

Wiederum stehen wir vor einer neuen Regierung. Das provisorische Kabinet des Grafen Kielmannsegg wird längstens binnen drei Wochen einem definitiven Kabinet des Grafen Badeni Platz gemacht haben. Wir wechseln seit wenigen Jahren die Ministerien, so wie man Kleider wechselt: Taaffe, Windischgrätz, Kielmannsegg, Badeni. Taaffe hatte durch lange Jahre den glänzenden Beweis geliefert, daß man in Oesterreich sehr wohl gegen die liberalen Deutschen regieren kann; Windischgrätz war leider berufen, den Beweis zu erbringen, daß man mit den liberalen Deutschen nicht regieren kann; Kielmannsegg bewies, daß es auch ohne bestimmte Regierungspartei leidlich gehe als Provisorium. Daß dieß auch als Definitivum möglich sei, will Badeni versuchen nachzuweisen.

Noch ist sein Kabinet zwar von der Krone nicht ernannt, aber seine Ernennung steht unmittelbar bevor und zwar in der Zusammensetzung, welche von hochofficiösen Blättern in der bestimmtesten Form als endgiltig bezeichnet wurde. Die regelmäßige Sessionsdauer des Abgeordnetenhauses läuft im Frühjahr 1897 ab; aber es ist schon lange siech und unfähig zu durchgreifenden socialen Reformen. Das kommt daher, weil die liberale Partei außerhalb des

Reichsrathes jede Stunde an Boden im Volke verliert, während sie innerhalb der Mauern des Hauses noch immer über fast ein Drittel der Stimmen verfügt. Unwillkürlich wird man auf den Gedanken gebracht, daß man einem solchen Hause durch Auflösung ein wohlverdientes, wenn auch vorzeitiges Ende bereiten sollte. Allein keine Regierung will einen Sprung ins Dunkle machen. Und Neuwahlen wären dermalen ganz unberechenbar, mit Ausnahme der einen Sicherheit, daß die liberale Partei vielleicht die Hälfte ihrer Sitze verliere.

Jede Regierung hat nun bis heute geglaubt, mit den jetzigen sogenannten „gemäßigten“ und „staatserhaltenden“ Parteien am besten auszukommen, insbesondere aber das große Werk der Erneuerung des Ausgleiches mit Ungarn am leichtesten durchführen zu können. Es läßt sich nicht läugnen, daß diese Erwägung viel für sich hat. Allein wir fürchten, daß das Epitheton „staatserhaltend“ durch die Thatsachen nicht bewährt werden wird. Verhältnißmäßig wenige Abgeordnete sind sich klar über die Gewißheit des Eintrittes der socialen Revolution, wenn es so weiter geht. Die Stürme mögen toben und brausen, die Socialdemokratie mag millionenfach ihre Stimme in schärfster Weise erheben, die Mehrheit des Abgeordnetenhauses scheint die Ohren verstopft zu haben, so gleichgiltig wiegt sie sich in vornehmer Ruhe. Ministerium um Ministerium wird gestürzt; über Lappalien, wie die Cillier-Frage, regt man sich auf, als hinge von ihnen die Erhaltung der Gesellschaft ab. Agrarreform und Gewerbereform — diese wichtigsten Reformen zur Wiederaufrichtung der Mittelstände und damit zur siegreichen Niederwerfung der Socialdemokratie — läßt man einschlafen oder schiebt sie absichtlich hinaus. Der Kapitalismus hat im österreichischen Abgeordnetenhause selbst dort Vertreter, wo man es am wenigsten vermuthen sollte. Der stets zunehmenden Verarmung der Massen steht man gleichgiltig gegenüber und ist lebhaft mit sich selbst zufrieden,

wenn man der Regierung ihren Willen thut. Aber trotzdem ist man eine „staatserhaltende“ Partei.

Die Regierungen selbst fühlen sich zu schwach, grundsätzliche Kämpfe mit dem Materialismus zu beginnen; wahrscheinlicher aber ist es, daß sie in demselben Wahne leben wie so viele andere, nämlich daß die sociale Revolution mit Patronen und Bajonetten besiegt werden könne. Die Parteien selbst sind innerlich zerklüftet; nationale Fragen und persönliche Gereiztheiten spielen die Hauptrolle in der liberalen Partei. Der conservative Club leidet unter dem Zwiespalt der „Milden“ und der „Scharfen“.

Wenn wir, an objektiv gesammelten Erfahrungen in dieser Beziehung reich, auf das neue Kabinet blicken und sein Programm, so will uns scheinen, daß auch Badeni die Gesellschaft nach dem beschriebenen Recept kuriren will. Es ist eine leere Phrase, von „Niederhaltung der extremen und radikalen Parteien“ zu sprechen, während man sich nicht die geringste Mühe gibt, die Ursachen zu beseitigen, welche die radikalen Parteien geschaffen haben und stets mehr und mehr verstärken.

Die Gewerbereform hatte einen guten Anlauf genommen; aber man ließ sie stecken, weil die Manchestermänner unter der Führung des sattsam bekannten Hofrathes Exner dagegen remonstrirten. Die Agrarreform war durch die trefflichen Vorlagen des Ackerbauministers Graf Falkenhayn vorzüglich eingeleitet; aber man verschleppte deren Berathung, weil die Herren Liberalen davon nichts wissen wollten. Die Steuerreform war dem Abschlusse nahe; aber sie gerieth ins Stocken, weil Finanzminister von Plener sie über Wunsch seiner liberalen Partei wesentlich verschlechtert hatte. Die Revision des Grundsteuerkatasters wurde trotz heftigsten Drängens der Conservativen nicht einmal im Ausschusse erledigt, weil die Liberalen den Wünschen der Agrarier abhold waren. Die Wahlreform hatte über mannigfachen discrimina rerum keinen Fortschritt gezeigt, weil die

Liberalen nur einer Wahlreform zu ihren Gunsten die nöthige Zweidrittelmehrheit verschaffen wollten.

Das österreichische Abgeordnetenhaus bot und bietet in der That ein klägliches Bild der Zerfahrenheit. Die liberale Partei war unfähig zu irgend einer Aktion in liberalem Sinne, aber zum Verhindern war sie stark genug. Sie glich und gleicht einem Leichenhaufen, der die Stürmenden nur langsam und mühselig die Basteien ersteigen läßt. Und trotzdem hat, wie gesagt, keine Regierung den Muth, dieses Hinderniß durch Auflösung des Abgeordnetenhauses und Ausschreibung von Neuwahlen ein für alle Mal zu beseitigen. Auch Graf Badeni will den Weg seiner Vorgänger wandeln.

Wir geben zu, die Erneuerung des Ausgleiches mit Ungarn würde bei Neuwahlen zur Wahlparole werden, und es ist klar, daß die Gegner des jetzigen Quotenverhältnisses, nach welchem Ungarn 30 %, Oesterreich 70 % zu den gemeinsamen Angelegenheiten zahlen muß, bei einiger Agitation leicht die Majorität erlangen würden. Einen schweren Conflikt mit Ungarn unter den bekannten revolutionären Verhältnissen will keine Regierung, und vielleicht mit Recht, heraufbeschwören. Wir wollen auf diese Frage heute nicht näher eingehen; vielleicht gibt sich ein ander Mal Gelegenheit, darüber zu schreiben.

Das österreichische Abgeordnetenhaus wird also auch in Zukunft mit der liberalen Partei, trotz ihrer unglaublichen Niederlagen im Reiche und speciell in Wien, zu rechnen haben. Daß aber Graf Badeni, der das unbedingte Vertrauen der Krone genießt, mit ihr in kein näheres Verhältniß treten will, beweist die Thatsache, daß er keinen einzigen der bekannten liberalen Politiker in sein Kabinet berief, daß er vielmehr einige ihrer unangenehmsten Gegner um sich schaarte. Der neue Unterrichtsminister, Baron Gautsch, mag ein Liberaler sein, der liberalen Partei ist er in die Seele hinein verhaßt von seiner früheren Thätigkeit her. Auch ist er

der Vater der Taaffe'schen Wahlreform, welche die Liberalen geradezu decimirt hätte; überdieß hat er durch die Marburger Parallelklassen die Cillier-Frage geschaffen. Der neue Finanzminister, Dr. von Bilinski, hat als Pole mit der liberalen Partei unter Taaffe schwere und erbitterte Kämpfe geführt und sie die Macht seiner Dialektik und die Tiefe seines Wissens oft recht bitter fühlen lassen. Der neue Ackerbauminister, Graf Ledebur, ist ein waschächtes klerikales Herrenhausmitglied, das erst jüngst noch, schon als genannter Minister, den Pribramer Katholikentag telegraphisch beglückwünschte. Die übrigen zwei Herren, Justizminister Gleispach und Handelsminister Glanz, sind Beamte und bisher im politischen Leben vollständig unbekannt gewesen. Der neue Kabinetschef und Minister des Innern selbst, Graf Badeni, ist ein conservativer polnischer Agrarier.

Diese Thatsachen sind denn doch nicht ohne Bedeutung und lassen einige Schlüsse mit Recht ziehen: daß Badeni kein Gönner der liberalen Partei ist, daß er, nicht bloß gewöhnlich, sondern auch öffentlich mehr nach rechts schauen wird und daß er insbesondere den christlich-conservativen Charakter des Bauernstandes anerkennt. Trotz Alledem schauen wir mit Besorgniß in die nächste und fernere Zukunft.

Was uns mit Besorgniß erfüllt, ist der offenbare Mangel an Energie, nicht gegen die radikalen Parteien, sondern zur Inangriffnahme unaufschiebbarer socialer Reformen. Auch der conservative Club, so sehr wir stets das mannhafte und energische Auftreten eines Theiles desselben, der katholisch-conservativen Gruppe, begrüßten, wird die Bahn der bisherigen Regierungsthätigkeit nicht allerwege weiter begleiten können. Er wird mit allem Nachdrucke in seiner Gänze auf die Behandlung der Agrar- und Gewerbereform drängen müssen, selbst auf die Gefahr hin, den Titel einer „staatserhaltenden“ Partei in gewissen Kreisen

einzubüßen; den Charakter einer „staatserhaltenden" Partei wird er durch seine dießbezügliche Energie erst recht bethätigen. Männer dazu hat er genügend in seiner Mitte. Wenn Graf Hohenwart seine erst letzthin wieder in der Cillier-Frage bewährte Thatkraft auf die genannten Reformen ausdehnen wollte, er würde des Dankes Aller und des ganzen Vaterlandes sicher sein.

Die jüngsten Wiener Gemeinderathswahlen sind ein vernichtendes Urtheil über die Herrschaft des Kapitalismus. Die breiten Massen des Volkes kehren dem abgewirthschafteten System den Rücken, gleichviel wohin der neue Weg auch führen mag — als eine Erlösung erscheint er ihnen jedenfalls. Staatsmänner, die mit Recht auf diesen Namen Anspruch machen, dürfen solche Thatsachen nicht übersehen: sie sind Fingerzeige, Wegweiser. Noch sind diese Massen zu leiten; geschieht nichts, so werden sie eine leichte Beute der Socialdemokratie. Was diese für die Gesellschaft bedeutet, wird wohl auch in den Regierungsgebäuden in Wien bekannt sein. Es steht unabänderlich fest: Eines von beiden muß und wird bald kommen — die sociale Reform oder die sociale Revolution. Möchten die Staatsmänner doch rechtzeitig die letztere durch die erstere unmöglich machen! Diesen Wunsch geben wir in aufrichtig wohlwollender Gesinnung dem Kabinet Badeni mit auf den beschwerlichen Weg, und dürfen beifügen, daß wir durch unsere Ausführungen der Anschauung eines sehr großen Theiles der conservativen Abgeordneten Ausdruck verliehen haben.

Wir möchten der neuen Regierung diese, nach unserer Ansicht allein richtige Auffassung der Wiener Wahlen recht sehr ans Herz legen. Die letzte Ursache der antiliberalen, zum Theile so radikalen Bewegung in Wien ist der wirthschaftliche Niedergang in den breiten Schichten des Volkes. Der Jude ist nur das Schlagwort der Agitation und zwar mit gewissem Rechte, weil in ihm sich Materialismus, Kapitalismus, Individualismus am crassesten verkörpern.

Die antiliberale oder, wie man auch sagt, antisemitische Partei stellt sich dar als die Partei der wirthschaftlich Unzufriedenen, als die Partei aller jener, welche fühlen, daß sie bei der heutigen wirthschaftlichen Gesetzgebung trotz aller Anstrengung immer mehr zurückkommen. Die ernst und tief bewußt christlichen Elemente sind in dieser Bewegung noch in der Minderheit; „christlich" ist Vielen heute noch nicht mehr als der Gegensatz zu „jüdisch". Trotzdem sind wir weit entfernt, läugnen zu wollen, daß Wien gerade in religiöser Beziehung große Fortschritte gemacht hat. Da bleibt aber noch ein gewaltiges Stück Arbeit; denn die andere Fraktion der Antiliberalen, die „Deutschnationalen", wollen von einer bewußt und positiv gläubig christlichen Bewegung leider nichts wissen.

Die neue Regierung würde den Radikalismus in der antisemitischen Partei dadurch am wirksamsten und auch wohlthuendsten bekämpfen, wenn sie die großen wirthschaftlichen Reformen ernstlich in die Hand nähme und dem Einwirken des positiven Christenthums freien Lauf ließe und dasselbe förderte.

Sem empfing als Erstgeborener Noe's den Vorrang vor seinen Brüdern und den Segen als Hirte und Priester der Menschheit. Erst als die Juden den Messias verwarfen, wurde die Prophezie Noa's zur Thatsache: „Es breite Gott Japhet aus und der wohne in Sem's Gezelten". Es ist nur eine richtige Folgerung aus diesen Thatsachen, daß die Nachkommen Japhets, die Arier, nur als Christen, als gläubige Christen, das Recht der Erstgeburt sich erhalten, das bevorzugte Volk der Erde zu sein. Darum sind die Juden immer und überall dort obenan, wo das zwar christlich getaufte Volk thatsächlich nicht nach dem christlichen Glauben lebt. Da nützt weder der Racenantisemitismus, noch der Deutschnationalismus etwas, da hilft nur die Rückkehr des ganzen Volkes zum werkthätigen christkatholischen Glauben.

Wenn Regierung und Völker diesen Anschauungen gemäß handeln werden, dann wird auch die nothwendige Voraussetzung einer heilsamen socialen Reform geschaffen sein.

## XLVIII.

# Godfrid Adolf Volusius, Weihbischof von Mainz 1617—1679.

Der im Jahre 1779 verstorbene Pfarrer Severus von Walldüren, bekannt als Mainzer Geschichtsforscher, hinterließ nach ungedruckten Materialien gearbeitet eine Reihe Aufzeichnungen über den verdienten Mainzer Weihbischof und Geschichtsschreiber Godfrid Adolf Volusius.[1] Diese Aufzeichnungen des Severus erweitern unsere Kenntniß über Volusius bedeutend und sind hier mit Angaben aus gedruckter Literatur zu einem Lebensbild verarbeitet.[2]

Godfrid Adolf Volusius ward zu Hanau a. M. 1617 geboren. Er hieß eigentlich Vogler, woraus latinisirt Volusius wurde. Sein Vater ward 1600 Prediger in dem von den Calvinern begründeten Neuhanau. Derselbe hatte mit vielem Ungemach zu kämpfen und mußte theilweise seinen Unterhalt mit Erziehung reicher Kaufmannssöhne Hanau's verdienen. Wo Godfrid Volusius studirte, ist unbekannt. Er ward wie sein Vater calvinischer Prediger zu Hanau, heirathete, verlor aber seine Frau nach kaum einjähriger Ehe durch den Tod. Hierdurch

---

1) Pfarrarchiv zu Geisenheim (Rheingau).

2) Ueber Volusius handeln: Schunck, Beiträge III, 322 f. — Gudenus, codex III, 945. — Räß, Convertiten s. v. — Hurter, nomenclator II, 91. — Joannis, rer. Mogunt. II, 77. — Moufang, Mainzer Katechismen S. 46, 83, 87.

vereinsamt und Trost suchend verlegte sich Volusius auf die Lesung religiöser Schriften. Hierbei kam er auch an katholische Bücher. Der Erfolg war eine heimliche Hinneigung zu Katholiken, denen er weitere Anregung wie auch Unterricht verdankte. Als er aber öffentlich in einer Predigt katholische Lehransichten vorbrachte, entging er der Anklage und Verfolgung der Calviner nur durch eilige Flucht in das katholische Mainz. Später gab er eine Schrift: Calvinismi fugiendi consilium maturum, Mainz 1643, heraus, worin er die Gründe seines Uebertritts zur katholischen Religion wie auch der Entfernung aus Hanau darlegte. Es war im Jahre 1640, als Volusius aus Hanau flüchtete. Zu Mainz fand er vielfache Unterstützung, er trat dort zum katholischen Glauben über, reiste nach Rom, wo er sich im deutschen Colleg zum Priester ausbildete und die Weihen empfing.

Nach Mainz zurückgekehrt ernannte ihn Kurfürst Anselm Casimir 1642 zum Pfarrer von Heppenheim a. d. Bergstraße, nachdem solche vom März bis Oktober 1642 die Kapuziner innegehabt und nur die Kaplanei behalten hatten. Zu Heppenheim ward sein Gönner der Burggraf von Starkenburg oberhalb Heppenheim, Freiherr von Hoheneck. Im Jahre 1643 ward Volusius Doctor der Theologie zu Mainz mit einer Dissertation: Assertionis Calvinisticae confutatio unacum centum locis, in quibus ipse Calvinus sibi contradicit. Moguntiae. O. J. Quarto. Zugleich erhielt er ein Canonicat an dem Liebfrauenstift zu den Greden in Mainz, wurde 1645 durch Kurfürst Anselm Casimir von Mainz zum Domprediger und Dompfarrer ernannt, was er dem Einfluß des Weihbischofs Strevesdorf verdankte. In einem Briefe aus Mainz, aber ohne Zeitangabe, bedankte sich Volusius gegen Strevesdorf für erhaltene Wohlthaten und schilderte seine oben mitgetheilten Lebensschicksale. 1646 ward er Scholaster des Liebfrauenstifts zu den Greden sowie auch zu St. Moritz bei Mainz, 1656, als Strevesdorf Kanzler der Mainzer Hochschule geworden, auch Professor der Theologie zu Mainz, 1658 Siegler, päpstlicher Protonotarius und Syndicus des Secundarklerus der Stadt Mainz.

Nach Anselm Casimirs Tod († 1647) hatte dessen Nach-

folger Johann Philipp aus dem Hause Schönborn sich ebenfalls des Volusius angenommen und demselben namentlich katechetische und liturgische Arbeiten übertragen. Volusius verfaßte in dieser großen Zeit der Gegenreformation zur Verbesserung des Unterrichts der Jugend auf Grundlage des P. Canisius seinen in zwei Auflagen erschienenen Catechismus biblicus, den Johann Philipp in einer Verordnung vom 28. December 1668 geradezu zur Grundlage des Religionsunterrichts in seinem Erzstift machte.[1]) Wesentlichen Antheil hatte Volusius auch an der von Johann Philipp herausgegebenen Agenda ad usum ecclesiarum metropolitanae Moguntinae et cathedralium Herbipolensis et Wormatiensis. Wirzburg 1671. Kleinfolio.

Auch unter Johann Philipps Nachfolger Lothar Friedrich von Metternich stand Volusius in großem Ansehen. Er ward kaiserlicher Pfalzgraf, kurfürstlicher Rath und Großsiegelbewahrer, leitete unter dem Kanzler Constantin von Bertram zeitweise die Geschäfte des Kurstaates, war aber namentlich bei den Visitationen des Erzstifts thätig. Er war der Liebling des Mainzer Weihbischofs Peter von Walenburg, mit dem er solche Reisen vielfach machte und unter Anderm am 8. März 1661 den Vorsitz als Mainzer Siegler auf der Versammlung des Rheingauer Landkapitels führte.[2]) Dem Kanzler Sebastian Wilhelm Mehl hatte er ebenfalls nahe gestanden und 1666 dessen Leichenrede bei den Dominikanern gehalten. Auch den 1647 als Dekan von St. Peter in Mainz gestorbenen Heinrich Engels, bekannt als Mainzer Geschichtsforscher, zählte er zu seinen Freunden. Zu unbestimmter Zeit war Volusius auch Dekan des Liebfrauenstifts zu den Greden geworden. Nach dem Tod des Weihbischofs Henriquez von Strevesdorf ernannte Kurfürst Damian Hartard den Volusius am 8. Dezember 1675 zum Mainzer Weihbischof (episcopus Diocletianopolitanus). Strevesdorf war am 7. Mai 1674 gestorben, ihm seinem langjährigen Gönner hatte Volusius die Leichenrede gehalten. Am 15. December 1675 ward Volusius zum Rektor der Mainzer Hoch-

1) Schepler, codex, S. 150.

2) Zaun, Rheingauer Landcapitel, S. 91.

schule ernannt,[1] welche Ehrenbezeugung demselben nochmals am 22. December 1676 zu Theil wurde. Am 31. Oktober 1676 weihte Volusius die von den Jesuiten in deren Colleg zu Worms erbaute Kapelle auf Befehl des Wormser Bischofs Damian Hartard feierlich ein,[2] und firmte am 25. und 26. Juli 1677 zu Lorch im Rheingau, wo er auch zugleich die Heiligkreuzkapelle im Wisperthal einweihte.[3] Volusius starb am 17. März 1679 an einer Brustentzündung zu Mainz und ward auf seinen Wunsch im Chor des Liebfrauenstifts zu den Greden, dessen Dekan er gewesen, beigesetzt. Er erhielt ein Denkmal mit folgender selbst verfaßter origineller Inschrift: D. O. M. Hic iacet et tacet, qui stabat et clamabat in cathedra Moguntina annis ter denis et ultra, gente Theutonicus, patria Hanovicus, munere parochus, nomine Godefridus Adolphus Volusius, gradu doctor theologus, dignitate episcopus Diocletianopolitanus, merito peccator maximus.[4])

Bei Volusius ist vor Allem die reiche und vielseitige Arbeitskraft hervorzuheben, groß sind namentlich dessen Verdienste um Hebung der Liturgie, des Religionsunterrichts wie des kirchlich socialen Lebens, für welches er lange Jahre unermüdlich wirkte. Auch als Schriftsteller hat Volusius Verdienste. Mehr als die Belehrung der Gegner strebte er die Ausbreitung des Glaubens durch Katechese und Predigt an. Volusius verfaßte folgende Schriften:

1) Die oben erwähnte Doktordissertation 1643.

2) Calvinismi fugiendi concilium maturum. Moguntiae. 1643. Octavo. Schunk gibt 1693 an.

3) Catechismus biblicus. Das ist Schrifftmäßige Erclärung vnd Bewehrung der wahren Christ-Catholischen allein seeligmachenden in D. Petri Canisij Kleinem Catechismo begriffener Lehr. Ad. God. Volusij. SS. Th. Dr. Kupferstichtitel, unten eine Ansicht der Stadt Mainz mit dem Rhein-

1) Knodt, hist. universit. Mogunt. S. 109.
2) Wagner, geistl. Stifte. Rheinhessen. S. 492.
3) Roth, fontes rerum Nassoic. I, 1. S. 397 n. 258.
4) Schunk, Beiträge III, 323.

strom, gestochen von A. Aubry. Auf der Rückseite das Mainz-Würzburg-Schönborner Wappen. Der Drucktitel heißt: Catechismus biblicus das ist Schrifftmässige Erklärung vnd Bewehrung der Wahren Christ-Catholischen allein Seligmachenden in doctoris Petri Canisii kleinem Teutschen Catechismo begriffener Lehre Auff sonderbahrer Churfürstlichen Mayntzischen Verordnung für die Pfarrer, Prediger, auch andere welchen die Christliche Catechismus-Lehr der Jugend in Kirchen vnd Schulen ermelten Ertzstiffts vorzutragen obliget, auff H. Göttlicher Schrifft vnd derselben wahren Vättermässigen auch in allgemeinen vnd bewehrten Conciliis gegründeten Verstandt, verfasset durch Adolphum Godefridum Volusium der H. Schrifft Doctorn, ꝛc. Cum gratia et privilegio S. C. Majest. Permissu Superiorum. Getruckt zu Mayntz, bey Nicolao Heyll. Anno MDCLX. Oktavo. Dem Kurfürsten Johann Philipp gewidmet. Davon erschien eine zweite Ausgabe Mainz bei Heyll 1663. Quarto. — Der Unterschied besteht darin, daß die zweite Ausgabe sich: diversis materiis polemicis et in specie vindiciis tractatui L. Christiani Nifanii de fide infantum oppositis nec non duplice indice et graecae liturgiae auctario locupletior nennt.

4) Aurora pacis religiosa. Moguntiae 1665.[1])

5) Castigationis catholicae ad Samuelis Maresii dissertationum partes tres. Moguntiae 1667.[2])

6) Conciones Catecheticae.[2])

7) Medulla ecclesiasticorum.[2])

8) Leichenrede auf den 1647 gestorbenen Kurfürsten Johann Philipp von Mainz unter dem Titel: Sacerdos magnus. Angeblich 1683 zu Mainz bei Johann Schnabel gedruckt.

9) Officium vetustissimum de s. Willigiso ex MSS. bibliothecae et archivii Ecclesiae S. Stefani transsumptum. Moguntiae 1675. Octavo. Mit zwei Kupferstichen, darstellend S. Willigisus et Hartmannus praepositus mit einer von den-

1) Schunk, Beiträge zur Mainzer Geschichte III, 323.
2) Ebenda III, 324.

selben gehaltenen Tafel, worauf geschrieben steht: Ego Willigisus conservus tuus et fraterno tuo. Der andere Stich hat die Inschrift: S. Willigisus aepus, Henricus Aepus, dazwischen auf einer Tafel: Venerabili et dilecto Heinrico Sce Magontine sedis. Davon ist nur ein Exemplar bei den Bollandisten bekannt, ein zweites kannte Severus. Volusius hatte mit Weihbischof Walenburg jedenfalls eine alte Handschrift des Willigis-Officiums bei Gelegenheit einer Visitation im St. Stefansstift zu Mainz aufgefunden und 1675 zum Druck befördert, auch die Aufnahme der Verehrung des hl. Willigis ins Mainzer Brevier durchgeführt.[1])

Handschriftlich hinterließ Volusius eine Fortsetzung des Catalogus testium veritatis des M. Eysengrein, Dillingen 1565, bis zum Jahre 1666. Ob dasselbe bei Bourgeat zu Mainz erschien, bleibt fraglich. Außerdem schrieb er noch: Historiae sacrae Mogunt. medulla ex variis authoribus ac bonam sub partem ex R. P. Nic. Serarii S. J. rebus Moguntinis nec non diversis manuscriptis commentariisque collecta etc [2])

Archivar F. W. E. Roth.

---

1) Katholik 1869 I, 219—231. 1873 II, 715. — 1881 II, 400. — Literar. Handweiser 1868. Nr. 55 S 220. — Serapeum 1868, Nr. 7, S. 103. — Joannis, rerum Mogunt. I, praef. 8. —
2) Rheinisches Archiv ed. Vogt und Weitzel IX (1812) S. 175. —

## XLIX.

## Ein Künstlerleben: P. Gabriel Wüger aus der Beuroner Kunstschule.

(Schluß.)

Ueber all dem waren die vier Jahre in Verdelle's Schule abgelaufen. Es war Zeit, sich an einem großen Werk zu versuchen und er wählte dazu als Vorwurf Kains Brudermord. Das furchtbare Drama zog ihn an; hier wollte er sein Bestes leisten in Darstellung der Menschengestalt, in Schilderung des Seelenlebens. Der Schreiber dieser Zeilen hatte um diese Zeit München verlassen und kehrte erst nach zwei Jahren wieder dorthin zurück. Ungefähr ebensoviel Zeit verwendete Wüger auf sein erstes Bild. Zahllose Studien vom Skelett an zu den Köpfen, Körpern, Gewandtheilen, der Landschaft geben Zeugniß davon, wie von Grund aus er die Sache nahm. Das Herz mag ihm gepocht haben, als er sein Erstlingswerk in die Ausstellung des Münchener Kunstvereins gab und der öffentlichen Kritik auslieferte. Es stand viel auf dem Spiel; es mußte sich entscheiden, ob er fürder ganz einlenken sollte in den Strom der Zeit oder ob er von der Zeit zurückgestoßen würde auf andere unabsehbare und dunkle Bahnen.

Der Erfolg war eine schwere Enttäuschung. Sein Werk wurde von der Kritik fast mit Spott behandelt und, was besonders empfindlich war, der Spott galt gerade dem Ernst

seines Strebens. Sein Bild war durch und durch echt, aber es gefiel nicht. Es war gar nichts daran, was das verwöhnte Auge fesseln konnte; das Dolce der Schönheit fehlte; von Eleganz keine Spur; nur das „Wahrheitsuchen" stach überall hervor, theilweise ehrlich-derb, hart und eckig. Dazu kam freilich, daß er im Malen noch nicht hinlänglich bewandert war; darum offenbarten seine Gemälde nicht dieselbe Fülle geistiger Schönheit und feinsten Gefühls wie seine gezeichneten Compositionen. Zudem war in Folge des Umgangs mit der Renaissance und mit den Realisten in der Werkstatt Verdelle's, welche sich gewöhnt hatten, mit der Natur unzart, ja frech umzugehen, sie mit schmierigen Händen zu traktiren, nach und nach auch ein gewisser Widerspruch in sein eigenes Schaffen gekommen; seine Formgebung hatte etwas angenommen, was eigentlich seinem innersten, reinen und geordneten, bei aller Kraft milden und zarten Wesen nicht entsprach. Er war in eine Sackgasse gekommen, aus der er keinen Ausgang fand. Seine Kirche konnte ihm keinen zeigen; er war Calviner, dabei freilich tiefreligiös und ernstgläubig; hatte er doch in diesen Jahren angefangen, die Mysterien der Hauptfeste des Kirchenjahres durchzukomponiren und diese Arbeit alljährlich auf's neue aufzunehmen; wenn er an diese Arbeit ging, war er ein Bild der betrachtenden Ruhe und Sammlung, und er konnte halbe Tage dasitzen, ohne aufzuschauen, in tiefste Contemplation versunken.

Eine gewaltige Erschütterung, ein unsicheres Schwanken, ein fieberhaftes Suchen und Tasten war eben damals über die ganze Kunst gekommen. Sie war lediglich Sache des individuellen Beliebens, der subjektiven Laune, des Zeitgeistes und der Mode geworden, ohne festes Formprincip in sich, steuerlos dem Naturalismus und Individualismus preisgegeben, in die ganze Veränderlichkeit seiner Faktoren mit hineingerissen. Verloren gegangen waren die festen Form- und Sprachprincipien, die bleibenden typischen Elemente

der alten Kunst, welche durch Jahrhunderte und Jahrtausende unverrückt blieben, die ewigen Gesetze der Natur, welche die Kunst dirigirten, adelten, individuelle Schwachheit, Unbeständigkeit, Kleinheit zu sich erhoben. Der Einzelne war lediglich auf sich selbst gestellt, ohne festen objektiven Standpunkt gegenübergestellt der Natur mit ihren tausenderlei wechselnden Erscheinungen, mit ihren unendlichen Variationen der Menschengestalt, ihnen gegenübergestellt fast wie ein mechanisch arbeitender Reproduktionsapparat, der mit der Photographie rivalisiren will; in Gefahr, vor lauter Bäumen den Wald, vor lauter Species die Gattung nicht mehr zu sehen und zu finden. Die Kunst selbst war so lediglich auf das kunstübende Individuum gebaut, damit einem beständigen Fiebern, Haschen, Jagen überantwortet, genöthigt, in jedem einzelnen wieder ganz von vorn anzufangen.

Hier fehlt überall das Gegengewicht, das Haltgebende, der objektive Lebensgrund der Kunst: das Typische, das Normale, der Stil, der auf Grundzahlen, Grundformen, auf festen Maßen beruht. Nur dieses Element der sogenannten ästhetischen Geometrie vermag das Meer der Variationen in der Natur zum Stillstand zu bringen, ordnend, scheidend, vereinfachend in die überquellende Fülle der Erscheinungen einzudringen. Dieses erst befähigt den Einzelnen, nicht mechanisch nachbildend, sondern als vernünftig erkennender und unterscheidender Geist der Natur gegenüberzutreten. Mit Hilfe dieses Elementes gelingt es, namentlich die endlosen Variationen der Menschengestalt auf eine übersehbare und unterscheidbare Zahl von Charakteren zurückzuführen, welche sich wieder um den „Canon“, die Norm reihen, der nicht aus der lebenden Natur, sondern aus der ästhetischen Geometrie genommen ist. Goethe bemerkt in seiner italienischen Reise, daß die Griechen in ihren Werken die ganze Menge der uns umgebenden Charaktere in der Menschengestalt auf etwa zwölf reducirt haben, und er wird hierin das Richtige getroffen haben. Alle die da-

zwischen liegenden zahllosen Möglichkeiten sind nicht mehr Objekt der Kunst, weil sie sich nicht mehr scharf charakteristisch unterscheiden lassen. Auch unter den Altersstufen des Menschen sind es nur acht, welche vorwiegend künstlerische Bedeutung haben: Kind, Knabe, Junge, Jüngling, Mann, gereifter Mann, alter Mann, Greis. Das Dazwischenliegende zerfließt und gleicht den Zwischentönen in der Musik, welche keine guten einfachen Zahlen haben und die man nicht braucht. So gibt es auch in der Farbe Töne, welche man, selbst ohne sie mit andern zu vergleichen, charakterlose, schlechte nennen kann, oder gewisse Grade der Tiefe und Helligkeit eines Tones, die uns ohne weiteres angenehm berühren; sie haben in der Skala ein gutes Maß und das fühlen wir unbewußt. Oder zeichnen wir z. B. in einen Kreis eine aufsteigende Reihe von Polygonen ein, so werden wir alsbald finden, daß es uns leicht ist, bis zum Achteck mit dem Auge rasch zu folgen (nur das Siebeneck macht einige Schwierigkeit), die Figuren nicht nur nach ihrer Gestalt aufzufassen und zu unterscheiden, sondern auch nach ihrem Charakter, sozusagen nach ihrer Seele. Viel schwieriger und zuletzt unmöglich wird uns dies, je complicirter die Figuren werden.

Was kann aus all dem für ein anderer Schluß gezogen werden, als daß die einfachsten Figuren und Formen, die einfachsten Grundzahlen, Grundmaße, Klang- und Farbentöne die edelsten und besten, die künstlerisch werthvollsten seien; je näher dem Ursprung, der Quelle, dem Eins, umso besser und heiliger und fähiger, Heiliges auszudrücken. Auch Kepler in seiner harmonia mundi macht die Bemerkung, daß diejenigen Intervalle in der Musik die besten seien, deren Wohlklang am raschesten ins Ohr fallen, und das seien gerade die der einfachsten Zahlen. Die alten Choralisten mahnten, man solle nicht über die Zahl sechs, das alte Senarium hinausgreifen; und dem verdankt in der That der Choral seine Würde, Kraft, Erhabenheit, mit der die

feinste Zartheit sich verbinden kann. Die Architekturwerke der alten Zeit, der klassischen Kunst gehen über die Maße der fünf regulären Körper nicht hinaus; Plato nennt diese die Quelle aller Schönheit; das sei es, was den Werken das „Entzücken" gebe, sie adle, aus der Wirklichkeit, der Sphäre des Gemeinmenschlichen hinaushebe.

Das Einfache, Abgeklärte, Typische, das seine Wurzeln in den einfachsten Zahlen und Maßen hat, bleibt daher die Grundlage aller Kunst, und das Messen, Zählen und Wägen bleibt ihre wichtigste Funktion; das Ziel aller hohen Kunst ist die Uebertragung, die charakteristische Anwendung der geometrischen, arithmetischen, symbolischen Grundformen aus der Natur im Dienste großer Ideen. Den Menschen selbst, Adam, das Ideal aller Creatur, hat Gott nach seinem Ebenbild geschaffen, aus dem Geheimniß jener Zahlen, welche sein eigenes Wesen ausdrücken: drei in eins und eins in drei, aus der Grundfigur des Dreiecks, welche das Gerade und das Ungerade, das Männliche und Weibliche, die Zwei- und Dreitheilung, nach Keplers Ausdruck „das Mann-Weib" in sich schließt.

Wer von diesen Urwahrheiten, welche wir hier nur andeuten konnten, keine Ahnung hat, der ist kein Künstler; ihm leuchtet das höhere Licht nicht; er kann höchstens machen, nicht schaffen, weil er nicht unterscheiden kann. Das Wort Plato's ist absolut richtig: wenn man das, was Maß, Zahl und Gewicht ist, von der Kunst hinwegnimmt, so ist das, was übrig bleibt, nicht mehr Kunst, sondern bloß noch Handwerk. Was im Buch der Weisheit von Gott gesagt ist, daß er alles nach Maß, Zahl, Gewicht geordnet habe (11, 21), das gilt auch dem, der die Werke Gottes quasi-schöpferisch nachdenkt und nachbildet. Non est contemnenda, mahnt St. Augustin (de civitate dei 11, 30), numeri ratio, quae in multis ss. scripturarum locis, quam magni aestimanda sit, elucet diligenter intuentibus; nec

frustra in laudibus dei dictum est: omnia in mensura et numero et pondere disposuisti.

Das alles waren aber zu jener Zeit, von der wir handeln, Dinge, die kaum in der Ahnung existirten. Davon bekam man in der Akademie und in den Hörsälen nichts zu hören. Das Räthsel der alten Kunst ließ man einfach stehen. Das Quasi-Idealisiren der Akademie war noch das Beste, so lange das wahre Idealisiren der Alten nicht gefunden war. Man hatte auch davon sich abgewendet. Man fürchtete sich vor allem, was einem Gesetz gleichsah. Natur, Natur war auf allen Seiten das Schlagwort geworden. Man übersah völlig, daß Natur und Kunst zwei sehr verschiedene Dinge seien. Es gab in der Kunst keine festen Größen, keine unveränderlichen Werthe mehr; der wechselnde Sinn und Geschmack, die unverständige Mode war alleinig Gesetz. In Folge dessen ein krankhafter Trieb und Hang nach Neuem; das Schlagwort „originell“ kam auf, und oberste Pflicht bei Inangriffnahme einer Arbeit schien, daß man alles Frühere über den Haufen warf, sich vom Leibe schaffte und nur mehr rief: Natur, Natur! Man werthete die klassische Kunst nicht mehr; die ganze Glyptothek wurde als werthlose Rumpelkammer gemieden; man rief nur Natur, Natur! Auch die Akademie wurde mit all dem Guten, was sie hatte, über Bord geworfen. „Wir müssen den Karren aus dem Morast ziehen, in den Cornelius ihn hineingeschoben hat“, sagte einer dieser Helden der Natur, die nicht ahnten, was alles das Auge und der Geist jener Männer geschaut hatte. Die Mängel der letzteren waren lediglich nur die Folgen ihres unklaren Verhältnisses zur Antike, die sie noch nicht so klar zu erfassen wußten, wie dies uns nach fünfzig ja achtzigjähriger Arbeit und archäologischer Forschung möglich ist, die Folgen ihrer nicht hinlänglich fundirten Formen- und Farbprincipien. Auch sie waren bemüht, die Formensprache nicht einfach der Natur zu entnehmen, sondern sie in irgend welcher Weise zu idealisiren, zu vereinfachen,

der Zufälligkeiten zu entkleiden; aber das alles blieb eben lediglich Gefühlssache des Einzelnen. Ein Herumexperimentiren an der Natur bloß „per Gefühl" konnte aber zu nichts führen, mußte nothwendig die Kunstgebilde flau, kraftlos, salzlos machen; das war keine Natur mehr, aber auch kein Stil, kein Typus, der mit der Natur harmonirte, der fest und sicher aus ihr herausconstruirt, nach den Gesetzen der Natur über die Natur hinausgehoben war. Was fehlte, war das Monumentale, das Statische, das die Natur nicht haben kann, weil sie Augenblick ist, das aber die monumentale Kunst, vorab die religiöse haben muß. Dieses statische Element hatte Cornelius in der Glyptothek, Heß in der Allerheiligenhofkirche in die Kunst hineingebracht, durch die Kraft ihres Genies und mit Hilfe einerseits der Vorbilder der antikklassischen Kunst, andrerseits der Vorbilder der alten Mosaiken. Aber den meisten gelang das nicht und in der Akademie konnte es nicht gelehrt werden, eben weil es nur Gefühlssache war; lehrbar ist nur, was klar von der Vernunft erkannt wird.

Man muß weit zurückgehen, weiter als damals bei der noch ungenügenden Kenntniß der alten und ältesten Kunst möglich war, um jenes Element zu finden, welches die Seele vor allem der religiösen Kunst bildet: das Typische, in Einfalt Große, ernst und harmonisch Gemessene und Gebaute. Wir finden es am Anfang aller Kunst, in Aegypten; es bildet den Untergrund der klassischen Kunst; es findet sich bei den Byzantinern, den christlich gewordenen Griechen, am meisten in den alten Mosaiken. Nur war es bei den Byzantinern nicht mehr klare, feste Wissenschaft, sondern es wurde traditioneller Mechanismus. Wir finden das Element noch in Italien, in der Schule von Siena, bei Cimabue, bei den Pisanern, bei Giotto und seiner Schule bis Fiesole. Wir finden es auch noch diesseits der Alpen in der Malerei der romanischen Periode als dunkles Gefühl für Bau, Gravität, Einfalt, als klares und sicheres Gefühl für das

Liturgisch-Schickliche; auch noch in der Gothik, der Erbin der romanischen Kunst. Erst in der Spätrenaissance ging es ganz verloren. An die Stelle der Kunstanschauung trat die Naturanschauung; der ideale Gesichtspunkt und Untergrund wurde verlassen; das Große, das Erhabene verschwand; das Schöne in der Einfalt war nicht mehr erreichbar; schließlich wurde alles ins Triviale gezogen. —

Kehren wir nach dieser langen Abschweifung zurück zu Wüger, den wir um das Jahr 1857 nach dem großen Mißerfolg mit seinem ersten Bild verlassen haben. Wie jener Ritter zwischen Tod und Teufel, so ging auch er fürder seinen Weg. „Zu wandeln und auf seinen Weg zu sehen, ist eines Menschen erste, nächste Pflicht" — das schien seine Devise. Ueber seine Erlebnisse zu sprechen, öffnete er den Mund nicht, erst recht nicht, wenn diese unangenehm waren. Er ging nach jener Enttäuschung nach Dresden und machte dort in der Gallerie weitere Studien nach Veronese, Rubens u. a. Dort füllte er auch in dem Hause eines Freundes, des Kupferstechers Friedrich, ein ganzes Skizzenbuch mit köstlichen Katzenstudien. Von da kehrte er nach München zurück und malte ein Gretchen vor der Madonna („ach neige, du Schmerzenreiche ꝛc."); es kam auf die Ausstellung von 1858 und wurde von einer Dame angekauft. Dann ging er in seine Heimat Steckborn; seine Eltern richteten ihm in einem alterthümlichen Thorgebäude ein Studio ein, wo er ein Gretchen am Spinnrocken malte; nach der Farbenskizze, die ich sah, war es ein bescheidenes, aber sehr fein empfundenes Bild. Auch fertigte er zu dieser Zeit verschiedene Porträts von Gliedern seiner Familie in Kohlenzeichnung von ganz selten ächter Qualität; ebenso malte er ein Selbstporträt in Oel, das im Besitze seiner Familie ist.

Aber er schien wie Treibholz auf dem Hochwasser rettungslos in die verlorene Bucht der Nichtbeachtung hinausgeschwemmt. So kamen seine Eltern in große Sorge um

ihn und sie verloren den Glauben an seine Kunst. Da sein einziger Bruder, der als Kaufmann das elterliche Geschäft übernehmen sollte, unheilbar erkrankt war, so machten sie ihm den Vorschlag, ob er nicht doch noch in letzter Stunde sich dem Kaufmannsstande zuwenden und das sichere Geschäft übernehmen wolle. Er ging nicht darauf ein; er war zu sehr geborner Künstler.

Da traf es sich, daß ein Freund von ihm nach Nürnberg übersiedelte, um dort an der Kunstschule eine Lehrstelle zu übernehmen. Dieser hatte ein schönes geräumiges Studio mit gutem Licht, von dem er wegen seiner vielen Berufsarbeiten kaum Gebrauch machen konnte. An ihn wandte sich Wügers Mutter in einem sehr bekümmerten Brief; es sollte Rath geschafft werden, wie er wieder flott gemacht und in irgend eine Strömung gebracht würde, denn das einsame Zuhausesitzen war vom Uebel. Die Einladung des Freundes, nach Nürnberg zu kommen und die alte Kunststadt auf sich wirken zu lassen, ward angenommen. Im Anfang des Jahres 1860 siedelte er über und malte eine Loreley in ein Drittel Lebensgröße mit entsprechender Landschaft. Das wurde ein herrliches Bild, gezeichnet, wie eben nur Wüger zeichnen konnte, und in der Farbe ebenbürtig den besten alten Coloristen. Er sandte es nach München an den Kunstverein und es wurde sofort angekauft. Dann malte er zwei Fahnenbilder, St. Joseph und Albrecht Dürer als Jüngling in der Werkstatt. Auf Schloß Gleishammer führte er nach dem schönen Bilderbogen von Schwind „Die Wege der Vorsehung" einen großen Fries in Tempera aus und füllte den Raum mit einigen eigenen ergänzenden Compositionen. Auch entstand hier noch eine Reihe schöner Zeichnungen, ein erschütterndes Bild aus der Schweizer Geschichte: Gertrud von Warth wacht bei ihrem aufs Rad geflochtenen Gemahl; Entwürfe zu Faust, Egmont, die Braut von Messina, Genovefa, der Glaube, St. Heinrich, St. Kunigund.

Der Aufenthalt in Nürnberg dauerte bis Herbst 1862

und wirkte auf ihn belebend und anregend. An der alterthümlichen Stadt hatte er seine wahre Freude. Die Nürnberger Künstler, ein heiteres, fleißiges Volk, nahmen ihn sehr gut auf; sein Charakter und sein Wissen erwarben ihm die Hochachtung und Verehrung der Besten. Er trat auch mit der Künstlerfamilie Geißler und durch sie mit anderen bekannten Familien in freundschaftliche Verbindung und thaute im Schoß dieses schönen Familienlebens förmlich auf. Man machte gern Ausflüge in den nahen Reichswald und anziehende Punkte der Umgebung, an Seen, Weiher, alte Schlößchen. Das alles wirkte erwärmend auf ihn und abgesehen von einem typhösen Fieber, das ihn einige Monate aufs Krankenlager warf, war er in Nürnberg glücklich.

Im Spätjahr 1862 bereitete sich sein Freund auf eine Reise nach Italien und einen mehrjährigen Aufenthalt dortselbst vor. Da erinnerten sich Wügers Eltern, daß sie auch ihm diese Gunst versprochen hätten, und ließen ihn mitziehen. Im Dezember 1862 ging es über den St. Gotthard nach Mailand und Florenz. Im März setzte sein Gefährte die Reise über Pisa, Siena, Orvieto nach Rom fort, Wüger aber blieb in Florenz. Ein befreundeter italienischer Maler, der Sienese Cassioli hatte ihm sein Studio im Palazzo dei Pazzi zur Mitbenützung angeboten; es war der große getäfelte Ahnensaal, ein fürstliches Studio, wie man es würdiger nicht wünschen konnte. Hier machte er die schöne Federzeichnung: Tell rettet den Baumgarten über die tobende See, Landenbergische Reiter prallen am Ufer an, — eines der besten Werke Wügers. Mitte Sommer 1863 kam auch er nach Rom und machte sich nach den ersten, ganz der Stadt gewidmeten Wochen wieder an seinen Schweizercyklus, den er um vier Cartons bereicherte: die Schlacht bei Morgarten, zwei Blätter, Kaiser Albrechts Tod, Staufacher und sein Weib. In jener Zeit sollte der große Saal im Bundespalast zu Bern mit Bildern aus der vaterländischen Geschichte geschmückt werden. Durch Vermittlung

eines kunstliebenden Fräuleins aus Bern wurden Wügers Zeichnungen dorthin gesendet, aber sie kamen ohne ein begleitendes Wort zurück. Die Augen der hohen Herren waren offenbar gehalten, daß sie nicht erkannten, wen und was sie vor sich hatten. Ein Ruf dorthin hätte wohl seinem ganzen Leben eine andere Wendung geben müssen; aber Gott hatte Größeres mit ihm vor.

Es wurden öfters Ausflüge gemacht in Roms Umgebung, ins Albaner Gebirge, nach Tivoli, Subiaco. Einmal wurde auch S. Benedetto (sacro speco) besucht. An einem schönen Sonntagsmorgen, in feierlicher Stille nahten wir dem Heiligthum. Wüger trat nicht mit ein, sondern setzte sich außen zum Zeichnen nieder; erst als wir gegen Mittag nach dem nur zwanzig Minuten entfernten Heiligthum S. Scholastica zurückkehrten, fanden wir ihn dort wieder. Nach Tisch versuchte er im Kreuzgang zu zeichnen, aber ein großer, gezähmter Rabe im Hof störte so nachdrücklich seine Ruhe, daß er davon abstand. Ein anderes Mal gingen wir an den Lago Bracciano im Etrurierland, um der unerträglichen Hitze Roms auszuweichen. Wir lasen dort Pastor Meinholds „Getreuen Ritter Hager“ und hatten großes Gefallen an dessen drastischen Geschichtchen. Auch Wüger nahm das Buch zur Hand, blätterte darin und legte es wieder weg. Aber nach einigen Tagen kehrte er dazu zurück und las es nun aufmerksam durch. Viel davon mag in seinem Geiste haften geblieben sein und weiter gewirkt und gegährt haben. Einige Wochen verflossen, da plötzlich eines Tages überraschte er uns mit der Erklärung, daß er nun in die katholische Kirche zurückzukehren gedenke. Er wählte, nachdem er innerlich mit gewohnter Gründlichkeit die Sache durchgekämpft, den kürzesten Weg. Am Feste der Unbefleckten Empfängniß legte er in der Kapelle der Ligorianer das katholische Glaubensbekenntniß ab. Seine Eltern, anfangs sehr beunruhigt über diesen Schritt, gaben sich doch bald zufrieden.

Nun war es vollends sein Streben, sich durch emsige Arbeit auf eigene Füße zu stellen und mit seiner Kunst Gott den Dank für das wiedergewonnene innere Glück abzustatten. Seine erste Aufgabe war sehr ehrenvoll; er sollte im Auftrag der Ligorianer für den hl. Vater Pius IX. eine Copie des uralten Gnadenbildes S. Maria del perpetuo Succursu fertigen, das seit der Zerstörung der Kirche S. Matthias verschwunden und nun wieder aufgefunden worden war. Für den Altar, der anfänglich zur Aufnahme dieses Gnadenbildes bestimmt war, fertigte Wüger noch sechs kleine Oelbilder. Auch von dem alten hochberühmten Gnadenbild von Maria Maggiore machte er für Herder in Freiburg eine Copie. Für die Schweiz malte er drei Altarbilder: eine Madonna nach Bichwyl und einen hl. Mauritius und Pankratius; für einen belgischen Bischof einen Christus am Kreuz, dessen Original in Beuron ist; ferner das Porträt eines mecklenburgischen Edelmanns, lebensgroßes Kniestück in Oel, welches in Berlin auf der Ausstellung Aufsehen erregte durch seine vorzügliche, charaktervolle Zeichnung und gute Farbe.

Schreiber dieses zog im Frühjahr 1865 nach Tirol, um in den Marmorbrüchen im oberen Etschthal einen längeren Aufenthalt zu nehmen. Er war mit der ganzen modernen Kunst zerfallen, von der Hohlheit und Nichtigkeit ihrer Principien oder ihrer Principienlosigkeit innerlichst überzeugt und hatte als einzige Begleiter und Gesellschafter mitgenommen gesammelte Reproduktionen der urältesten menschlichen und christlichen Kunst. In dem majestätischen Schweigen und der ungeheuren Einsamkeit der Hochgebirgswelt, wo er drei Jahre lebte, verrieth ihm diese alte Kunst nach langem Umgang und energischer Befragung ihre tiefsten Geheimnisse. Einmal während dieser Zeit sah er Rom und Wüger wieder. Ein Büchlein „Choral und Liturgie“ von einem Beuroner Mönch erregte in hohem Grade seine Aufmerksamkeit und das Verlangen, diesen Choral zu hören; denn er fand hier

ganz dieselben Principien auf die heilige Musik angewendet, welche er für seine Kunst aus den Werken der Alten durch intensives Studium ausgegohren, die ihm nun wie handgreiflich in denselben niedergelegt schienen — dieselben Principien, welche oben wenigstens angedeutet, wenn auch nicht allseitig dargelegt und begründet werden konnten. Er suchte im Jahre 1868 Beuron auf, und hier wurde ihm der Bau einer Votivkapelle anvertraut. Er gab dieser Kapelle eine solche Anlage, daß alles daran, Architektur, Malerei und Plastik nach den Principien der alten Kunst geordnet und normirt war und rechnete von vornherein auf die Mithilfe Wügers. Im Sommer 1868 wurde die Mauruskapelle im strengsten, einfachsten Stil gebaut; im Winter wurden in Rom die Compositionen für die Bemalung entworfen; im Mai 1869 gingen die Beiden, begleitet von Fridolin Steiner, einem jungen Schüler Wügers, nach Beuron; in diesem und dem folgenden Sommer wurden die Fresken ausgeführt, auch ein klösterliches Wohnhaus neben der Kapelle, „St. Maurus im Felde", eine halbe Stunde unterhalb Beuron, auf den Außenwänden mit Bildern ausgestattet.

Nach Vollendung derselben im Herbst 1870 nahm Wüger als P. Gabriel das Ordenskleid; Fridolin Steiner folgte ihm als P. Lukas bald nach und zuletzt trat auch der zuerst Gekommene ein. So war ein von ihnen und Anderen schon in Rom gepflegter Lieblingsgedanke, der Plan, eine klösterliche Kunstschule zu gründen, nach Gottes weiser Fügung unter dem schützenden Dache St. Benedikts im Keime wenigstens Wirklichkeit geworden. Nun beginnt für Wüger und seine Freunde eine zweite Periode künstlerischen Schaffens, welche in St. Maurus ihren Anfang nahm, im Kloster Beuron, wo Kirche und Haus reichlich mit Bildern ausgestattet wurden, ihr Hauptquartier hatte, nach Constanz führte und dort die Konradikapelle des Doms mit Fresken schmückte, dann nach Monte Cassino, wo das alte Sanktuar St. Benedikts mit Hilfe aller drei Künste völlig erneuert wurde, ferner die

totale Bemalung der gothischen Kirche von Emaus in Prag besorgte und die Marienkirche in Stuttgart mit großen Stationenbildern versah. Wie durch diese ganze Periode hindurch der Stil der Schule allmählig sich ausbildete und verfestigte, wie er unbeschadet der granitenen Grundlage seiner Principien Wandlungen durchmachte und gegebenen Verhältnissen sich anpaßte, das soll vielleicht ein andermal näher dargelegt werden; hier aber muß betont werden, daß zu den Kunstschöpfungen der Schule P. Gabriel immer das feinste Gold aus dem Schatze seines reinen Herzens und seines gediegenen Wissens beibrachte.

Die letzte Arbeit war die Vollendung des Sanktuars in Monte Cassino. Dort hatte Wüger eben die Cartons für die St. Martinskapelle fast vollendet, da starb er an innerer Verblutung eines friedlichen Todes am 31. Mai 1893 Dort, wo er vor zwölf Jahren zum Priester geweiht worden war, ist er auch begraben, und zwar neben der Zelle, in welcher nach der Tradition der hl. Patriarch die Ordensregel geschrieben, in einem in die Wand eingetieften Loculus, an der Seite des Cardinals Bartolini, eines Verehrers des Peter Cornelius und Wügers. Dort harrt sein Leib der frohen Urständ;. seine Werke aber sind ihm nachgefolgt, weil sie in Gott gethan waren, und seine Seele labt sich wohl schon jetzt am Urquell der unerschaffenen Schönheit, nach der sie hienieden gedürstet und verlangt hatte

## L.

# Die Schulfrage und das christliche Volk.

II. Die Schulfrage und die Religion des christlichen Volkes. (Schlußartikel.)

Bis auf Rousseau war es die allgemeine und feststehende Ueberzeugung der Vorzeit, daß mit der religiösen und nationalen Constitution eines Volkes auch seine Erziehungsweise gegeben sei, ohne daß es der vorgängigen oder nachträglichen Approbation einer Pädagogenversammlung bedürfe. Und so galt denn auch die christliche Erziehung unserer Kinder als eine mit der Annahme des Christenthums durch unsere abendländischen Völker gesetzte Thatsache. Ueberzeugt, wie man war, daß die Geschichte der Völker auch ihre Erziehungsweise gestalte, dachte man in den Jahrhunderten vor Rousseau wohl kaum an die Möglichkeit, daß einmal versucht werden könnte, den entgegengesetzten Weg zu beschreiten und durch Erziehung Geschichte zu machen oder — mit andern Worten — durch die Schule dem Volke einen andern geistigen Stempel aufzudrücken.

An dieser Anschauungsweise der Vorzeit hat auch die Kirchentrennung des 16. Jahrhunderts keine Aenderung hervorgebracht. Noch das westfälische Friedensinstrument erklärt die Schule für ein Annexum religionis, womit ja deutlich gesagt ist, daß die Annahme einer bestimmten Religion durch ein Volk oder einen Volkstheil auch für die Gestaltung seines Schul- und Unterrichtswesens entscheidend sei. Der west-

fälische Friede hat aber nur paragraphirt, was bis dahin thatsächlich in Uebung war. Denn seitdem der Augsburgischen Confession freie Religionsübung zugesichert war, zweifelte Niemand daran, daß in dieser Zusicherung auch die Erlaubniß zur Gründung von Schulen dieser Confession inbegriffen sei. Wer dachte denn überhaupt in jenen Zeiten, die — auf dem Gebiete der Erziehung wenigstens — von einer unnatürlichen Abstraktion noch nichts wußten, an die Gründung von Schulen, die außerhalb der eigenen Confession standen? Und so besaß denn bis auf Rousseau's Zeit und noch darüber hinaus in Deutschland und anderwärts jeder Religionstheil sein geschichtlich und rechtlich festgestelltes Erziehungs- und Schulwesen. Die Religion hatte darin das entscheidende Gewicht. Und in der That ist ja auch die Annahme einer bestimmten Religion durch ein Volk oder einen Volkstheil der entscheidende Moment in seiner Geschichte.

Man wird im Ernste nicht läugnen können, daß diese feste Ueberzeugung der Vorzeit von dem unzertrennbaren Zusammenhang zwischen Religion und Erziehung die naturgemäße, in der Vernunft begründete sei. Denn jene Wahrheiten, welche die Religion als Leitsterne bezeichnet für das geistige und sittliche Leben jedes Einzelnen wie des Volkes, müssen doch auch des Menschen Leitsterne sein bei der Erziehung seiner Kinder. Und so wenig ein Volk jemals seine Religion als ein Provisorium betrachtet hat, das auf Ruf und Widerruf angenommen wäre, ebensowenig hat jemals ein noch gesundes Volk seine nationale und religiöse Erziehungsweise für ein Provisorium angesehen, das jeweils im Namen des sogenannten Fortschrittes oder des Faches dürfte in Frage gestellt werden. Da aber die Erziehung wesentlich die Aufgabe hat, die geistigen Güter des Volkes den Nachkommen mitzutheilen, wird dann nicht die Mittheilung der höchsten Güter, welche ein Volk in und durch seine Religion besitzt, das vorzüglichste Geschäft der Volkserziehung sein? Und wird dann nicht die Mittheilung dieser höchsten Güter

der ganzen Volkserziehung ihren Stempel aufdrücken, also daß man mit allem Recht die Erziehungsweise eines Volkes auch nach seiner Religion benennen und — beispielshalber — von einer katholischen und protestantischen Erziehung reden kann. Es ist deßhalb klar, daß die Erziehungsweise eines jeden Volkes Ergebniß und Spiegelbild seines geistigen Lebens, seiner Religion und Geschichte, nirgends aber Resultat einer gelehrten Forschung oder Ausgestaltung einer a priori entworfenen Theorie sein kann. Ebensowenig kann sie jemals Fachsache werden, denn sie ist eine Sache des ganzen Volkes, das Ergebniß seiner Cultur und seiner Geschichte, Leben von seinem Leben.

Unter der Herrschaft dieser der ganzen Vorzeit eigenthümlichen Anschauung konnte natürlich eine Schulfrage im Sinne unserer Zeit gar nicht aufkommen, neue pädagogische Systeme und Theorien waren förmlich gegenstandslos, da es Niemanden einfiel, von einer neuen Erziehung zu reden oder eine solche zu erwarten, solange die Religion des Volkes feststand. Von einer Pädagogenherrschaft über die Schule konnte keine Rede sein, und Versuche, durch die Schule einen neuen Geist und eine neue Weltanschauung in das Volk überzuleiten, konnten nicht gemacht werden, weil allgemein der Grundsatz galt, daß nicht pädagogische Theorien und Systeme, sondern Geschichte und Religion des Volkes für die Erziehung seiner Kinder maßgebend seien.[1]) Man hatte

---

1) Wiese, Briefe über englische Erziehung, Berlin 1855, II. Auflage, Erste Serie, S. 70, macht die Bemerkung: „Die englische Literatur ist überaus arm an pädagogischen Schriften; in welchem Zweige wäre die deutsche fruchtbarer, hauptsächlich an Theorien! Wie viele Erziehungskünstler sind unter uns aufgestanden und haben uns durch ihre Vorschläge und Versuche einen Mangel immer fühlbarer gemacht, den die Kunst und die Bemühungen eines Einzelnen nimmermehr ausfüllen! Warum weiß man in England nichts von dergleichen Projekten? Vor allen Dingen darum, weil sie einen festen Kern ihres Lebens überhaupt haben:

nicht nothwendig, erst durch pädagogische Gutachten, Bedenken und Vorstellungen den Einfällen eines Diesterweg, Herbart, Dittes gegenüber sich um sein gutes Recht zu wehren oder gar dasselbe zu erbetteln. Es war undenkbar, daß pädagogische Theorien einen geschichtlich begründeten Besitzstand auf diesem Gebiete bedrohen oder gar umstürzen könnten. Das Erziehungs- und Schulwesen des Volkes aber erhielt durch seinen Zusammenhang mit der Religion jene Stetigkeit und Festigkeit, welche es den Parteien unmöglich machte, in dieses Gebiet und eben damit in das Heiligthum der Familie selbst einzudringen. Auch der Mann des Volkes, dem Zeit und Gelegenheit fehlten, sich über die geistigen Strömungen seiner Zeit zu orientiren, hatte die sichere Gewähr, daß seine Kinder in der Schule keine andere als die von den Vätern ererbte Erziehung erhalten.

Erst der Neuzeit war es vorbehalten, die Unnatur einer vom religiösen Volksleben losgerissenen oder wenigstens abstrahirenden Volkserziehung natürlich zu finden, ja auf diesem Wege das längst ersehnte Mittel zu einer gänzlichen Umgestaltung der Menschheit zu suchen. Der Geist der Verneinung hatte sich einen Weg erdacht, um in das Innere des Volkslebens einzudringen und dort die Religion zu untergraben. Der neue Weg hieß „Erziehung". Daß die letzten Ziele dieses Weges lange Zeit verdeckt blieben, war im Interesse des Gelingens nicht nur höchst wünschenswerth, sondern sogar unbedingt nothwendig. Denn es galt zunächst einen offenen Widerstand der noch christlichen Elemente zu

das ist ihnen die Nationalität und Religion". Wiese, zuletzt vortragender Rath im preußischen Cultusministerium, der um die Mitte des Jahrhunderts von dem englischen Unterrichtswesen Augenschein genommen, will hier gewiß nicht die Armuth an pädagogischer Literatur, wohl aber jenen selbstbewußten nationalen Sinn als Ideal aufstellen, der sich „den Kern seines Lebens" nicht von doktrinären oder emancipirten Pädagogen will hinwegreden lassen.

umgehen. Sodann ist es für jede Neuerung vom höchsten Werthe, daß auch Männer, die noch als neutrale gelten können, eine Strecke Weges mitgehen, so lange die letzten Ziele der Bewegung noch nicht offen liegen. Die Erfahrung lehrt, wie sehr durch eine solche oft im besten Glauben geleistete Mithilfe subversive Bestrebungen bestärkt werden. Es mußte also zunächst die Abstraktion von der Religion als Schild vorgehalten werden, damit man sicher gegen die positive Religion vorschreiten könne.

Seit Basedow gewöhnte man sich immer mehr und mehr daran, das Erziehungswesen, wie ein vom Gesammtleben des Volkes, insbesondere seinem religiösen Leben, losgerissenes Stück Cultur, gleichsam wie ein Fragment, zu behandeln, an dem man nach Belieben formen und umformen könne, ohne das innerste Leben des Volkes zu verletzen. Die vollständige Abstraktion von aller positiven Religion — und diese ist ja gerade die Religion des Volkes — war lange Zeit hindurch ein charakteristisches Merkmal unserer pädagogischen Literatur, keineswegs zu ihrem Vortheil, jedenfalls nicht im Interesse ihrer Popularität, Gemeinverständlichkeit und Brauchbarkeit. Noch heutzutage gibt es Leute, welche die Frage, ob es eine christliche und unchristliche, eine katholische und protestantische, eine jüdische und muhammedanische Erziehung und demgemäß auch eine entsprechende Erziehungslehre gebe, mit einer Art von Ironie behandeln, obschon die Geschichte hier sehr deutliche Fingerzeige gibt.

Die Geschichte bezeugt aber hier im Grunde blos ein Verhältniß, das durch die Natur selbst grundgelegt und von der Idee der Familie gefordert ist. Denn zu der leiblichen Gemeinschaft der Kinder mit ihren Eltern muß auch die geistige Gemeinschaft hinzukommen, wenn die Familie eine vollkommene sein soll. Die Schulerziehung darf an diesem Verhältniß nicht rütteln. Offenbar ist diejenige Schulerziehung die naturgemäße, welche sich soviel als möglich der rechten Familienerziehung nähert. Denn daß

die Familienerziehung die von der Natur selbst gewollte und geforderte ist, kann ja im Ernste Niemand bezweifeln. Der aber behaupten wollte, die confessionslose Schule sei das Vollkommenere im öffentlichen Erziehungswesen, der müßte folgerichtig auch behaupten, eine Schule sei um so vollkommener, je weiter sie sich von der Familienerziehung entfernt. Wo gibt es denn im Volke — wir rechnen natürlich die Freimaurerkreise nicht dazu — eine Familienerziehung, die von der Religion abstrahirt oder sich in Bezug auf Religionsunterschiede neutral hält? Die religiös neutrale Erziehung, wie sie unsere pädagogischen Lehrbücher modernen Schnittes als Ideal uns vorführen, ist nicht die Erziehung des Volkes, sie ist ein Gebilde todter Abstraktion. Indessen dergleichen Schriftwerke, welche überdies des Gedankens Blässe an sich tragen und deßhalb niemals ins Volk dringen, könnte man ja den Kreisen überlassen, die an solcher Nahrung ein Genüge finden. Daß aber die Kinder christlicher Familien durch sechs oder sieben Jahre einer grundlegenden Jugendzeit in einer Schule zubringen müssen, die von Allem abstrahirt, was der Familie das Heiligste und Höchste ist und was das Jahr hindurch, namentlich in den heiligen Zeiten und Festen sie aufs tiefste bewegt, das sollte doch auch dem Blödesten zeigen, daß die vielbesprochene und soviel geforderte Trennung der Schule von der Kirche zugleich auch eine Trennung von der christlichen Familie bedeutet. Man sollte deßhalb jenes Wort „Trennung der Schule von der Kirche" niemals in den Mund nehmen, ohne zugleich auch das ergänzende Wort „Trennung der Schule von der christlichen Familie" hinzuzufügen. Denn was hier Mittelpunkt des geistigen Lebens ist, das ist in der emancipirten Schule höchstens noch ein Fach; alles ist darauf gerichtet, dasjenige erkalten zu lassen, was in der Familie noch warmes Leben hat. Ueberhaupt macht sich in der Tiefe des Schulkampfes ein Zug bemerklich, der auf eine Trennung des Kindes von der Familie hinstrebt. Denn

die Familie mit der ihrer Natur entsprechenden traditionellen Erziehung ist ein mächtiges Hinderniß für alles radikale, namentlich auch für das pädagogische Neumachen. Darum dürften die Gegner, wenn sie ehrlich sein wollten, recht wohl sagen: der letzte Feind, der besiegt werden muß, ist die Familie. In der großen französischen Revolution projektirte man Nationalerziehungshäuser, in welchen alle Kinder französischer Nationalität, auch leiblich von ihren Eltern getrennt, bis zu ihrem zwölften Jahre erzogen werden sollten. Die Tendenz einer solchen Maßregel spricht der Verfasser des ersten Projektes über die Errichtung solcher Erziehungshäuser, Lepelletier[1]) in den Worten aus: ainsi se formera une race renouvelée, laborieuse, reglée et qu'une barrière impénétrable aura séparée du contact impur des préjugés de notre espèce vieillie (Histoire parlementaire XXIV. 80). Daß natürlich unter den préjugés de notre espèce vieillie auch die Lehren der christlichen Religion verstanden sind, braucht kaum gesagt zu werden. Die neuere Zeit begnügt sich, auf eine geistige Trennung der Kinder von der Familie hinzuarbeiten.[2]) Ueberall, wo

1) Lepelletiers Programm wurde nach dessen Ermordung am 13. Juli 1793 durch Robespierre im Nationalconvent verlesen.

2) Der von radikalen Politikern und Schulmännern vielfach ausgesprochene Wunsch nach einer Verlängerung der Schulpflicht, womöglich bis nahe an die Grenze des Mannesalters, hat doch seinen tiefsten Grund in dem Bestreben, die religiösen Familientraditionen zum Absterben zu bringen. Die gewöhnliche Schulzeit scheint nicht hinreichend, um eine solche Arbeit gründlich durchzuführen. Auch die Loge in Belgien hat sich schon in dieser Richtung vernehmen lassen. Im Jahre 1880 entwickelte zu Genua der damalige Unterrichtsminister Italiens Baccelli sein Schulprogramm. Er verlangt obligatorischen Schulbesuch bis zum 19. Lebensjahre. (Berliner Germania vom 10. September 1881.) Baccelli stellt zwar die gymnastische Ausbildung seines Volkes in Vordergrund. Was aber im Hintergrunde lag, läßt der gegenwärtige Zustand der Geister in Italien leicht errathen.

der Schulkampf ausbricht, ist dieß das erste und letzte Ziel der Agitatoren. Darum darf die Schule, welche das Kind aufnimmt, nichts von dem Geiste des christlichen Hauses an sich tragen.

Die Theorie, welche Erziehung und Religion als zwei ganz von einander unabhängige Gebiete behandelt, ist die fruchtbare Brutstätte, aus welcher alle Attentate gegen die christliche Schule hervorgehen. Wie alle Theorien, welche gegen Natur und Geschichte verstoßen, ist sie fanatisch und ruht nicht, bis ihr alle Schulen zum Opfer gefallen sind, welche gegen ihre Grundregel verstoßen, mögen nun diese Schulen noch so sehr in Harmonie mit dem Volksgeiste und mit dem Geiste des christlichen Hauses stehen. Dabei dient die Theorie vortrefflich zur Beschönigung aller Versuche, durch die Schule die Religion des Volkes zu untergraben. Man verbittet sich förmlich, daß von Religion oder gar von der Religion des Volkes geredet werde, wenn eine Schulfrage vorliegt. Und wer hat sie nicht schon gehört die Sirenenstimmen, die dem Volke jede Besorgniß für seine Religion auszureden suchen, so oft die Losreißung der Schule von der Kirche oder die Einführung einer antichristlichen Pädagogik in die Schule geplant wird! Man sollte es nicht für möglich halten, daß die Vertröstungen, welche bei solchen Gelegenheiten ausgetheilt zu werden pflegen, nach so vielen bitteren Erfahrungen noch Glauben finden. Und doch ist dieses leider immer noch der Fall.

Aber die Neutralität der Erziehung in religiösen Dingen läßt sich selbst in der Theorie nicht auf die Dauer halten, und sie gilt in der That auch für einen überwundenen Standpunkt, wenn man auch aus taktischen Gründen beim Kampf gegen die christlichen Schulen sie immer wieder in den Vordergrund schiebt. Als Doktrin hat sie sich überlebt. Eine Disciplin, die sich ganz mit der geistigen Bildung des Menschen beschäftigt, muß den Anschluß an irgend eine Weltanschauung suchen. Sie kann doch nicht gleich Muhammeds

Sarge zwischen Himmel und Erde schwebend bleiben, mit andern Worten: sie kann ohne Principien nicht leben. Diese aber liegen außerhalb und oberhalb ihrer Sphäre, in einer höheren Region — entweder in einem übernatürlich geoffenbarten Glauben oder in einer naturalistischen Weltanschauung, die zu ihrer Rechtfertigung wenigstens eine breitere und tiefere Grundlage suchen muß, als die Schule sie geben kann. Unter den heutigen Verhältnissen konnte natürlich nur ein Anschluß an das Christenthum d. h. eine Rückkehr zu demselben, oder ein Anschluß an den Naturalismus in Frage kommen. Den Anschluß an das Christenthum verbot aber der modernen Pädagogik schon ihr Ursprung. Eine Erziehungslehre, die nicht von der Religion ausgeht, will offenbar die Erziehung auf eine rein menschliche Grundlage stellen — mit Ausschluß alles Uebernatürlichen — und erklärt sich für selbstgenügend, um die Bildung des ganzen Menschen für sich allein zu besorgen. Da aber eine übernatürlich geoffenbarte Religion einen solchen Anspruch niemals anzuerkennen vermag, sondern Unterwerfung unter ihre Lehren verlangen muß, so hätte die moderne Pädagogik sich selbst d. h. ihre obersten Grundsätze und ihre theuersten Ansprüche, mit einem Worte — ihre Souveränität verläugnen müssen, wenn sie im Ernste einen Anschluß an das positive Christenthum hätte vollziehen wollen. Eine solche Selbstverläugnung war natürlich von einer Erziehungslehre nicht zu erwarten, die zu Allem hin noch den Anspruch erhob, neue und tiefere Einsichten in das Wesen der Erziehung erschlossen zu haben, als sie der christlichen Vorzeit zu Gebote gestanden. So war denn diese Pädagogik schon durch ihr Princip und ihre erste Entwicklung in die Bahnen des Rationalismus gedrängt, und es ist keineswegs zufällig, wenn der eben damals im protestantischen Deutschland zur Herrschaft emporsteigende theologische Rationalismus sich so eifrig an dem Ausbau dieser Pädagogik betheiligte; waren ja schon die Väter des Philanthropinums, ein Basedow, ein

Salzmann, ein Campe abgegangene Theologen. Wenn nun eine solche Pädagogik mit religiösen Lehren zusammentraf, die sich nicht aus der menschlichen Vernunft ableiten ließen, so mußte es zu dem Versuche kommen, das religiöse Dogma zu vergewaltigen und es auf den Standpunkt des Rationalismus herabzuziehen.

Ein klassisches Beispiel solchen souveränen Meisterns an den Dogmen des Christenthums bietet uns der anerkannte Heerführer der modernen Pädagogen, Adolph Diesterweg, in seinen pädagogischen Jahrbüchern dar. Er nimmt gleich das Grunddogma des Christenthums, die Lehre von der Gottheit Christi, unter seine kritische Sonde und findet, daß es über alles erlaubte pädagogische Maß hinausgeht. „Die Pädagogik", sagt er, „betrachtet Jesum auch als Vor- und Musterbild, aber um dieses zu können, muß sie ihn als ganzen Menschen und sie kann ihn deßwegen nicht als etwas Anderes (sic!) betrachten. Auch weiß die Pädagogik nichts von übernatürlichen und zauberhaften Wirkungen, sie kennt nur naturgesetzliche Entfaltungen und muß daher annehmen, daß die Reinheit und Erhabenheit Jesu nur auf naturgesetzlichem Wege entstanden sein kann. Nur so kann er der Normalmensch der Pädagogik sein". (Diesterweg, Jahrbuch für Lehrer und Schulfreunde. Berlin 1852. These 181. S. 135.)

Da hätten wir denn nun einmal eine pädagogische Christologie. Es ist jammerschade, daß den Vätern von Nicäa kein Pädagoge zur Seite gestanden hat; sie wären durch ihn vor grundstürzenden Irrthümern bewahrt worden. An einer anderen Stelle sagt Diesterweg: „Jeder nicht aus der Natur der Wesen entwickelbare Satz, d. h. jedes Dogma, lähmt den Geist" (Jahrb. 1852. These 113. S. 116). Da hätten wir denn in Kurzem die ganze pädagogische Religion, in welcher der Pädagoge allein durch ein rein heuristisches Verfahren alles Religiöse — soweit er ein solches noch gelten lassen will — aus der Seele der Kinder hervorlockt und auf

solche Weise im eigentlichen Sinne die ganze Religion des Kindes macht.

An den Lehren einer übernatürlichen Religion findet die pädagogische Omnipotenz eine Schranke. Der Pädagoge, welcher den ganzen Menschen bilden möchte — ausschließlich nach seinem Bilde, findet sich in seinen Zirkeln gestört, wenn Lehren vorgetragen werden, die sich durch keinen wie immer gearteten, sei es praktischen, sei es wissenschaftlichen Absolutismus wollen beugen lassen. Darum hat Diesterweg, namentlich protestantischer Seits, so großen Anhang gefunden; seine Behauptungen über das Verhältniß der Pädagogik zur Religion schienen für die Unabhängigkeit der Schule gewissermaßen eine dogmatische Grundlage zu geben. Der Altmeister selbst war von dem Vorhandensein einer solchen Grundlage so fest überzeugt, daß er sich nicht scheute, den abenteuerlichen Satz auszusprechen: die Pädagogik sei eine von allen vier Fakultäten völlig unabhängige Wissenschaft. „Nach meiner Meinung, sagt er, ist die Pädagogik gleich jeder anderen Wissenschaft eine selbständige Wissenschaft; und sie darf weder von der Philosophie, noch von der Theologie, noch von der Politik und Staatsverfassung abhängig gemacht werden. Erst wenn man dieses einsieht und nach dieser Einsicht zu handeln gestattet wird, ist eine innerhalb ihres Gebietes selbständige Schule möglich“ (Pädag. Jahrb. 1852, S. 182). Daß natürlich auch unsere Christenkinder einer solchen souveränen Pädagogik ausgeliefert werden, ist in Deutschland wenigstens stillschweigende Voraussetzung aller Emancipirten.

Daß aber alles das, was Diesterweg gegen die Dogmen des Christenthums vorbringt, keineswegs Pädagogik oder pädagogisches Gewächs ist, sondern ein Ableger aus dem großen Garten des Naturalismus, wird jedem nüchtern Denkenden sofort klar. Die Pädagogik selbst hat keine eigene Quelle religiöser Erkenntniß; sie kann aus sich selbst keine ihr eigenthümliche Weltanschauung erzeugen. Es ist förmlich

wahr, was Diesterweg sagt: „Die Pädagogik weiß nichts von übernatürlichen und -- setzt er tendenziös bei — zauberhaften Wirkungen." Aber sie weiß ebensowenig vom Gegentheil, nämlich, daß solche Wirkungen gar nicht stattfinden können. Sie muß eben darüber Belehrung bei höheren Mächten suchen. Aus einem Kindesangesicht kann man doch nicht abnehmen, daß die Menschheit sich selbst genüge, daß sie jeden höheren Lichtes und jeder übernatürlichen Hilfe entbehren könne, und daß dem lebendigen Gott jede unmittelbare Einwirkung auf die Welt verschlossen sei. Wer — um ein großes Wort von Goethe zu gebrauchen — „das tiefste Thema der Weltgeschichte", den Conflikt zwischen Glauben und Unglauben behandeln will, der muß seinen Standpunkt auf einer etwas breiteren Basis nehmen, als auf derjenigen, welche die Schule und der Kindergarten gewähren können. Die Pädagogik selbst aber ist nur ein Weg zu einem Ziele hin, den nicht sie selbst, sondern eine andere Macht bestimmt. Wenn die moderne Pädagogik sich eine Competenz zuschreibt, die ihr gar nicht zukommt, so ist das theilweise aus dem lang genährten Wahn zu erklären, die Pädagogik sei berufen, der Menschheit neue Bahnen zu weisen. Es ist aber auch das Bestreben nicht zu verkennen, das Dienstbarkeitsverhältniß zu verdecken, in welches die moderne Pädagogik zum Naturalismus getreten ist. Der Naturalismus aber läßt es sich recht wohl gefallen, wenn seine Waare unter pädagogischer Etikette verschlossen wird, und wenn das Vorgeben Glauben findet, es sei eine rein pädagogische Evolution, was im Grunde nur ein Lehensatz aus dem System des Naturalismus ist.

Es wiederholt sich hier in engerem Rahmen ein Vorgang, welcher durch den ganzen Schulstreit hindurch sich bemerklich macht. In der Erziehungsfrage hat der Naturalismus sich einen unterirdischen Gang gegraben, um der Religion auf einem Grunde beizukommen, auf welchem bisher nicht gekämpft wurde. Die Kinderwelt soll für ihn nicht gewonnen, sondern erobert werden. Gelingt dieses, so ist

die Umwandlung der Religion unter den Erwachsenen nur mehr eine Frage der Zeit. Leiht ein atheistischer Staat seinen Arm dazu, um die Kinderwelt in die für solche Zwecke einzurichtenden Schulen einzufangen, so ist der Grundsatz „cujus regio, illius et religio“ in einer zeitgemäßen Form wiederum in Geltung gesetzt. In alten Zeiten lautete die Parole auf „Religion“, heutzutage heißt sie „Erziehung“. Jede uneigennützige Begeisterung für die Jugenderziehung in Ehren! Es kann nicht gezweifelt werden, daß sie auch heute noch die Triebfeder vieler schöner Bestrebungen und Unternehmungen auf diesem Gebiete ist. Aber man darf kühnlich fragen: wie viele von den fast Unzähligen, die sich — namentlich unter gewissen politischen Parteien — für Freunde der Schule erklären, würden ihrer Fahne treu bleiben, wenn einmal durch eine unerwartete Wendung der Dinge die Aussicht abgeschnitten würde, durch die Schule eine religiöse Umgestaltung des Volkes bewirken zu können! Heutzutage bedeutet eben „erziehen“ vielfach etwas Anderes, als was es unseren Vätern bedeutete. Damals galt es als eine Hauptaufgabe der Erziehung, die Kinder in die christliche Gemeinschaft hineinzuerziehen. Heutzutage stellt man auf jener Seite, auf welcher die „moderne“ Pädagogik steht, der Schule die Aufgabe, die Kinder aus der christlichen Gemeinschaft hinauszuerziehen. So ist es bei uns, so ist es überall, wo die modernen Ideen zur Herrschaft kommen.

---

## LI.

## Ein Spaziergang um die Mauern Jerusalems.

Nichts Schöneres vielleicht hat uns der Sänger der „Gerusalemme liberata“ hinterlassen als jene wenigen Strophen voll Feuer und Innigkeit, welche die begeisterte Rührung der ersten Kreuzfahrer beim Anblicke Jerusalems schildern. Alles Andere in Tasso's Gedicht ist Erfindung einer fruchtbaren Phantasie, aber dies Wenige ist echte, tief empfundene Wahrheit. So war es damals und so wird es immer sein, solange gläubige Christen nach Jerusalem wallen. Der erste Anblick der heiligen Stadt, das Erklimmen des Berges Sion, der Eintritt durchs Jaffathor, warum sollte uns das weniger ergreifen als die Tapfern und die Frommen vergangener Jahrhunderte? Selbst der Schienenweg, welcher jetzt Jaffa und Jerusalem verbindet, thut dieser gehobenen Stimmung nicht den geringsten Eintrag. Die Bahn hat auf das Zartgefühl des Pilgers und auf die Romantik des Touristen Rücksicht genommen, und mit schrillem Pfiff macht die Lokomotive Halt, ehe noch der Reisende ein einziges Gebäude von Jerusalem erblickt hat. Als ich mit meinen Mitpilgern dem Coupé entstieg, befand ich mich auf einem kleinen äußerst bescheidenen Bahnhofe mitten in öder Hügelgegend. Nur der schmucke Kawasse des österreichischen Pilgerhauses mit seinem imposanten Commandostabe und die flinken Gepäckträger mit braunen Gesichtern und bunten Blousen ließen

mich erkennen, daß es doch nicht so ganz sei, „wie bei uns zu Hause“. Kaum aber waren wir ein paar Schritte weit gegangen, so bog die Fahrstraße um einen niedrigen Erdhügel, und Sion lag vor uns! Die Mauern und Zinnen der Stadt und die uralten Quadern des Davidsthurms glühten im Lichte der sinkenden Sonne. Am Fuße des Sionsberges der tiefe Einschnitt des Thales Hinnom, jenseits desselben der röthlich schimmernde Oelberg und in weiter Ferne die dunkelblauen Berge von Moab: das war unser erster Blick auf Jerusalem!

Zwei Tage nach unsrer Ankunft vergingen, ehe wir den Rundgang um die Stadt antraten. Vor wir damit begannen, besuchten wir die große armenische Jakobskirche, welche vor Alters die Kathedrale von Jerusalem war. Erst im zwölften Jahrhundert wurde sie den damals noch katholischen Armeniern übergeben, welche erst später zum Schisma übergingen. Die Jakobskirche mag ursprünglich ein schöner Bau gewesen sein, nun aber ist sie das vollendetste Muster jener ganz eigenthümlichen Geschmacklosigkeit, welche mir auch in anderen armenischen Kirchen auffiel. Nicht nur die Wände, sondern auch die viereckigen Pfeiler, welche die Kirche in drei Schiffe theilen, sind weit über Mannshöhe mit weißblauen Fayenceplatten bedeckt. Statt der prunkvollen Ikonostasis der Griechen bedienen sich die Armenier eines Vorhangs, um die Apsis den Blicken des Volkes zu entziehen, und in der Jakobskirche ist dieser Vorhang mit gestickten Figuren geschmückt. Aber, du lieber Himmel, welche Figuren! Sie gleichen aufs Haar denjenigen, mit welchen schlimme Schulkinder ihre Bücher und Schiefertafeln zu verzieren pflegen. Auch die Bilder, welche hier und dort an Wänden und an Pfeilern hängen, spotten jeder Beschreibung. Es sind nicht die Malereien auf Goldgrund, welche bei aller Armseligkeit der Composition doch auf den ersten Blick einen ernst würdigen Eindruck machen. Sie erinnerten mich vielmehr an das Kläglichste, was man zuweilen in unsern abgelegensten Ka-

pellen und Bildstöcklein antrifft. Indessen zwei wahre Meisterwerke besitzt die Jakobskirche doch. Es sind die Thüren der Jakobs- und Makariuskapelle, die mit so herrlichen Intarsien versehen sind, daß man sich kaum eine vollendetere Arbeit denken kann. Diese beiden Kapellen, welche sich ans linke Seitenschiff anschließen, sind sehr klein und bieten sonst nichts Merkwürdiges. Die eine enthält das Grab des hl. Makarius, jenes großen Bischofs von Jerusalem, welcher mit der Mutter Constantins den Ruhm der Auffindung des Kreuzes theilt. Die andere Kapelle soll genau den Ort bezeichnen, wo Jakobus der Aeltere enthauptet wurde. Einst pflegten die Franziskaner alljährlich am 25. Juli hieher zu kommen, um Gottesdienst zu halten, allein vor ungefähr zwanzig Jahren haben die Armenier sie dieses alten Rechtes beraubt.

Als wir die Kirche betraten, wurde eben eine Predigt gehalten. Die Zuhörer, deren nicht viele waren, kauerten am Boden. Außerhalb des Vorhangs, der die Apsis verhüllt, stand der Priester, ein ernster, schöner, noch jugendlicher Mann, die Linke auf einen Stab gestützt, während er mit der Rechten gestikulirte. Seine Bewegungen waren ruhig, seine Haltung würdevoll. Diese armenischen Priester in ihrer dunkeln, aber kleidsamen Tracht, welche so alterthümlich und ehrwürdig aussieht, machen einen guten Eindruck. Ihre ganze Erscheinung steht im Einklang mit dem Ernst der heiligen Stätten und sticht vortheilhaft ab von jener der sorgsam kostümirten und frisirten Popen, welche ihr schönes Lockenhaar bald mähnenartig um den Hals wallen lassen, bald als eleganten Chignon unter der cylinderförmigen Kopfbedeckung hinaufraffen. Die griechischen Priester gemahnen an Dandies, die armenischen an die ehrwürdigen Gestalten der Thebais.

Wir besuchten hierauf die ebenfalls armenische Heilandskirche. Dieselbe soll die Stelle des Hauses des Hohenpriesters bezeichnen, in welchem Christus die Leidensnacht zubrachte. Nicht weit von hier befindet sich das Cönaculum,

das traurigste und verlassenste unter den Heiligthümern Jerusalems. Denn trotz aller Bemühungen eifriger Katholiken, ja trotz der Vermittlungsversuche des Kaisers von Oesterreich, dessen warmes Interesse für die heiligen Stätten Palästinas zur Genüge bekannt ist, war es bisher unmöglich die Moschee Nebi Daud den Mohammedanern zu entreißen.

Der Ueberlieferung zufolge war das Haus des Abendmahles Eigenthum des Joseph von Arimathäa. Ohne Zweifel bestand es von jeher aus zwei Stockwerken und diese Eintheilung wurde bis auf den heutigen Tag beibehalten. Bei der Zerstörung Jerusalems blieb es verschont: als Kaiser Hadrian auf seiner Weltreise diese Stadt besuchte, fand er sie bis auf wenige Gebäude zerstört; unter diesen Gebäuden befand sich auch das Cönaculum, welches damals schon eine christliche Kirche war. Diese Kirche wurde von der heiligen Helena verschönert, lag aber in Trümmern, als die Kreuzfahrer Jerusalem eroberten. Zur Zeit des Königreichs Jerusalem erhob sich hier eine prächtige Doppelkirche. Die untere Kirche bestand aus drei Schiffen, die obere, das eigentliche Cönaculum, war mit Wandgemälden geschmückt und überwölbt von einer Kuppel — ein Zugeständniß des fränkischen Architekten an den orientalischen Geschmack. Wie am heiligen Grabe, so wurde auch hier von Augustiner Chorherren der Gottesdienst gehalten. Mit dem Einzug Saladins in Jerusalem fiel das Cönaculum wieder in die Hände der Ungläubigen; aber schon im Jahre 1219 erhielten es die Franziskaner, restaurirten die Kirche und errichteten neben derselben ein Pilgerhaus. Es war dies ihre erste Niederlassung im heiligen Lande. Merkwürdiger Weise verdankten sie dieselbe weder dem siegreichen Schwerte, noch der friedlichen Vermittlung eines christlichen Herrschers, sondern lediglich der Großmuth des Sultans von Egypten. Diese Großmuth verdient um so mehr Anerkennung, als zur nämlichen Zeit ein Kreuzheer unter der Anführung des Titularkönigs von Jerusalem Johann von Brienne im

Begriffe stand, die egyptische Festung Damiette auszuhungern. Eben während jener Belagerung von Damiette erhielt der Sultan Malek es Saleh in seinem Lager einen seltsamen Besuch: es war Franziskus von Assisi, welcher von seiner Pilgerfahrt ins heilige Land heimkehrend den Herrscher zu sprechen wünschte. Ohne Umschweife forderte er ihn auf, dem Koran zu entsagen, und erbot sich sogar für die Wahrheit der christlichen Religion die Feuerprobe zu bestehen. Aber davon wollte der Sultan nichts hören, da er meinte, seine Imams hätten keine Lust, ein solches Experiment zu wagen. Indessen unterhielt er sich lange und eingehend mit dem Heiligen und sagte beim Abschied: „Bete, daß Gott mich die Wahrheit finden lasse!" Von jener Zeit an war Malek es Saleh den Christen günstig, ja einige Geschichtschreiber behaupten, er habe vor seinem Tode die Taufe empfangen.

Das Cönaculum blieb in den Händen der Franziskaner, bis es im Jahre 1551 in die gegenwärtige Moschee verwandelt wurde. Die Mohammedaner hatten es sich nämlich plötzlich in den Kopf gesetzt, daß sich in der Unterkirche das Grabmal Davids befinde, und obwohl es nicht ersichtlich ist, mit welchem Rechte sie den Sänger der Psalmen zu den Ihrigen zählen, betrachteten sie fortan das Cönaculum als ihr Eigenthum. Noch heute wird es ungern gesehen, wenn christliche Pilger die Moschee des Propheten David betreten. Nur einmal des Jahres, nämlich am Abend des Gründonnerstages, wallen die Franziskaner in Prozession nach dem Cönaculum, um dort eine kurze Andacht zu halten.

Wir hatten den Kawassen des österreichischen Pilgerhauses bei uns, der selbst Mohammedaner ist und uns nöthigenfalls gegen die Angriffe seiner Glaubensgenossen am besten schützen konnte. Erst führte er uns durch einen ziemlich geräumigen Hof, den ich jedoch nicht näher beschreiben möchte. Die Araber sind sehr bedürfnißlose Menschen, und zu den Bedürfnissen, die sie nicht kennen, gehört auch die

Reinlichkeit. Wir stiegen über eine Treppe, die zu einer schmalen Terrasse führte, auf welcher soeben eine Rotte von Araberkindern versammelt war. Sie sahen uns verwundert und unfreundlich an; keine Hand streckte sich bittend uns entgegen. Wir öffneten eine der Treppe gegenüber befindliche Thüre und standen im heiligen Raume. Derselbe bildet ein Rechteck. Sein gothisches Gewölbe wird von zwei Säulen mit schönen Blätterkapitälen getragen. Sonst ist die Halle schmucklos und leer. Nur der Mihrab in der Südwand bezeichnet sie als Moschee. Wir knieten nieder und verrichteten ein kurzes Gebet. Aber auch das war den Nachbarn des Propheten David schon zu viel; polternd stürmten einige Araber herein, um unsere Andacht zu stören, und Raschid, der Kawasse, rieth mit besorgter Miene zu schleunigem Rückzug. Nun, ich glaube kaum, daß man uns massakriren wollte, aber die Stätte selbst lud nicht zu längerem Verweilen ein. Wir nahmen den schmerzlichsten Eindruck mit uns.

Vom Sion stiegen wir nun zum Hinnomthale hinab. Dieses Thal, dessen Name zum Synonym der Hölle geworden ist, hat nichts Erschreckendes. Es ist wohl eng und schattig, aber darum auch mit einer verhältnißmäßig reichen Vegetation geziert, welche hier Schutz findet vor den erbarmungslosen Strahlen der orientalischen Sonne, und die schönen Oelbäume, welche hier und dort am Fuße des Sion grünen, erfreuen das durch landschaftliche Reize wenig verwöhnte Auge des Jerusalempilgers. Unsre kleine österreichische Karawane war an diesem Abend vollzählig. Das war sonst nicht häufig der Fall, da wir uns gewöhnlich in Cavallerie und Infanterie theilten. Aber bei einem Rundgang um die Mauern Jerusalems muß der kühnste Reiter und der zaghafteste Fußtourist sich mit den eigenen Beinen behelfen: es geht nun einmal nicht anders.

Unter den Pilgern waren namentlich zwei, welche vom Anfange an mein Interesse erregt hatten, zwei Bauern aus Ungarn in — schwäbischer Nationaltracht. Diese wackeren

Leute waren nämlich durchaus keine Magyaren, sondern echte Schwabenkinder, die kaum ein Wort ungarisch verstanden. Im Bacz Botroger Comitat, wo sie ihre Heimath haben, gibt es mehr als eine deutsche Niederlassung, und wenn alle diese Hungaro-Alemannen meinen beiden Freunden gleichen, kann man dem marianischen Königreiche zu dieser schwäbischen Invasion nur Glück wünschen. Welche Kraft, welche Urwüchsigkeit und kernfeste Frömmigkeit! Es waren echte Bauern, welche ihren Stand hoch hielten, aber dabei besaßen sie eine für ihre Verhältnisse ungewöhnliche Bildung. Mir war es interessant, bei mir selbst Vergleiche anzustellen zwischen diesen Kindern der ungarischen Ebene und unserm Bergvolke. Der Tiroler ist zumeist ein pfiffiger Schalk und bei weitem nicht so naiv, wie man gewöhnlich meint. Er liebt es, seine gemüthvollen Seiten zu verbergen, als schäme er sich seines guten Herzens, und aus seinem ganzen Wesen sprüht Witz und Humor. Von dieser Gabe Gottes besaßen jedoch unsere Ungarn keinen Hauch. Mit heiligem Ernste schleppten sie ihre Reisehandbücher mit sich, machten schriftliche Notizen, die sie später nicht mehr entziffern konnten, und hielten schwungvolle Reden. Der Aeltere besonders besaß eine natürliche Beredsamkeit, um welche ihn mancher Gebildete beneiden konnte. Mit Befriedigung erzählte er von einer Reise nach Rom, die er vor Jahren gemacht hatte und wie er nach seiner Heimkehr alle seine Bekannten um ihn versammelt und ihnen einen vierstündigen Vortrag gehalten habe. Aber diesmal wird es noch länger werden, fügte er mit tiefer Ueberzeugung hinzu.

An der südlichen Thallehne hinschreitend, gelangten wir bald zum Blutacker, der jedoch gegenwärtig weder ein Acker noch überhaupt eine Fläche ist. In alter Zeit diente der Hakeldama als Begräbnißstätte für Pilger. Man wollte ihm, wie es scheint, die Bestimmung beibehalten, welche die jüdischen Priester ihm gaben, als sie mit den Silberlingen des Judas einen Ort zur Bestattung der Fremdlinge kauften.

Das Gebäude, welches jetzt dort steht, ist ein Beinhaus, das einst den Johannitern gehörte. Unter demselben befindet sich eine tief in den Felsen gehauene Gruft, welche theilweise noch mit Todtengebeinen angefüllt ist.

Wie so viele Stätten des heiligen Landes war das Hinnomthal schon seit den ersten Jahrhunderten der Aufenthalt zahlreicher Einsiedler. Unter diesen ist keiner berühmter als Sankt Onuphrius, welcher sich im zweiten Jahrhunderte die größte der vielen hier befindlichen Felsengrüfte zur Wohnung erkor. Es ist die nämliche Höhle, in welcher die Apostel zur Zeit der Passion sich verborgen haben sollen. Dieselbe mag die Grabstätte einer angesehenen Familie gewesen sein. Da sich die Juden bekanntlich durch Betreten einer Todtengruft verunreinigten, so waren in jener Zeit gerade Gräber und Grüfte die sicherste Zufluchtsstätte für Jene, welche sich verfolgt glaubten.

Die Onuphriusgrotte gehört den Griechen, welche selbe mit einem eisernen Gitter verschlossen halten. Wir konnten sie nicht besuchen, wohl aber besichtigten wir die andere Felsengräber in ihrer Umgebung. Dieselben bieten dem gewöhnlichen Reisenden wenig Sehenswerthes, wenngleich sie für den Archäologen nicht ohne Interesse sein mögen. Ein neuer tirolischer Dichter, Joseph Seeber, dessen Zukunftsepos „Der ewige Jude“ jüngst einiges Aufsehen erregt hat, macht diese Höhlen zu den Katakomben nicht der ersten sondern der letzten Christen, welche sich hier vor den Häschern des Antichrists verbergen.

„Hier bot sich uns die erste Zufluchtsstätte,“ erzählt Einer von ihnen;

> Doch wie die Schergen in die Katakomben
> Des alten Rom hyänenartig drangen,
> So hielt auch unsern Feind nicht Grab und Moder
> Von der Verfolgung ab.

Aber der aus dem Paradiese zurückgekehrte Elias offenbart den Verfolgten eine weitverzweigte „Höhlenstadt“ in dem Thale

Hinnom, welche Salems Priesterkönig in uralter Zeit zum Schutze seines Volkes graben ließ.

Von den Felsengräbern eilten wir hinunter in die Thalsohle, wo sich, wie derselbe Dichter in kraftvollen Versen sagt,

von Hiobs Quell in starker Steigung
Der rauhe Pfad dem schmalen Thore nähert,
Das, überschäumend in der Kraft und Fülle
Der jugendlichen Glieder, die Natur
Mit Riesenkraft aus Hinnoms Felsen brach

Wir standen jetzt auf jener Brandstätte Tophet, welche durch König Achabs Menschenopfer eine so traurige Berühmtheit erlangt hat, daß ihr das ganze Thal den entsetzlichen Namen Gehenna verdankt. Es ist die Stelle, wo das Hinnomthal sich mit dem Kidronthale vereinigt. Beide Thäler sind wasserlos; aber während das Hinnomthal wenigstens zur Frühlingszeit sich in frisches Grün kleidet, macht das Thal des Kidron den Eindruck einer völligen Wüstenei. Wadi en Nar, Feuerthal, hat es der Volksmund benannt. Vielleicht enthält dieser Name eine Anspielung auf den alten Molochdienst, aber diese dürre Mulde macht in der That den Eindruck, als habe ein Feuerstrom sie durchzogen. In alter Zeit, wo der Kidron mit den damals gut eingehaltenen Wasserleitungen in Verbindung stand, mag es hier wohl etwas freundlicher ausgesehen haben.

Wir besichtigten zunächst den berühmten Hiobsbrunnen nahe beim Ausgang der Hinnomschlucht. Die Sage meldet, daß Hiob denselben gegraben habe; sicher ist es, daß er uralt sein muß. Man glaubt, es sei dies jener Brunnen, in welchem die Israeliten auf des Jeremias Geheiß das Tempelfeuer verbargen, ehe sie in die babylonische Gefangenschaft wanderten. Als sie von Nehemias angeführt wieder in ihr Land zurückkehrten, fanden sie den Brunnen mit schlammigem Wasser gefüllt. Da ließ Nehemias Thiere schlachten dem Herrn zum Opfer und besprengte dieselben mit dem Schlamme, welcher sich sofort entzündete und das

Opfer verzehrte. Den Ort aber nannte er Nephthar, das ist Reinigung, und der Perserkönig ließ denselben zum Andenken an dieses Wunder mit einer Mauer umgeben.

Der Hiobsbrunnen ist keine gewöhnliche Cisterne, sondern er sieht wie ein großes viereckiges Becken aus, das von einer niedern Mauer umzogen ist. Ich setzte mich auf die Mauer und blickte hinunter in die bräunliche Fluth. Dieses Wasser sieht nichts weniger als einladend aus und soll auch einen leichten Salzgeschmack haben; dennoch gilt es als trinkbar. Im Orient ist man eben nicht wählerisch. Noch im Mittelalter war der Brunnen dreihundert Fuß tief; jetzt beträgt seine Tiefe kaum noch dreißig Meter, was aber noch immerhin eine bedeutende Wassermasse voraussetzt. Dieser Wasserreichthum inmitten einer so dürren Gegend ist geradezu erstaunlich, zumal den neuesten Forschungen zufolge der Hiobsbrunnen mit keiner Quelle in Verbindung stehen soll. Er befindet sich eben in sehr günstiger Lage am tiefsten Punkte des Kidronthales und sammelt alle durchsickernde Feuchtigkeit. Bei heftigen Regengüssen fließt er über und dann rinnt sein Gewässer in den Kidron. Das geschieht freilich nicht oft, wird aber jedesmal als Vorzeichen eines fruchtbaren Jahres vom Volke mit Jubel begrüßt.

Dieser uralte Brunnen mit seinem häßlichen Wasser ist demnach eine große Wohlthat für die Gegend. Beim Nahen des Kreuzheeres im Jahre 1099 beeilten sich die Sarazenen, diesen Schatz vor ihren Feinden zu verbergen. Nahezu während der ganzen Dauer des Königreichs Jerusalem blieb der Brunnen verschüttet; erst im Jahre 1185 kam er wieder ans Licht und zwar bei folgendem Anlasse. In diesem Jahre herrschte eine so furchtbare Dürre, daß man das Trinkwasser um schweres Geld kaufen mußte. Damals lebte zu Jerusalem ein reicher und durch Wohlthätigkeit ausgezeichneter Mann Namens Germain, der eine große Cisterne besaß und das Wasser derselben unentgeltlich unter die Armen vertheilte. Als nun aber sein Wasservorrath zu Ende ging,

sann Germain Tag und Nacht, wie er der allgemeinen Noth abhelfen könne. Da fiel ihm ein, daß er einst von einem alten Manne gehört habe, im Thale Josaphat nahe bei der Quelle Siloe befinde sich eine Cisterne, welche Hiob gegraben. Er ließ nun eiligst nachforschen, der Brunnen wurde entdeckt, und so groß war dessen Wasservorrath, daß alle Noth in Jerusalem ein Ende hatte.

Oberhalb des Hiobsbrunnens liegt am Abhange des Oelbergs das malerische Dorf Siloe. Wie alle Dörfer dieser Gegend sieht es mit seinen kühn über einander gethürmten Häusern beinahe einer Festung ähnlich. Es ist mir nicht ganz verständlich, warum Teich und Quelle Siloe seit ältester Zeit den Namen dieses Dorfes führen. Die Quelle, welche das Volk die Marienquelle nennt, weil die seligste Jungfrau während ihres Aufenthalts in Jerusalem bei der Darstellung Jesu hier geschöpft haben soll, entspringt am Berge Ophel der eine Fortsetzung des Tempelberges ist, und ebendaselbst befindet sich auch der Teich, in welchem der Blindgeborne seine Heilung fand. Vor Alters erhob sich dort eine Kirche und viele Kranke kamen, um im Teiche zu baden. Jetzt liegt derselbe unter freiem Himmel; er ist seicht und schlammig und gleicht fast einer großen Pfütze. Indessen wird er noch immer von Pilgern besucht, welche hier des frommgläubigen Blinden gedenken. Eine alte Tradition identificirt denselben mit dem heiligen Bischofe Sidonius, der zugleich mit den heiligen Trophimus und Maximin einer der ersten Glaubensboten des südlichen Gallien war.

Als wir zum Teiche Siloe kamen, dunkelte es schon. Einige Augenblicke knieten wir am Rande des Teiches, dann ging es aufwärts durch das Thal Josaphat. Es waren rauhe Pfade, die wir wandeln mußten, aber der Jüngere unsrer ungarischen Alemannen war den weniger gelenken Pilgern gerne zur Hilfe bereit, und während er Einen nach dem Andern über eine Mauer emporzog, die sich uns als Barrikade entgegenstellte, wiederholte er mit salbungsvollem Lächeln:

„Von nun an sollet ihr Menschen fischen." Nachdem der Letzte der Gesellschaft glücklich gefischt war, gelangten wir endlich auf eine erträgliche Straße und konnten uns nun mit Muße das Thal betrachten.

Das Thal Josaphat soll jenes „Königsthal bei Salem" sein, in welchem Melchisedek dem siegreichen Abraham entgegentrat, als derselbe mit dem Könige von Sodoma vom Kampfe gegen Chodorlahomor heimkehrte. Hier segnete er den Patriarchen und opferte Brod und Wein; hier auch trennten sich die Wege der beiden Kampfgenossen. Abraham zog gegen Hebron, der König von Sodoma kehrte zurück in seine Stadt, deren Tage schon gezählt waren. Auch von Absalom heißt es, er habe sich noch bei Lebzeiten im Königsthale bei Jerusalem ein Grabmal errichten lassen, „die Hand Absaloms" genannt. Man glaubt, es sei dasselbe, welches bei der Kidronbrücke steht. Es ist der Prophet Joel, der zuerst vom Thale Josaphat spricht, d. h. vom Thale, „wo Gott richtet". Ob die betreffende Schriftstelle auf das Thal des Kidron bezogen werden muß, weiß ich nicht, doch ist der Glaube, daß hier das Weltgericht stattfinden werde, unter Christen, Juden und Mohammedanern allgemein verbreitet. Juden und Mohammedaner gehen so weit, daß sie sich ihren Begräbnißplatz mit Vorliebe in diesem Thale wählen, um beim letzten Gerichte sogleich bei der Hand zu sein. Nur achten sie darauf, daß ihre Gräber getrennt seien: das Bett des Kidron bildet die Grenze zwischen den beiden Confessionen. Sollte Einen das Kidronthal jedoch nicht an das Gericht mahnen, so mahnt es wenigstens an den Tod. Diese nächtliche Wanderung beim blassen Lichte des Vollmondes werde ich nie vergessen!

Wir waren zum Grabmal Absaloms gekommen. Bekanntlich wurde dessen Erbauer jenseits des Jordans getödtet und begraben, aber Juden und Araber geberden sich, als ob der leibhaftige Absalom hier liege, und selten gehen sie vorbei, ohne einen Stein gegen das Grabmal zu schleudern. Kein

Wunder, daß dasselbe auf der dem Wege zugekehrten Seite etwas beschädigt aussieht. Einige unserer Pilger fühlten sich gedrängt, ihr Schärflein beizutragen zu jener imposanten Sammlung von Steinen, welche vom dreitausendjährigen Monumente abprallend an dessen Fuße liegen geblieben sind. Vor Zeiten war das Gebäude selbst ganz angefüllt mit solchen Steinen, welche eine naive und gerechte Entrüstung gegen dasselbe geschleudert hatte; nun aber ist es im Innern gesäubert. Es ist eine Eigenthümlichkeit des Grabmals, daß es aus einem Steine gehauen wurde. Im Gegensatz zu den meisten Bauwerken jener Gegenden, welche Dank der Trockenheit der Luft selten die „Edelpatina" des Alters annehmen, hat die „Hand Absaloms" im Laufe der Jahrtausende ein recht dunkles, ehrwürdiges Aussehen erhalten. Im Mondenlicht namentlich machte mir das sonderbare runde Tempelchen mit seinem spitzen Aufsatze einen phantastisch gespensterhaften Eindruck.

Beim Grabmal Absaloms betritt man den Weg der Gefangennehmung. Das Bett des Baches wird hier enger und tiefer. Die Brücke, über welche der Herr in der Leidensnacht geführt wurde, soll kaum einige Schritte von der gegenwärtigen Brücke entfernt gewesen sein. An der andern Seite des Baches windet sich der Weg am Ophel und Sion hinauf zur Stadt. Es ist ein denkwürdiger Weg, und der Herr mag denselben oft betreten haben, besonders aber in drei wichtigen Momenten seines Verweilens auf Erden: als er nämlich nach Einsetzung des Abendmahles nach dem Oelberg wallte, dann wieder, als ihn die Schergen des Hohenpriesters gefangen in die Stadt zurückschleppten, und endlich am Tage der Himmelfahrt, als er den Jüngern im Cönaculum erschien und mit ihnen nach dem Oelberg zog.

Mein junger ungarischer Freund hatte sich auf der schmalen Kidronbrücke zur Erde geworfen und las eifrig einige verkümmerte Gräser zusammen. Es ist nicht dieselbe Brücke, über welche der Heiland geführt wurde, aber in

diesem Thal ist jede Scholle heilig und jedes Gräslein hat seinen Werth.

Etwa hundert Schritte oberhalb der Brücke blieb ich stehen und wandte mich zurück. Welch seltsames Bild und wie tief hat es sich meinem Geiste eingeprägt! Vor mir ragte wie ein dunkler Riese das Grabmal Absaloms und ringsum glänzten im Mondenlichte hunderte von weißen Leichensteinen, wirr durcheinander liegend wie das Gerölle eines Wildbachs. In diesem Augenblicke machte mir das Thal einen Eindruck der Großartigkeit und zugleich der Trostlosigkeit, den meine Feder nicht beschreiben kann. Ich habe es wieder gesehen beim hellen Tageslicht: ich fand nur mehr eine flache, steinige Mulde zwischen kahlen Höhen eingeschlossen — die Großartigkeit war verschwunden. Der Mond ist eben ein Zauberer und die Nacht läßt uns Dinge schauen, von denen das Sonnenlicht nichts weiß.

Es war Zeit, an den Heimweg zu denken. Erst einige Tage später vollendeten wir unsern Rundgang um die Stadt, indem wir entlang der nördlichen Mauer zogen. Die Mauern, welche Jerusalem heute umgeben, sind ein Werk Sultan Solimans des Großen. Ihre Höhe beträgt nur dreizehn Meter, aber mit ihren Thürmen und Zinnen sehen sie doch recht stattlich aus. Die älteste Stadtmauer wurde bekanntlich von den Jebusitern erbaut, und der Davidsthurm ruht noch heute auf vordavidischem Unterbau. Zur Zeit des Königreichs Juda führte man eine neue Stadtmauer auf, welche von Nabuchodonosor zerstört wurde. Nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft wurde dann Jerusalem wieder mit einer Mauer umgeben. Der Umfang der Stadt mag sich seither nicht wesentlich verändert haben: gibt es doch wenig Städte, denen die Natur so genaue Grenzen gezogen hat. Nur im Nordwesten konnte Jerusalem sich ausdehnen und hat sich auch ausgedehnt. Zur Zeit Christi stand der Golgotha bekanntlich noch außerhalb der Stadt, wurde aber schon von Herodes Agrippa in die von ihm neu erbaute Stadtmauer einbezogen.

Auf seiner Felsenbasis, welche gegen die Thäler Hinnom und Josaphat steil abfällt, erscheint demnach Jerusalem als eine natürliche Festung. Im Norden, wo das Terrain sich nur allmälig senkt, ist die schwache Seite der Stadt. Hier drangen die Römer ein, als Titus, die Erschöpfung der ausgehungerten Vertheidiger benützend, nächtlicher Weile die Burg Antonia erstürmte; hier erstieg auch der siegreiche Gottfried von Bouillon die Mauern der heiligen Stadt. Noch zeigt man unfern vom Damaskusthore die uralte Pinie, welche einst Gottfrieds Zelt beschattete.

Das Damaskusthor ist das größte und schönste der Thore Jerusalems. Mit den beiden Thürmen, die es flankiren, bietet es einen imposanten Anblick. Auch der Eintritt in die Stadt wirkt hier überraschend. Die malerischen Gebäude, welche sich an einanderdrängen und zwischen welchen hier und dort ein riesenhafter Cactus hervorsproßt, tragen echt morgenländisches Gepräge. Jetzt ziehen die Besucher der heiligen Stadt durch das Jaffathor ein, in alter Zeit aber, als die Straße von Jaffa über die Höhe von Ramatha, den Freudenberg der Kreuzfahrer, führte, war das Thor in der nördlichen Stadtmauer unter dem Namen „Pilgerthor" bekannt.

Am Damaskusthor vorbeischreitend, bogen wir nach rechts ab, um die Grotte des Jeremias zu besuchen, welche sich in einem Felsen nördlich von der Stadtmauer befindet. Letztere verloren wir gleich ganz aus den Augen, denn der Fußpfad, den wir verfolgten, senkte sich merklich. Bald kamen wir an eine niedrige Mauer mit einer kleinen Thüre. Raschid, der Kawasse, klopfte, die Thüre ging auf und vor uns stand ein mohammedanischer Heiliger, ein alter Mann, baarfuß, zerlumpt, verwildert, mit langem, grauem Barte. Dieser Derwisch ist der Hüter der Grotte und führte uns in dieselbe ein.

Es ist die Grotte, in welcher Jeremias seine inspirirten Klagelieder gesungen haben soll. Sie ist von unglaublicher

Höhe und Ausdehnung — ein Dom, den die Natur aus lebendigem Felsgestein schuf. Man hat in einem Winkel der Grotte ein Haus gebaut, vermuthlich die Wohnung des Derwisch. Aber dieses Haus bemerkt man kaum, es verschwindet unter der ungeheuern Wölbung. So mag die Höhle ausgesehen haben, in welcher sich einst David mit seiner ganzen Kriegerschaar vor Saul verborgen hielt. Welch wunderbare Umgebung für den trauernden Sänger! Ist es doch, als ob die graue Wölbung dieser Riesengrotte noch heute von seinen Klagen Zeugniß gebe: langsam fällt Tropfen um Tropfen hernieder und netzt den Boden. Bei der unglaublichen Trockenheit, welche selbst in den Felsengrotten Paläſtinas herrscht, macht dieses Tröpfeln und Rieseln einen seltsamen Eindruck. Es ist, als wolle der harte Felsen das Werk des Propheten fortsetzen und die Geschicke der Tochter Sion beweinen.

Rings um die Grotte Einsamkeit und Verwüstung! Nur Unkraut sproßt an dieser Stelle. Nicht weit davon befindet sich eine große Cisterne, welche ganz in den lebendigen Felsen gehauen ist und das Gefängniß des Jeremias genannt wird. Bekanntlich wurde der Prophet auf Befehl einiger jüdischen Fürsten, denen seine düsteren Weissagungen lästig waren, in einem feuchten, schlammigen Orte, wohl ohne Zweifel einem Brunnen, gefangen gehalten, bis ein Diener des Königs Sedekias ihn befreite. Die Cisterne des Jeremias besteht aus zwei Stockwerken, von denen man meistens nur das höher gelegene betritt. Es ist ein dunkler, ziemlich großer Raum, dessen Decke von einem Felsenpfeiler gestützt wird, und dürfte wohl dem Propheten zum Aufenthalt gedient haben, während der eigentliche Brunnen tiefer lag. Jetzt aber befindet sich auch im untern Raume nicht viel Wasser, so daß man getrost hinabsteigen kann, was sich zwei von unsern Pilgern auch nicht nehmen ließen. Wir hörten das Wasser unter ihren Schritten plätschern, und ihre Stimmen, welche dröhnend von der Felswand

widerhallten, klangen zu uns empor wie Töne aus der Unterwelt.

Unser nächster Besuch galt der Niederlassung der Dominikaner im Nordwesten der Stadt; dieselbe soll den Ort der Steinigung des hl. Stephanus bezeichnen. Freilich sucht eine alte Tradition diesen Ort am östlichen Abhange des Tempelberges, wo ein Stadtthor, das bis zum heutigen Tage das Stephansthor heißt, zum Thale Josaphat hinunterführt. Ehe man die Thalsohle erreicht, sieht man zuweilen rechter Hand vom Wege russische Pilger knien, mit welchen Jerusalem, namentlich zur Osterzeit, überschwemmt ist, und welche hier unter vielen Verbeugungen, endlosem Kreuzschlagen und fortwährendem Küssen der Erde dem Erzmärtyrer ihre Ehrfurcht bezeugen. Im Uebrigen wird diese Stelle durch nichts bezeichnet, vielleicht weil der Felsabhang zu steil ist, um selbst dem bescheidensten Kapellchen Raum zu gönnen. Die Dominikaner hingegen weisen mit Stolz auf einen schönen Mosaikboden hin, das einzige Ueberbleibsel einer altbyzantinischen Stephanskirche, welche die Gemahlin des Kaisers Theodosius II. erbaute.

Die Schicksale dieser merkwürdigen Fürstin sind hinlänglich bekannt; dennoch kann ich es mir nicht versagen, dieselben kurz zu berühren. Ihre Heimath war Athen und ihr Vater ein heidnischer Philosoph Namens Leontius, der dem reich begabten Mädchen die sorgfältigste Erziehung angedeihen ließ. Nach seinem Tode führte sie einen Rechtshandel bezüglich des väterlichen Testamentes nach Constantinopel an den Hof des Kaisers. Ihr Geist und ihre seltene Schönheit entzückten den zwanzigjährigen Theodosius und gewannen ihr sogar das Herz seiner ernsten Schwester Pulcheria, welche während des jungen Kaisers Minderjährigkeit als Augusta im Reiche gewaltet hatte. Pulcheria selbst drang auf die Vermählung ihres Bruders mit der reizenden Athenais, welche bei der Taufe den Namen Eudoxia annahm. Leider war der Einfluß der jungen Kaiserin auf

ihren gutmüthigen, aber geistig schwachen Gatten kein günstiger. Sie wußte Pulcheria, welche das Herrschertalent ihres großen Ahnen Theodosius ererbt hatte, immer mehr in den Hintergrund zu drängen, bis dieselbe endlich ganz vom Hofe entfernt wurde. Das Kaiserpaar gab sich nun fast willenlos der Leitung eines unwürdigen Günstlings hin, der ein naher Verwandter des Häresiarchen Eutyches war und dessen Lehre auf jede Weise zu verbreiten suchte. Erst nachdem auf der sogenannten Räubersynode von Ephesus der rechtgläubige und heiligmäßige Patriarch von Constantinopel Flavianus durch die rohen Mißhandlungen der Eutychianer sein Leben einbüßte, scheinen dem schwachen Kaiser die Augen aufgegangen zu sein. Zugleich trat Pulcheria, sein guter Engel, wieder vor ihn hin, und es hielt nicht schwer, den Irregeleiteten zur Wahrheit zurückzuführen. Als er im folgenden Jahre starb, bestieg Pulcheria den Thron, und nun mußte die verwittwete Eudoxia in die Verbannung wandern.

Sie wählte Palästina zu ihrem Aufenthalt. Schon zehn Jahre früher, zur Zeit ihres Glanzes, hatte sie eine Wallfahrt nach den Stätten der Erlösung unternommen und von dort die Ketten mitgebracht, mit welchen der heil. Petrus auf Befehl des Herodes Agrippa gefesselt worden war. Eine dieser beiden Ketten sandte sie an ihre Tochter, die Gemahlin des weströmischen Kaisers Valentinian, welche in der Folge zu Rom die Kirche St. Peter in vinculis erbaute. Dies seltsame Gemisch von Frömmigkeit und Intrigue, welches an Eudoxia zu Tage tritt, scheint mir so recht bezeichnend für den Geist ihrer Zeit und überhaupt für den Geist des Byzantinismus, wie er noch in den orthodoxen Griechen fortlebt. Bei alledem war doch in dieser hochbegabten Frau viel redliches Streben, und ihr Exil wurde ihr zum Heile. Sie hatte viel von der Heiligkeit des Abtes Euthymius gehört, welcher damals jenes Kloster im Kidronthale regierte, das später nach dem berühmtesten seiner Jünger St. Sabas genannt wurde. Die Kaiserin

beschloß um jeden Preis die Bekanntschaft des Euthymius zu machen, obschon sie wußte, wie sehr der Heilige den Verkehr mit Frauen scheue. Als sie vor dem Kloster erschien, wurde ihr der Eintritt selbstverständlich nicht gestattet, aber Eudoxia war nicht so leicht zu entmuthigen. Sie ließ außerhalb des Mönchsdorfes — denn ein einheitliches Kloster bestand damals noch nicht — einen Thurm erbauen und denselben zu ihrer Wohnung einrichten mit dem festen Entschlusse nicht eher zu weichen, als bis sie mit Euthymius gesprochen hätte. Das verdroß den Abt und er floh in die Wüste. Die Kaiserin aber hielt tapfer in ihrer Festung aus, denn vertreiben konnten sie die Mönche doch nicht. Da faßte sich Theoktistes, des Abtes Jünger und zugleich sein treuester Freund, ein Herz und ging zu Euthymius in die Wüste hinaus. Mit beredten Worten stellte er ihm vor, daß das Ansinnen Eudoxias nicht sündhaft sei und daß man durch rechtzeitiges Nachgeben mehr erreiche als durch unbeugsame Strenge. Demüthig gehorchte der Heilige seinem ehemaligen Schüler und er hatte es auch nicht zu bereuen. Eine einzige Unterredung mit der kaiserlichen Philosophin genügte, um dieselbe vom Irrthum zur Wahrheit zu führen. Der Thurm aber, welchen sie erbaute, führt heute noch ihren Namen und wurde später in das Klostergebäude einbezogen. Er darf daher von Frauen nicht mehr betreten werden; den Pilgerinen, die nach St. Sabas kommen, bietet ein anderer entfernter gelegener Thurm ein Obdach, das — wie man versichert — nicht sehr angenehm sein soll. Man sieht, die Mönche des Kidronthales sind in einem Punkte noch immer so streng wie zur Zeit des hl. Euthymius, nur stellen sie heutigen Tages keine Bekehrungsversuche mehr an. Haben sie doch selbst schon längst mit dem einzig wahren Glauben gebrochen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde die Kaiserin Eudoxia, als sie zu Jerusalem starb, in der von ihr erbauten Stephanskirche bestattet. Es finden sich in der Umgebung des jetzigen

Dominikanerklosters zahlreiche Grüfte, deren Entdeckung einzig einem seltsamen Zufalle zu verdanken ist. Als nämlich die französischen Dominikaner vor ungefähr dreizehn Jahren diesen Grund erwarben und daselbst zu bauen begannen, geschah es, daß einer ihrer Werkleute plötzlich versank, als habe ihn die Erde verschlungen. Ohne sich im geringsten zu verletzen, glitt er hinunter in einen unterirdischen Raum, von dessen Existenz man vorher keine Ahnung gehabt. Dies führte natürlich zu weitern Nachforschungen, und so entdeckte man eine Reihe uralter Grabkammern, in welchen sich noch einzelne Gebeine vorfanden. Diese Gräber sind theils nach dem System der Katakomben eingerichtet, theils weisen sie erhöhte Lagerstätten oder steinerne Särge auf, welche bestimmt waren, die Leichen aufzunehmen. In einer Gruft sind einzelne Kreuze in den Felsen gehauen. Da jedoch all diese Grüfte entschieden vorchristlichen Ursprungs sind, so vermuthet man, daß dies die Grabstätte einer altjüdischen Familie sei, welche später den christlichen Glauben annahm.

Die Dominikaner gaben uns mit freundlichster Bereitwilligkeit das Geleite, während wir ihre Nekropolis durchwanderten. Man darf wohl hoffen, daß die Niederlassung dieser gelehrten Mönche im Weichbilde Jerusalems für die archäologischen und historischen Forschungen im heiligen Lande von hoher Bedeutung sein werde.

Aber auch die Franziskaner, diese tapfern Hüter der heiligen Stätten, begnügen sich keineswegs damit, diese Stätten vor Entweihung zu schützen und den Pilgern ein gastliches Obdach zu bieten. Von diesem Lande, welches sie seit den Tagen der Kreuzzüge mit ihrem Schweiße und ihrem Blute vertheidigen, ist ihnen jede Scholle bekannt, und sie sorgen dafür, diese Kenntniß zu verbreiten. Während ihre Priester an den Orten der Menschwerdung, der Geburt und des Leidens Christi die Seelsorge ausüben und selbst die von Andersgläubigen besetzten Heiligthümer zu Zeiten aufsuchen, um dort die heiligen Geheimnisse zu feiern, widmen sich viele

ihrer Laienbrüder eingehenden und gründlichen Studien. Diese bescheidenen Gelehrten — denn Manche aus ihnen verdienen diesen Namen vollauf — machen dann ihre Gelehrsamkeit der Charitas dienstbar. Sie bieten sich den Reisenden zu Führern an, und der schlichteste Pilger, wenn er nur warmes Interesse mitbringt, wird sich unter ihrer Leitung eine verhältnißmäßig gründliche Kenntniß der Geschichte und Topographie Palästinas aneignen.

Die Söhne des heiligen Franziskus besitzen von Dan bis Bersabee nicht weniger als vierzig Hospitien, in welche sie alle Pilger ohne Unterschied der Confession unentgeltlich aufnehmen. Eben so uneigennützig ist die Behandlung im österreichischen Hospiz, einem großartigen Gebäude an der Via dolorosa. Auch die Franzosen und die Russen besitzen in Jerusalem große Pilgerhäuser. Das deutsche Hospiz befindet sich nicht in der Stadt selbst, sondern fast eine halbe Stunde westlich davon. Wir statteten ihm unsern Besuch ab, nachdem wir unsere Wanderung längs der nördlichen Stadtmauer beendet hatten. Es war ein mühevoller Marsch durch endloses, mit spärlichem Graswuchse bedecktes Gerölle vorbei am Mamillateiche, an welchem der Ueberlieferung gemäß Isaias dem Könige Achab jenes große Zeichen verkündete: „Ecce virgo concipiet.“ Das deutsche Hospiz ist nicht groß, aber ein wahres Juwel: dies hübsche Haus mitten in einem wohlgepflegten Garten mit freiem Ausblick nach allen Seiten hin macht einen ungemein günstigen Eindruck. Es sind die Schwestern vom heiligen Karl Borromäus, welche hier den Dienst der Pilger besorgen, und in dieser Beziehung steht das deutsche Hospiz einzig da, weil in allen andern Pilgerhäusern nur Männer, größtentheils Araber, angestellt sind.

Der Rektor des Hospizes, ein echter Sohn der rothen Erde, eine ehrwürdige Priestergestalt mit langem, weißem Barte, hieß uns aufs freundlichste willkommen. Aus seinen Reden schien es hervorzugehen, daß es ihn schmerze, sein Hospiz verhältnißmäßig wenig besucht zu sehen. Wir be-

merkten, daß es wohl etwas zu weit von der Stadt entlegen sei, aber er entgegnete lebhaft: „Wir haben hier jungfräulichen Boden, in Jerusalem selbst ist nichts mehr übrig von dem, was zu Christi Zeiten war".

Diese Bemerkung ist richtig. Ueberhaupt hat der Aufenthalt in Jerusalem manche Schattenseiten. Die Straßen sind steil und düster; man fühlt sich beengt. Selbst die Grabeskirche, das Heiligste in der heiligen Stadt, bietet des Unangenehmen genug: überall ist man im Raume beschränkt; überall stehen die griechischen Popen im Wege und betäuben Einen mit ihrem ohrenzerreißenden Gesange. Gerade in den schönsten und feierlichsten Tagen, während der Ceremonien der Charwoche, wollte es mir am wenigsten gelingen, mich in jenen hochgeweihten Stätten heimisch zu fühlen. Jerusalem ist eine traurige Stadt. Ich entsinne mich, daß ich am Vorabende des Osterfestes in einem Briefe an einen Freund mich über die Unmöglichkeit beklagte, jene frohe Osterstimmung zu empfinden, welche uns in der Heimat beim Zusammentönen der wiedererwachten Glocken und beim ersten Klange des Alleluja erfaßt. Es ist, als schwebe die Erinnerung an den Gottesmord gleich einer schwarzen Wolke über den Hügeln der heiligen Stadt. Und doch muß ich bekennen, daß mir noch nie ein Abschied so schwer geworden ist, wie der Abschied von Jerusalem. Man gewinnt sie lieb die Tochter Sion, mag ihr Boden auch nicht mehr „jungfräulich" sein; man liebt sie, wie sie eben ist, verlassen, geknechtet, trostlos. Und wenn man ihr Lebewohl gesagt hat, Lebewohl für immer, dann fühlt man, was die Kinder Israels an Babels Flüssen empfanden, und von Herzensgrund ruft man mit ihnen: „Möge meine rechte Hand vergessen werden, wenn ich je dein vergesse, o Jerusalem!"

v. B.

---

## LII.

## Römische Jubiläumswanderungen im Jahre 1895.

### III. Zu einer der berühmtesten Statuen der Welt.

Wer die in voriger Nummer beschriebene Tour durch den Stadttheil von Trastevere auf den Janikulus, Pietro in Montorio und S. Onofrio macht, kann es einrichten, daß er bis gegen 10 Uhr auf den Petersplatz kommt und da wird es nun gerade recht, auf den Herz und Gemüth erfreuenden Naturgenuß einen höchst interessanten, geistbildenden Kunstgenuß folgen zu lassen. Wir gehen ganz um die Peterskirche herum und den langen, langen Flügel des vatikanischen Palastkomplexes entlang, bis wir fast am Ende desselben einen Eingang finden. Ein gelb-schwarz-rother Schweizergardist mit blanker Hellebarde gibt uns mit einigen, wenn auch im gutturalen Schweizerdeutsch vorgebrachten, so doch hier in der Fremde uns wohlthuend anheimelnden Bemerkungen die nöthigen Aufschlüsse. So treten wir denn in dieses größte Kunstheiligthum der Welt ein, heute zunächst in die Vatikanischen Skulpturensammlung, von welcher nur dem diesjährigen marmornen Jubiläumskinde, dem berühmten Apollo von Belvedere einige Zeilen gewidmet seien.

An den beiden Riesensarkophagen der Mutter und der Tochter Constantins des Großen im Saale des griechischen Kreuzes, dann an der schönsten existirenden Zeusbüste im Rundsaal vorbei gelangen wir in die lieblich-ernste Gesellschaft der neun von Apollo geführten Musen, welche in einem

achteckigen, unter Pius VI. erbauten Prachtsaal sich zusammengefunden haben, durchschreiten noch einen großen Raum mit einer ganz merkwürdigen Menagerie aus weißem und buntem Marmor, Porphyr, Basalt u. gl. und kommen in eine quadratische Säulenhalle, welche einen Hof einschließt und vier Eckkabinete enthält. Das ist der berühmte Belvedere des Vatikan und hier sind die vorzüglichsten Kunstwerke untergebracht: Laokoon und Apollo. Wir suchen das Jubiläumskind, den Apollo. Eines der vier genannten Eckkabinete ist sein Tempelchen. Die herrliche Statue wird niemals verfehlen, gewaltigen Eindruck zu machen. In vollendeter Jugendschönheit, eben seinen leichten Schritt einhaltend, steht der Gott da, das prächtige Haupt mit stolzzornigem Siegesbewußtsein und überlegener Verachtung seitwärts gegen irgend einen Feind gewendet, gegen den sich auch der rechte Arm ausstreckt, früher wohl den Bogen oder die Aegis haltend. Ein Mantel, auf der rechten Schulter mit einer Agraffe zusammengehalten, legt sich nur über die obere Brust und mit einem Ende über den linken Vorderarm, so daß der größte Theil in schönem Faltenwurf rückwärts fast bis zu den Knieen herabfällt. Im Uebrigen trägt die Statue nur das Feigenblatt. Der rechte Arm, dessen Hand etwas affektirt ergänzt ist, legt sich auf einen Baumstumpf auf. Was der Künstler bei dieser seiner Darstellung des Apollo für eine Scene im Auge hatte, darüber ist schon viel geschrieben und gestritten worden. Uns genügt, daß der Gott dargestellt ist als Sieger über irgend einen Feind; wer nun der Feind gewesen und welche Waffe Apollo in der Hand hatte, mögen die Gelehrten weiter entscheiden. Auch über die Zeit der Entstehung herrscht große Uneinigkeit. Am meisten ist die Ansicht verbreitet, die Statue sei die Copie eines griechischen Bronceoriginales etwa aus dem 4. oder 3. Jahrhundert v. Chr. Aufgefunden wurde die Statue in Porto d'Anzio, südlich von Rom am Meere gelegen, und zwar sind es jetzt gerade 400 Jahre, so daß

demnach das 400jährige Jubiläum ihrer Entdeckung gefeiert werden kann. In Antium, wie Porto d'Anzio im Alterthum hieß, besaß Kaiser Nero eine herrliche Villa, die er selbst hatte anlegen lassen und von der heute noch Reste zu sehen sind.

Im Jahre 1494 wurde das Städtchen von den Colonnesen an die apostolische Kammer verkauft und das Jahr darauf 1495 wurde hier unter Papst Julius II. das berühmte Kunstwerk seiner Verborgenheit entzogen, um von da an lange Zeit als die vollendetste antike Statue bewundert und angestaunt zu werden. Einige Urtheile hierüber mögen angeführt sein. Winckelmann schreibt im Jahre 1757 aus Rom nach Florenz: „Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstörung entgangen sind. Der Künstler desselben hat dieses Werk gänzlich auf das Ideal aufgebaut, und er hat nur ebensoviel von der Materie dazugenommen, als nöthig war, seine Absicht auszuführen und sichtbar zu machen . . . Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elysium, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend, und spielet mit sanfter Zärtlichkeit auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder. Gehe mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten und versuche ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, um den Geist mit Schönheiten, die sich über die Natur erheben, zu erfüllen; denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper auf, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllet. Er hat den Python, wider welchen er zuerst seinen Bogen gebraucht, verfolgt, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe seiner Genügsamkeit geht sein erhabener Blick wie ins Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus: Verachtung sitzet auf seinen Lippen und der Unmuth, welchen er in sich ziehet, blähet sich in den Nüstern

seiner Nase und tritt bis in die stolze Stirne hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebet, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter Musen, die ihn zu umarmen suchen ... Sein weiches Haar spielt wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt: es scheinet gesalbt mit dem Oele der Götter, und von den Grazien mit holder Pracht auf seinem Scheitel gewunden. Ich vergesse alles Andere über dem Anblick dieses Wunderwerkes der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheint sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenigen, die ich vom Geist der Weissagung aufgeschwellt sehe, und ich fühle mich weggerückt, nach Delos und in die lyčischen Haine, Orte, welche Apollo mit seiner Gegenwart beehrte; denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalions Schönheit."

Lübke führt den Apollo in seiner Geschichte der Plastik folgendermaßen vor: „Der Gott ist in strahlender Jugendschönheit, lebhaft erregt und stark ausschreitend dargestellt ... In unverhüllter Schönheit zeigen sich die eleganten Formen des schlanken Körpers, nur über die linke Schulter fällt die Chlamys herab auf den Arm, der weit vorgestreckt die Aegis mit dem Medusenhaupte hielt. Der rechte Arm ist leicht vom Körper abgewendet; beide Hände übrigens sind ungeschickt erneuert. Die Bewegung des Gottes ist voll Pathos in Einen dramatischen Moment concentrirt. Feurig erregt, von göttlichem Zorn erfüllt, in welchem sich ein Anflug triumphirenden Hohnes mischt, wendet sich der geistvolle Kopf seitwärts, während die Gestalt mit elastischem Schritt leicht vorübereilt. Das Auge scheint Blitze zu schießen, in den Mundwinkeln zuckt es wie Verachtung und die weit geöffneten Nüstern schnauben göttlichen Zorn. Es ist ein kühn in Marmor fixirter Moment von höchster Lebendigkeit in schwungvoller Bewegung, freilich in einer bestimmten

ans Theatralische streifenden Absichtlichkeit." In der „Beschreibung der Stadt Rom" von Plattner, Bunsen rc. steht zu lesen: „Die Ausführung des Werkes ist bewunderungswürdig und erscheint in keinem antiken Werke vollkommener in allen Theilen durchgeführt." Auch Kuhn zollt in seiner „Roma" der Statue volle Bewunderung: „Der Kopf ist wunderbar geformt, schreibt er; umstrahlt von ewiger Jugend besitzt er alle Reize, welche das Vorrecht des Blüthenalters des Lebens sind. Der Zorn, welcher aus dem Auge spricht und um die geblähten Nüstern und Lippen spielt, verräth nicht ein Gefühl gemeiner Rache, sondern edlen Unwillens, der straft, wo Strafe verdient worden. Das volle Lockenhaar sinnbildet die überfließende Fülle der göttlichen Jugendkraft." — Gaume stellt bei Ansicht unseres Meisterwerkes folgende Reflexion an: „. . . So konnte ich ungeachtet all meines Verlangens, mich zu begeistern, das überlegene Talent der Alten in der Reproduktion der Formen und den Ausdruck der materiellen Schönheit nur bewundern. Vollkommen, wenn es sich darum handelt, Alles wieder zu geben, was das Auge sehen und die Hand berühren kann, sind die heidnischen Künstler nichts, oder fast nichts, wenn es sich darum handelt, das Göttliche, das Himmlische auf ihre Werke herabkommen zu lassen. Der Apollo des Belvedere z. B. ist eine prächtige Akademie, ein herrlicher junger Mann, ein Held selbst, wenn man will; aber ein Gott nimmermehr." So allgemein aber läßt sich das Letztere doch nicht sagen. Denn ich glaube bestimmt, es würde jeder, der sich mit der Kunst beschäftigt hat, auch wenn er von der Statue noch nichts gehört hätte, doch beim ersten Anblick denken, daß der Künstler hier nicht einen jugendlichen Helden, etwa den Alexander, oder sonst einen, sondern gerade einen Gott zur Darstellung bringen wollte, und wenn man das schöne Haupt aufmerksam betrachtet, muß man sich doch gestehen, daß es nicht so ganz des tieferen „Gehaltes" baar ist, ja daß auch etwas Heidnisch-Göttliches

auf demselben ausgeprägt ist. Apollo ist eben ein anderer Gott als Zeus und darf man es wohl dem Künstler nicht so übel anrechnen, wenn er die erhabene Würde und ruhige Majestät hier zurücktreten läßt. Es ist darum wohl zu weit gegangen, wenn Frantz in der Einleitung zur Geschichte der christlichen Malerei sagt: „. . . Wenn wir jetzt, nachdem die Bildwerke älterer Zeit in ihrer Größe und anspruchslosen Schönheit volle Würdigung gefunden haben, Winckelmanns enthusiastische Beschreibung des Apollo von Belvedere prüfen, kann solche begeisterte Sprache nicht mehr wie einst zum Herzen dringen. Das Moderne, Selbstbewußte, Theatralische dieser leicht und sicher in der Blüthe der Jugendschönheit dahinschreitenden Gestalt, aus deren kühner Haltung auch das stolze Vermögen des Künstlers über die Formgebung spricht, kann uns nicht entgehen; denn hier . . . sehen wir eine geistreiche Verschwendung der Schätze griechischer Formkenntniß auf Kosten des tieferen Gehaltes".

Apollo von Belvedere wird immer eine der vollendetsten Statuen bleiben, eine der größten Kunstschätze des Vatikans und damit der ganzen Welt. Jeder Besucher fühlt das auch sofort heraus; während in den anderen Räumen die Aufmerksamkeit nicht so tief ist oder nur vereinzelt, und man sich dabei unterhält, lacht und plaudert u. dergl., hier, wo der Apollo steht, da herrscht eine förmlich andächtige Stimmung, man hört wenig reden, nur flüstern und schauen, und wieder schauen und bewundern. Doch genug von diesem Jubiläumskinde! Wir haben noch ein paar andere aufzusuchen.

---

## LIII.

## Zeitläufe.

Die „Christen-Massacres" in China und die Missionen; die antidynastischen Geheimbünde.

Den 12. Oktober 1895.

Als vor ungefähr vierzig Jahren bei bayerischen Landtagswahlen ein Redner auf die Vorgänge im nahen Orient hinwies, wurde ihm erwidert: „Was geht es uns an, wenn weit hinten in der Türkei die Völker aufeinander schlagen?" Der Meinung war ja auch Bismarck. Inzwischen ist uns sogar Ostasien so nahe gerückt worden wie damals die Türkei, und in Berlin glaubte man bereits, sich einmischen zu müssen, als jüngst China und Japan aufeinander schlugen. Kaum war diesen Mächten ein Friedensschluß nach dem Belieben Rußlands aufgedrängt worden, so rührte sich der „gelbe Schrecken" abermals in Gestalt der „Christen-Verfolgungen" in China, und zog zunächst namentlich England und die nordamerikanische Union in Mitleidenschaft.

Eigentlich sollte man nicht sagen: „Christen-", sondern „Fremdenverfolgung". Schon die ersten Nachrichten über die neuerlichen Attentate besagten unter Anderem, in der Hauptstadt Tschengtu seien mehrere protestantische Missionen zerstört worden und außerdem eine katholische, die dort schon anderthalb Jahrhundert bestehe und 50 bis 60,000 chinesische Bekenner zähle; auch werde bestimmt behauptet, daß der Vicekönig der Provinz, der stets sehr fremdenfeindlich

war, durch geheime Erlasse zur Vertreibung der „fremden Teufel" aufgefordert habe. „Die an den Vorgängen betheiligten Personen", sagt der Bericht weiter, „erhalten selten oder niemals ihre verdiente Züchtigung. Denn nicht die Kuli's und Bettler, die die Häuser anzünden, sind die wirklichen Urheber; das gewöhnliche chinesische Volk ist ganz friedlich und würde daher von selbst gar nicht darauf kommen, die Missionäre zu beunruhigen; die eigentlichen Uebelthäter sind vielmehr die Mandarinen und ihre Helfershelfer, die Literaten". [1]) Uebrigens ist das auch keine neue Entdeckung. Als vor einigen Jahren der Glaube, daß der Ausbruch eines allgemeinen europäischen Krieges bevorstehe, bis nach China sich verbreitete, da schilderte ein Deutscher aus der großen Stadt am Vertragshafen Shanghai die Ereignisse, die dann über die Europäer in China hereinbrechen würden:

„Aus China wurden die Kreuzer und Kanonenboote abberufen, deren Aufgabe bisher gewesen war, Leben und Eigenthum der Ausländer in China vor den Chinesen zu schützen. Die englischen Staatsmänner hatten immer gehofft, im Falle eines Krieges mit Rußland in China einen werthvollen Bundesgenossen zu finden; aber jetzt mußten sie erkennen, daß diese Hoffnung auf eine ganz falsche Meinung von dem Charakter der chinesischen Regierung und von der Natur des chinesischen Volkes gegründet gewesen war. Die chinesische Regierung hatte nicht die geringste Absicht, auch nur einen Finger zu Englands Hilfe zu rühren (wenn nicht etwa inzwischen klar hervortreten sollte, daß es den Sieg davontragen würde). Nach vorzüglich bewährter orientalischer Methode spielte sie immer einen der fremden Gesandten gegen den anderen aus, bestärkte die Vertreter von England und Deutschland in ihren Hoffnungen und ermuthigte die Zuversicht des russischen und des französischen Ministers. So brachte sie es richtig wieder fertig, in gewohnter Unthätigkeit zu verharren, und war im Geheimen voller Freude

---

1) Aus Shanghai in der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 27. Juli d. Js.

und Jubel über die Lage der Dinge. Denn die thatkräftigeren unter den hohen chinesischen Beamten sahen endlich den großen Augenblick gekommen, eine lange vorbereitete Absicht auszuführen, eine Absicht, worin sie niemals wankend geworden waren, seit der erste Ausländer seinen Fuß auf chinesischen Boden gesetzt hatte, wovon sie niemals abgewichen waren, außer in der Furcht vor Gewalt, und worin ihre Erfolge in den Sechsziger- und besonders im Anfange der Neunziger-Jahre sie so sehr ermuthigt hatten: die Absicht, die gehaßten und verachteten rothhaarigen Barbaren aus dem Reiche der Mitte auszutreiben. Sie schmiedeten im Geheimen einen großartigen Plan, und jeder Beamte, vom höchsten bis zum niedrigsten, war mit ihnen im Bunde, und alle Umstände wirkten zusammen zu einem sicheren Erfolge. Das Tsung-li-Yamen gab dem britischen Gesandten die feste Versicherung, daß in der Zurückziehung der Kanonenboote vom Yangtsek'ang und aus den nördlichen Häfen nicht die leiseste Gefahr für seine Landsleute liegen würde, und ähnliche Zusicherungen wurden den Vertretern von Frankreich und Deutschlannd gemacht. Zum Zeichen, wie eifrig die Fremden beschützt werden würden, erließen der Kaiser und die hohen Vicekönige viele Proclamationen und Verordnungen, die dem Volke befahlen, die Ausländer in keiner Weise zu belästigen und zu schädigen. Und all diese öffentlichen Bekanntmachungen und Befehle waren doch ganz zwecklos, denn das Volk hatte niemals die Neigung gezeigt, die Fremden zu belästigen oder zu beunruhigen, wenn es nicht vorher durch die Miethlinge des Beamtenthums aufgereizt worden war. Deßhalb wurden heimlich verschlagene Leute über das ganze Land gesendet, um dort, wo nur immer Ausländer wohnten, den Samen unheilvollen Verbrechens zu säen."

„Und je größer die Zahl der also Ausgesendeten war, je größer wurde die Zahl der erlassenen Proclamationen. Die hohen Beamten aber lachten sich in's Fäustchen und sagten unter einander: ‚Wenn die Barbaren unter einander ausgekämpft haben, und wenn sie sich dann wieder gegen den Sohn des Himmels zusammenthun und wieder zurückkehren sollten, um Rache an uns zu nehmen, dann wollen wir auf unsere Erlasse

hinweisen und sprechen: Leset hier, was wir haben drucken und überall verbreiten lassen! Beweist dies nicht, daß das Uebel trotz all unserer Anstrengungen nicht aufzuhalten war? Gewiß, wir meinten es ehrlich mit unseren Versprechungen, aber unser unwissendes Landvolk wurde durch die schändlichen Unthaten einiger der Missionäre zu solcher Wuth aufgereizt, daß wir vollkommen machtlos waren.' Und die Mandarinen lachten sich in's Fäustchen, und ihre Saat wuchs und gedieh. Und jeder vom höchsten bis zum niedrigsten Beamten verstand das Spiel und spielte es mit, und das Volk war wie Wachs in ihren Händen. Und dann wurde ein Tag festgesetzt, welcher der Tag der Tage werden sollte, wo die rothhaarigen Barbaren wie Gras niedergetreten werden sollten: ein Tag, an den man in allen Ländern denken sollte! Wohl drangen Gerüchte an das Ohr des Fremden, und die Engländer baten ihre Regierung inständig um Hilfe. Aber das englische Auswärtige Amt hatte alle Hände voll zu thun und nur Zeit, zu antworten, daß Sir Nobody Something, der Vertrauensmann der chinesischen Gesandtschaft und des Auswärtigen Amtes, im Namen Sr. Excellenz des chinesischen Gesandten versichert hätte, daß alle Befürchtungen grundlos wären, daß die Regierungsbeamten wohl im Stande wären, die Ausländer zu schützen (man würde ja zu der Zeit in England niemals geglaubt haben, daß es am Willen dazu fehlen könnte), und daß weder Schiffe noch Leute entbehrt werden könnten, was auch wahr war. So schlossen sich überall die Ausländer zu freiwilligen Corps zusammen, drillten einander nach besten Kräften und warteten im Uebrigen entschlossen der Dinge, die da kommen sollten. Sie wollten ihr Leben wenigstens theuer verkaufen, und das thaten sie denn auch. Als der große Tag kam, brach allenthalben, wo ‚fremde Teufel' wohnten, wilder Aufruhr los. Auch die Mandarinen rückten mit ihren Soldaten an, vorgeblich, um die Fremden vor Angriffen zu schützen, in Wirklichkeit aber, um etwaigen Verdacht niederzuschlagen. Jedenfalls wurden die, die ihre Hoffnung auf das chinesische Militär setzten, nur desto leichter überwältigt. Am klügsten handelte, wer von vornherein gegen die Soldaten focht, in der Ahnung, daß sie Böses im Schilde führten und mit dem Pöbel im Bunde stünden. Die schreck-

lichsten Teufeleien wurden an dem Tage in China verübt. Kaum kann es ein Menschenherz fassen, daß menschliche Wesen — selbst Chinesen — solch verruchte Thaten vollbracht haben können! So tapfer und entschlossen auch der Widerstand war: nach Verlauf einer Woche gab es in den kleineren Häfen keinen Fremden mehr. Nur zwei Dampfern mit Frauen und Kindern an Bord gelang es, an den Forts von Wusung vorbeizukommen. Groß war die geheime Freude der Mandarinen, obgleich natürlich allen Vertretern der fremden Mächte in Peking das tiefste Bedauern ausgesprochen wurde. Diese blieben dort bangen Herzens, jeder in seiner Gesandtschaft, und verfaßten zahllose Remonstrationen. Auf alle aber antworteten die Chinesen mit den einleuchtendsten Entschuldigungen und versicherten immer von neuem, daß die ganze Sache das Werk einer geheimen, der Dynastie feindlichen Gesellschaft wäre, welche die kaiserliche Regierung durchaus in Streit mit den fremden Mächten verwickeln wollte." [1])

Das Bild stimmt spiegeltreu mit den Nachrichten, die über die neuesten Frevelthaten zu uns gelangten, namentlich was den Lug und Trug der hohen Beamtenschaft betrifft, die eben fürchtet, daß das Anwachsen des Einflusses der Fremden ihrem Handwerke der Unterschlagungen, Bestechlichkeit und Plünderung des Volkes ein Ende machen könnte. Nicht auf Abneigung gegen das Christenthum, sondern auf die allgemeine Antipathie gegen die Fremden seien die Feindseligkeiten zurückzuführen: sagt ein englischer Berichterstatter, und er fährt fort: „Wenn man sagt, daß sich der Haß der chinesischen Mandarinen und des Volkes gegen die Missionäre nur in ihrer Eigenschaft als Ausländer richtet, so ist das vollkommen wahr. Mit dem christlichen Glauben hat die Sache sehr wenig zu thun. Wenn gerade die Missionäre herausgegriffen werden, so kommt das wohl nur daher, daß

1) Bericht der Wiener „Neuen Freien Presse" vom 6. Oktober 1893: „China und der große Zukunftskrieg."

sie sich in das Innere des Landes hineinwagen, daß sie dort die einzigen Europäer und obenein unbewaffnet sind. Haben sie aber einmal ein paar Jahre an einem Orte gewohnt, so werden sie häufig so beliebt, daß die Beamten sogar auf sie eifersüchtig werden. Das Mandarinenthum erhält sich nur deßhalb, weil das Volk keine andere Regierungsform kennt; so schürt es denn auch, um seine Herrschaft zu erhalten, den Fremdenhaß".[1]) Die in diesen Beamtenkreisen, und überhaupt in den höheren Ständen, herrschende Weltanschauung hat einer aus ihnen ganz offenherzig in einem Briefe an ein in der Hafenstadt Hongkong erscheinendes Blatt dargelegt:

Bevor die Fremden nach China kamen, lebten wir glücklich und zufrieden, aber seitdem sie bei uns sind, hören unsere Verlegenheiten nicht auf. Warum können sie uns nicht uns selbst überlassen? Wir waren die mächtigste Nation der Welt, bevor die Fremden den Außenrand unseres Reichs befleckten (über den Rand hinaus werden sie niemals eindringen). Jetzt, nach wenigen Jahrzehnten des Verkehrs mit denen, die von unsern Vätern ,westliche Barbaren' genannt wurden, erscheinen wir als die schwächste und vertheigungsunfähigste Nation der Welt. Selbst unser Kaiser, der Sohn des Himmels, scheint nicht im Stande zu sein, die Fremden fernzuhalten. Wir waren schon civilisirt und trieben schon einen blühenden Handel, als die Völker des Westens noch theilweise in Fellen und Federn in ihren Wäldern umherliefen und, wie die Engländer, Franzosen und Deutschen, von den Römern unterworfen wurden. Läßt sich das bestreiten? Es ist ein Glück für den Westen, daß wir keine gewaltigen, nach europäischem Muster getrillten Heere haben. Hätten wir sie, so würden wir uns bald den ganzen Erdball unterthan machen. Aber wir brauchen gar nicht die ganze Erde. Wir sind mit der Hälfte zufrieden und wünschen nur, daß man uns in dem uns zukommenden Theile in Ruhe

1) Aus den Londoner „Times" in der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 30. August d. Js.

lasse Wir sind eine geduldige Race, die sich viel bieten läßt; aber bald wird es genug sein, und dann werden wir die ganze Erde erorbern, Alles vor uns niederwerfend, und wir werden den Millionen in Rußland, in Indien und in die unbedeutenden Staaten Europa's unsere alte und höhere Cultur bringen." [1])

Eine „hohe Cultur" wird den Chinesen auch von ihren europäischen Kennern zugestanden, und daß sie ihre Wurzeln Jahrhunderte lang geschlagen hatte, ehe der göttliche Heiland das Licht der Welt erblickte, ist vielsagend für die ganze Entwicklung. Diese Cultur ist ganz verweltlicht: „Naturreligion" sagen die Einen, „philosophische Moral" die Anderen. Nur Eines ist es, was aus dem öden Ceremoniendienst nach dem Jenseits winkt: die Ahnenverehrung. In ihr geht auch die Religion des Herrschers auf. Dieser aber, genannt „Sohn des Himmels", ist in seinem Palast zu Peking hinter undurchdringlichen Vorhängen verborgen und lebt in vollständiger Abgeschlossenheit von der Außenwelt. An seiner Statt regiert eine verrottete Bureaukratie, welche das ganze Reich in einen riesigen Augiasstall verwandelt hat, über den erst die schreienden Erbärmlichkeiten des japanischen Kriegs dem Kaiser selbst die Augen geöffnet zu haben scheinen. Das läßt sich aus dem kaiserlichen Erlaß herauslesen, der aus Anlaß des Friedensvertrages mit Japan, unter den sich das „himmlische Reich" im Juli d. Js. beugen mußte, erlassen worden ist. Es war vorauszusehen, daß die herrschende Klasse Alles aufbieten würde, um zu verhindern, daß die „Fremden", namentlich die in's Innere des Reiches vordringenden Missionen, auch noch dem gemeinen Volke die Augen öffnen würden.

Es waren erst zwölf Jahre verflossen, seitdem die Westmächte die freie Religionsübung und den Schutz der christ-

---

1) Aus Shanghai in der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 31. Juli d. Js.

lichen Missionen dem chinesischen Reiche vertragsmäßig aufgedrungen hatten, als im Juni 1870 in der großen Hafen- und Handelsstadt Tientsin, sozusagen der Vorstadt von Peking, eine Christenmassacre ausbrach, die mehreren Dutzend Personen, Fremden und Eingebornen, geistlich und weltlich, an ihrer Spitze der französische Consul, das Leben kostete. Wieder zwölf Jahre später wurde die Zahl der katholischen Chinesen auf mindestens eine Million mit nahezu 200 eingebornen Priestern geschätzt. Die katholische Mission in China hatte sich seit den Zeiten des heiligen Franz Xaver durch eine lange Reihe grausamer Wechselfälle durchgeschlagen; die der verschiedenen protestantischen Sekten begann erst kurz vor Anfang des Jahrhunderts, und trotz ihrer ungeheuern Reichthümer wagte man vor zehn Jahren höchstens hunderttausend protestantische Chinesen zu zählen.[1]) Und nun erheben sich, namentlich in England, sogar schon Zweifel, ob es nicht besser wäre, dieses Missionswesen ganz fallen zu lassen, und dem chinesischen Fremdenhaß, der Handelsinteressen wegen, die übrigens diese Missionäre auch zu besorgen verstehen, das Opfer zu bringen, wie es dereinst die Holländer in Japan gethan haben.

„Die Schamröthe sollte es denen in's Gesicht treiben, die sich nicht scheuen, Rechenexempel über den materiellen Nutzen der Missionsthätigkeit überhaupt und im Besonderen anzustellen. Wir haben bereits darauf hingewiesen, wie neuerdings gerade die englische Presse und die durch sie vertretene öffentliche Meinung die Selbstbeherrschung verloren und ihr

1) Vor Kurzem hat die mächtige „Londoner Missionsgesellschaft" ihr hundertjähriges Jubiläum gefeiert. Vor ihr war die große Baptisten-Missionsgesellschaft und bald darauf die besondere schottische gegründet worden. Seit ihrem Bestand hat die Londoner Missionsgesellschaft allein im Ganzen 5,618,123 Pfund Sterling vereinnahmt. Die nordamerikanischen Missionen sind nicht weniger reich dotirt.

innerstes Empfinden kundgegeben hat, nachdem man zu der Ueberzeugung gelangt war, daß der gebotene Schutz für die Missionen auf die Interessen des Handels beeinträchtigend wirken könnte. Wir würden an dieser Stelle hierauf nicht mehr zurückgekommen sein, wenn es bei dem zuerst noch kleinen Theile der Londoner Presse geblieben wäre, die sich beeilte, ‚das undankbare Bemühen‘ zu erörtern, das in der Bekehrung eines Chinesen liege, für den so und so viel Pfund Sterling gezahlt werden müßten. Jetzt wenden sich in England jedoch immer weitere Kreise dieser Exempeltheorie zu, und es wird bereits die Frage erörtert, ‚ob es für die christliche Religion (!) überhaupt nicht besser sei, mit der Mission in China ganz und gar ein Ende zu machen‘. Der englischen Presse mag es ja zur Genugthuung gereichen, daß man in Paris immer lauter denselben Ton anschlägt; die in letzter Zeit so oft diametralen Elemente finden nun vielleicht in dem ‚gemeinsamen Kampf der Geister‘ gegen die Missionen ein Band, das von neuem sie vereint.“ [1])

In Frankreich sind es indeß doch bloß die protestantischen Organe und die Freimaurer, welche unter Hinweis auf die großen den Heimathländern durch die Vertretung der diplomatischen Entschädigungs-Ansprüche verursachten Kosten diesen Ton anzuschlagen wagen. In England hat sogar die jüngste Thronrede über die Gräuelthaten von Whasang einen auffallend kühlen Ton angeschlagen. Die Ansicht des bekannten englischen Reisenden Franz Norman greift immer mehr um sich, welcher gesagt hat: die Missionen in China hätten mehr Schaden als Nutzen gestiftet. Selbst der jetzige Unterstaatssekretär im auswärtigen Amt hat sich bei Gelegenheit in ähnlichem Sinne geäußert. Ganz richtig bemerkte übrigens das angesehene Blatt „Globe“ in London: „Man kann es nicht stark genug betonen, daß unsere Landsleute nicht deswegen angegriffen worden sind, weil sie

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 25. August d. Js.

Missionäre waren, sondern weil sie sich als Fremde im Innern China's aufhielten. Wären die Ermordeten gewöhnliche Kaufleute gewesen anstatt Prediger des Evangeliums, so würde ohne Zweifel das ganze Land widerhallen von Rufen nach sofortiger Rache".[1]) Aber auch von diesem Standpunkte aus scheint gerade in England von unbefangenen Kennern China's allmählig ein Unterschied gemacht zu werden zwischen katholischer und protestantischer Mission:

„In den ‚Times' schreibt ein anglikanischer Geistlicher Folgendes: ‚Es ist unsere Pflicht, das Evangelium überall zu predigen; denn Christus der Herr hat uns befohlen, auszuziehen und sein Wort überall zu verkündigen.' Allein, fährt er fort, Christus hat uns auch aufgetragen, nichts mit uns zu nehmen, weder Wanderstab noch Felleisen, weder Brod noch Geld, auch keine zwei Röcke. Der anglicanische Geistliche erklärt dann: daß die katholischen Missionare, namentlich die Jesuiten, diesem göttlichen Gebote entsprechen, während die englischen protestantischen Missionare alles mitschleppen, was zu ihrem Comfort gehört. Und das ist wahr. Da geht die Frau mit, die moderne Hauseinrichtung, das Piano eingeschlossen, eine ganze Garderobe, fashionable Kleider für die Damen, und wenn Kinder mitgehen, auch eine Gouvernante. Der Beruf des Missionars, heißt es weiter, ist bei uns zu einem einträglichen Geschäft geworden. Er weist dann auf die Jesuiten, welche arm ausziehen, und die mit der Missionsarbeit in China, wie anderwärts, den größten Erfolg erzielt haben. Der katholische Missionar, welcher allein steht, verschmilzt mit dem Volk, stößt mit seinem schlichten Rock und seiner Armuth nirgends an, und erweckt damit die Sympathie der Leute, unter denen er lebt, und die er zur Lehre Christi zu bekehren gekommen ist; der protestantische Missionar, der seine Familie mitbringt, lebt abgeschlossen als Fremdling unter Fremden und erregt mit seinem Wohlleben den Neid und gibt durch sein, namentlich von den Damen, aufrecht erhaltenes

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 17. August d. Js.

europäisches, wenn nicht geradezu fashionables Wesen Aergerniß. Daher die beständigen Angriffe und gewaltthätigen Ausschreitungen gegen die englischen Missionare, der Aufwand großer Mittel und die geringfügigen Erfolge. Auf der Seite der katholischen Missionare dagegen die ihnen in weit größerem Maße bezeigte Duldung, und ihre großen Erfolge mit geringem Aufwand. Während die englischen Missionare in zwanzig Jahren keine 100,000 Chinesen zum Christenthum bekehrt haben, ist die Zahl der Katholiken in China von 1877 bis zu diesem Jahre von 700,000 auf 1,200,000 gestiegen und 300 Chinesen sind zu Priestern geweiht worden. Und dies mit weit geringern Mitteln und Auslagen und weniger Opfern an Menschenleben." [1])

Fast gleichzeitig brachte die „St. James Gazette" in London Mittheilungen eines australischen Reisenden, Namens Dr. Morrison, der eben von einer einjährigen Bereisung China's zurückgekehrt war. Obwohl Protestant hält er von dem Bekehren der Chinesen zum „Evangelium" nicht viel, und hielte es für besser, „den Staub von den Schuhen zu schütteln, wo man im Namen des Herrn nicht aufgenommen wird." „Er läßt aber den katholischen Missionaren die Gerechtigkeit widerfahren (ob zwar er die Jesuiten haßt), daß sie mit ihrem Cölibat, ihrer selbstgewählten Armuth und ihrem Anpassen an die Landesgebräuche in Kleidung und Sitten, weit größere Erfolge erzielen." Daß Dr. Morrison auf Grund persönlich gesammelter Erfahrungen spricht, ergibt sich daraus, daß er, der auch Australien zu Fuß durchquert hat, 1500 englische Meilen am Yant-se-Kiang hinauffuhr, dann zu Fuß nach Chung-King reiste und von da eine Strecke von 1500 Meilen in derselben Weise auch durch die Provinz Yunnan auf dem Wege nach Birma zurücklegte. Er besuchte Hunderte von Missionsstationen und sprach von Peking nach Canton und weiter, wo er immer hinkam, mit

1) Aus der Berliner „Germania" vom 16. August d. Js.

den englischen und amerikanischen Missionären, die er stets „merkwürdig befriedigt mit den von ihnen erzielten Erfolgen fand". Und was sind diese Erfolge? In China sind 1511 protestantische Missionäre thätig, und mit Beihilfe der bekehrten und zu Geistlichen gemachten eingeborenen Missionäre tauften sie im Jahre 1893, in einem guten Jahre, wie sie sagen, 3127 Chinesen, von denen aber viele, wie Dr. Morrison behauptet, nichts weniger als „waschechte Protestanten" sind. Da die Kosten der Missionare 350,000 Pfd. St. (7,000,000 M.) jährlich betragen, so kostet die Bekehrung eines Chinesen zum protestantischen Bekenntniß 2238½ M., was, wenn Erfolg und Kosten dieselben blieben, für die Bekehrung der 386 Millionen Chinesen doppelt so viele Millionen kosten und, wie Dr. Morrison ausrechnet, 123,441 Jahre dauern würde.[1])

Der gründlichste Kenner der Verhältnisse in dem fernsten Orient ist ohne Zweifel bei uns der langjährige preußische und deutsche Gesandte in Peking, Hr. von Brandt. Nach seiner Abdankung und während des chinesisch-japanischen Krieges hat er eine Schrift herausgegeben, in welcher er sagt: in Japan sei der Adel der eigentliche Träger des „Fremdenhasses", von dem der Ostasiate überhaupt erfüllt sei". Wie er Alles in Japan als falsch und verlogen darstellt, so erklärt er, auch die Fremden seien dort nur herbeigezogen worden zur Ausnützung für die japanischen Zukunftspläne, um dann weggeworfen zu werden. In China gab es keine Zukunftspläne; dabei befand sich das allmächtige Mandarinenthum sehr wohl und konnte von den Fremden nur Störung dieses Wohlbehagens erwarten, daher wollte es überhaupt keine bei sich haben. Von den Missionen insbesondere sagt Hr. von Brandt:

„Das Christenthum könnte Aenderung schaffen, aber nur

1) Aus der „Kölnischen Volkszeitung" vom 18. Aug. d. Js.

das geeinte, strenger geistlicher und weltlicher Disciplin unterworfene, katholische, nicht der in Dutzende, um nicht zu sagen in Hunderte von Sekten, zerfallene Protestantismus, der keinen einheitlichen Einfluß ausüben kann, weil ihm selbst die Einheit fehlt. Daher ist auch stets die Furcht vor dem Katholicismus und der Haß gegen denselben bei den ostasiatischen Machthabern größer gewesen als gegen den Protestantismus, der freilich in alten Zeiten, d. h. im 16. Jahrhundert, nicht zu Zwecken der Bekehrung, sondern nur als dem Katholicismus politisch feindlich auftrat und erst seit den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts angefangen hat, auch seinerseits das Bekehrungswerk in Ostasien in die Hand zu nehmen."[1])

Dieses Bekehrungswerk hat nun in neuester Zeit gerade in Ostasien angefangen, sich damit zu helfen, daß es sich selbst zu dem Geiste der zu Bekehrenden bekehrte. „Moderne Mission" nennt sich das. Der Missionsgeist, hat die Londoner „Pall Mall-Gazette" vor Kurzem geschrieben, habe einen großen Wandel erfahren. Früher hätten sich die Missionäre wohl durch grenzenlose Hingabe und Selbstverläugnung ausgezeichnet, aber zugleich hätten sie den nicht christlichen Religionen Argwohn und Verachtung entgegengebracht; denn sie hätten ihren Geist nicht erkannt. Bei den heutigen englisch-protestantischen Missionären sei das ganz anders. „Diese wissen gegenüber dem Buddhismus, dem Islam ꝛc. einen milderen, verständnißvolleren Ton anzuschlagen". Das Blatt führt dafür Beispiele an. So sagte Dr. Cadrington: „Für die Missionen ist die Zeit vorbei, wo die verschiedenen Richtungen von heidnischem Leben als verwerflich hingestellt und jede Aeußerung der Nationalreligionen auf teuflischen Einfluß zurückgeführt wird." Und ein Mister Boswarth Smith meint, der alte Streit zwischen Christenthum und Islam sei, ähnlich dem alten Streit zwischen Poesie und Philosophie, von dem Plato schreibt, „nur ein

1) Aus der „Kölnischen Volkszeitung" vom 5. April d. Js.

Streit zwischen nahen Verwandten!" Noch ein Dritter ist in ähnlicher Weise dafür, daß „man die Lehre des Confucius nicht zu scharf angreifen, sondern möglichst entgegenkommen möge." [1])

Diese Kunst scheinen aber die Engländer nicht erst erfunden, sondern deutschem Beispiel abgelernt zu haben. In seiner jüngst erschienenen Schrift: „Auf Missionspfaden in Japan", wo er selbst thätig war, sagt der von seiner langjährigen Amtirung in Petersburg her bekannte Consistorialrath Dr. Dalton der in Japan und China arbeitenden „Deutschen Missionsgesellschaft", der sich übrigens auch die altbekannte Basler Mission angeschlossen hat, in's Gesicht: erst seit etwa einem Jahrzehnt seien Christen den Christen entgegengetreten, während gleichzeitig der Buddhismus und Shintoismus sich in nationalem Stolz den Bestrebungen der Mission widersetzten. Man könne kaum sagen, was den Fortschritt der christlichen Mission mehr hemme: das Heidenthum oder dieses „freisinnige" Christenthum, welches die Fundamente des biblischen Christenthums, insbesondere die Gottheit Christi, für eine veraltete Vorstellung erkläre, die sich ebenso wie die Sagen des Alterthums deuten lasse. Was in dem neuen hiemit entfachten Streit von den Vertretern der „Wissenschaft und Bildung" entgegengehalten werde, lasse sich einfach in den Satz zusammenfassen: „Muß man versuchen, das, was bereits in Europa nicht mehr zu halten ist, den Japanern auf japanisch als wahres Christenthum aufzutischen." [2]) Japan ist jetzt bestrebt, sich der Consulargerichtsbarkeit zu entledigen, und aus diesem Anlaß wird soeben berichtet: „Der Japaner ist im höchsten Grade un-

---

1) Aus der Berliner „Germania" vom 2. August d. Js.

2) Ein Hr. Ackermann in der Beilage zur Münchener „Allgem. Zeitung" vom 18. September d. Js. gegen eine Anzeige des Dalton'schen Buches in der Berliner „Kreuzzeitung" vom 26. August d. Js.

dankbar, ja sogar die christlichen Japaner suchen sich der Missionen jetzt zu entledigen; Japan fühlt sich im Stande, seine eigenen Kirchen und Convertiten zu verwalten und zu unterhalten.'[1]) Was Wunder, wenn es gerade solche Lehrmeister aus der Fremde für entbehrlich hält, und wenn dieß in dem Neuerungs-feindlichen China um so mehr der Fall ist?

---

Während des Krieges mit Japan und den unausgesetzten schmählichen Niederlagen der Chinesen rieth man allenthalben, was wohl die Rückwirkung auf die Bevölkerungen im Innern des Riesenreiches mit seinen 350 Millionen Seelen seyn würde?, Mit Recht wurde erwidert, daß es lange dauern könne, bis dort weitab von den Hafenstädten das Volk, wenn überhaupt, von diesen traurigen Dingen etwas erfahre. In der That blieb Alles ruhig, und selbst die Missionäre konnten aus allen Theilen des Reichs einmüthig berichten, daß sie sich nie so sicher gefühlt hätten, wie während des Krieges. Eine wirkliche Empörung brach erst in letzter Zeit aus, und zwar in der Dsungarei jenseits der großen chinesischen Mauer, tief in der Mongolei, wo schon im Anfang der Siebenziger Jahre ein gefährlicher Aufruhr, und zwar nicht der erste, nur mit russischer Hilfe unter gräßlichen Metzeleien niedergeschlagen werden konnte. Das sind aber keine Chinesen, sondern Tartaren und ursprünglich Muhamedaner, für das chinesische Reich also selber Unterjochte.

Alle Berichte aus China während des Krieges hatten darin übereingestimmt, daß die eigentliche chinesische Bevölkerung keinen Haß gegen die europäischen Fremden zu erkennen gebe, und insbesondere die Leute in der Provinz Szetschuen, wo im Mai die Massacres stattfanden, waren stets als gegenüber den Fremden sehr freundlich gesinnt geschildert worden.[2]) Was sagten nun die Mandarinen dazu, als

1) Aus Berlin in der „Allgem. Zeitung" vom 23. Sept. d. Js.
2) „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung" v. 11. Aug. d. Js.

plötzlich die Gräuelthaten bekannt wurden? Sie wälzten wie immer alle Schuld auf die geheimen Gesellschaften und zwar hörte man jetzt zum ersten Male von einem Geheimbunde, der den Namen „Vegetarier" führe. Es ist schwer, über diese mysteriösen Bewegungen einigermaßen in's Klare zu kommen, wenn man auch den unheimlichen Erscheinungen seit längerer Zeit seine Aufmerksamkeit geschenkt hat. Es ergibt sich indeß, daß „Vegetarier" nur ein anderer Name ist für einen der ältesten und gefährlichsten Geheimbünde, der „Gesellschaft des Himmels und der Erde", die unter allerlei anderen Namen auch den der Gesellschaft des „blauen" oder „weißen Lotus" und der „Wasserlilie" führte. Vegetarier werden sie genannt, weil ihnen der Genuß von Fleischspeisen verboten ist. Schon im Jahre 1724 sollen die Mitglieder des Bundes für vogelfrei erklärt worden seyn, und als sie im Anfang des Jahrhunderts einen Aufruhr wagten und geschlagen wurden, mußten Tausende mit dem Leben büßen, und wurden nur diejenigen begnadigt, welche sich zum Fleischessen bequemten und dadurch ihre Unterwerfung besiegelten.[1])

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Geheimbündler sich zur Verhetzung gegen die Fremden überhaupt und gegen die Missionäre insbesondere gebrauchen lassen, aber ihre ursprüngliche und eigentliche Stellungnahme ist gegen die regierende Mandschu-Dynastie gerichtet. Das ist die Fremdherrschaft, welche zu stürzen ihre beschworene Aufgabe ist, und das Symbol dieses Bestrebens ist ihr Abscheu vor dem „Zopf", der vor bald zwanzig Jahren schon zu dem sogenannten Zopfkrieg führte. Als vor zweihundert Jahren die Eroberer aus der Mongolei unter dem Geschlecht der Mandschu das eingeborne Herrscherhaus der Chinesen, die

1) S. Näheres in der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 15. August d. Js.

Ming, beseitigten und sich an deren Stelle setzten, da wurde den Chinesen, die bis dahin andere Haartrachten hatten, der in der Mandschurei herkömmliche Zopf aufgedrängt. Wenn es wahr seyn sollte, daß der im Laufe der Zeit so lieb gewonnene Zopf jetzt verhaßt zu werden anfange, und aus Südchina sogar eine Bittschrift an den Kaiser in Peking gelangt sei, in welcher unter anderen Reformen die Abschaffung des Zopfes gefordert werde, so wäre dieß ein sehr bedeutsames Anzeichen:

„Wenn Chinesen nunmehr die Abschaffung des Zopfes fordern, so zeugt das von einer gewaltigen Aenderung in den Volksanschauungen. Die Abschaffung der Mandschu-Sitte könnte dem Sturz der Mandschu-Dynastie leicht präludiren. Süd-China hat von jeher mit den Mandschu-Kaisern weniger Sympathie gehabt, als der Norden; zudem hat das jetzige Regime sich als so verrottet und unfähig erwiesen, daß den intelligenteren Chinesen wohl der Gedanke nahe liegen muß, sich ihm und seinen Folgen zu entziehen. Die Mandschu's haben sich der chinesischen Cultur aufgezwängt, dieselbe aber nicht weiter entwickelt. Jetzt scheint es, als ob auch in chinesischen Köpfen der Wunsch dämmere, das Beispiel der Japaner nachzuahmen und vom Westen zu lernen.“ [1])

Mit derselben geheimen Verbindung stand auch der furchtbare Taiping-Aufruhr in Beziehung, der aus den Fünfziger in die Sechsziger Jahre übergehend wüthete, und das Kaiserthum der Mandschu an den Rand des Abgrunds brachte. Allerdings war die Empörung noch verschärft durch den sogenannten „Opiumkrieg“, in dem England die chinesische Regierung zwang, die Ueberschwemmung des Reiches mit dieser verderblichen Waare aus Indien nach wie vor zu dulden. Aber von einer Verfolgung der Fremden überhaupt und der Missionäre insbesondere war keine Rede. Im Gegentheil spielte der preußische Missionär Gützlaff dabei eine

1) Vgl. Münchener „Allgem. Zeitung“ vom 9. Juni d. Js.

verdächtige Rolle, um der Sache einen christianisirenden Anstrich zu geben. Die wirkliche Lehre der Führer war: „Wer regiert dort in Peking? Sitzt dort ein ächter Chinese oder nicht vielmehr ein Eindringling, ein ‚Eindringling aus der trockenen Wüste', ein elender Mandschu?" Der sogenannte Kaiser der Taiping erklärte sich auch für einen Nachkommen der Ming, seine Anhänger kleideten sich in die unter denselben übliche Tracht, schnitten den Zopf ab und ließen das Haar lang wachsen.[1])

Als vor fünf Jahren, namentlich in der Provinz Honan, neue Unruhen gegen die Fremden ausbrachen, berichtete ein Augenzeuge: „China ist ganz von geheimen Gesellschaften durchzogen, welche theils zu gegenseitigem Schutz, theils zu politischen Zwecken gegründet sind. Jetzt ist die am weitesten verbreitete und mächtigste Gesellschaft die der Ko-Lao-Hui, d. h die Gesellschaft der alten Brüder. Diese Gesellschaft ist an den letzten Unruhen schuld". Der Grundstock der geheimen Gesellschaft, berichtet er weiter, bestehe aus abgedankten Soldaten, die sich zu Brüderschaften verbinden; sie zähle aber unter ihren Mitgliedern auch Männer von Wissen und Rang, und wenn eine feste Hand die einzelnen Banden zusammenhalte und organisire, so entstünden die Geheimbünde von sehr starker Verbreitung und großem Einfluß. „Diese geheimen Gesellschaften werden als staatsgefährlich angesehen und sollen unterdrückt werden, aber die Mandarinen fürchten sie; ihre Macht, selbst wenn sie alle Soldaten, für die sie den Sold beziehen, wirklich haben, ist zu klein, die Soldaten sind nicht verläßlich, und der Bericht, daß in ihrem Bezirk ein Aufruhr ausgebrochen, schadet ihnen in ihrer Carrière, selbst wenn sie nicht sogleich degradirt werden. Sie ziehen es daher vor, nichts zu sehen und zu vertuschen.

1) S. Näheres in der Beilage zur Münchener „Allg. Zeitung" vom 5. Juni d. Js.: „H. Schurtz: Geheime Gesellschaften in China."

was etwa doch in die Oeffentlichkeit dringt". Ueber das Endziel auch dieser geheimen Gesellschaft aber sagt der Berichterstatter:

„Von unterrichteter Seite wird ihr der Beweggrund zugeschrieben, daß sie eine Revolution in Scene setzen wolle, um die gegenwärtige Mandschu-Dynastie zu stürzen und eine chinesische Dynastie an ihre Stelle zu setzen. Zu diesem Zwecke will sie die Regierung in Händel, womöglich in Krieg mit europäischen Mächten verwickeln, indem sie europäisches Eigenthum zerstört. Wenn dies gelungen und die Kraft der Regierung in einem auswärtigen Kriege verwickelt wäre, dann würde eine Revolution im Inlande leichteres Spiel haben. Da die Revolutionäre aber den guten Willen der Europäer brauchen würden, um Waffen zu bekommen, und auch auf ihre Unterstützung rechnen; da sie ferner wissen, wenn die Europäer die chinesische Regierung unterstützten, könnte eine Revolution unmöglich gelingen, so vergreifen sie sich blos am Eigenthum der Europäer, sie selbst lassen sie unbelästigt. Es ist merkwürdig, daß nirgends im Innern des Reiches an einen Europäer Hand gelegt wurde. Wusue, wo zwei Europäer gemordet und mehrere Missionärsfrauen mißhandelt wurden, liegt am Yang-Tse auf dem Wege nach Hankow und wird täglich von Dampfern angelaufen. Auch da geschehen derartige Gräuel nur durch den Pöbel, welcher immer bei solchen Gelegenheiten dabei ist, und wahrscheinlich gegen die Absicht der leitenden Persönlichkeiten." [1])

Bekanntlich wurde zur endlichen Niederwerfung des Taiping-Aufstandes der englische General Gordon mit dem Oberbefehl über die chinesische Armee betraut. Derselbe war bei seinem Aufenthalt in China namentlich auch in nahe Beziehungen mit dem jetzt so viel genannten Vicekönig Li-Hung-Tschang getreten. Ein Nordamerikaner, der in Begleitung des früheren Präsidenten der Union, General

1) Aus Shanghai in der Wiener „Neuen Freien Presse" vom 23. November 1891.

Grant, auf dessen asiatischen Reisen nach China kam, erzählt: „Im Jahre 1880 besuchte Gordon Li und war einige Zeit sein Gast in Tientsin. Rußland drohte aus Landhunger mit einem neuen Krieg, und Li suchte den Rath des entschlossenen Britten. Wie das Gerücht erzählte, war Gordons Rath: Li sollte mit seiner Macht nach Peking marschiren, die Dynastie stürzen und sich erbieten, als Kaiser weiter zu gehen und zu helfen. Schweigend lauschte ihm der bleiche Vicekönig. Es ist die Frage, ob die Geschichte von einer lockenderen Versuchung zu erzählen weiß. Vor den tüchtigen Truppen, über die dann Li den Oberbefehl gehabt hätte, mit Unterstützung eines so glänzenden Feldherrn wie Gordon, wäre Peking gefallen. Unter der neuen Dynastie hätte China einen andern Platz als vorher in der Welt eingenommen, diese Revolution hätte zu den Marksteinen des Jahrhunderts gehört." [1])

Es muß etwas daran gewesen seyn; denn der vertrauliche Verkehr der zwei Männer in Tientsin erregte Verdacht in St. Petersburg. Es gingen Vorstellungen nach London, und Gladstone, gefällig den Russen wie immer, berief den General aus China ab. Der berühmte Vicekönig ist auch einer der reichsten Capitalisten der Welt, er besitzt unermeßliche Ländereien und unterhält aus eigenen Mitteln ein disciplinirtes Truppencorps. Er ist ein Chinese, kein Mandschu. Gegen was er bei jeder Reform anzukämpfen hätte, das wären vor Allem diese Vicekönige, seine Collegen, die nicht einmal dem obersten Regierungs-Collegium, dem Tsung-li-Yamen unterstehen, sondern neben diesem unmittelbar unter dem Kaiser, und überdies die Truppen mittelbar in ihrem Solde haben. Was das heißen will, hat ein englischer Professor des Chinesischen in öffentlicher Rede angedeutet, indem er unter Anderm sagte:

1) John Russel Young aus Washington: „Li-Hung-Tschang". Aus der „Review of Reviews" in M. Harden's Berliner „Zukunft" vom 1. Juni 1895. S. 403.

„Die Chinesen sind nicht kriegerische Leute, sondern ein Krämervolk. Sie sehen den Krieg als eine rohe Beschäftigung an, nur für Leute geeignet, die auf einer niedrigen Culturstufe stehen. Es ist höchst charakteristisch für das chinesische Volk, daß die Helden in seinen Romanen nicht solche sind, die auf dem Schlachtfelde Ruhm errungen haben, sondern solche, die bei den Staatsprüfungen das Höchste geleistet haben. Diese Verachtung für den Soldatenstand wirkte sehr nachtheilig auf die Armee ein; denn da diese so gering geschätzt wurde, so versah man den Dienst in ihr schlecht, und die höchsten Offiziere waren nachlässig, unwissend und corrumpirt. Eine weitere Ursache für den gegenwärtigen Zustand des Landes liegt in dem Regierungssystem. Hocherhaben über Alles steht der Kaiser da, der theoretisch die Stellung eines Halbgottes einnimmt. Der Kaiser war vom Himmel als Vice-Regent bestellt und herrschte auf Befehl eines Allerhöchsten. Ueber sein Volk herrschte er absolut, so lange er gemäß den Verordnungen des Himmels handelte; aber trotz seiner so erhabenen Vorrechte war er einer der elendesten Menschen. Einer seiner Titel lautete ‚der einsame Mann‘, und dieser beschrieb wahrscheinlich seinen normalen Zustand; denn wenn er auch von männlichen und weiblichen Schmeichlern umgeben war, so genoß er doch während der kurzen Spanne Zeit, die gewöhnlich dem ‚Sohn des Himmels‘ zugemessen war, nur wenig von den Annehmlichkeiten, die sonst den Königen zu Theil werden. Um 2 Uhr Morgens, sowohl im Sommer als auch im Winter, wurde er aus dem Schlafe geweckt, um den Vortrag von Ministern zu hören; um 7—8 Morgens hatte er einer Vorstellung im Palasttheater beizuwohnen oder Opfer darzubringen, je nachdem das Ceremoniel es vorschrieb. Er mußte ein außergewöhnlich kräftiger Mann sein, wenn er die ihm nahetretenden Versuchungen überwinden sollte. Da dem Kaiser jede persönliche Kenntniß der Außenwelt verschlossen war, so fiel er natürlich denen in die Hände, die ihm am besten schmeicheln und zu Munde reden konnten.“ [1])

1) Dr. Douglas am Kings Colleg in London s. Berliner „Kreuzzeitung“ vom 17. März d. Js.

„Dem officiellen China darf jede Schlechtigkeit zugetraut werden": sagt ein deutscher Kenner von Land und Leuten. Aber mit aller Achtung spricht er von dem ächt chinesischen Volkselement, und zwar im Unterschiede von dem Mischlingsvolk der Japanesen sammt ihrem Erbadel, der den Chinesen gänzlich mangelt. „Und trotzdem: die Volkskraft ist noch ungebrochen. Eine unverwüstliche Bauerngestalt im besten Sinne des Wortes, hart erzogen im gegensatzreichen, unfreundlichen Klima des Landes, oft heimgesucht von Katastrophen, von grausamen Kämpfen um's Daseyn, und doch seit Jahrtausenden fast unverändert vertritt der Chinese den Typus der dauerhaftesten Race." [1])

## LIV.

## R. Ely über den Socialismus. [2])

Die moderne Staatswirthschaftslehre stellt nach Ely die Wohlfahrt des Individuums über die Wohlfahrt des Ganzen, und räumt dem Reichen und Mächtigen das Recht ein, den Armen und Schwachen an die Wand zu drücken und denselben für selbstsüchtige Zwecke auszubeuten. So lange die Reichen fortfahren, den Armen zu bedrücken, aus seinen Verlegenheiten Vortheile zu ziehen, wird der Socialismus stetig

1) Max Buchner: „Chinesen und Japaner" in der Beilage zur Münchener „Allgem. Zeitung" vom 24. Januar d. Js.

2) Ely, T. R. Socialism, an examination of its nature, of its strength and its weakness with suggestions for social reform. London, Swan Sonnenschein. XIII, p. 449. 1894.

Fortschritte machen, und selbst unter den Gebildeten immer neue Anhänger gewinnen. Das beste Mittel zur Bekämpfung des Socialismus ist nach Ely die Rückkehr zu den von Christus vorgetragenen Grundsätzen, wie sie früher ausgeübt wurden. Da er besorgt, die Reichen möchten sich nicht zu Reformen und Beschränkung ihrer Vorrechte herbeilassen, so befürwortet Ely einen gewissen Socialismus, d. h. allgemeine Zwecke an Stelle der Sonderzwecke, Uebertragung verschiedener Zweige der Industrie an den Staat. Die Stärke der Socialisten besteht in ihrer Kritik der gegenwärtigen ökonomischen Verhältnisse, die sich nicht bessern lassen, solange die unbedingte Concurrenz fortbesteht. Ely verlangt unter anderem Verstaatlichung der Eisenbahnen, der Gasfabriken und verschiedener Faktoreien, Beschränkung der Monopole einzelner Handelsgesellschaften, welche das öffentliche Wohl schädigen. Um den bestehenden Eisenbahngesellschaften, Gasgesellschaften Concurrenz zu machen, werden in Amerika und ebenso in England immer neue Eisenbahnen gebaut, die sich nicht rentiren können und nach einiger Zeit Bankerott machen. Hunderttausende gehen so dem großen Publikum verloren, während sich die Direktoren der Eisenbahngesellschaften und die Großgrundbesitzer bereichern. Noch gefährlicher sind nach Ely die Operationen der Gasgesellschaften, welche die Straßen aufbrechen, neue Gasröhren legen und das Aufsteigen von gefährlichen Miasmen herbeiführen; einfach weil sie den bestehenden Gasgesellschaften den großen Profit, den sie haben, nicht gönnen. Fabelhafte Summen werden für Anzeigen ausgegeben. Dieses Geld könnte man ersparen, wenn der Staat die Fabriken übernähme und die Fabrikate zu einem bestimmten Preise lieferte. — Man kann darüber streiten, ob alle Vorschläge Ely's praktisch durchführbar seien; darüber jedoch kann kein Zweifel bestehen, daß die Segnungen, welche sich die modernen Oekonomisten von der Durchführung ihres Systems für die Arbeiterklasse versprochen haben, noch immer ausgeblieben sind. Das Kapital der Arbeitgeber steigt beständig und erlaubt ihnen die Arbeit einzustellen, sobald sie für ihre Fabrikate keinen hohen Preis erhalten, während die Arbeiter ihre Ersparnisse aufzehren, ja selbst Schulden zu machen genöthigt werden. Je schlechter sich die Lage der Arbeiterbevölkerung gestaltet, desto

mehr ist dieselbe geneigt, socialistische Grundsätze zu adoptiren und ihr Stimmrecht zu benützen, um Gesetze zu Gunsten der Arbeiter im Parlamente durchzusetzen.

Die Socialisten Englands und Amerikas unterscheiden sich von den Socialdemokraten Deutschlands, daß sie den Atheismus und Materialismus verwerfen und auf christlicher Grundlage ihr System aufbauen. Westcott, Bischof von Durham, und viele hochgestellte Geistliche sind warme Vertheidiger des Socialismus und eifern in scharfen Ausdrücken gegen jene Reichen, welche entgegen den Grundsätzen des Evangeliums den Lüsten und Genüssen fröhnen und ihre Verschwendungen damit rechtfertigen, daß sie standesgemäß leben müßten.

Ely macht wohl nicht ohne Grund darauf aufmerksam, daß die Socialisten durch ihre Predigt von Gleichheit und Brüderlichkeit, zum Theil auch durch das Beispiel der Selbstverleugnung und Opferwilligkeit, das sie geben, manche Anhänger gewinnen. Die Socialisten stellen den Grundsatz auf, es sei unbillig, von andern niedrige Dienste zu verlangen, die man selber zu leisten nicht bereit sei, sie verwerfen die Exclusivität und das Kastenwesen, und verlangen, daß man Hohen und Niedrigen mit derselben Höflichkeit begegne, und üben vielfach das, was sie lehren. Ely gibt verschiedene Beispiele, die wir übergehen müssen; das Verdienst, das sich die Mitglieder der „Fabian Society“ in England und andere Führer der Socialisten um die Verbesserung des Looses der gewöhnlichen Arbeiter erworben haben, die von den Mitgliedern der Gewerkvereine früher verachtet wurden, läßt sich in der That nicht abläugnen. Die dortigen Socialisten erkennen die Verdienste der katholischen Kirche bereitwillig an, und wünschen die Anwendung katholischer Principien auf die gegenwärtigen Verhältnisse, während sie die socialen Uebel, welche der Protestantismus veranlaßt hat, gebührend hervorheben.

Ely verkennt übrigens die schwache Seite des Socialismus keineswegs. Dazu rechnet er den Optimismus, der sich von der Durchführung des Socialismus ein goldenes Zeitalter verspricht, wenig Arbeit, allgemeine Bildung, treffliche Kost für alle Klassen, Freiheit von allen Nöthen der heutigen Gesellschaft. Der Genuß von Fleischspeisen z. B. ist schon durch die Schwierigkeit, das nöthige Vieh sich zu verschaffen, unmöglich

gemacht. Wenn schon jetzt trotz der trefflichen Communikations-mittel der Preis des Fleisches stetig steigt, obgleich eine zahlreiche Klasse fast gar kein Fleisch ißt, wie unerschwinglich würde dann erst der Preis, wenn alle Menschen Fleisch äßen! Die Socialisten unterschätzen die Wirkungen der christlichen Nächstenliebe, die faktisch das Loos der Arbeiter erträglich macht, während sie die Uneigennützigkeit und Opferwilligkeit der menschlichen Natur überschätzen. Gegenüber dem modernen Kapitalismus, der dem infolge natürlicher Fehler oder einer schlechten Erziehung zu angestrengter Arbeit unfähigen Menschen das Existenzrecht abspricht, ist der Socialismus jedenfalls im Recht, wenn er für denselben eine menschenwürdige Behandlung verlangt und die Armenhäuser Englands verwirft, die für jeden, der noch einen Funken von Ehrgefühl hat, unerträglich sind. Die Mildthätigkeit des modernen Englands ist sprichwörtlich, die höheren und mittleren Klassen wetteifern miteinander in Werken der Barmherzigkeit; was jedoch vielen Reichen fehlt, ist das Wohlwollen und die Sympathie mit den Armen, die Geduld mit den Fehlern der Armen, in einem Worte: die wahre christliche Liebe, welche in dem Armen den Bruder ehrt und liebt. — Die Darstellung ist durchsichtig und klar, und fußt auf gründlichem Studium der einschlägigen Literatur, die im Anhang gegeben wird.

A. Zimmermann S J.

LV.

# Die kirchlichen Martyrologien.

## III. Das sogenannte Martyrologium Hieronymianum.

Das älteste Martyrologium, welches die Mönche und Canoniker bis zur Mitte des 9. Jahrhunderts beim Officium capituli in Gebrauch hatten, ist jenes, als dessen Verfasser während des Mittelalters der hl. Hieronymus († 420) angesehen wurde. Diese Angabe stützte sich auf zwei dem Werke vorangestellte Briefe. In dem einen bitten die beiden italischen Bischöfe Chromatius und Heliodorus den hl. Hieronymus, ihnen aus den Festverzeichnissen „de archivio Eusebii Caesareae Palestinae episcopi" die Feste der Martyrer zusammenzustellen. Hieronymus gibt ihnen in dem zweiten Briefe Rechenschaft von der Art und Weise seiner Arbeit. Obwohl nun diese beiden Briefe gefälscht sind, so ist doch das Martyrologium selbst ein theilweise dem hohen christlichen Alterthum angehörendes Dokument, durch welches trotz aller späteren Verunstaltungen, Zusätze und Einschiebsel ein Strom ächter und reiner Wahrheit hindurchgeht. Das Martyrologium Hieronymianum ist uns in einer ganzen Reihe mittelalterlicher Handschriften überliefert, welche eine zweifache Recension desselben aufweisen. Die eine Handschriftengruppe enthält den Text in ausführlicher Fassung, das sogenannte Hieronymianum maius oder plenius, die andere einen Auszug des ersteren, das Martyrologium minus

oder contractum, auch Breviarium oder Epitome genannt. Veranlassung zur Anfertigung dieser Auszüge oder Breviaria gab die schon im 8. Jahrhundert vorhandene große Verschiedenheit, Verwirrung und Vermengung der Personen- und Ortsnamen in den damals gebrauchten Exemplaren des Hieronymianum.

Nachdem schon namhafte Gelehrte, wie Bolland,[1]) Fiorentini,[2]) du Sollier[3]) sich mit der Untersuchung dieses Martyrologiums befaßt haben, ist die Frage über den Ursprung desselben durch die epochemachenden Forschungen des nunmehr verblichenen de Rossi und Abbé Duchesne's jetzt in ein neues Stadium getreten. Schon seit Jahren haben diese beiden hochverdienten Gelehrten dem Hieronymianum ihre Aufmerksamkeit zugewendet.[4]) Das abschließende Resultat ihrer Studien zugleich mit dem kritischen Text der besten Handschriften des Hieronymianum veröffentlichten sie im zweiten Novemberbande der Acta Sanctorum[5]) unter dem Titel: Martyrologium Hieronymianum ad fidem codicum adiectis prolegomenis ediderunt Joannes Baptista de Rossi et Ludovicus Duchesne.[6]) Das Ergebniß ihrer Forschungen läßt sich in Kürze folgendermaßen skizziren.

1) Acta SS. Ed. noviss. Jan. I, XLV ss.

2) Vetustius occidentalis Ecclesiae Martyrologium. Lucae 1668.

3) Acta SS. Jun. VI, IV ss. Praef. art. I.

4) Vergl. de Rossi. La Roma sotterranea cristiana. t. I. Roma. 1864. p. 112 ss., t. II. Roma. 1867. p. X. ss. u. p. 39 ss., t. III Roma. 1877. p. 196 ss. — Kraus. Roma sotterranea. 2. Aufl. Freiburg. 1879. 8°. S. 19 ff. — De Rossi: „Le martyrologe Hieronymien". Mélanges d'archéologie et d'histoire publiés par l'école française de Rome. t. V. Paris, Rome. 1885. 8°. p. 115 ss. — Duchesne. „Les sources du martyrologe Hiéronymien". Ebendaselbst p. 120 ss. — Ein Separatabdruck dieser beiden Abhandlungen erschien im selben Jahre zu Rom bei Cuggiani.

5) Bruxellis. 1894 in fol. p. [III] ss.

6) Ein Sonderabdruck erschien zu Paris, 1894 in fol., unter dem gleichen Titel.

Das sogenannte Martyrologium Hieronymianum trägt diesen Titel durchaus mit Unrecht. Der hl. Hieronymus ist nicht sein Verfasser. Alle die gegenwärtig bekannten Handschriften dieses Martyrologiums haben an den verschiedenen Orten, wo man sich des Hieronymianum bediente, allerlei particuläre Zusätze an Festen und Heiligencommemorationen erhalten. Entfernt man diese Zusätze, so bleibt ein allen Handschriften, vor allem den pleniores, gemeinsamer Text zurück. Die kritische Untersuchung desselben hat ergeben, daß diese gemeinsame Textrecension in ihrer vorliegenden Gestalt am Ende des 6. Jahrhunderts, näherhin nicht vor dem Jahre 592, zu Auxerre in Frankreich entstand.[1])

Die Textrecension von Auxerre basirt aber wiederum auf einer älteren Vorlage, die im 6. Jahrhundert in Italien bekannt war, denn die Worte Cassiodors im 32. Kapitel seiner Schrift De institutione divinarum litterarum[2]) und der Brief des hl. Gregor des Großen an Eulogius von Alexandrien[3]) stehen offenbar in irgend welcher Beziehung zum Hieronymianum. Die im 6. Jahrhundert in Italien verbreitete Textrecension ist wiederum eine Compilation sehr alter Quellen und entstand um die Mitte des 5. Jahrhunderts in Oberitalien.[4]) Als Quellen dieser italischen Compilation lassen sich insbesondere noch erkennen:

---

1) Ueber die näheren Nachweise dieser und der folgenden Aufstellungen vergl. meine Abhandlung: Das sog. Martyrologium Hieronymianum. Katholik. 1894. II, 314 ff.

2) Vergl. oben S. 493. 3) Vergl. oben S. 433 f.

4) Harnack verlegt die Entstehung der Compilation bereits unter die Regierungszeit des hl. Xystus III. (432—444). Vergl. Harnack, Geschichte der altchristlichen Literatur bis Eusebius. Bd. I, S. 815 und Theologische Litteraturzeitung. Bd. XIII. Leipzig. 1885. 4°. S. 381. — Aus den Zeugnissen Cassiodor's und des hl. Gregor d. Gr. glaubten de Rossi und Duchesne folgern zu können, daß bereits im 6. Jahrhundert zwei verschiedene Recensionen des Hieronymianum existirten, eine kürzere und eine

A) Ein altes römisches Kalendarium, welches insbesondere ausführliche Angaben über die festivitates coemeteriorum et basilicarum Roms enthielt und unter dem heil. Papste Miltiades (311—17) entstand. Im Jahre 336 und zur Zeit des hl. Liberius (352—66) wurde dieses römische Kalendar vermehrt und ist uns in dieser Recension im Almanach des Philocalus vom Jahre 354[1]) erhalten. Unter dem hl. Innocentius I. (401—17) erfolgte abermals eine Neurecension dieses Kalendars und um 422 erhielt es jene Gestalt, in der es uns jetzt im Hieronymianum entgegentritt.

B) Ein griechisches, von einem Arianer zu Nicomedien ums Jahr 362 verfaßtes Martyrologium. Der Compilator dieses griechischen Martyrologiums schöpfte aus Kalendarien kleinasiatischer und illyrischer Kirchen, aus den Festverzeichnissen von Alexandrien, Antiochien und Nicomedien und machte auch reichlichen Gebrauch von der *Συναγωγὴ τῶν ἀρχαίων μαρτυρίων*, dem verloren gegangenen Werke des Eusebius von Cäsarea, und von desselben Bischofs Buche *Σύγγραμμα περὶ τῶν καθ' αὐτὸν [ἐν Παλαιστίνῃ] μαρτυρησάντων*, De martyribus Palaestinae. Wahrscheinlich hat ihm die längere Recension der letzteren Schrift vorgelegen.[2])

C) Eine Sammlung ausführlicher afrikanischer und zwar vorvandalischer Martyrerverzeichnisse, welche wahrscheinlich zu Karthago aus den verschiedenen Provinzen und Städten Nordafrika's gesammelt und vereinigt worden sind.

Was das griechische Martyrologium von Nicomedien angeht, so besitzen wir noch einen in syrischer Sprache ge-

---

ausführliche mit Notizen über die Martyrien. Vergl. Acta SS. Nov. II. 1. pp. [XI], [XXI] s., [LXXX]. An einer Handschrift aus dem Kloster Lorsch weist dies de Rossi des Näheren nach. Vergl. Acta SS. Nov. II. 1. p. [XI].

1) Vergl. oben S. 491 f.

2) Veröffentlicht von Cureton. History of the Martyrs in Palestine. London. 1861. — Vergl. Migne, P. G. XX, 1457 ss.

fertigten Auszug desselben in dem Martyrologium Syriacum vom Jahre 411, dessen erster Theil mit dem Hieronymianum eine merkwürdige Uebereinstimmung zeigt, wie die Nebeneinanderstellung der Texte in Columnen[1]) augenfällig beweist. Der syrische Text und das Hieronymianum müssen aus einer und derselben Quelle geschöpft haben.

Mit diesen Resultaten steht Duchesne am Ende seiner durchdringenden Kritik. Weiter vorzudringen, ist ihm nicht möglich. Das Gewonnene genügt jedoch, um zu zeigen, daß wir im Martyrologium Hieronymianum ein sehr altes und ehrwürdiges Dokument vor uns haben, dessen Angaben nicht zu unterschätzen sind.

An die Ergebnisse der kritischen Textuntersuchung des Hieronymianum reihen wir eine gedrängte Darstellung seiner handschriftlichen Ueberlieferung. Letzterer hat hauptsächlich der selige de Rossi seine Aufmerksamkeit zugewendet. Sämmtliche Handschriften theilen sich, wie schon oben bemerkt, in die beiden Klassen der Codices pleniores und contracti.

### A. Codices pleniores.[2])

1) M. H. des Klosters Echternach, jetzt Cod. lat. 10837 der Pariser Nationalbibliothek, fol. 2—33 b. Die Handschrift ist angelsächsischen Ursprungs und stammt aus dem Anfang des 8. Jahrhunderts. Edirt: Acta SS. Nov. II. 1. p. [1] ss. 2. (3.) Columne.

2) M. H. des Klosters St. Avold (S. Naboris Hilariacum) bei Metz, jetzt Cod. 289 der Cantonalbibliothek zu Bern. Der Text ist unvollständig, 33 Tage fehlen; seine Vorlage stammt aus Bourges. Die Handschrift gehört dem 8. Jahrhundert an und ist nicht vor 766 geschrieben. Edirt:

---

1) Acta SS. Nov. II. 1. p. [LII] ss.

2) Alle jene Handschriften, deren Text veröffentlicht worden ist, sind durch den Druck hervorgehoben. Im Folgenden bediene ich mich einiger Abkürzungen: M. H. = Martyrologium Hieronymianum maius. B. H. = Martyrologium Hieronymianum contractum.

Acta SS. Nov. II. 1. p [1] ss. 1. Col. — Acta SS. Oct. XIII. p. I ss. und in Separatausgabe zu Brüssel 1881.

3) M H. des Klosters Lorsch (im württembergischen Jaxtkreis, Diöcese Mainz), jetzt Cod. Palatinus 238 der vatikanischen Bibliothek.[1]) Die Handschrift gehört dem Ende des 8. oder Anfang des 9. Jahrhunderts an. Der Text ist nur noch fragmentarisch vorhanden. Edirt: Acta SS. Nov. II 1. p. [1] ss. 2. Col.

4) M. H. des Klosters Corbie, jetzt Cod. lat. 17767 und 12410 der Pariser Nationalbibliothek. Die erstere Handschrift (4°) stammt aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts und von ihr ist der derselben Zeit angehörige Cod. 12410 kopirt worden. Die in diesen Handschriften repräsentirte Textrecension ist zwar älter als die Handschriften, aber kaum vor Mitte des 10. Jahrhunderts entstanden. Der Text des Cod. 12410 wurde edirt: D'Achery. Spicilegium t. IV. Paris. 1661. 4° p. 617 ss. Ed. in fol. cur. de la Barre. Paris. 1733. t. II. p. 1 ss. Die Edition d'Achery's wurde wiederholt von Vallarsi. Opera s. Hieronymi. t. XI. Veronae. 1732 in fol. p. 473 ss. — Migne, P. L. XXX, 449 ss.[2])

5) M. H. der Kirche von Sens, welches vorher wahrscheinlich in einer Kirche der Diöcesen Bayeux oder Avranches in Gebrauch war, jetzt Cod. lat. (nouv. acqu.) 1604 der Pariser Nationalbibliothek, aus dem 10. Jahrhundert (enthält die Elogien vom 25. Dez. bis 8. Juni und Cod. Reginae 567 der vatikanischen Bibliothek, auch aus dem 10. Jahrhundert

1) Vergl. Codices Palatini Latini Bibliothecae Vaticanae ... recensuit H. Stevenson iunior. t. I. Romae. 1886. 4°. p. 58. — Ueber die Wiederauffindung dieser Handschrift vergl. Bulletino di Archeologia cristiana. t. XIII. Roma. 1882. 8°. p. 109.

2) Die Unverlässigkeit der Ausgabe d'Achery's hat de Rossi nachgewiesen. Vergl. Acta SS. Nov. II. 1. p. [XII]. Bruchstückweise findet sich der Text des M. H. von Corbie bei Fiorentini. Vetustius occidentalis Ecclesiae Martyrologium, Lucae 1668, in den Noten.

(enthält die Elogien vom 25. Juli bis 5. Sept.[1]) Der Text ist demnach unvollständig.

6) M. H. des Klosters St. Peter zu Weissenburg im Elsaß, jetzt Cod. Wissenb. 23 der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Die Handschrift (4°) ist im Jahre 772 geschrieben und ihre Textrecension stammt wahrscheinlich aus Utrecht. Edirt: Acta SS. Nov. II. 1. p. [1] ss. (4.) 3 Col.

7) M. H. der Kirche von Lucca, jetzt Cod. 618 der Capitelsbibliothek zu Lucca, aus dem 11. oder Anfang des 12. Jahrhunderts, und Cod. 428 der Stadtbibliothek von Lucca aus dem 11. Jahrhundert. Letztere Handschrift hat aber im Jahre 1822 durch Feuer sehr gelitten. Edirt: Fiorentini, Vetustius occidentalis Ecclesiae Martyrologium. Lucae 1668 in fol.[2])

8) M. H. des Klosters S. Marco zu Florenz, jetzt Cod. 151 der Biblioteca Laurenziana in Florenz. Die Handschrift (8°) stammt aus dem Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts. Der Text ist lückenhaft. Einige Auszüge daraus findet man bei Zaccaria. Iter litterarium per Italiam ab anno 1753 ad 1757. Venetiis. 1762. 4°. p. 60 ss.

9) M. H. des Klosters Vallumbrosa, jetzt Cod. 331 (conventi soppressi) der Biblioteca Laurenziana zu Florenz. Die Handschrift (in fol.) gehört dem 12. Jahrhundert an.

10) M. H. unbekannter Herkunft, jetzt Cod. Urbinas 49 der vaticanischen Bibliothek, aus dem 15. Jahrhundert.

### B. Codices contracti.

1) B. H. von St. Ulrich in Augsburg. Die Handschrift, in der es enthalten war, ist jetzt unbekannt, sie stammte aus dem 12. Jahrhundert. Edirt: Acta SS. Jun. VI, 793 ss.

2) B. H. der Kirche von Auxerre in einer Handschrift des 9. oder 10. Jahrhunderts, von welcher jetzt nur noch eine

---

1) Vergl. Delisle. Mémoire sur d'anciens sacramentaires. Paris. 1886. 4°. p. 162 ss.

1) Dieser Ausgabe sind Noten aus den Hieronymiana von Echternach und von Corbie beigegeben.

von Schelstrate gefertigte Copie vorhanden ist im Cod. XIV, 78 von S. Marco zu Venedig.

3) B. H. des Klosters St. Germain zu Auxerre, aus dem 8. Jahrhundert. Die Handschrift selbst ist jetzt unbekannt. Edirt: Martène-Durand. Thesaurus novus Anecdotorum. t. III. Parisiis. 1717 in fol. p. 1550 ss.

4) B. H. von unbekannter Herkunft, jetzt Cod. XI, 64 der Barberini'schen Bibliothek zu Rom. Die Handschrift (4°) stammt aus dem 11. Jahrhundert, enthält aber den Text nur fragmentarisch.

5) B. H. des Klosters Corbie, jetzt Cod. lat. 12260 der Pariser Nationalbibliothek. Der Text ist ein Auszug aus dem schon genannten Hieronymianum Corbeiense maius. Die Handschrift (4°) stammt aus dem 8. oder 9. Jahrhundert. Edirt: Martène. Thes. nov. Anecd. III, 1571 ss. und Acta SS. Jun. VI, 810 ss.

6) B. H. des Klosters Marmoutier bei Tours, jetzt Cod. lat. 13220 der Pariser Nationalbibliothek. Der Text basirt auf dem Corbeiense maius. Die Handschrift (8°), früher Eigenthum des Klosters St. Martial zu Limoges, stammt aus dem 9. Jahrhundert.

7) B. H. Tamlactense, von Tallaght bei Dublin. Dieses nur fragmentarisch vorhandene Contractum wurde 1630 zu Löwen von Colgan entdeckt. Es war ursprünglich Eigenthum des irischen Franziskanerklosters Donegall, kam später zu den Franziskanern bei St. Isidor in Rom und befindet sich jetzt in Dublin. Dieses Contractum bildete, wie jetzt nachgewiesen ist, ursprünglich einen Bestandtheil des für die Geschichte Irlands wichtigen Book of Leinster, einer Handschrift des 12. Jahrhunderts. Der Text des Breviariums von Tallaght ist verwandt mit dem des M. H. von Echternach und seine Quelle vielleicht im Kloster Lindisfarne zu suchen.[1]) Edirt: Kelly. Calendar of Irish Saints, the Martyrology of Tallagh

1) Vergl. P. de Buck S. J. Précis historiques. t. XXVI. (1877) 67 s. — Acta SS. Jun. VI, VII. — de Rossi. Roma sotterranea. II, 41.

(Martyrologium Tamlactense). Dublin. 1857 und Atkinson. The Book of Leinster sometime called the Book of Glendalough. Dublin. 1880. (Enthält Facsimile der Handschrift.)

8) B. H. des Klosters Einsiedeln. Cod. 236 der Stiftsbibliothek von Einsiedeln. Die Handschrift (4⁰) stammt aus dem 9. oder 10. Jahrhundert.

9) B. H. von Einsiedeln. Cod. 117 der Stiftsbibliothek, aus dem 12. Jahrhundert (4⁰). Der Text ist bedeutend verkürzt.

10) B. H. von unbekannter Hand, jetzt Cod. lat. I. III. 13 des Eskurial bei Madrid. (Real biblioteca de San Lorenzo).[1]) Die Handschrift (westgothisch) stammt aus dem 10. Jahrhundert. Der Text ist unvollständig.

11) B. H. des Klosters Fulda,[2]) jetzt Cod. Scalig. 49 der Universitätsbibliothek zu Leiden, fol. 1—49. Die Handschrift (4⁰) gehört dem 10. Jahrhundert an. Dieses Contractum ist jedenfalls Abschrift eines weit älteren Textes, welcher in der Kirche von Vienne in Gebrauch war. Edirt: Analecta Bollandiana. t. I. Paris-Bruxelles. 1882. 8⁰. p. 9 ss.

12) B. H. des Klosters Gellone in der Diöcese Lodève in Frankreich (Departement Hérault) [Monasterium Gellonense, S. Guilelmi de deserto], jetzt Cod. lat. 12048 der Pariser Nationalbibliothek, fol. 264 ss. Die Handschrift ist geschrieben unter der Regierung des Papstes Hadrian I. (772—795). Die in ihr enthaltene Textrecension nimmt unter den Hieronymiana contracta eine hervorragende Stelle ein, weil nicht weniger als sechs der hier aufgezählten Handschriften[3]) auf sie zurück-

1) Vergl. v. Hartel: „Bibliotheca patrum latinorum Hispaniensis. Nach den Aufzeichnungen Dr. Gustav Loewe's bearbeitet". Sitzungsberichte der philos.-histor. Klasse der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Bd. 111. Wien. 1886. 8⁰. S. 495.

2) Dümmler hielt das Martyrologium irrthümlich für das Werk des hl. Beda. Vergl. Forschungen zur deutschen Geschichte. Bd. 16. Göttingen. 1876. S. 171.

3) Es sind die Nummern 1, 3, 13, 17, 19 und 28 unseres Verzeichnisses.

gehen. Nach P. du Sollier[1]) stammt die Vorlage des Martyrologium Gellonense aus dem Kloster Rebais in der Diöcese Meaux.[2]) Edirt: D'Achery. Spicilegium. XIII, 388 ss. Ed. in Fol. II, 25 ss.

13) B. H. des Klosters St. Gallen. Cod. 914 der Stiftsbibliothek von St. Gallen, p. 240—278. Die Handschrift (4°) gehört dem Ende des 8. Jahrhunderts an.[3]) Das Contractum ist laut seiner Ueberschrift „breviarium de martyrologium circulum anni transcriptus de libris civitatibus lugdonensium viennensium acustodinensium et gratinopolitane urbis iuxta Hieronymianum". Leider hat de Rossi von diesen libri der Städte Lyon, Vienne und Autun keine Spur mehr auffinden können.

14) B. H. des Klosters St. Gallen. Cod. 915 der Stiftsbibliothek,[4]) p. 243—289. Die Handschrift (4°) wurde hergestellt unter der Regierung des Abtes Cralo im Jahre 956. Der Text ist ein Auszug aus dem eben genannten Cod. 914.

15) B. H. des Klosters St. Gallen. Cod. 435 der Stiftsbibliothek[5]) p. 125—204. Die Handschrift (fol.) stammt aus dem Jahre 1090. Der Text ist derselbe wie im Cod. 915.

16) B. H. unbekannter Herkunft, von seinen Herausgebern genannt: „Gallicanum". Der Text fand sich in einer dem 11. Jahrhunderte angehörenden Handschrift in der Bibliothek des französischen Großsiegelbewahrers Germain Louis Chauvelin. Die Handschrift muß jetzt in der Pariser Nationalbibliothek sein. Edirt: Martène-Durand. Veterum scriptorum et monu-

---

1) Acta SS. Jun. VI, 770 s.

2) Nach Bäumer, Breviergeschichte S. 473 ff., hätte die Textrecension des Cod. 12048 bei den Untersuchungen de Rossi's und Duchesne's mehr Berücksichtigung verdient, da sie nicht viel jünger ist als das M. H. von Echternach. — Man sehe auch die ausführliche Beschreibung der ganzen Handschrift bei Delisle, Mémoire sur d'anciens sacramentaires. p. 80 s.

3) Vergl. Scherrer, Verzeichniß der Handschriften der Stiftsbibliothek von St. Gallen. Halle 1875. 8°. S. 335.

4) Vergl. Scherrer, Verzeichniß. S. 338 ff.

5) Vergl. Scherrer, Verzeichniß. S. 148.

mentorum . . . . amplissima collectio. t. VI. Parisiis. 1729, in fol. p. 658 ss.

17) B. H. unbekannter Herkunft, welches der berühmte Jesuit Philipp Labbe († 1667) aus einer nicht näher bekannten Handschrift abschrieb und du Sollier edirte in den Acta SS. Jun. VI, 801 ss. Der Text stammt aus dem 9. Jahrhundert. De Rossi vermuthete, daß Labbe's Vorlage nach Clermont gehörte, konnte jedoch nichts Näheres ermitteln.[1])

18) B. H. der Karthause von Mainz, jetzt Cod. 642 der kaiserlichen Bibliothek in Wien, fol. 1—18a. Die Handschrift stammt aus dem 9. Jahrhundert.

19) B. H. des Klosters Murbach im Elsaß. Die Zeit, aus welcher dieses Breviarium stammt, ist unbestimmt. Die P. P. Martène und Durand copirten das Contractum aus einem Codex der Abtei Murbach, als sie daselbst verweilten[2]) und edirten dasselbe in ihrem Thesaurus nov. Anecd. III. 1563 ss.

20) B. H. des Klosters S. Michele am Monte Scagliofo in Apulien (Diöcese Acerenza), jetzt Cod. Ottobonianus lat. 38 der vaticanischen Bibliothek. Die Handschrift (4°) stammt aus dem 9. Jahrhundert. Edirt: Giorgi. Martyrologium Adonis. Romae. 1745 in fol. p. 676 ss.

21) B. H. unbekannter Herkunft. Dasselbe wurde copirt von Cardinal Tamburini aus einer Handschrift vom Ende des 10. oder Anfang des 11. Jahrhunderts. Die Abschrift findet sich Cod. XVII. miscellaneorum des Klosters St. Paul bei Rom. Der Text ist unvollständig.

---

1) Cod. 105 der Meermann-Handschriften des Sir Thomas Phillips in der königl. Bibliothek zu Berlin (saec. VIII/IX.) enthält fol. 188 bis fol. 200a ein Contractum. Die Meermann-Handschriften stammen aus dem Jesuitencolleg von Clermont. De Rossi konnte jedoch keinen Zusammenhang zwischen der Berliner Handschrift und dem Contractum Labbeanum entdecken. Man vergl. Rose, Verzeichniß der Handschriften der königl. Bibliothek zu Berlin. Bd. 1. Berlin. 1893. 4°. S. 222.

2) Vergl. Gatrio, die Abtei Murbach im Elsaß. Bd. 1. Straßburg. 1895. 8°. S. 128 ff.

22) B. H. des Klosters Reichenau, jetzt Cod. hist. 28 der Universitätsbibliothek zu Zürich, fol 154—209. Die Handschrift (4°) gehört dem 9. Jahrhundert an, näherhin ist das Contractum entstanden zwischen 827 und 842. Edirt: Acta SS. Jun. VI, 782 ss. und im kritischen Text Acta SS. Nov. II. 1. p. [1] ss.

23) B. H. des Klosters Reichenau, jetzt Cod. CXXVIII der großherzoglichen Bibliothek zu Karlsruhe. Die Handschrift (in fol.) ist entstanden zwischen 837 und 842 und wird bereits in dem Katalog des Reichenauer Bibliothekars Reginbert († 846) also beschrieben: „In vigesimo libello est regula S. Benedicti abbatis. . . . . Et martyrologium per anni circulum, quem Tatto et Crimolt[1]) mihi condonaverunt.“[2]) Der Text ist fast derselbe wie in der Züricher Handschrift, aber von einer älteren Vorlage copirt als diese. Edirt von Dr. Alfred Holder, Römische Quartalschrift. Bd. III. Rom. 1889. 8°. S. 295 ff.

24) B. H. des Klosters Rheinau. Die Handschrift, welche den fragmentarischen Text enthielt, ist jetzt nicht mehr bekannt. Der Text ist aus dem n. 22 genannten Contractum von Reichenau. Edirt: Acta SS. Jun. VI, 777 ss.

25) B. H. der Abtei St. Remy zu Rheims. Der Mauriner P. Durand schrieb den fragmentarischen Text ab aus einer jetzt nicht mehr auffindbaren Handschrift. Die Copie findet sich jetzt im Cod. lat. 17189 der Pariser Nationalbibliothek. fol. 398—412.

26) B. H. der Kirche von Sens, jetzt Cod. Reginae 435 der vaticanischen Bibliothek. Die Handschrift (4°) ist niedergeschrieben im Jahre 823. Der fragmentarische hieronymianische Text ist untermischt mit anderen Elogien, die hauptsächlich Martyreracten entnommen sind und oft mit dem Martyrologium

---

1) Grimwald, Abt von St. Gallen 841, † 872.

2) Vergl. Neugart, Episcopatus Constantiensis Alemannicus. Partis I. Tom. I. Typis S. Blasii 1803. p. 547 ss. — Becker, Catalogi bibliothecarum antiqui. Bonnae. 1885. 8°. p. 23.

des hl. Beda übereinstimmen, weßhalb der Bollandist P. Papebroch den Cod. Reg. 435 als „vetustissimum et praeclarum Bedanum exemplar“ bezeichnete.[1]) Edirt: Acta SS. Jun. VI, 818 ss.

27) B. H. der Kirche von Sens, jetzt Cod. Reginae 567 der vaticanischen Bibliothek. Dieses nur noch fragmentarisch (6. September bis 25. Dezember) vorhandene Contractum war dem unter n. 5[2]) genannten Hieronymianum maius als Supplement beigegeben. Im Texte finden sich eine Reihe von Elogien, welche dem später zu besprechenden sogenannten Martyrologium Romanum parvum entnommen sind.

28) B. H. des Klosters St. Martin in Trier, jetzt Cod. 1245 der Stadtbibliothek von Trier. Die Handschrift (8⁰) enthält p. 70—100 das Contractum und dieser Theil derselben gehört dem 8. oder Anfang des 9. Jahrhunderts an. Es liegt ihr aber jedenfalls eine ältere Vorlage zu Grunde. Edirt: Analecta Bollandiana. t. II. (1836.) p. 9 ss.

29) B. H. des Klosters St. Maximin in Trier. Die jetzt unbekannte Handschrift gehörte wahrscheinlich dem 10. Jahrhundert an. Ein Bruchstück (Monat Juli) ist edirt: Acta SS. Jun. VI, 828.

Hiemit schließt die Reihe der von de Rossi durchforschten Handschriften. Die Veröffentlichung der bis jetzt noch ungedruckten Contracta soll in den Analecta Bollandiana erfolgen.

Wie schon bemerkt, gehen alle Handschriften des hieronymianischen Martyrologiums auf eine einzige Textrecension zurück, welche nach Duchesne am Ende des 6. Jahrhunderts zu Auxerre in Frankreich entstand. Sämmtliche Codices (pleniores) aber können in drei, beziehungsweise vier Familien eingetheilt werden, die der ursprünglichen gallicanischen Textrecension mehr oder weniger nahe stehen.

a) Der Codex von Echternach (E) ist Vertreter einer eigenen Familie, deren Ursprung in Britannien zu suchen ist.

1) Acta SS. Mart. II, VII.

2) Vergl. S. 634.

Sein Text ist, wenn auch minder ausführlich, so doch am wenigsten interpolirt. Ihm liegt jedenfalls eine reinere ältere Vorlage zu Grunde, die von Duchesne mit X bezeichnet wird und der gallicanischen Textrecension am nächsten steht.

b) Das Fragment von Lorsch ist gleichfalls einer eigenen Familie zuzuweisen und zwar scheint es auf der ausführlicheren, volleren Textrecension des Hieronymianum zu beruhen, deren Bestehen Duchesne mit Berufung auf Cassiodor.[1]) schon für das 6. Jahrhundert annimmt.

c) Der Codex von Bern [B] ist Vertreter einer eigenen Familie (Metz-Bourges). Sein Text stammt aus demselben erweiterten Exemplar, wie die alsbald unter d zu nennende folgende Familie. Diese den unter c und d genannten Familien gemeinsame Vorlage wird von Duchesne mit Y bezeichnet. Die Textrecension des Codex von Bern hat sich unter Chlotar II. c. 614 von der von Auxerre abgezweigt, sie ist am meisten interpolirt.

d) Alle übrigen Handschriften bilden eine Familie, die man als die neustrische [N] oder die von Fontanella bezeichnen kann, weil sie alle auf eine im Kloster Fontanella (St. Wandrille, Diöcese Rouen) entstandene Neurecension des Textes von Auxerre zurückgehen. Die Textrecension von Fontanella hat sich nicht lange nach der des Codex B von der gemeinsamen gallicanischen abgezweigt. Ihr eigentlicher Vertreter ist der unter n. 6 genannte Codex von Weissenburg [W]. Doch spaltet sich diese neustrische Familie selbst wiederum in mehrere Zweige, indem der Codex von Corbie [C] und das Martyrologium von Sens [S] eine eigene dem Gebiete von Neustrien angehörende Gruppe bilden, während die Codices von Lucca [L], Florenz [M] und Vallumbrosa [V] den italienisch-toscanischen Zweig der Recension von Fontanella repräsentiren.

1) Vergl. oben S. 631, Anm. 4.

Dies ist in Kürze der Hauptinhalt der langjährigen umfassenden Forschungen des nunmehr verewigten de Rossi und Abbé Duchesne's. Man hat jedoch dieselben nicht überall mit jener Billigung und Anerkennung aufgenommen, wie sie es zu verdienen scheinen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## LVI.

## Römische Jubiläumswanderungen im Jahre 1895.

### IV. In die Peterskirche.

Den Vatikan verlassend, treten wir gleich, weil wir einmal so nahe sind, in die Peterskirche ein. Schon bei der Vorhalle haben wir einen Jubiläumsgang gemacht. Denn hier beugte sich, wenigstens äußerlich, vor 400 Jahren einer der damals mächtigsten europäischen Fürsten unter die Gewalt des Stellvertreters Christi. Es war am 17. Sept. 1595, als der vorher calvinistische König Heinrich IV. von Frankreich sich hier unter dem Portikus von St. Peter einfand und vom Papste Clemens VIII. die feierliche Absolution erhielt. Für sich allein betrachtet, als Conversion des Königs, wäre dieses Ereigniß wohl nicht besonders erfreulich, denn man kann mit ziemlicher Sicherheit behaupten: Heinrichs Bekehrung war keine aufrichtige. War doch Heinrich das Haupt, die Stütze und Hoffnung der Hugenotten. Erst als er nach der Ermordung Heinrichs III. die Thronfolge antrat und sah, wie Geistlichkeit, Adel und Volk sich von ihm abwenden und ihn ganz zu verlassen drohten, wenn er nicht zur katholischen Kirche zurückkehre, denn Papst Sixtus V. hatte ihn durch Bulle vom 9. Sept. 1585 als rückfälligen

Ketzer der Thronfolge unfähig erklärt, und als er aus dem Gang der Ereignisse abnehmen konnte, daß er niemals als Calvinist in den ruhigen Besitz des Landes gelangen könne, erst da fing er an, vorerst mit Versprechungen des Uebertrittes herauszurücken. Aber immer schob er die Sache hinaus, suchte den Schritt zu umgehen und zu vermeiden. Schließlich fand er gegen das wiederholte Drängen keinen Ausweg mehr, und so entsagte er am 25. Juli 1593 in der Kirche von St. Denis feierlich dem Calvinismus. Nun anerkannte ihn das ganze Land. Wieder erst zwei Jahre später ging er zum Papste selbst, um Absolution und Anerkennung zu erlangen. So war äußerlich im Herbst 1595 die Aufnahme in die katholische Kirche vollständig vollzogen, aber auch nur, wie angedeutet, aus politischen Rücksichten; innerlich blieb Heinrich, was er vorher gewesen. Den katholischen Prälaten erklärte er zwar, „der heilige Geist habe sein Herz gerührt“, aber protestantischen Freunden gegenüber äußerte er sich selbst zur Zeit der Conversion, er sei „von keiner anderen Theologie überzeugt, als von der Nothwendigkeit des Staates“. Im Jahre 1600 ließ er dem Kurfürsten von der Pfalz bedeuten, „durch sein katholisches Bekenntniß sei seine Zuneigung zu der reformirten Religion nicht vermindert worden, und 1602 geht er sogar so weit, dem Landgrafen von Hessen zu sagen, er werde nochmal ein öffentliches reformirtes Glaubensbekenntniß vor seinem Tode ablegen. Zudem war er immer im Bunde mit Elisabeth von England, mit den protestantischen Fürsten Deutschlands, deren Union er aufs allereifrigste betrieb, und unterhielt die innigste Freundschaft mit dem Türken. Dieser versprach, den König, der „den falschen Dienst der Idole hasse“, möglichst zu unterstützen, und Heinrich erklärte verbindlichst, Frankreich allein vereitle die Pläne der anderen Länder zum Sturze der Macht, „deren sich Ew. Hoheit durch die Gnade Gottes erfreut“.

Das fernere Leben des Königs war auch nicht das eines aufrichtigen Convertiten, war er doch bis zum Tode ganz

den größten Ausschweifungen ergeben. Und noch zu seinem letzten Kriege war eigentlich nichts Anderes Anlaß, als eine wilde Leidenschaft, die er zur Gemahlin des Prinzen Heinrich von Condé gefaßt hatte. Bei einem nächtlichen Ueberfalle wollte er dieselbe entführen, und als ihr Gemahl mit ihr nach Brüssel entfloh, und sie nicht herausgegeben wurde, geberdete er sich wie rasend und klagt selbst, daß diese „verzweifelte Liebe ihn tödtet und ihm nur mehr die Haut auf den Knochen läßt". Ueberhaupt heißt es vom Hofe Heinrichs: „Man sieht nur das Laster herrschen, die Blasphemie in Ansehen; das Spiel in Schwunge und mehr als je Credit". Unter solchen Umständen kann man, wie bemerkt, diese Conversion nicht als aufrichtig und darum, an sich betrachtet, nicht als erfreulich bezeichnen. Für Frankreichs kirchliches und politisches Gedeihen war sie aber von den bedeutendsten und von guten Folgen. Die Religions- und Bürgerkriege wurden beendet und rasch gelangte Frankreich zu Wohlstand. Wäre Heinrichs Uebertritt nicht erfolgt, so wäre Frankreich, menschlich gesprochen, materiell fast ganz ruinirt worden und auch der katholischen Religion die größte Gefahr erwachsen.

In der Kirche selbst sollten wir gleich in der ersten Kapelle des rechten Seitenschiffes wieder etwas Jubilarisches finden. Im Bädeker ist nämlich zu lesen und viele habe ich es tiefgläubig herauslesen und darnach betrachten sehen: „In derselben Kapelle (della Pietà) links ein großer altchristlicher Sarkophag, in welchem laut Inschrift der Stadtpräfekt Junius Bassus († 395) beigesetzt war, 1595 beim Neubau der Peterskirche gefunden" Also ein doppeltes Jubiläum! Aber damit sind wir und tausend andere ein wenig angeführt. Der genannte berühmte Sarkophag steht nämlich nicht in dieser Kapelle, sondern in der Unterkirche von Sankt Peter, in den sogenannten Vatikanischen Grotten. Manchmal schläft just auch der gute Homer und mit diesem Jubiläum ist es somit nichts. Aber von einem anderen Grabmal lese

ich, daß es ein Jubiläum feiern könne, von einem der schönsten Grabdenkmale der Päpste. Kuhn erzählt nämlich von dem Grabmal Clemens' XIII.: „Canova arbeitete acht Jahre an dem Denkmal und enthüllte es am grünen Donnerstag 1795 beim Scheine des großen flammenden Kreuzes, welches am Abend dieses Tages Sankt Peter beleuchtet."

Im rechten Seitenschiff vorgehend und das Querschiff überschreitend, stehen wir alsbald vor dem schönen Meisterwerk Canova's. Der Papst kniet im Ornate mit gefalteten Händen und sorgenvoll gebeugtem Haupte seitwärts gerichtet auf dem Sarkophage. Auf der linken Seite steht die Religion mit dem Kreuz, auf die rechte Seite hat der Meister den trauernden Genius mit erlöschender Fackel hingestellt. Zwei prächtige Löwen bewachen trauernd und klagend das Mausoleum. Ergreifend schön ist die Gestalt des Papstes und nach der Statue Pauls III. wohl die gelungenste in der Peterskirche. Sie fand bei der Enthüllungsfeier, während welcher Canova in der Verkleidung eines Mönches unter der Menge verweilt haben soll, um ihr Urtheil zu hören, auch ungetheilten Beifall. Cardinal Durini dichtete Epigramme darüber. Er sang z. B.:

> Groß, o venetischer Phidias, bist du, denn athmen und schauen
> Nicht nur, beten sogar hast du den Felsen gelehrt.

Und weiter:

> Als Canova dies Bild gemeißelt, blieb er im Zweifel,
> Ob er ihm nun auch den Mund löse zu lebendem Wort.
> Aber er wollt' es nicht, sonst hielte ja dieses die Zukunft
> Für ein Werk der Natur, nicht für ein Wunder der Kunst.

In der That könnte man sich nicht leicht denken, wie das Leben dieses edlen und heiligmäßigen Papstes, der unter den Intriguen der damals verkommenen Höfe so viel zu leiden, so viele Kämpfe und Sorgen durchzumachen hatte, der es aber verstand, im innigsten Verkehr mit Gott für sich

Standhaftigkeit und Muth zu suchen und zu finden, wie dieses Leben charakteristischer in einen einzigen Moment zusammengefaßt und schöner zur Darstellung gebracht werden könnte, als der Landsmann des Papstes, Canova, in diesem betenden Marmorbilde es gethan hat.

Als mißlungen dagegen ist die Statue der Religion zu bezeichnen, und ist mir ziemlich unverständlich, wie Reumont in der ‚Geschichte der Stadt Rom' dieselbe eine „dominirende Gestalt" nennen kann. Furchtbar stramm und steif ist sie wohl, aber dominirend nicht. In Vergleich gezogen zu Canova's anderen Gestalten an seinen verschiedenen Werken, die alle so etwas Abgerundetes, Weiches und Glattes an sich haben, möchte man diese Figur fast einem anderen Meißel zuschreiben. Ist die Statue der Religion zu hart und steif, so ist die des gegenüber befindlichen Genius zu weichlich und erschlafft: les extrêmes se touchent. Trefflich sind wieder die beiden wachehaltenden Löwen. Man bezeichnet sie als die schönsten der neueren Kunst und sie haben als solche auch zu den verschiedensten Zwecken in Nachahmungen weit und breit Eingang gefunden: zur Belebung von Garten und Park, zur Verschönerung von Portalen, als Nippsachen, Briefbeschwerer u. dgl. kann man sie allerorts entdecken. Canova wurde von Zeitgenossen fast vergöttert, seine Werke stellte man den besten antiken als ebenbürtig an die Seite. Wenn man bedenkt, in welche Bahnen die Plastik vor Canova eingelenkt war, indem sie jene alle Glieder verrenkenden, hohles Pathos athmenden und mit sturmbewegten, fliegenden und flatternden Gewändern angethanen Gestalten schuf, die uns in Rom so oft begegnen, und ferner, daß gerade Canova es war, der diese Bahnen verließ und dem Marmor wieder die sanftruhige Formenschönheit der antiken Werke, wenn auch in zu großer Weichlichkeit und Geziertheit verlieh, so findet man diese übergroße Begeisterung für den Meister auch wieder ziemlich berechtigt. Es bleibt Canova's Verdienst, den Kreis, welchen Michelangelo's Willkür begonnen und Bernini's

Zügellosigkeit vollendet hatte, durchbrochen und neues Kunstleben heraufgeführt zu haben.

Vom Grabe Clemens XIII. weg gehen wir nun ein wenig hinüber zur Confessio des hl. Petrus, zu jener erhabensten Stelle der Welt, die das Herz der ganzen katholischen Kirche bildet, den Felsen, auf den sie gebaut ist. Zwar ists kein eigentlicher Jubiläumsgang, den wir dabei machen, aber doch fällt mir etwas ein, was gerade in gegenwärtigen Tagen eine gewisse Centenarfeier nahelegt. Seitdem der Apostelfürst hier seinen Sitz aufgeschlagen und hier begraben ruht, seitdem ist ja alle Vereinigung mit Christus in der katholischen Kirche von hier ausgegangen.

Nachdem nun der große Riß zwischen der orientalischen und occidentalischen Kirche eingetreten war, machten sich im Laufe der Zeit doch auch wieder Vereinigungsbestrebungen geltend und solche zeigten sich besonders bei den Ruthenen im Jahre 1595, dem nämlichen, da König Heinrich IV. von Frankreich sich wieder an die katholische Kirche angeschlossen hatte. Die unter polnischer Herrschaft stehenden, aber dem griechischen Schisma anhangenden Ruthenen hatten selbst einen sehr unwissenden Klerus. Durch Jesuiten, welche seit 1570 eine Schule in Wilna und seit 1578 eine auch gerne von Griechen besuchte Akademie besaßen, wurden sie nach und nach zum Anschluß an die katholische Kirche vorbereitet. Der menschenfreundliche Metropolit von Kiew, Michael Rohosa, setzte 1590 auf einer Versammlung des Klerus und des Adels den Beschluß durch, daß man sich vom Patriarchate von Konstantinopel unabhängig machen wolle, sowie 1594 auf einem Concil von Brest den weiteren, daß der Anschluß an die römische Kirche unter Beibehaltung des Ritus zu bewerkstelligen sei. Im Juni 1595 wurde die nach Rom zu entsendende Gesandtschaft bestimmt, die am 23. Dez. im Consistorium feierlich empfangen ward und dort das katholische Glaubensbekenntniß ablegte. Clemens VIII. verkündigte in einer feierlichen Bulle der Christenheit die voll-

zogene Vereinigung des Metropoliten und der sieben mit ihm verbundenen Bischöfe mit der römischen Kirche, bestätigte den Ruthenen die Beibehaltung ihres Ritus und dem Metropoliten das Recht, die nach alter Weise gewählten Bischöfe zu bestätigen und zu weihen, während er selbst vom Papst die Bestätigung erhalten sollte. Im nämlichen Jahre hielt auch der koptische Patriarch von Alexandrien, Gabriel, durch Abgesandte um die Verbindung mit der römischen Kirche an. Seit dieser Vereinigung getrennter Christen mit dem Felsen Petri sind gerade 400 Jahre verflossen, und gerade jetzt sucht der Stellvertreter Christi mehr als je die Einheit des Glaubens in der ganzen Christenheit näher zu rücken. Möge dieses apostolische Bestreben von dem besten Erfolge bekrönt und die Zeit nicht mehr ferne sein, in welcher, wie die Riesenkuppel in herrlichem Glanze und erhabener Majestät das Grab der Apostelfürsten überwölbt, so das gottbegründete Gebäude der einen wahren Kirche alle Erdbewohner umfaßt. Mit diesem Wunsche verlassen wir diese heilige Stätte, den gewaltigen Petersdom und beschließen unsere Jubiläumswanderungen.

---

Wohl gäbe es in Rom dieses Jahr noch verschiedene Jubiläumserinnerungen und Centenarfeier. Wir könnten noch die prächtige Spanische Treppe hinaufsteigen zur Kirche der heiligen Dreifaltigkeit, welche im Jahre 1495 geweiht ward, dann die von hier aus gerade über den Quirinal nach dem Viminal führende Straße gehen und in die goldstrahlende Basilika von Maria Maggiore eintreten. Da leuchtet uns aus der Apsis ein „grandioses Musiv", eines der besten Werke in dieser Art entgegen, die Krönung Mariens darstellend. Die Inschrift sagt uns: Im Jahre 1295 hat der Franziskanermönch Jakob Torriti diese treffliche Leistung vollendet, von welcher Gregorovius begeistert sagt: „es überstrahlt noch heute die Basilika mit überirdischem Goldglanze voll feierlicher Pracht. Wenn die Sonne durch die purpurnen

Vorhänge der Fenster fällt, erscheint es wie jener flammende Himmel, in welchen Dante St. Bernhard, Franziskus, Dominikus und Bonaventura getaucht hat. Die zaubervolle Wirkung ergreift dann durch Lichtausstrahlung wie ein Tönechoral". Wir könnten noch hinaus an die Porta Pia gehen, welche durch den Raubeinfall vom 20. Sept. 1870 so traurige Berühmtheit erlangte, und zum Portal des Quirinalpalastes, das man an diesem Tage gewaltsam einsprengte, und könnten dann, um diese jedes katholische Gemüth wehmüthig ergreifende Erinnerung etwas zu verwischen, wieder hinübereilen nach St. Peter, wo im Juli desselben Jahres unter der freudigen Begeisterung von 700 Concilsvätern aus allen europäischen Ländern, aus Süd- und Nordamerika, aus Asien, Afrika und Australien das Dogma vom unfehlbaren Lehramte des Papstes definirt wurde: aber auch damit wären die Jubiläumswanderungen nicht erschöpft. Wer könnte überhaupt, wenn er einmal von der „ewigen" Stadt zu schreiben anfängt, Erschöpfendes berichten? Darum möge es genügen, behufs Jubiläumserinnerungen vom Jahre 1895 in Rom hingeführt zu haben zu einem der größten Heiligen, zu einem der berühmtesten Dichter, zu einer der berühmtesten Statuen und in die größte Kirche der Welt.

---

LVII.

## Eine Geschichte der Entwicklung und Umgestaltung der christlichen Kirche.

Die ersten drei Bände des Hauptwerkes des gelehrten englischen Convertiten Thomas Allies[1]) sind in diesen Blättern als epochemachend bezeichnet worden; die vier folgenden Bände schließen sich den vorhergehenden würdig an und können Theologen, welche ihre kirchengeschichtlichen Kenntnisse erweitern, und gebildeten Laien, welche sich eine Einsicht in das Leben und Weben der Kirche und ihrer Institutionen verschaffen wollen, nicht genug empfohlen werden.

Der Verfasser, der sich als langjähriger Sekretär des Poor School Committee sich große Verdienste um die katholischen Elementarschulen erworben, konnte seit seinem Rücktritte sich ungestört wissenschaftlichen Arbeiten widmen und bietet uns in diesem geschichtsphilosophischen Werke eine reife Frucht seiner langjährigen Studien.

Ein Referat über ein so bedeutendes, wohldurchdachtes und gefeiltes Werk ist überaus schwer. Auszüge geben in der Regel eine nur unvollkommene Vorstellung einer wissenschaftlichen Arbeit; Zusammenfassung der Hauptbeweise verwischt die Schönheit der Darstellung und wirkt zu ermüdend auf den

1) F. W. Allies, Church and State, as seen in the formation of Christendom. XVII, 472. The throne of the Fisherman. XXVIII, 555; The Holy See and the Wandering of the Nations. XX, 368 Peters Rock and Mohammeds Flood. XXXV, 531. London, Burns & Oates 1882—1890. (42 Sh.)

Leser, wir haben uns daher mit Hervorhebung einiger Partien dieses Werkes beschränkt. Hoffentlich wird der Leser zum Buche selbst greifen und sich den reichen Inhalt desselben aneignen. Allies' Arbeit ist kein Buch, an dem der Amateur naschen kann, es setzt Nachdenken und Studium voraus, aber gerade das ist in den Augen der Vernünftigen eine Empfehlung.

In den drei ersten Bänden wurde der Kampf der christlichen Kirche mit den heidnischen Religionen, ganz besonders mit der heidnischen Philosophie geschildert, im vierten Band wird das Verhältniß der geistigen Gewalt der Kirche zur weltlichen Gewalt des Staates erläutert. Eine Darstellung dieses Verhältnisses, so urtheilt der Verfasser, führt ein in das Herz des Christenthums. Der erste Mensch, der nach dem Bilde und Gleichniß Gottes geschaffen wurde, ward das geistige und weltliche Oberhaupt des Menschengeschlechtes, der Lehrer und der Priester. Wie jedoch Adam aus dem Paradies gestoßen wurde infolge des Mißbrauches seiner Freiheit, so wurde Kain aus der Familie gestoßen und flüchtig auf Erden, weil er von Neid und Eifersucht verleitet seinen jüngeren Bruder erschlagen. Trotz des Falles blieb Adam das Haupt des Geschlechtes, fuhr Gott fort, die Menschen zum Gehorsam gegen die bestehende Obrigkeit zu verpflichten. Die Güter, welche dem Menschengeschlecht blieben, waren die Ehe, die Religion, die im Opfer ihren Mittelpunkt findet, die weltliche Gewalt, das Bündniß zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt, Religion und Staat. Die Einheit der Familie war bedingt durch die Einheit des Glaubens und des Gottesdienstes. Die Uebertretung der Satzungen Gottes führte zur Zerstreuung und zu gegenseitiger Bekriegung; zu gleicher Zeit ging das Andenken an die ehemalige Vereinigung und Brüderlichkeit verloren, ging die geistliche Gewalt in die weltliche auf und endigte in Vergottung des Staates und des Trägers der Staatsgewalt, des Kaisers. (Vol. IV, I.)

Da die Kirche eine übernatürliche Gesellschaft ist, ist auch ihr Zweck ein übernatürlicher. Es sind drei Tugenden, die uns mit Gott verbinden, Glaube, Anbetung, Liebe, die wir Christus unserem Lehrer, Priester und Könige schulden. Jeder Einzelne ist, sofern er Christ ist, ein Nachbild Christi, während

das christliche Volk den mystischen Leib Christi bildet. Der König und sein Reich sind nicht von dieser Welt. Sein Königreich regelt alle Beziehungen zu Gott, reicht über dieses Leben hinaus, leitet alle Gewalt von Christus seinem Hohenpriester her, hat seinen Ursprung in ihm, dem König; schöpft aus ihm, als dem Quell aller Gnaden, theilt die ihm anvertraute Wahrheit durch die von ihm geschaffenen Organe mit. Es ist vollkommen analog mit der weltlichen Gewalt, ist aber unabhängig von der weltlichen Gewalt und weder durch Raum noch Zeit beschränkt. Es ist ein Königreich der Liebe durch die Vereinigung mit seinem König.

In den zwei ersten Kapiteln wurden die Anschauungen der Kirche über ihr Verhältniß zum Staat durch Berufung auf die christliche Theologie und das Kirchenrecht begründet, im dritten Kapitel wird die Uebereinstimmung dieser Anschauungen mit der im Neuen Testament vorgetragenen Lehre dargethan. Diese von der weltlichen Gewalt unabhängige geistige Gewalt wurde von den Aposteln auf ihre Nachfolger, die Bischöfe übertragen. Diese Gewalt ist nicht isolirt, sondern unterliegt einer einheitlichen Leitung. Wie stets das Haupt der Apostel die Obergewalt ausübte, so haben auch seine Nachfolger, die Bischöfe von Rom dieselben Vorrechte beansprucht. Die Einheit des Episkopats beruht auf der Einheit des christlichen Opfers, dem Priesterthum der Kirche. Das Opfer, das dem Einen wahren Gott dargebracht wird, ist der beste Schutz gegen den Polytheismus, führt dem Christen die wichtigsten Lehren vor die Seele und sinnbildet die Einheit des christlichen Volkes. (V).

Der Schutz des Staates würde aller Wahrscheinlichkeit nach die freie Entwicklung des kirchlichen Organismus gehindert oder wenigstens gestört haben, die Begünstigung seitens der weltlichen Gewalt hätte der Kirche manche unreine Elemente zugeführt; die Verfolgung seitens des Staates wehrte die Gefahr von der jungen christlichen Kirche ab, und läuterte die ersten Christen durch das Feuer schwerer Leiden. Eben weil der Staat eine Unterdrückung der christlichen Lehre, keine Abänderung, eine Ausrottung der neuen Kirche, keine Unterordnung derselben unter die weltliche Obrigkeit anstrebte, schlossen sich die Bekenner der neuen Lehre inniger zusammen, und suchten sich durch das

Band der Verbrüderung gegen Angriffe von außen her zu schützen. Kein Opfer war den ersten Christen zu schwer, sofern sie dadurch ihre Freiheit und Selbständigkeit erkauften; sie sind dadurch ein Vorbild für kommende Geschlechter geworden. Auch Kaiser Konstantin erkannte die Unabhängigkeit der Kirche an. (VI.)

Die Kirche war nicht nur frei in der Bestellung der Hirten und Priester, in der Ausübung der Hirtenpflichten, der Spendung der Sakramente, sondern auch in der Verbreitung der Lehre, der Bekämpfung der Irrlehre im eigenen Lager und ging aus den langwierigen Kämpfen mit Judaismus, Häresie, Götzendienst, Philosophie und dem römischen Staate siegreich hervor. (VII. VIII.)

Die drei letzten Bände führen den bezeichnenden Titel: „Der von Christus errichtete Thron des Fischers die Wurzel, das einigende Band und die Krone des Christenthums." Der stetige und immer mehr zunehmende Einfluß und das Werk des Stuhles Petri als des Werkzeuges, durch welches das göttliche Reich begonnen, verbreitet und aufrecht erhalten wird, offenbart sich mehr und mehr. Der Verfasser unterscheidet acht Perioden in der Geschichte der christlichen Kirche, behandelt indessen nur drei, und zwar: vom Pfingstfest bis zum Concil von Nicäa (325), vom Concil bis auf Leo den Großen und den Fall des weströmischen Reiches, vom Fall des weströmischen Reiches bis auf Karl den Großen. In diesen drei Perioden weist Allies den Einfluß nach, den der heilige Stuhl auf die Geschicke der Kirche geübt hat. Eben weil die Kirche ein lebendiger Organismus ist, der sich ganz allmählig bildet und ausgestaltet, behaupten die einzelnen Glieder der Kirche anfangs eine weit größere Selbständigkeit als späterhin; weil die Träger der geistlichen Gewalt fehlbare, schwache Menschen sind, ist der Fortschritt der Kirche nicht so stetig und ununterbrochen, wie man wohl erwarten möchte. Trotz des scheinbaren Stillstandes oder Rückschrittes strebt die Kirche beständig vorwärts, und schreitet durch Niederlagen zu glänzenden Siegen vor. Während die Gegner des Papstthums, wie Allies richtig bemerkt, bei einzelnen isolirten Thatsachen verweilen und etwaige Fehler der Päpste und Mißbräuche, die sie geduldet, hervorheben,

verkennen sie ganz und gar die beständige Entwicklung und Vervollkommnung, welche in der Kirche vor sich geht. Die Parallele mit der Entwicklung des Königthums in Frankreich ist sehr zutreffend. Wie in Frankreich, so wird auch in der Kirche die Centralgewalt stetig gekräftigt (S. 27). Auf die Beweise für den Primat des Bischofs von Rom, auf die Anerkennung der Ansprüche der Päpste seitens der Patriarchen und Bischöfe kann hier nicht eingegangen werden. „Leugnet man, sagt Allies S. 101, daß Christus seine Kirche auf die Nachfolger Petri gebaut habe, behauptet man, daß dieselbe durch List und Tücke die Macht, die sie ausgeübt haben, an sich gerissen, dann ist das Betragen der Kirche, der Bischöfe, der Concilien unerklärlich. Man reißt die Mittelsäule, auf der das ganze Dach ruht, hinweg, man zerstört jede Vorstellung eines göttlichen Reiches". Sehr ausführlich wird über das Concil von Nicäa und den vielumstrittenen sechsten Canon gehandelt.

Kaiser Konstantin waltet seines Amtes als Schutzvogt der Kirche mit großem Eifer, und enthält sich aller Einmischung in rein geistige Angelegenheiten. Eben weil er die Interessen der Kirche auf jede Weise zu fördern sucht, und weil die kaiserliche Macht in weltlichen Angelegenheiten fast unumschränkt ist, läßt sich die Kirche manche Eingriffe gefallen, die später als Mißbräuche der weltlichen Gewalt bekämpft wurden. Die Verlegung der Hauptstadt von Rom nach Konstantinopel war unter diesen Umständen eine Wohlthat für die Päpste, die so ihre Freiheit und Unabhängigkeit in geistigen Dingen besser bewahren konnten. Der Bischof von Konstantinopel als Bischof der Hauptstadt erlangt nach und nach große Vorrechte, wird aber zu abhängig vom Kaiser. Noch schlimmer gestaltet sich die Lage der Bischöfe Konstantinopels unter den Nachfolgern Konstantins, welche sich von Eusebius von Nicomedia leiten lassen und den Arianismus begünstigen. Trotz des besonderen Schutzes des Kaisers, obgleich manche Bischöfe Konstantinopels durch Gelehrsamkeit und Heiligkeit ausgezeichnet waren (z. B. Gregor von Nazianz, Johannes Chrysostomus), so erlangte dieser Bischofssitz doch nie den Einfluß des römischen. Mit dem Verfalle Roms wuchs das Ansehen des Bischofs von Rom;

es war somit nicht der Nimbus, der Altrom umgab, welcher das Ansehen der römischen Bischöfe erhöhte, sondern die Ueberzeugung, daß die Bischöfe Roms die Nachfolger Petri seien. Allies schenkt den Briefen der Päpste besondere Aufmerksamkeit und weist an der Hand derselben nach, daß alle Päpste dieselbe conservative und nichts weniger als aggressive Politik verfolgten und überall das Wohl der Christenheit im Auge hatten. Andere Bischofssitze hatten größere und begabtere Männer aufzuweisen als Rom (der erste, den großen Kirchenvätern Athanasius, Basilius ꝛc. ebenbürtige Papst ist Leo der Große); aber kein anderer Sitz hat die Lehre so rein bewahrt, die vorgezeichnete kirchliche Politik mit derselben Treue festgehalten, als Rom (VII, VIII), wie wohl allgemein zugegeben wird. Das Aufblühen der patristischen Literatur wird in Kapiteln IX und X geschildert, das letzte Kapitel ist Leo dem Großen gewidmet, dessen Verdienste um Kirche und Staat eingehend behandelt werden.

Mit Leo dem Großen beginnt die große Verschiebung der Nationen, die Verdrängung, richtiger Ueberwältigung der alten Culturvölker durch die Barbaren. Während alle Throne wanken, bleibt das Ansehen des heiligen Stuhles unerschüttert, ja nimmt beständig zu. „Rom, sagt ein neuerer Schriftsteller, gewann eben jetzt, seit das Römerthum in der Zerstreuung der germanischen Völker lebte, erst recht den Charakter der heiligen Stadt, und es bedeutete mehr als einst Jerusalem für die draußen im Reich.“ Nicht das Römerthum gab indeß dem Papstthum seine Kraft, sondern das Römerthum und seine Cultur wurden erhalten kraft ihrer engen Verbindung mit dem Oberhaupte der Kirche. Theodorich konnte trotz seiner hohen Begabung und mancher trefflichen Eigenschaften kein Reich gründen, weil er Arianer blieb; Chlodowech aber, der tief unter Theodorich steht, wenn wir nur auf den persönlichen Charakter Rücksicht nehmen, gründete ein großes katholisches Reich, das bestimmt war, der Träger der Cultur zu werden. Das war die große That Chlodowechs, daß er in der katholischen Kirche, in dem einträchtigen Zusammengehen mit deren Oberhaupte das Mittel zur Civilisirung der ihm untergebenen rohen Stämme erblickte und in der Freiheit der Kirche, in Ausübung ihrer geistlichen

Funktionen nicht eine Beschränkung seiner politischen Macht befürchtete, sondern ihre Dienste in Anspruch nahm. Er glaubte sich dadurch nichts zu vergeben.

Ganz anders dachten und handelten die oströmischen Kaiser und die arianischen Herrscher des weströmischen Länderkomplexes, welche den Einfluß der Päpste zu beschränken suchten. Die Folge dieser Feindseligkeiten war, daß die Kirche die ihr vom Staate aufgelegten Fesseln abwarf und sich selbständig entwickelte, daß die Kirche Roms unter den Trümmern mächtig emporwuchs und an die Stelle des Reiches trat.

Unter dem Kaiser Justin (518—27) wurde die Kirchengemeinschaft mit Rom wieder hergestellt, wurden die Monophysitenhäupter aus ihren Stühlen vertrieben. Justinian (527—65), der sich das hohe Ziel setzte, die von germanischen Stämmen besetzten Provinzen des alten Reiches wieder zu erobern, was nur möglich war in Gemeinschaft mit dem Papst, suchte anfangs das von seinem Oheim geschlossene Bündniß zu befestigen, ließ sich aber später von seiner Gattin Theodora, welche die Monophysiten begünstigte, zu Schritten verleiten, welche zur Zersprengung der kirchlichen Einheit führen mußten. Der Charakter und die kirchliche Politik Justinians werden von Allies eingehend behandelt (IV); die Beschreibung der Feldzüge der kaiserlichen Generäle Belisarius und Narses hätte indeß gekürzt werden können. Belisarius bewährte sich als tüchtiger Feldherr, sein Benehmen gegen die Kirche war jedoch sehr ungerecht und unklug.

Wie Justinian aus einem Schutzvogt der Kirche ein Bedrücker derselben wurde, wie die Verquickung der weltlichen mit der geistlichen Macht zu vielfachen Verwicklungen und zu Conflikten im Abendland führte, im Morgenland dagegen die Selbständigkeit der Kirche untergrub, darüber finden sich die Quellennachweise im vierten Kapitel. Unter den Päpsten Vigilius und Pelagius war die römische Kirche in Abhängigkeit vom Kaiser gerathen; unter Gregor dem Großen (590—604) errang der heilige Stuhl wiederum seine weltgebietende Stellung. Gregor steht auf der Schwelle der alten und neuen Zeit, er ist von der göttlichen Vorsehung hingestellt, alle die conservativen Elemente zu einigen und zum Kampfe gegen die feindlichen Mächte zu begeistern. Daß er die alten Primatsansprüche

Leser, wir haben uns daher mit Hervorhebung einiger Partien dieses Werkes beschränkt. Hoffentlich wird der Leser zum Buche selbst greifen und sich den reichen Inhalt desselben aneignen. Allies' Arbeit ist kein Buch, an dem der Amateur naschen kann, es setzt Nachdenken und Studium voraus, aber gerade das ist in den Augen der Vernünftigen eine Empfehlung.

In den drei ersten Bänden wurde der Kampf der christlichen Kirche mit den heidnischen Religionen, ganz besonders mit der heidnischen Philosophie geschildert, im vierten Band wird das Verhältniß der geistigen Gewalt der Kirche zur weltlichen Gewalt des Staates erläutert. Eine Darstellung dieses Verhältnisses, so urtheilt der Verfasser, führt ein in das Herz des Christenthums. Der erste Mensch, der nach dem Bilde und Gleichniß Gottes geschaffen wurde, ward das geistige und weltliche Oberhaupt des Menschengeschlechtes, der Lehrer und der Priester. Wie jedoch Adam aus dem Paradies gestoßen wurde infolge des Mißbrauches seiner Freiheit, so wurde Kain aus der Familie gestoßen und flüchtig auf Erden, weil er von Neid und Eifersucht verleitet seinen jüngeren Bruder erschlagen. Trotz des Falles blieb Adam das Haupt des Geschlechtes, fuhr Gott fort, die Menschen zum Gehorsam gegen die bestehende Obrigkeit zu verpflichten. Die Güter, welche dem Menschengeschlecht blieben, waren die Ehe, die Religion, die im Opfer ihren Mittelpunkt findet, die weltliche Gewalt, das Bündniß zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt, Religion und Staat. Die Einheit der Familie war bedingt durch die Einheit des Glaubens und des Gottesdienstes. Die Uebertretung der Satzungen Gottes führte zur Zerstreuung und zu gegenseitiger Bekriegung; zu gleicher Zeit ging das Andenken an die ehemalige Vereinigung und Brüderlichkeit verloren, ging die geistliche Gewalt in die weltliche auf und endigte in Vergottung des Staates und des Trägers der Staatsgewalt, des Kaisers. (Vol. IV, I.)

Da die Kirche eine übernatürliche Gesellschaft ist, ist auch ihr Zweck ein übernatürlicher. Es sind drei Tugenden, die uns mit Gott verbinden, Glaube, Anbetung, Liebe, die wir Christus unserem Lehrer, Priester und Könige schulden. Jeder Einzelne ist, sofern er Christ ist, ein Nachbild Christi, während

das christliche Volk den mystischen Leib Christi bildet. Der König und sein Reich sind nicht von dieser Welt. Sein Königreich regelt alle Beziehungen zu Gott, reicht über dieses Leben hinaus, leitet alle Gewalt von Christus seinem Hohenpriester her, hat seinen Ursprung in ihm, dem König; schöpft aus ihm, als dem Quell aller Gnaden, theilt die ihm anvertraute Wahrheit durch die von ihm geschaffenen Organe mit. Es ist vollkommen analog mit der weltlichen Gewalt, ist aber unabhängig von der weltlichen Gewalt und weder durch Raum noch Zeit beschränkt. Es ist ein Königreich der Liebe durch die Vereinigung mit seinem König.

In den zwei ersten Kapiteln wurden die Anschauungen der Kirche über ihr Verhältniß zum Staat durch Berufung auf die christliche Theologie und das Kirchenrecht begründet, im dritten Kapitel wird die Uebereinstimmung dieser Anschauungen mit der im Neuen Testament vorgetragenen Lehre dargethan. Diese von der weltlichen Gewalt unabhängige geistige Gewalt wurde von den Aposteln auf ihre Nachfolger, die Bischöfe übertragen. Diese Gewalt ist nicht isolirt, sondern unterliegt einer einheitlichen Leitung. Wie stets das Haupt der Apostel die Obergewalt ausübte, so haben auch seine Nachfolger, die Bischöfe von Rom dieselben Vorrechte beansprucht. Die Einheit des Episkopats beruht auf der Einheit des christlichen Opfers, dem Priesterthum der Kirche. Das Opfer, das dem Einen wahren Gott dargebracht wird, ist der beste Schutz gegen den Polytheismus, führt dem Christen die wichtigsten Lehren vor die Seele und sinnbildet die Einheit des christlichen Volkes. (V).

Der Schutz des Staates würde aller Wahrscheinlichkeit nach die freie Entwicklung des kirchlichen Organismus gehindert oder wenigstens gestört haben, die Begünstigung seitens der weltlichen Gewalt hätte der Kirche manche unreine Elemente zugeführt; die Verfolgung seitens des Staates wehrte die Gefahr von der jungen christlichen Kirche ab, und läuterte die ersten Christen durch das Feuer schwerer Leiden. Eben weil der Staat eine Unterdrückung der christlichen Lehre, keine Abänderung, eine Ausrottung der neuen Kirche, keine Unterordnung derselben unter die weltliche Obrigkeit anstrebte, schlossen sich die Bekenner der neuen Lehre inniger zusammen, und suchten sich durch das

Band der Verbrüderung gegen Angriffe von außen her zu schützen. Kein Opfer war den ersten Christen zu schwer, sofern sie dadurch ihre Freiheit und Selbständigkeit erkauften; sie sind dadurch ein Vorbild für kommende Geschlechter geworden. Auch Kaiser Konstantin erkannte die Unabhängigkeit der Kirche an. (VI.)

Die Kirche war nicht nur frei in der Bestellung der Hirten und Priester, in der Ausübung der Hirtenpflichten, der Spendung der Sakramente, sondern auch in der Verbreitung der Lehre, der Bekämpfung der Irrlehre im eigenen Lager und ging aus den langwierigen Kämpfen mit Judaismus, Häresie, Götzendienst, Philosophie und dem römischen Staate siegreich hervor. (VII. VIII.)

Die drei letzten Bände führen den bezeichnenden Titel: „Der von Christus errichtete Thron des Fischers die Wurzel, das einigende Band und die Krone des Christenthums." Der stetige und immer mehr zunehmende Einfluß und das Werk des Stuhles Petri als des Werkzeuges, durch welches das göttliche Reich begonnen, verbreitet und aufrecht erhalten wird, offenbart sich mehr und mehr. Der Verfasser unterscheidet acht Perioden in der Geschichte der christlichen Kirche, behandelt indessen nur drei, und zwar: vom Pfingstfest bis zum Concil von Nicäa (325), vom Concil bis auf Leo den Großen und den Fall des weströmischen Reiches, vom Fall des weströmischen Reiches bis auf Karl den Großen. In diesen drei Perioden weist Allies den Einfluß nach, den der heilige Stuhl auf die Geschicke der Kirche geübt hat. Eben weil die Kirche ein lebendiger Organismus ist, der sich ganz allmählig bildet und ausgestaltet, behaupten die einzelnen Glieder der Kirche anfangs eine weit größere Selbständigkeit als späterhin; weil die Träger der geistlichen Gewalt fehlbare, schwache Menschen sind, ist der Fortschritt der Kirche nicht so stetig und ununterbrochen, wie man wohl erwarten möchte. Trotz des scheinbaren Stillstandes oder Rückschrittes strebt die Kirche beständig vorwärts, und schreitet durch Niederlagen zu glänzenden Siegen vor. Während die Gegner des Papstthums, wie Allies richtig bemerkt, bei einzelnen isolirten Thatsachen verweilen und etwaige Fehler der Päpste und Mißbräuche, die sie geduldet, hervorheben,

verkennen sie ganz und gar die beständige Entwicklung und Vervollkommnung, welche in der Kirche vor sich geht. Die Parallele mit der Entwicklung des Königthums in Frankreich ist sehr zutreffend. Wie in Frankreich, so wird auch in der Kirche die Centralgewalt stetig gekräftigt (S. 27). Auf die Beweise für den Primat des Bischofs von Rom, auf die Anerkennung der Ansprüche der Päpste seitens der Patriarchen und Bischöfe kann hier nicht eingegangen werden. „Leugnet man, sagt Allies S. 101, daß Christus seine Kirche auf die Nachfolger Petri gebaut habe, behauptet man, daß dieselbe durch List und Tücke die Macht, die sie ausgeübt haben, an sich gerissen, dann ist das Betragen der Kirche, der Bischöfe, der Concilien unerklärlich. Man reißt die Mittelsäule, auf der das ganze Dach ruht, hinweg, man zerstört jede Vorstellung eines göttlichen Reiches“. Sehr ausführlich wird über das Concil von Nicäa und den vielumstrittenen sechsten Canon gehandelt.

Kaiser Konstantin waltet seines Amtes als Schutzvogt der Kirche mit großem Eifer, und enthält sich aller Einmischung in rein geistige Angelegenheiten. Eben weil er die Interessen der Kirche auf jede Weise zu fördern sucht, und weil die kaiserliche Macht in weltlichen Angelegenheiten fast unumschränkt ist, läßt sich die Kirche manche Eingriffe gefallen, die später als Mißbräuche der weltlichen Gewalt bekämpft wurden. Die Verlegung der Hauptstadt von Rom nach Konstantinopel war unter diesen Umständen eine Wohlthat für die Päpste, die so ihre Freiheit und Unabhängigkeit in geistigen Dingen besser bewahren konnten. Der Bischof von Konstantinopel als Bischof der Hauptstadt erlangt nach und nach große Vorrechte, wird aber zu abhängig vom Kaiser. Noch schlimmer gestaltet sich die Lage der Bischöfe Konstantinopels unter den Nachfolgern Konstantins, welche sich von Eusebius von Nicomedia leiten lassen und den Arianismus begünstigen. Trotz des besonderen Schutzes des Kaisers, obgleich manche Bischöfe Konstantinopels durch Gelehrsamkeit und Heiligkeit ausgezeichnet waren (z. B. Gregor von Nazianz, Johannes Chrysostomus), so erlangte dieser Bischofssitz doch nie den Einfluß des römischen. Mit dem Verfalle Roms wuchs das Ansehen des Bischofs von Rom;

es war somit nicht der Nimbus, der Altrom umgab, welcher das Ansehen der römischen Bischöfe erhöhte, sondern die Ueberzeugung, daß die Bischöfe Roms die Nachfolger Petri seien. Allies schenkt den Briefen der Päpste besondere Aufmerksamkeit und weist an der Hand derselben nach, daß alle Päpste dieselbe conservative und nichts weniger als aggressive Politik verfolgten und überall das Wohl der Christenheit im Auge hatten. Andere Bischofssitze hatten größere und begabtere Männer aufzuweisen als Rom (der erste, den großen Kirchenvätern Athanasius, Basilius ꝛc. ebenbürtige Papst ist Leo der Große); aber kein anderer Sitz hat die Lehre so rein bewahrt, die vorgezeichnete kirchliche Politik mit derselben Treue festgehalten, als Rom (VII, VIII), wie wohl allgemein zugegeben wird. Das Aufblühen der patristischen Literatur wird in Kapiteln IX und X geschildert, das letzte Kapitel ist Leo dem Großen gewidmet, dessen Verdienste um Kirche und Staat eingehend behandelt werden.

Mit Leo dem Großen beginnt die große Verschiebung der Nationen, die Verdrängung, richtiger Ueberwältigung der alten Culturvölker durch die Barbaren. Während alle Throne wanken, bleibt das Ansehen des heiligen Stuhles unerschüttert, ja nimmt beständig zu. „Rom, sagt ein neuerer Schriftsteller, gewann eben jetzt, seit das Römerthum in der Zerstreuung der germanischen Völker lebte, erst recht den Charakter der heiligen Stadt, und es bedeutete mehr als einst Jerusalem für die draußen im Reich." Nicht das Römerthum gab indeß dem Papstthum seine Kraft, sondern das Römerthum und seine Cultur wurden erhalten kraft ihrer engen Verbindung mit dem Oberhaupte der Kirche. Theodorich konnte trotz seiner hohen Begabung und mancher trefflichen Eigenschaften kein Reich gründen, weil er Arianer blieb; Chlodowech aber, der tief unter Theodorich steht, wenn wir nur auf den persönlichen Charakter Rücksicht nehmen, gründete ein großes katholisches Reich, das bestimmt war, der Träger der Cultur zu werden. Das war die große That Chlodowechs, daß er in der katholischen Kirche, in dem einträchtigen Zusammengehen mit deren Oberhaupte das Mittel zur Civilisirung der ihm untergebenen rohen Stämme erblickte und in der Freiheit der Kirche, in Ausübung ihrer geistlichen

Funktionen nicht eine Beschränkung seiner politischen Macht befürchtete, sondern ihre Dienste in Anspruch nahm. Er glaubte sich dadurch nichts zu vergeben.

Ganz anders dachten und handelten die oströmischen Kaiser und die arianischen Herrscher des weströmischen Länderkomplexes, welche den Einfluß der Päpste zu beschränken suchten. Die Folge dieser Feindseligkeiten war, daß die Kirche die ihr vom Staate aufgelegten Fesseln abwarf und sich selbständig entwickelte, daß die Kirche Roms unter den Trümmern mächtig emporwuchs und an die Stelle des Reiches trat.

Unter dem Kaiser Justin (518—27) wurde die Kirchengemeinschaft mit Rom wieder hergestellt, wurden die Monophysitenhäupter aus ihren Stühlen vertrieben. Justinian (527—65), der sich das hohe Ziel setzte, die von germanischen Stämmen besetzten Provinzen des alten Reiches wieder zu erobern, was nur möglich war in Gemeinschaft mit dem Papst, suchte anfangs das von seinem Oheim geschlossene Bündniß zu befestigen, ließ sich aber später von seiner Gattin Theodora, welche die Monophysiten begünstigte, zu Schritten verleiten, welche zur Zersprengung der kirchlichen Einheit führen mußten. Der Charakter und die kirchliche Politik Justinians werden von Allies eingehend behandelt (IV); die Beschreibung der Feldzüge der kaiserlichen Generäle Belisarius und Narses hätte indeß gekürzt werden können. Belisarius bewährte sich als tüchtiger Feldherr, sein Benehmen gegen die Kirche war jedoch sehr ungerecht und unklug.

Wie Justinian aus einem Schutzvogt der Kirche ein Bedrücker derselben wurde, wie die Verquickung der weltlichen mit der geistlichen Macht zu vielfachen Verwicklungen und zu Conflikten im Abendland führte, im Morgenland dagegen die Selbständigkeit der Kirche untergrub, darüber finden sich die Quellennachweise im vierten Kapitel. Unter den Päpsten Vigilius und Pelagius war die römische Kirche in Abhängigkeit vom Kaiser gerathen; unter Gregor dem Großen (590—604) errang der heilige Stuhl wiederum seine weltgebietende Stellung. Gregor steht auf der Schwelle der alten und neuen Zeit, er ist von der göttlichen Vorsehung hingestellt, alle die conservativen Elemente zu einigen und zum Kampfe gegen die feindlichen Mächte zu begeistern. Daß er die alten Primatsansprüche

sofort erneuerte und bei aller persönlichen Demuth und aller Achtung der Rechte der Metropoliten und Bischöfe das Band mit Rom enger zu knüpfen suchte, hat zuletzt doch darin seinen Grund, daß er davon überzeugt war, daß nur die enge Verbindung mit Rom gegen Angriffe barbarischer Nationen von außen und gegen die Verwüstungen der Häresie von innen schützen könne.

Nur wenige Päpste haben so viele und so schwere Aufgaben zur selben Zeit zu lösen unternommen, keiner hat sie glänzender gelöst, keinem gebührt in demselben Maße der Titel Erretter und Vater der ganzen Kirche. Gregor hat nicht blos Gegenmittel für alle geistigen Krankheiten gefunden, er hat auch durch seine weise Verwaltung des Grundbesitzes der Patrimonien sich die Mittel verschafft zur materiellen Unterstützung der schwer bedrängten Kirche. Rom war damals nicht einmal die Hauptstadt einer Provinz und doch wurde das geistige Rom als die Hauptstadt der Weltkirche anerkannt. „Nirgends, sagt Allies, finde ich einen so merkwürdigen Gegensatz und eine solche Verkettung der Ereignisse, wie hier. Zeitliche Verluste, weltliche Eifersucht, bischöfliche Uebergriffe, gewaltthätiger Parteigeist, Schisma und Häresie in den großen Patriarchaten des Ostens und dazu noch die Einfälle der Germanen in die schönsten Länder des Westreiches, die Gründung neuer Königreiche in Spanien, Gallien und Italien unter barbarischen Herrschern, welche damals noch Arianer waren und erst nachher Katholiken wurden" (S. 358). „Die beständige Eifersucht und Herrschsucht der Bischöfe Neuroms, die Bestärkung derselben in ihren herrschsüchtigen Plänen durch die Kaiser ist ein klarer Beweis der unnahbaren Würde und Macht des römischen Stuhles, welche die Kaiser so gern nach Neurom übertragen hätten, aber in Altrom belassen mußten. In dem Grade, als das Forum Trajans Stein um Stein zerbröckelt, bereiten sich die Könige des Westens vor, in hellen Haufen nach dem Schreine von Sankt Peter zu wallfahren. Nirgends sehen wir etwas Aehnliches" (S. 359).

Der siebente Band, mit dem der Verfasser sein großes Werk abschließt, umfaßt eine Periode von zwei Jahrhunderten, 604—800.

Den alten Feinden, welche in den früheren Jahr-

hunderten das Papstthum bekämpft haben, gesellt sich ein neuer bei, der Mohammedanismus, dem die griechischen Kaiser durch ihre Einmischung in geistliche Angelegenheiten und durch die Herabwürdigung der Bischöfe zu Staatsdienern den größten Vorschub geleistet haben. Die durch die Lostrennung von der kirchlichen Einheit geschwächte und durch die Abbröckelung der syrischen, armenischen und anderer Nationalkirchen gewaltig in ihrem Umfang reducirte griechische Kirche ist unfähig, dem Ansturm des Mohammedanismus erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen, und bewahrheitet den Satz, daß alles Zeitliche, Fehlbare im Sturme der Zeiten abstirbt und versteinert, daß dagegen das Göttliche, Unfehlbare sich immer wieder verjüngt und kräftigt; wie die Geschichte der christlichen Kirche zeigt. Gegenüber den Fortschritten des persischen Herrschers und bald darauf des Islams hätten die Kaiser mit den Päpsten Friede schließen, und das in ihrem Reiche erstarrende und ablebende Christenthum durch die Verbindung mit dem Oberhaupte neu beleben müssen. Nichts lag ihnen ferner als eine solche Verbindung, welche das Ansehen der Päpste noch erhöht haben würde. Die Kaiser fuhren fort, die Häresie der Monotheleten zu begünstigen und die Päpste zu verfolgen. Kaiser Heraklius, der 629 das heilige Kreuz nach Jerusalem zurückbrachte, trug kein Bedenken den Rathschlägen des Patriarchen von Konstantinopel, Sergius, Gehör zu geben und eine Glaubensformel zu veröffentlichen, der zufolge Christus alles mit einem gottmenschlichen Handeln gewirkt habe. Jeder Widerstand der Rechtgläubigen wurde mit großer Härte unterdrückt; die Vereinigung der Monophysiten mit der griechischen Kirche, die man gehofft hatte, wurde indeß nicht erreicht, denn die Provinzen, in denen die Monophysiten die Oberhand hatten, waren inzwischen die Beute der Araber geworden.

Die Verwicklungen mit den Päpsten, die Bemühungen, die Häretiker zu gewinnen, die reißenden Fortschritte des Mohammedanismus werden in den ersten drei Kapiteln geschildert, das vierte dagegen behandelt das Verhältniß des Christenthums zum Islam, im Anschluß an Döllinger „Muhammeds Religion nach ihrer inneren Entwicklung" und Weil „Islamitische Völker". Allies Urtheil über Muhammed ist sehr streng, er nennt ihn

einen Heuchler, einen Wollüstling, einen grausamen Menschen, einen erfolgreichen Räuber, einen Mann der seine geschlechtlichen Ausschweifungen durch Berufung auf die bestimmten Befehle Gottes rechtfertigte. Sprenger und August Müller sagen im Grunde dasselbe. „Die Grenze, sagt Müller, „Geschichte des Islam" I, 134, zwischen Selbstbetrug und wissentlicher Täuschung Anderer ist bekanntlich häufig sehr unbestimmt, so mag Muhammed sich selbst wirklich eingebildet haben, den Willen Gottes zu verkünden, als er die Reglements des Harems festsetzte. Uns ist eine so unwürdige Anschauung von dem Wesen des Höchsten fast widerwärtiger als bewußter Betrug, wenngleich wir nicht vergessen dürfen, daß Muhammeds Begriff von Haus aus kein sehr hoher und klarer sein konnte. Sehr unangenehm charakteristisch ist, daß Muhammed so häufig die Gelüste des Herzens mit den Bestimmungen seines Herrn verwechselte". „Muhammed wollte, sagt Sprenger I, 359, seine Stammgenossen um jeden Preis von dem Untergange, dem er sie entgegeneilen sah, retten, sei es auch durch Betrug; Widerstand gab seiner Ueberzeugung Kraft und stählte seine Energie. Doch dem größten Feinde aller Tugend konnte auch sie am Ende nicht widerstehen. Als er in Medina zur Macht gelangt war, verflüchtigte sie sich und er wurde zum wollüstigen Theokraten und blutdürstigen Tyrannen." Allies kommt (S. 189—93) ungefähr zu demselben Schluß und hebt den Gegensatz zwischen Christus und Muhammed hervor. Daß dem Christenthum, wie es in den von der Arabern eroberten Provinzen bestand, der Islam die sittlich und religiös überlegene Macht dargestellt habe, wird von Allies durch sehr triftige Gründe widerlegt. Muhammed hat der von ihm gestifteten Religion den eigenen Charakter aufgeprägt: Grausamkeit, Wollust, Verachtung und rücksichtslose Aussaugung der Besiegten sind die Laster, die den Bekennern des Islam ankleben.

Der Islam hat trotz seiner Beförderung von Cultur und Wissenschaft fast nur schädlich auf die christlichen Nationen eingewirkt. Die Päpste laufen Gefahr, zwischen dem griechischen Exarchat und dem longobardischen Reiche eingekeilt zu werden, und erwehren sich nur mit Mühe ihrer Dränger. Trotz aller Leiden und Verfolgungen bleiben sie ihres hohen Berufes eingedenk und vertheidigen die Freiheit und Unabhängigkeit der

Kirche. Ihr Starkmuth wird belohnt, denn in Pippin und später in Karl dem Großen entsteht ihnen ein Retter. Der Verfasser ist auf manche von protestantischen Forschern angeregte Fragen über die Stellung Karls des Großen zum Papst nicht näher eingegangen und zwar mit Recht, denn wenn auch Karl von den Päpsten manche Rechte und Funktionen überlassen wurden, welche weder seine Vorgänger noch seine Nachfolger ausgeübt haben, so hat das vorwiegend seinen Grund in der engen Verbindung von Staat und Kirche, in der Freundschaft, welche Kaiser und Päpste verband. Eine überwältigende Persönlichkeit wie Karl, der besser und schneller als jeder andere erkannte, was noththat, konnte sich nicht so streng auf seine eigene Machtsphäre beschränken, sondern griff vielfach ein, ohne die Zustimmung des anderen Theiles abzuwarten. Allies ist jedenfalls im Rechte, wenn er den Gegensatz zwischen Karl dem Großen und Konstantin dem Großen hervorhebt und in dem römischen Kaiserthum deutscher Nation das Gegenstück des Chalifates erblickt.

Aus unserer freilich sehr unvollkommenen Skizze erhellt, daß die dreißig Jahre, welche Allies der Ausarbeitung des vorliegenden Werkes gewidmet, wohlangewandt sind. Man kann es nur beklagen, daß infolge ungünstiger Umstände es dem Verfasser nicht gegönnt war, Kirchengeschichte an einem der größeren Seminare Englands vorzutragen; in diesem Falle hätte er eine Schule gründen und strebsame katholische Studenten für das Geschichtsstudium begeistern können. Nur die erste Vorlesung wurde wirklich in Dublin gehalten, als Newman der erste Rektor der katholischen Universität in Dublin war. Hätte man Newman und den von ihm berufenen Gelehrten freien Spielraum gewährt, dann würde sich Dublin als würdige Schwester der katholischen Universität Löwen erwiesen haben; dann würden aber auch die höheren Studien mehr blühen, als gegenwärtig der Fall ist.

Hoffentlich ist es mir durch diese Skizze gelungen, auf ein Werk aufmerksam zu machen, dem ich so viel Anregung und so reiche Belehrung verdanke. Ein letzter Band — die Geschichte des Mönchthums — soll bald folgen, wir sehen demselben mit Spannung entgegen. Das ganze Werk ist trotz seines großen Umfanges und seiner trefflichen Ausstattung nicht theuer: der erste Band kostet 5, jeder andere 10 Schillinge.

A. Zimmermann S. J.

---

## LVIII.

## Die Ueberwindung der Socialdemokratie durch das „Volk".

Erinnerungen und Ausblicke.

Der Königsberger Aufruf des deutschen Kaisers an das Volk zum Schutz von Religion, Sitte und Ordnung ist längst verstummt im Gezänke der Parteien und unter dem Wirrwarr der Ministerwechsel. Jede Partei — mit Ausnahme der Socialdemokratie — begrüßte ihn, aber jede verstand ihn anders, und jede pries andere Mittel als einzige Panacee gegen die Uebel unserer Zeit und gegen die Umsturzbestrebungen der Socialisten an. Es war wie 1878, als die nationalliberale Presse von Berlin prahlerisch von dem „Löwenantheile der Bourgeoisie" in der Bekämpfung der Socialdemokratie schrieb und Wunderdinge in Aussicht stellte. Bei Lichte besehen bestand aber die Leistung der Bourgeoisie in einigen Thee- und Caffehallen, die gewiß nützlich sein mögen, die aber doch den „Löwenantheil" recht ärmlich und bescheiden repräsentirten. So ist auch das Strohfeuer, welches der Königsberger Appell entzündet, rasch verlöscht, die Begeisterung ist verraucht und das Phlegma ist geblieben. Aber die Regierung rüstete sich zu einem gewaltigen Schlage gegen die Umstürzler. Graf Caprivi mußte weichen, Graf Eulenburg, dem man gefährliche Gewaltmaßregeln zutraute, trat zurück, auf gelegenere Zeiten hoffend, und unter dem Schutze des neuen Reichskanzlers Fürsten Chlodwig

Hohenlohe arbeitete der neue preußische Minister des Innern von Köller eine Umsturzvorlage aus, deren Schicksal die politische Welt Deutschlands monatelang beschäftigte. Sie wollte den Umsturz von unten bekämpfen, ließ aber den Umsturz von oben weiter gewähren; die Feinde des Thrones und Altars in der Blouse sollten mit scharfer Waffe getroffen werden, die im Frack aber blieben hoffähig. Das Centrum versuchte gleiches Recht für Frack und Blouse zu schaffen; darob allgemeine Entrüstung, national-liberale und freisinnige Massenbewegung — und endlich ein klägliches Fiasko des ganzen Planes der Regierung. Das Debut des Socialistentödters an der Spitze des preußischen Ministeriums des Innern war gänzlich verunglückt. Die Socialdemokraten höhnten, den „Liberalen" schwoll der Kamm ob des Erfolges der Massenpetitionen, die sog. „gebildete" Welt freute sich, ungestört von Polizei und Censur den literarischen und künstlerischen Caviar weiter genießen zu können, die aber, welche ernstlich bestrebt waren, ein brauchbares und gerechtes Gesetz zu Stande zu bringen, nahmen sich vor, sich niemals mehr für eine Regierung, die in halben Maßregeln und in schwächlicher Inconsequenz hin und her schwankte, zu engagiren. Vielleicht hätte das Centrum besser gethan, sich schlechtweg dem Umsturzentwurfe gegenüber ablehnend zu verhalten; es hätte sich viele Angriffe und manches Mißverständniß erspart; indessen hat doch die Diskussion das Facit ergeben, daß die sog. „liberale" und „gebildete" Welt für sich das Privilegium öffentlicher religions- und autoritätswidriger Gebarung in Anspruch nimmt, während der Masse diese moderne Freiheit versagt werden soll.

Die Regierung beruhigte sich, Herr von Köller blieb trotz seines verunglückten Debuts im Amte, man hoffte durch „schneidige" Ausführung der bestehenden Gesetze dem Umsturz „von unten" beizukommen, den „von oben" aber ließ man weiter arbeiten — höchstens, daß man hie und

da die Aufführung der Hauptmann'schen „Weber" — eines Stückes, das um vieles besser als die meisten französischen Ehebruchs- und Demimonde-Dramen ist — verbot.

Inzwischen kam die Zeit der politischen Feste. Allenthalben herrschte Jubel und Begeisterung im Andenken an die Tage von 1870; selbst die Katholiken stellten für diese Tage die trübe Erinnerung an die Verfolgung der Kirche und an die Unterdrückung ihrer Rechte zurück und gedachten in patriotischer Freude der Waffenthaten der vereinten deutschen Heere. Ein schriller Mißton aber störte die Festesfreude; er kam aus dem socialdemokratischen Lager, dessen Führer nicht zulassen wollten, daß die „Enterbten" und „Verfolgten" an der allgemeinen Freude theilnähmen. Entrüstet rügte der Kaiser selbst bei der Grundsteinlegung zum Kaiser Wilhelm-Denkmal diese Haltung und bezeichnete die Socialdemokratie als eine „Rotte" vaterlandsfeindlicher Menschen. Wiederum warf die Presse sich auf diese kaiserliche Strafrede und erörterte wochenlang die Frage, ob der Kaiser damit die Anregung zu einer neuen Umsturzvorlage habe geben wollen. Indessen wurde dies offiziell in Abrede gestellt; man werde die bestehenden Gesetze „schneidig" ausführen. Wie man das versteht, zeigt sich in der vorläufigen Inhaftnahme socialdemokratischer Preßsünder, auch wenn kein Fluchtverdacht vorliegt, und in übereifriger Verfolgung angeblicher Preßdelikte.

Einige Wochen nach der Rüge des Kaisers tagte die Socialdemokratie in Breslau und hielt Heerschau über ihre Mannen und gab Rechenschaft über ihre Erfolge. Auf dem Gebiete der Presse und des Vereinswesens sowie der Agitation in den Städten und in den industriellen Bezirken verzeichnet der Bericht stetige Fortschritte, wenn auch hie und da ein Preßorgan eingehen mußte; aber die Agitation auf dem Lande blieb erfolglos, und die Discussion über das Agrarprogramm enthüllte schroffe Gegensätze unter den Führern. Diese Gegensätze, die im Grunde die alte Frage

betreffen, ob die Socialdemokratie eine Besserung der Lage der arbeitenden Klassen — ob Industrie- oder Landarbeiter, Bauer oder Handwerker — unter der heutigen Gesellschaftsordnung anstreben dürfe, werden noch weitere Folgen zeigen und namentlich die Agitation auf dem Lande lähmen. Es ist aber thöricht, diesen Gegensätzen die Bedeutung eines Anzeichens vom Verfall der socialdemokratischen Partei zu geben; so tief und so schroff sind sie nicht; das „Klassenbewußtsein", welches die Partei sorgsam und geschickt pflegt, ist zu lebendig, der Haß gegen die „reaktionäre Masse" zu stark, als daß solche Differenzen der Partei gefährlich werden könnten. Zudem helfen Polizei und Gerichte durch Auflösung von Versammlungen, durch vorläufige Verhaftungen und andere Maßregeln das Klassenbewußtsein der Massen stärken und beleben.

Vor wenigen Tagen wurde der Fabrikant Schwartz in Mülhausen von einem seiner entlassenen Arbeiter ermordet. Der Mörder hat sich selbst entleibt; die Socialdemokraten lehnen jede Verbindung mit dem Mörder ab, der keinem ihrer Vereine angehört. Der Kaiser aber condolirte der Wittwe des Ermordeten mit dem Hinzufügen, daß dies wiederum „ein Opfer der von den Socialisten angefachten Revolutionsbewegung" sei und mit dem Schlusse: „Wenn unser Volk sich doch ermannte!"

Aber was soll das „Volk" thun, wenn es sich „ermannt"? Soll es sich erheben und, wie der muthige Lasker s. Z. drohte, „mit Knütteln" auf die Socialdemokraten einhauen? Das ist doch ganz ausgeschlossen. Oder soll es sich zusammenschaaren und bei den Wahlen die Socialdemokraten bezwingen? Das ist unmöglich; denn das „Volk" ist nicht zahlreich genug, um das Volk „mit der schwieligen Faust" durch die Urne zu besiegen. Oder soll das „Volk" den Reichstag zwingen, neue Ausnahmegesetze gegen die Socialdemokraten zu beschließen? Das wünschen und rathen zudringlich unter Berufung auf die neue kaiserliche Mahnung

allerdings verschiedene „schneidige“ Blätter, und der Alte von Friedrichsruhe bemerkt in seinen „Hamburger Nachrichten“ sarkastisch, daß das „Volk“ diesem kaiserlichen Nothruf gegen die Revolutionäre gern und energisch entsprechen würde, „daß aber die Initiative von den verbündeten Regierungen auszugehen habe. Ein weiterer Verzicht derselben auf nachdrückliche Abwehrmaßregeln würde immer weniger verständlich werden. Es fehle weiter nichts, wie die faktische Initiative der Staatsregierung.“ Darnach liefe denn der kaiserliche Ruf zur Ermannung des Volkes auf nichts weiter hinaus, als auf die Retablirung des Socialistengesetzes, vielleicht noch mit einigen Verschärfungen. Um die Regierungen zu einer solchen Vorlage zu bestimmen, bedürfte es aber wahrlich nicht dieser außergewöhnlichen Form; der König von Preußen brauchte nur sein Ministerium mit der Ausarbeitung einer Vorlage und der Stellung des nothwendigen Antrags beim Bundesrathe zu beauftragen. Daß die Vorlage eines neuen Socialistengesetzes keinen Erfolg beim Reichstag haben könne, unterliegt keinem Zweifel. Das deutsche Volk will nicht 1½ Millionen Bürger in Belagerungszustand versetzen und hat begriffen, daß mit Verfolgungen, seien sie auch mit gesetzlichen Formen verbrämt, politische Parteien und sociale Ideen nicht vergewaltigt und vernichtet werden können. Hat denn das Socialistengesetz vom Jahre 1878 die Socialdemokratie geschädigt? Der erste Schrecken hat die 1878 in einer Stärke von 437,158 aufmarschirenden socialdemokratischen Wähler bei den Wahlen von 1881 auf 311,961 reducirt; aber fortan steigt die Zahl trotz des Verbotes der öffentlichen Agitation, trotz der massenhaften Ausweisungen großer und kleiner Führer, trotz der Vernichtung der Presse und der öffentlichen Organisation von Wahltag zu Wahltag: 1884: 549,990; 1887: 763,128; 1890: 1,427,200; 1893: 1,786,238. Sind diese Zahlen verlockend für eine Wiederholung des Socialistengesetzes? Wahrlich nicht! Und welche Summe von Haß gegen die „reaktionäre Masse“

hat die Ausführung jenes Gesetzes erzeugt, und wie stark und mächtig ist das „Klassenbewußtsein" des Arbeiterstandes geworden! Man darf sagen, daß die Fehler der Gesetzgebung, der Verwaltung und der Gesellschaft mehr zum Wachsthum der Socialdemokratie beigetragen haben, als die Agitation der zielbewußten Führer. Es wäre nach dem Fiasko des Gesetzes von 1878 völlig unverständlich, wenn sich eine Majorität für ein wie immer geartetes Ausnahmegesetz fände, und man müßte an der politischen Befähigung der deutschen Staatsmänner und der deutschen Volksvertretung zweifeln, wenn sie das, was die allgemeine öffentliche Meinung, der auch Kaiser Wilhelm II. thatsächlich Ausdruck gab, als unnütz, erbitternd und gefährlich verwarf, in einer neuen Auflage zurückführen wollten.

Der kaiserliche Aufruf kann darum nicht im Sinne derer aufgefaßt werden, welche gewaltige Volksströmungen mit dem Strafgesetzbuch und dem Polizeistock aufhalten und ableiten wollen. Nicht im Sinne einer Machtprobe des „Volkes" gegen die Socialdemokratie, sondern im Sinne der moralischen Besiegung derselben durch das „Volk" ist das kaiserliche Wort zu verstehen. Für diesen Sieg müssen Gesetzgebung, Verwaltung und „Volk", d. i. die nicht socialdemokratischen, die besitzenden Klassen, die „vornehme" Welt und der Mittelstand, mit aller Kraft arbeiten.

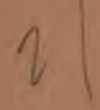
Seit der kaiserlichen Botschaft, welche die positiven staatlichen Maßnahmen zur Bekämpfung der Socialdemokratie ankündigte, hat die Gesetzgebung Vieles geleistet. Die Kranken- und Unfallversicherung funktioniren gut, die Invaliden- und Altersversicherung leidet zwar an der Schwerfälligkeit und Kostspieligkeit des Betriebes, wird aber unter der Voraussetzung von Reformen segensreich wirken. Die Fabrikinspektionen bedeuten einen guten Ansatz; wenn man sie nicht büreaukratisch verkümmern läßt, kann die weitere Entwicklung dieser Institution Instanzen schaffen, die wesentlich zum socialen Frieden mitwirken können und mitwirken werden.

Heute haben die Fabrikinspektoren diese Bedeutung noch lange nicht und können auch noch nicht mit ihren österreichischen Collegen concurriren. Immerhin aber ist durch dieselben viel Gutes für den Arbeiterschutz, namentlich Frauen- und Kinderschutz, die Sicherung der Arbeiter gegen Unfälle und moralische Gefahren geleistet worden. In der letzten Zeit gelangten die staatlichen Maßnahmen zum Schutze der Sonntagsruhe zur Ausführung, sowie das Gesetz über die Gewerbegerichte. Das sind Bestrebungen, die immerhin Anerkennung verdienen. Freilich ists noch lange nicht genug; es harren der Gesetzgebung noch die schwierigen Fragen der Schaffung von Arbeiter-Vertretungen, von Arbeiter-Berufsgenossenschaften, deren Aufgaben wesentlich friedlicher Natur sein sollen, endlich eine Versicherung gegen Arbeitslosigkeit. In der Versicherungsgesetzgebung gebührt der Regierung der Ruhm der Initiative, im Arbeiterschutz dem Reichstag und besonders dem Centrum, das sich zumeist der Unterstützung der Conservativen erfreute. Der treffliche Reichstagsabgeordnete Hitze betrachtet die Verwirklichung des Arbeiterschutzes nach der physischen und moralischen Seite als die Aufgabe seines parlamentarischen Wirkens. So lange Fürst Bismarck die Klinke der Gesetzgebung in seiner Hand hielt, waren die Bemühungen des Centrums vergeblich: Fürst Bismarck hielt die staatliche Aktion zu Gunsten der arbeitenden Klassen mit der Versicherungsgesetzgebung für abgeschlossen. Nach seinem Sturze rückte man — wenn auch langsam — vorwärts; ohne stetes Drängen wird aber der Marsch auch in Zukunft nicht vorwärts gehen. Denn in den Regierungen klebt noch viel manchesterlicher Sauerteig, und auch im Reichstag sitzen starke Gruppen, welche meinen, daß für die Arbeiter nun genug geschehen sei.

Eine bedeutsame Aufgabe fällt bei der moralischen Eroberung des Arbeiterstandes dem Beamtenthum zu. Der Beamte vertritt in jedweder Stellung die staatliche Autorität; er ist das Werkzeug, dessen sich der Staat in

Rechtssprechung und in der Verwaltung bedient; sein amtliches Auftreten macht die staatliche Autorität achtunggebietend und ehrwürdig oder compromittirt sie; sein Verhalten bei der Ausübung seines Amtes kann der Autorität, die er vertritt, Freunde verschaffen und grimmige Feinde erwecken. Denn der schlichte, einfache Mann beachtet die Unterscheidung zwischen dem Amtsträger und dem Amte nicht und macht die staatliche Autorität verantwortlich für ihren ungeschickten oder ungeschliffenen Vertreter. Wie verkehrt nun die Beamtenschaft mit den sog unteren Volksklassen, mit Arbeitern, Dienstboten u. s. w.? Man beachte einfache Vorgänge auf der Straße. Bei geringen Contraventionen wird der im ärmlichen Arbeitskleide einhergehende Mann von dem Polizeibeamten zumeist im denkbar gröbsten Tone angeherrscht und zurechtgewiesen, mit Worten, die der Beamte gegen keinen Passanten aus den sog. bessern Ständen wagen würde. Soll man sich dann wundern, wenn grobe Widerrede erfolgt, und der unbedeutende Vorfall mit der Verurtheilung des armen Mannes wegen Beamtenbeleidigung schließt? Gewinnt dadurch die staatliche Autorität? — Man gebe am Postschalter und auf den Bahnhöfen Acht und man wird finden, daß — Ausnahmen zugestanden — die Beamten mit dem äußerlich als ärmlich erscheinenden Manne oft unhöflich, barsch, ja grob umgehen, wiewohl es ihre Pflicht ist, Alle gleichmäßig zuvorkommend und höflich zu behandeln. Ich bin weit entfernt, zu fordern, daß die Beamten jeden Arbeiter mit „Ew Gnaden" anreden sollen, aber jeder, auch der ärmlichste Arbeiter hat das Recht zu verlangen, daß der Beamte ihn anständig und freundlich behandle. Man glaube nicht, daß das gleichgültig sei, und daß der „gemeine Mann" sich aus einer Grobheit wenig mache; nein, heute fühlt Jeder die uniformirte Grobheit stärker und erkennt darin eine Geringschätzung nicht bloß der eigenen Person, sondern auch des Standes, dem er angehört. Die gröbsten Sünder darin sind die Polizeibeamten; mag man diesen auch oft

milderude Umstände zubilligen können, es bleibt ein beklagenswerther Mißstand, den die Behörden mit aller Energie abzustellen suchen müßten. Der Beamte — es trifft das auch höhere — mag „schneidig" sein, wann er will, nur nicht in der Berührung mit dem friedlichen Manne, zu dessen Schutze und Hilfe er bestellt ist.



Der „Löwenantheil" bei der moralischen Eroberung des vierten Standes fällt aber der gesammten nichtsocialdemokratischen Gesellschaft zu, an erster Stelle den Arbeitgebern. Es bedarf keiner längeren Ausführung, wie der Arbeitgeber seinen mächtigen Einfluß auf die Arbeiterwelt ausüben soll. Gerechte, christliche Behandlung, gerechter Lohn, Sitte und Ordnung im Betriebe, freundliche Hilfe im Unglück, Theilnahme an den Familiengeschicken, Veranstaltungen für jugendliche Arbeiter und für Arbeiterinen, das sind die Mittel, durch welche der Arbeitgeber den Arbeiter moralisch gewinnen kann. Der crasse Egoismus erkältet und stößt zurück, Interesse und Liebe wärmen und ziehen an. Wer sich über diese Fragen informiren will, der durchblättere die Bände des von Hitze herausgegebenen trefflichen „Arbeiterwohl." Freilich ist es bei der concentrirten Industrie mit ihren tausenden, oft zerstreut wohnenden Arbeitern schwer, die Fürsorge zu individualisiren und die Ausführung der christlichen Grundsätze zu überwachen; aber das Beispiel des Arbeitgebers wirkt auch auf alle Untergebenen und flößt diesen den Geist der Gerechtigkeit und der Liebe ein. Man muß anerkennen, daß seitens vieler Arbeitgeber in den letzten Decennien große Opfer zum Besten der Arbeiter — abgesehen von den gesetzlichen Verpflichtungen — gebracht worden sind, aber bei einer großen Zahl herrscht keine Neigung, weiter zu gehen, als das Gesetz verlangt; viele mögen auch finanziell behindert sein, darüber hinaus Opfer zu bringen. Berlin steht in diesem Punkte weit zurück. „In Berlin gibt es etwa 500 Arbeitgeber, die Fabrikarbeiterinen beschäftigen, und doch existirte

in ganz Berlin bis vor kurzer Zeit keine einzige Wohlfahrts-einrichtung für diese Mädchen. Ein (protest.) Geistlicher, der den Plan gefaßt hatte, anständige und billige Wohnungen für alleinstehende Fabrikarbeiterinen zu beschaffen, wandte sich brieflich an alle 500 Arbeitgeber und bat sie um Unterstützung mit Rath und That. Auf seine 500 Schreiben erhielt er — zwei Antworten, die eine ein grober Schmähbrief, die andere wohlwollend." [1]) Bei solcher Lieb- und Interesselosigkeit darf es nicht verwundern, wenn das arbeitende Berlin gänzlich der Socialdemokratie anheimfällt.

Zur christlichen Behandlung der Arbeiter gehört die Achtung vor dessen persönlicher Ueberzeugung. Der Arbeiter stellt seine Arbeitskraft in den Dienst der Arbeitgeber; seine persönliche, religiöse und politische Ueberzeugung aber will er als ein unveräußerliches Eigenthum nicht preisgeben. Nichts hat darum schlimmere Erbitterung erweckt, als die Wahltyrannei vieler Arbeitgeber, selbst solcher, die für die Wohlfahrt ihrer Arbeiter Außerordentliches leisten. Man erinnere sich an die Culturkampfzeiten: welche sittliche Energie und welchen Opfermuth erforderte es, wenn katholische Arbeiter ihren inneren Ueberzeugungen gemäß ihre Stimmen abgeben wollten! Wie schmachvoll wurden sie behandelt, verhöhnt, zurückgesetzt, ja entlassen! Mag der Arbeitgeber seine Werkstätten der Agitation verschließen; dazu ist er berechtigt; aber nimmer darf er dulden, daß seine Arbeiter direkt oder indirekt zu einer ihren Ueberzeugungen widersprechenden Wahl gezwungen werden.

Zur Mitarbeit an der Wiedergewinnung der Arbeiter sind aber alle andern Klassen und Stände berufen. In den heutigen Kämpfen darf es keine müssigen Zuschauer im Lager



1) Weber, Geschichte der sittlich-religiösen und socialen Entwicklung Deutschlands in den letzten 35 Jahren. Zusammenhängende Einzelbilder von verschiedenen Verfassern. Gütersloh 1895. „Die Welt der Vornehmen" (von Christian Rogge). S. 250.

der Freunde der christlichen Gesellschaftsordnung geben. Leider ist diese Ueberzeugung nur wenig verbreitet. Aber das Interesse an den socialpolitischen Vorgängen nimmt zu. Dazu tragen die seit einigen Jahren von Hitze veranstalteten socialen Curse, die auch auf protestantischer Seite nachgeahmt werden, der (protestantische) christlich-sociale Congreß, die zahlreichen katholischen und protestantischen Arbeitervereine, vor Allem der katholische Volksverein für Deutschland wesentlich bei. Der katholische Klerus hält die Beschäftigung mit socialen Angelegenheiten für seine Berufspflicht und ist dazu von den Bischöfen, insbesondere von dem Herrn Cardinal und Fürstbischof Georg Kopp wiederholt ermahnt worden. Auf dieser Seite wird theoretisch und praktisch tüchtig gearbeitet. Aber wie steht es in der sog. vornehmen Welt?

Von der protestantischen vornehmen Gesellschaft entwirft der Divisionsprediger Rogge (Köln) in der oben genannten Weber'schen Publikation[1]) ein trübes Bild. „Gerade in den Kreisen der ‚Gesellschaft', in denen die irdischen Schätze am allermeisten zusammengehäuft sind, ist das allgemeine geistige Niveau oft sehr niedrig . . . Es ist in Deutschland, vielleicht in der ganzen Welt, den besitzenden Klassen noch lange nicht zum Bewußtsein gekommen, daß Besitz, daß Reichthum Pflichten auferlegen . . . Und doch ist es gewiß, daß die Erörterung der socialen Fragen viel an Schärfe verlieren würde, wenn gerade die Reichen ihren Besitz meist nicht nur als ein Genuß- und Herrschmittel angesehen, sondern nach dem Grundsatz ‚Reichthum verpflichtet' gehandelt hätten. Bis jetzt ist diese Anschauung nur in sehr wenig Persönlichkeiten durchgedrungen." „Leider haben nur sehr wenige Männer in unserem Vaterland den weiten Blick eines Werner von Siemens (Lebenserinnerungen 2. Aufl. S. 274), der klar und ruhig anerkennt: „Nicht im

1) S. 249 ff.

Besitze — welcher Art er auch sei — ruhen heute und künftig die staatserhaltenden Kräfte, sondern in dem Geiste, der ihn beseelt und befruchtet" . . . „Unsere oberen Klassen haben selbst manchmal das Gefühl, daß sie zusammenhalten müssen, weil sie auf einem Vulkan stehen, aber die Furcht allein kann niemals ein geistiges Band abgeben. So finden alle Aufforderungen zum Kampfe für Religion, Sitte und Ordnung nur ein schwaches Echo Warum? Weil in den Kreisen derer, die Religion, Sitte und Ordnung schützen sollen, ein Jeder darunter etwas Anderes versteht."

Eine solche Gesellschaft, die in sich corrumpirt ist durch Genußsucht und Geldgier, confus und zerfahren in religiösen Auffassungen, eine Gesellschaft, in welcher die Philosophie Fr. Nietzsche's zahllose Anhänger finden konnte, ist nicht gewaffnet, um im Kampfe gegen die socialistischen Verwirrungen obzusiegen. Mit den aus dieser „Gesellschaft" geholten Grundsätzen und Schlagworten werden die socialistischen Kämpfer jeden Angriff leicht zurückweisen. Diese „Gesellschaft" wird sich erst „ermannen" können, wenn sie wieder christlich geworden ist. „Das deutsche Volk kann" — schreibt die ‚Kreuzzeitung' vom 15. Oktober in Erläuterung des kaiserlichen Wortes — „die Socialdemokratie nur dann überwinden, wenn es innerlich sich aufrafft . . . Innere Einkehr fordert Se. Majestät vom Volk, von uns Allen, dann wird es uns mit Gottes Hilfe gelingen, das Böse in und um uns zu besiegen." So wahr das ist, so vergeblich ist nach den heute noch in der „Gesellschaft" herrschenden Anschauungen jede Hoffnung. Allerdings ist, wie Rogge mit Befriedigung feststellen zu dürfen glaubt,[1]) unter dem Eindruck der socialistischen Agitation der Thermometer der Kirchlichkeit in der vornehmen Welt etwas über den Gefrierpunkt gestiegen, ob damit aber eine Veränderung der

1) A. a. O. S. 268.

Herzensstellung zum Christenthum gegeben ist, bleibt noch zu erwarten. Die Literatur, die Theater, die geistigen und materiellen Genüsse, in welchen die vornehme Welt ihr Vergnügen sucht, haben sich nicht geändert; man ist nicht ernster geworden und zeigt nicht, daß man die Aufgaben und Pflichten des Reichthums und der vornehmen Stellung tiefer erfaßt hat. Was bedeuten die armseligen Brocken, die von den Tischen der Reichen zu Gunsten der Armen und der wohlthätigen Veranstaltungen fallen, wenn die Kluft zwischen Reich und Arm, Vornehm und Niedrig sich immer mehr erweitert, und wenn man in vornehmen Kreisen nach heidnischem Vorbild die persönliche Berührung mit den Armen und Niedrigen meidet? Die Besuche der Bazars für die Armen ersetzen die Erfüllung der Pflichten nicht, welche Reichthum und eine hohe Stellung auferlegen. Man tanzt für die Armen, amüsirt sich für die Armen, brillirt und kokettirt für die Armen — und glaubt seiner Pflichten ledig zu sein.

Mag der protestantische Sittenschilderer seine Urtheile bei seinen Glaubensgenossen vertreten; in den katholischen wohlhabenden und vornehmen Kreisen Deutschlands herrscht unzweifelhaft eine ernstere Lebensauffassung. Der gläubige Katholik erfreut sich seiner klaren Dogmatik und Moral; in seiner Kirche besitzt er eine unbedingt zuverlässige, irrthumsfreie Autorität; seine Pflichten, auch seine socialen Pflichten, werden ihm mit unzweideutiger Klarheit verkündet, heute zumal, nachdem Papst Leo XIII. in seinen herrlichen Encykliken den gesammten Pflichtenkreis des Christen und Staatsbürgers dargelegt hat. Wohl haben die aus dem andern Lager stammende Zweifelsucht und das moderne Leben und Treiben viele Augen verblendet und viele Herzen bethört, aber man darf doch behaupten, daß überall in Deutschland, wo die Katholiken die Mehrheit bilden, auch in den höheren Kreisen ernster religiöser Sinn, kirchliches Leben und rege Theilnahme an den socialen Bestrebungen herrscht. Die

katholischen Veranstaltungen zu Gunsten der Armen, zur Hebung des Arbeiterstandes, zur Belehrung über sociale Angelegenheiten erfreuen sich fast durchweg auch der Theilnahme aus den gebildeten und höheren katholischen Gesellschaftskreisen, und es gelingt hoffentlich der weiteren Belehrung, auch jene, welche noch müßig und theilnahmslos abseits stehen, in die Bewegung hineinzuziehen.

Die älteren Generationen finden sich freilich nur schwer in diese neue Bewegung, ähnlich wie die ältere Generation von Arbeitgebern nur ungern auf die socialpolitische Gesetzgebung einging. Es sind neue Ideen, neue Wege und Ziele; die Jugend begreift sie, weil sie kaum etwas Andres gehört, und weil die der christlichen Socialpolitik zu Grunde liegenden Ideen die jugendlichen Gemüther mit Gewalt gewinnen und fortreißen. Aber die älteren Generationen müssen durch Belehrung gewonnen werden. Das ist die Aufgabe der Presse und der Vereine. In immer weitere Kreise muß die Ueberzeugung von den Pflichten des Einzelnen gegen die Gesammtheit und insbesondere gegen unsere moralisch oder physisch nothleidenden Brüder dringen: immer größer muß die Schaar edeldenkender Menschen werden, die mit Herz und Hand, in Wort und That bereit sind, die Noth zu lindern, in welcher Gestalt sie immer auftritt. Je mehr aber die gebildete Welt sich mit den socialen Problemen beschäftigt, je klarer sie die Unhaltbarkeit mancher heute bestehender Formen und Verhältnisse anerkennt, je tiefer sie den berechtigten Kern in der großen Bewegung erfaßt, desto leichter wird sie mit ihren Argumenten Eingang in die Kreise der irregeleiteten Mitbürger finden.

Oder darf man diese Hoffnung nicht mehr hegen? Ist denn die Kluft zwischen den streitenden Parteien schon zu groß? Kann man sich nicht mehr verstehen und verständigen? Manche glauben es und erwarten die Umkehr erst nach einer schweren Katastrophe, die unendlich große Opfer kosten würde. Ich vermag diesen Pessimismus nicht zu theilen,

sondern lebe der Hoffnung, daß eine Verständigung gefunden werden wird, wenn alle jene Kreise, die mit Reichthum, Bildung und Einfluß bedacht sind, an der Versöhnung mitarbeiten. Zeigt die „Gesellschaft' den sog. unteren Volksklassen lebendiges und thatkräftiges Interesse und warmherzige Liebe, gibt sie diesen Klassen das Beispiel christlichen Lebens und ernster Pflichterfüllung, lernt der Arbeitgeber mit mäßigem Gewinne sich zu begnügen, um dem Arbeiter den auskömmlichen Lohn geben zu können, findet endlich der Arme in Tagen der Noth eine freundliche Hilfe und eine sichere Zuflucht, so wird aus den socialen Kämpfen zunächst jener widerliche Neid und jener teuflische Haß verbannt sein, den wir täglich beklagen müssen. Dann werden sich die Fragen über Aenderungen in dem heutigen Wirthschaftssystem ruhiger und friedlicher erörtern und glücklicher lösen lassen.

Aber bis dahin ist noch ein weiter Weg. Ob dieses schöne Ziel erreicht werden wird, wer könnte das vorhersagen? Jedenfalls ist es Pflicht, es zu erstreben, Pflicht, daß Alle sich „ermannen", um in christlicher Gesinnung und Selbstverleugnung an der Versöhnung der socialen Gegensätze mitzuarbeiten. Versöhnung aber wird nicht erreicht durch „Blut und Eisen", sondern durch christliche Liebe und christliches Opfer.

Gmunden. Dr. Franz.

## LIX.

## Die erste Ausstellung der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst".

Gelegentlich der beiden letzten Generalversammlungen der deutschen Katholiken zu Würzburg und Köln waren, trotz der dahinzielenden Erklärungen und Wünsche der Katholikenversammlung zu Mainz, gegen Erwarten der Künstler und sehr vieler Kunstfreunde keine Kunstausstellungen veranstaltet worden. Die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst, deren Gründung von München ausging und deren Mittelpunkt, wenigstens vorläufig noch, eben dortselbst ist, glaubte nun die Gelegenheit des zu erwartenden zahlreichen Besuches der kommenden Münchener Katholikenversammlung nicht vorübergehen lassen zu dürfen, ohne eine solche Ausstellung christlicher Kunstwerke, wie sie auch früher mit den Katholikentagen in größeren Städten gewöhnlich in Verbindung gebracht wurden, auf eigene Kosten und Gefahr zu unternehmen.

Trotz der schwierigen, nicht sehr lange vor der Eröffnung der Katholikenversammlung in München gelösten Lokalfrage und der dadurch verspäteten officiellen Ausschreibung und trotz der mehrfachen, bereits eröffneten, anderweitigen Ausstellungen (Glaspalast und Secession) wurde die Ausstellung verhältnißmäßig reich beschickt. An die 120 Werke, vornehmlich aus dem Gebiete der Malerei und Bildhauerei, konnten in den zugewiesenen Räumen, drei Sälen und zwei Kabinetten des k. Ausstellungsgebäudes am Königsplatze,

nach genauer Prüfung auf ihren Kunstwerth aufgenommen werden.

Bei dieser Auswahl befolgte die Jury strikte die in Mainz aufgestellten Grundsätze, daß die aufzunehmenden Werke keine bloßen Copien oder handwerksmäßige Surrogate, sondern nur künstlerisch durchgebildete Originalarbeiten sein durften. Ja, sie beschränkte die Ausstellung principiell auf in der Gegenwart geschaffene Kunstwerke, getreu ihrem Grundsatze: „Der Lebende hat Recht!“ Die Kunst soll fortschreiten und darum müssen wir vor Allem wissen, was sie in der Gegenwart leistet. Und diese Erkenntniß des Standes der heutigen christlichen Kunstthätigkeit, außer durch die drei gehaltreichen Mappen, in noch mehr lebendiger und ausgiebiger Weise nunmehr durch die Ausstellung einer größeren Auswahl durchgängig kunstwerthiger Originalwerke so vielen Kunstfreunden vermittelt zu haben, darin muß die Gesellschaft vor anderem gerade den glücklichen und befriedigenden Erfolg ihrer Bemühungen erkennen.

„Die Wahrheit wird euch frei machen!“ Ja, die Wahrheit hat stets etwas Befreiendes und sie allein kann auch der christlichen Kunst freie Bahn schaffen. Welches wahrheitsgetreue Bild bot denn nun die Ausstellung von der christlichen Kunst der Gegenwart? Die oberste Stufe auf fraglichem Gebiete nimmt das religiöse Andachts- und Historienbild ein. Von dieser Art hatte nun die Ausstellung mehrere durchaus würdige, zum Theil künstlerisch bedeutsame Schöpfungen aufzuweisen.

Aus der Reihe der plastischen Werke gehört wohl vor allen der romanische Marmoraltaraufsatz für die St. Bennokirche von Balthasar Schmitt (München) mit der wahrhaft königlichen Madonna und den so charakteristischen Reliefs von glücklichster Naivität hieher. Erstere ist ein sprechendes Beispiel, wie ein wahrhaft gebildeter Künstler das ewig Giltige und Schöne eines historisch gegebenen Stiles mit dem fortgeschrittenen Verständniß lebenswahrer Naturalistik und mo-

dernem Schönheitsgefühle in Einklang zu bringen weiß. Sodann nennen wir Georg Buschs Arbeiten von freier, doch stilvoll-schöner Naturalistik: „Die Marienpforte“, eine anmuthige Madonna mit einem herrlichen lebensvollen Christusknaben; ein monumental effektvoll aufgefaßter „Christus“ von mystisch ernstem Ausdruck. — Heinrich Waderé's Relieffiguren des Hochaltars der St. Bennokirche — eine Stiftung des Prinzregenten Luitpold von Bayern — kommen den Anforderungen der Archaisten bis an die Grenze streng altstilistischer Haltung und Drapirung, bei glücklicher Mischung naturalistischer Durchbildung und archaistischem Ausdruck der Köpfe, entgegen. — Mit diesem verwandt sind die trefflichen Apostelreliefs von Georg Albertshöfer in München.

Die genannten jüngeren Bildhauer sind die hervorragendsten Vertreter der „Schule Eberle's“, welche seiner vorzüglichen Qualität als akademischer Lehrer nur zur Ehre gereichen. Letzterer selbst war auf der Ausstellung durch das broncirte Modell des „hl. Georg als Drachentödter“ vertreten. Obgleich nur das einzige von dem Meister für die Oeffentlichkeit (Münchener Rathhaus) geschaffene religiöse Denkmal, ist es doch, was stilvolle Haltung verbunden mit getragener Kraft der Bewegung und vollendet schöner Zeichnung betrifft, eine Musterleistung eines christlichen Kunstwerkes.

Von gut religiösem, christlich-mystischem Charakter ist Prof. Anton Heß's „Immaculata“, Jäckle-Colmars (München) „St. Odilia“; schön und religiös im Ausdruck Wilhelm Niessens (München) „Madonna mit dem Jesuskinde“. Von spätgothischer Bewegung und Drapirung, wie das vorige, sind auch die zwei Apostelstatuetten von Heinrich Schwade. Frommen Ausdruck des Kopfes zeigt Michael Ruppe's schön realistisch gehaltene „Madonna“ mit dem segnenden Christusknaben, der wir auch Anton Heß's technisch fein durchgeführtes Marmorrelief der „Madonna“ mit Kind und auch Mathias Streichers „Madonna“ anreihen wollen. — Von tief reli-

giöser Empfindung, ästhetisch schöner Composition und technisch vollendeter Durchführung erscheint die mit individuellem Lebensgefühl beseelte „Rosa mystica" Heinrich Waderé's. — Von gleichwerthiger stilvoller Naturalistik und religiös-poetischer Stimmung sind die vielleicht am meisten bewunderten „Mariensänger" (Retable für einen Marienaltar) Gg. Busch's. Mit anatomisch sorgfältigster Durchführung und großer Lebenswahrheit ist der lebensgroße, jugendlich-kräftige „Christus am Kreuze" von Ludwig Gamp in München ausgeführt. — Echt historisch-monumentale Auffassung, individuell bedeutsame und energische Charakterisirung, sowie geistvolle Bewegung und Drapirung zeigen Balth. Schmitt's „hl. Kilian", Modell zum neuen Kiliansbrunnen (gestiftet vom Prinzregenten Luitpold von Bayern) in Würzburg und die „Apostelstatuen" für die Kathedrale zu Fond du Lac in Nordamerika.

Alle diese aufgeführten Bildnisse müssen wir ohne Anstand als nicht unwürdig zur Verwendung im Gotteshause erachten; die bessern derselben würden sogar jeder Kirche oder Kapelle zu hoher Zierde gereichen. Bis auf vier sind alle unbestellte und bis jetzt unverkaufte Arbeiten!

Auch unter den Malereien befinden sich viele würdige und einige hochbedeutsame kirchlich-religiöse Kunstschöpfungen. Von streng altstilistischer Form erscheinen fast nur die Cartons für kirchliche Wanddekorationen und Glasgemälde. So zeigen die perspektivlosen „Entwürfe für Wandmalereien in der Kirche zu Freckenhorst" von Viktor von der Forst in Münster antik-romanisirenden Charakter und den religiösen Ernst jener frühchristlichen Jahrhunderte, während seine „Illustrationen zur Volksbibel" dagegen den entwickelten, gegenwärtig wieder beliebten spätgothischen, den sog. „altdeutschen" Stil tragen. — Im reichen und doch einheitlichen frühgothischen, resp. spätromanischen Farbencharakter sind die Dekorationen für die Pfarrkirche von Tettnang und Hallersdorf von Hans Martin in München durchgeführt.

Das gothisirende Glasgemälde aus der Mayer'schen Hofkunstanstalt in München nach dem Carton von Dixen für die Rochuskapelle bei Bingen, „St. Cäcilia mit David und Gregor d. Gr.", zeichnet sich aus durch Schönheit der Zeichnung und Farbe, sowie die andachtsvolle Empfindung altrheinischer Bilder. Stilistisch gut sind auch die ebendaselbst ausgeführten Cartons von Paul (London), ferner die Entwürfe für den Augsburger und Bremer Dom des Glasmalers Karl de Bouché in München, der trefflich den spätgothischen Charakter in Zeichnung und Farbe zu treffen weiß.

Die reichste, nach Form und Inhalt hoch vollendete Composition, von geschlossener Abrundung der charakteristisch gezeichneten Figuren, ist die „Anbetung des Jesukindes" von Hugo Huber, durch F. X. Zettler in München für die Peterskirche in Frankfurt ausgeführt. Sie zeigt die vollendete Meisterschaft des Künstlers, in durchaus origineller Schöpfung mit dem Stil auch den Geist einer älteren, naiv empfindenden Kunstperiode zu reproduciren. Hier müssen auch die von Hnr. Nüttgens aus Düsseldorf ausgestellten „Photographien ausgeführter Glasgemälde" genannt werden, die an seelischer Durchdringung der lebensvollen Form ebenfalls zu dem Vorzüglichsten der Ausstellung zählen.

Einer der bewährtesten Meister im Fache kirchlich-religiöser Malerei der Gegenwart ist Martin Feuerstein in München. Das beweisen wieder seine feinen Aquarelle: „St. Magdalena mit ihren Gefährten", „Grablegung" und „Brodvermehrung". Entwürfe zu größeren Wandbildern, welche gleichsam in modern freier Uebertragung Geist und Form altdeutscher Kunst in charakteristisch gezeichneten farbenfrischen Compositionen von echt historischer Auffassung neu zu beleben scheinen. Seine zwei Cartons zu den neuen Glasgemälden in der hl. Geistkirche zu München, die „heilige Familie" und das „Rosenwunder der hl. Elisabeth", gehören zu dem ästhetisch Vornehmsten, was man im modificirten

Zopfstil sehen kann. Mit großem Geschick war eine andere reiche Farbenskizze desselben zur Bemalung einer Zopfkirche gleich in ein hölzernes Gewölbemodell hinein componirt. Ferner gehören die trefflichen Cartons von Bauer in München, St. Gregor und Augustin, und vier weitere der Hofkunstanstalt von Mayer hieher.

Etwas ganz Neues war das „Glasgemälde“, die Beweinung Christi darstellend, nach der lebensvoll gezeichneten Farbenskizze L. Glötzle's in der Hofglasmalerei von Zettler aus farbensatten Gläsern zusammengesetzt, für die St. Joachimskirche in Rom, aber nicht zum Fensterverschluß, sondern zur Wanddekoration (!) bestimmt.

Wir sehen hier auf der Ausstellung wiederum die Thatsache bestätigt, daß von allen Schmuck- und Ausstattungsgegenständen künstlerischer Art die Glasbilder — schon in Folge ihrer auf- und eindringlichen Farbenpracht — die populärsten, für die immer am leichtesten ein Stifter zu finden, geworden sind. Während die Ausstellung eine verhältnißmäßig große Zahl solcher für Kirchen bestellter Dekorationsstücke aus der allerneuesten Zeit aufweist, zeigt sie nur ein paar Nummern bestellter ölgemalter Andachtsbilder.

Das von dem jugendlichen Maler Adrian Walker auf Goldhintergrund ganz im Charakter der Spätgothik mit farbenkräftigem Vortrag gemalte Flügelaltarbild, „Elias von dem Engel mit dem Brode gestärkt“, ist eine Stiftung der „deutschen Gesellschaft für christliche Kunst“ in die Kirche Großeislingen (Württemberg). Das schöne im gleichen Stile frisch gemalte ansprechende Andachtsbild der „hl. Barbara“ von Kaspar Schleibner (München) dagegen eine unbestellte Arbeit.

Weitere Andachtsbilder älteren Stilcharakters waren auf der Ausstellung nicht zu sehen, was wir auch ganz natürlich finden. Denn die strenge Einhaltung eines älteren historischen Stils auf dem Gebiete der bildenden Künste wäre nach unserer Meinung so ziemlich dasselbe, als wenn der

Prediger des Evangeliums zum aufhorchenden Volke in einer alten, nicht mehr ganz verständlichen Sprache reden wollte. Die strikte Durchführung alter Stilarten, mit ihren Schwächen sowohl als ihren Vorzügen, halten wir allenfalls nur als Forderung von rein künstlerischem Standpunkte zur Erzielung des einheitlichen Gesammtcharakters kirchlicher Dekorationen und Ausstattungen für schon vorhandene ältere Bauwerke geboten. Alle Kunst ist im Grunde modern und muß es sein, wenn sie eine zeitgemäße, d. i. volksthümliche Kunst sein will.

Die Alten, deren verschiedene Stilformen unsere Archaisten je nach Geschmack bevorzugen, waren zu ihrer Zeit selbst viel moderner, als unsere christlichen Künstler sich zu sein erlauben. In den ersten christlichen Zeiten, als die Formen des antiken Lebens noch herrschend waren, beherrschten sie auch nicht mehr und nicht weniger jene der christlichen Kunst. Als mit der Uebermacht des oströmischen Reiches die „byzantinische“ Etikette den ästhetischen Modestil mit souveräner Macht bestimmte, da konnte sich auch die christliche Kunst ihrem Einflusse nicht entziehen und ihr Stil wurde der byzantinisch-romanische, welcher erst wieder gegen Ausgang der romanischen Epoche ein freierer, hochidealer, romanisch-klassischer wurde. Wenn wir irgend einen der älteren Stile für das christliche Kunstwerk nachahmungswürdig finden, so ist es jener ausgebildet spätromanische, resp. frühgothische. Wie die christliche Wissenschaft sich der Errungenschaften der griechischen Philosophie zum logisch festgefügten Aufbau der mittelalterlichen Scholastik bedient hatte, ebenso sehr hatte es der christliche Kunstsinn verstanden, die gereinigten antiken Kunstformen mit seinem Idealismus neu zu beleben und in freien und originellen Schöpfungen zur Darstellung seiner Gedanken und Empfindungen zu verwerthen. In der Periode der erstarkten Gothik fiel es hinwiederum keinem Maler und Bildhauer ein, romanisch oder antik zu malen oder zu bilden, wie auch keinem Architekten, so zu bauen. Und so

blieb es auch zur Zeit der Herrschaft der Renaissance und des Zopfes. Daß die Künstler in diesen Perioden unter keinen Umständen zu einer früheren Stilform zurückgriffen, diesem Umstande verdanken wir ja leider die Verunstaltung so vieler alter kirchlicher und profaner Bauwerke durch die unharmonische und charakterlose Verquickung verschiedenartiger Stilformen. So trifft man fast nur noch im protestantischen Norden, weil man dort seit der Reformation wenig mehr restaurirte und anbaute, unversehrt stilreine romanische und frühgothische Bauten, wie wir sie erst kürzlich wieder in Hildesheim, Braunschweig, Goslar, Halberstadt zu bewundern Gelegenheit hatten.

„Bei den nothwendig gewordenen Restaurationen" (in der neueren Zeit) sagt ein Kritiker der F. Z., „waren die Kirchenvorstände — da die freien Künstler zu einem sklavischen Copiren alter Stile (des romanischen und gothischen) nicht zu haben waren — ganz in die Hände von ‚Kunstanstalten' gegeben, welche, zum Theil für wahnsinnige Preise, in Form, Farbe, Auffassung ganz stilwidrige Machwerke liefern. Der Sturm legte sich inzwischen etwas, besonders da auch die Staatsregierungen einsahen, welche Werthe in den zerstörten kirchlichen Kunstwerken verloren gingen, sie schoben den allzu eifrigen Regothisirungen einen Riegel vor, erließen Gesetze zum Schutze der Alterthümer, bestellten eigene Conservatoren &c. Zugleich begann die gebildete Geistlichkeit zu erkennen, wie weit die von jenen Anstalten gelieferten ‚Kunstwerke' hinter allen Anforderungen des guten Geschmacks zurückblieben, und daß um den gleichen Preis von wirklichen Künstlern die Arbeiten geliefert werden konnten. So entstand auch die Gesellschaft für christliche Kunst . . ."

Ihr Zweck — aber nicht speciell der der I. Ausstellung, wie jener Kritiker meint — ist in der That kein anderer als „der Versuch, die Errungenschaften der modernen Kunst der christlichen Kunst zuzuführen." Es ist wirklich so, die

wahren und nennenswerthen Errungenschaften der modernen, das ist der fortschreitenden zeitgenössischen Kunst, wie sie sich auch auf dem Gebiete des religiös kirchlichen Genres, besonders seit den Tagen der wieder erwachten Romantik, der Cornelianischen Schule, der Nazarener und ihrer Nachzügler bis herab zu den bewährten Vertretern einer mehr oder weniger charakteristisch-individuellen und ideal-naturalistischen Formbehandlung, geltend gemacht haben, sollen auch für die christliche Kunst, für ihre innere Belebung und äußere Hebung in der Achtung und Beachtung des christlichen Volkes nutzbar gemacht werden.

„Zweifellos sind alle (?) gebrachten Gemälde, zum Theil auch die Skulpturen durchaus modern“ — sagt der obige Kritiker. Zugegeben! Aber nicht kann zugegeben werden, daß „sie auch, die einen im Glaspalast, die andern in der Secession hängen könnten.“ Das ist ein schiefes und darum ein falsches Wort! Der Geist, der sich in der Secession und im Allgemeinen auch im Glaspalast selbst bei den Kunstwerken mit religiösen Unterschriften kundgibt, ist denn doch ein wesentlich anderer. Selbst Leo Samberger's (München) „Elias“ und „Ezechiel“, wenn auch in Körper und Draperie zum Theil sehr skizzenhaft ausgeführt, diese „tief durchdachten Gestalten“, mit den „scharf charakterisirten Köpfen“, möchten wir nicht in der Gesellschaft der Nihilisten, Sensualisten und gemeinen Realisten, der — Secession aus dem Gedanken- und Empfindungskreise des noch christlich-germanischen Volkes sehen.

Daß vom kirchlichen Standpunkte aus, etwa dem „eines Geistlichen, der etwas für seine Kirche kaufen will, kaum fünf Gemälde in die Kirche passen“ — abgesehen von den bereits erwähnten Wand- und Glasmalereien — können wir anstandslos zugeben. Es sind eben kaum fünf der ausgestellten Oelgemälde weder für Kirchen bestellt, noch auch zum Kirchenschmuck vom Künstler selbst bestimmt. Der Letztere weiß eben, daß er für ein zu diesem Zwecke mit dem

Aufwande echt künstlerischer Durchführung gearbeitetes Werk nicht leicht eine, seine verbrauchte Zeit und Mühe entlohnende Bezahlung erhalten werde. Er muß also, gerade wie der Darsteller ganz profaner Vorwürfe, für die gewöhnlichen „Kunstfreunde" mit sehr verschiedenem Geschmacke, mit weit auseinandergehenden Ansprüchen und mit den unterschiedlichsten Geldmitteln, — gewiß in ziemlich freud- und begeisterungsloser Arbeit — malen und bilden, ein Umstand, dem wir die Hauptursache der vielfach so schwankenden, dem Idealmenschen keineswegs zusagenden Haltung auch der Werke von in jeder Beziehung leistungsfähigen christlichen Künstlern zuschreiben.

Würden die tüchtigen Kräfte besser herangezogen, würde ihnen immer die nothwendige Zeit und die diesem Zeitaufwande entsprechende Entlohnung gewährt, wahrhaftig, der künstlerische Schmuck der Gotteshäuser würde bald ein deren Zweck und Würde bei weitem mehr entsprechender sein. Dem Un- und Mißverständniß gegenüber kann man gar nicht deutlich genug reden! Und so sagen wir, außer den paar von höherer Seite gestifteten Kunstwerken sind alle übrigen für Kirchen bestellten Arbeiten auf unserer Ausstellung wenigstens das Doppelte und Dreifache des gegebenen Preises werth, und das eine oder andere würde auch bei entsprechenderem Preise und der gewährten für solche umfangreiche Werke nothwendigen Muße noch sorgfältiger und effektvoller durchgearbeitet worden sein. Für fünftausend Mark kann auch der genialste Künstler keine fünf wandgroße, vollendet künstlerische Oelgemälde für Kirchen herstellen. Das wäre selbst einem Albrecht Dürer in unserer Zeit nicht möglich. —

Emanuel Walch's (München), eines noch jüngern Tyroler Meisters, schönes und farbenprächtiges, mit großer Liebe fein durchgemaltes Altarbild, „Rosenkranzgemälde", und Gebhard Fugel's gewandt componirtes Gemälde der „Krönung Mariens" mit dem so lieblichen Kranze der reizenden Engel-

schaar, waren die zwei einzigen (neben dem Walker'schen Flügelbilde) bestellten Andachtsbilder, welche für die Ausstellung zu haben waren und erst aus den Kirchen, deren Altäre sie bereits geschmückt, geholt werden mußten. Feuerstein's ausgezeichnetes Bild des hl. Wunderthäters Antonius, das leider im undurchdringlichen Schatten des Antoniusaltares der St. Annakirche in München seine Tage verdämmert, konnte wider Hoffen und Erwarten der Gesellschaft für die Ausstellung nicht gewonnen worden Den Platz desselben mußte nun ein anderes sehr ansprechendes und anmuthiges Werk Feuerstein's ausfüllen, „der die Kinder segnende Heiland", das gleichsam den Händen des eben mit dessen Radirung beschäftigten Kupferstechers und Besitzers entzogen werden mußte.

Für öffentlichen, jetzt nur mehr selten vorkommenden, religiösen Straßenschmuck war nur Franz Simm's farbiger „Entwurf zu dem Freskogemälde Werneckstraße 11, München", bestimmt.

Ludwig Glötzle's so dramatisch effektvoll gehaltenes großes Gemälde „Golgatha" mit der besonders lebensvoll empfundenen Madonna ist ebenfalls eine für einen unbekannten Käufer ausgeführte Arbeit. Dasselbe gilt von allen noch zu erwähnenden, durchgängig künstlerisch sorgfältig gemalten Bildern. So Bonifaz Locher's „Madonna" von religiös anmuthendem Ausdruck, Heinrich Commans (Düsseldorf) romantische und echt religiöse „Sabbatruhe", Deffregger's volksthümlich-poetische „Anbetung der Hirten", H. Nüttgen's (Düsseldorf) fein durchgemalte „Pieta", Severin Benz plastisch kräftige „Rast der hl. Familie", Max Bernatz „Madonna", Colletti's „hl. Familie", Molitor's (Düsseldorf) „Maria virgo", August Müller's „Madonna mit Engeln", eine im Charakter treffliche Gobelinmalerei, Bernhard Plockhorst's (Berlin) liebliche „hl. Familie", Scheel's Madonna mit dem Jesuskinde, Anton Stockmann's „ecce ancilla domini" und „Vermählung", Joseph Fellermeyer's effektvoll

beleuchtete „Pieta", Ernst Zimmermann's originelle mit poetischer Realistik ausgestattete „Anbetung der Hirten" und „Christus erscheint Thomas".

Obwohl nun die hier genannten vorwiegend mehr im Sinne von religiösen Familienbildern als kirchlichen Andachtsbildern gedacht sind, so muß der aufrichtige Beurtheiler doch zugeben, daß sie durchaus würdig gehalten und die neuesten wenigstens ebensoviel, wenn nicht mehr, religiös wahre Empfindung zeigen, als tausende seit der Renaissance- und Zopfzeit für die Kirchen in Deutschland als Altar- und Wandbilder verwendete Malereien.

Das mit echt künstlerischer Hingabe und Liebe gemalte Familienbild Baumeisters, „Graf Ludwig Arco - Zinneberg auf dem Todtenbette" ist bekannt. Schleibner's stimmungsvoller, religiös poetischer „Maiandacht" wünschen wir einen baldigen Platz in einer höheren Töchterschule oder einem Erziehungsinstitut, dessen diese so ansprechende Composition wohl würdig ist. Seine „Mette" kann mehr als malerisches Effektstück gelten. Sein „Glaube" sucht durch religiöse Symbolik Eindruck zu machen.

Malerische Leistungen ersten Ranges sind: P. Salina's (Rom) „Hochamt", Gab. Max „eine Heilige", Fried. Kaulbach's „St. Cäcilia", fein im Ton, und vor allem Louis Feldmann's (Düsseldorf) „Jüngling zu Naim" und „Marias Tempelgang", in der Art seines berühmten Lehrers Gebhard. Von packender Kraft der Naturstimmung, aber ohne religiöse Weihe, ist Dasio's (München) „St. Sebastian." Mehr Stimmungs- als Andachtsbild ist auch Herm. Lang's (München) „Es ist vollbracht", das schon einmal für eine protestantische Kirche bestellt wurde. Georg v. Hößlin's in der Mache feines Bild „Maria die Mutter der Liebe" mit dem ganz nackten (!) Jesusknaben ist gerade in den zwei Hauptfiguren zu modern flach empfunden. Dagegen erscheint der in durchaus originell-moderner Technik gemalte große Engel mit den vier reizenden Kindern unter dem Schutze seiner

Flügel, sitzend auf grünendem Grabhügel, von hoher Anmuth des Ausdrucks. Dieses schön empfundene Gemälde von Schmuz-Baudiß (München) dürfte wohl bald einen Käufer finden.

Neben den Werken der bildenden Kunst war auch die Architektur vertreten, einmal durch schön gearbeitete Modelle von neuen Kirchen (so St. Benno, Paul, Anna), sodann durch instruktive Bauentwürfe (so von Romeis, Hauberrisser, Schott, Max Schmitt); ferner durch Entwürfe innerkirchlicher Architekturen, so der stilistisch und technisch exakt ausgeführten Hochaltäre im Eichstätter Dom und in der Hofkirche zu Neumarkt, von Joseph Stärk in Nürnberg.

Endlich darf die sorgfältig zusammengestellte Sammlung von Werken der Klein- und Goldschmiedekunst nicht unerwähnt bleiben. Hieher gehören vor allem die Monstranzen und Kelche von Harrach, Ortmann (München), Lesser (Straubing), Maldriks-Reydt, ein schöner Weihwasserkessel von Leierer (München), sowie endlich die geschmackvoll gravirten und mit Email verzierten, silbervergoldeten Sachen: Taufschüssel, Kußtafel, Hostienbüchse, Emailbroche ꝛc. der Freiin Wilhelmine von Gruben in München.

Wir kommen zur Schlußbemerkung.

Sollte das durch die hier beschriebene I. Ausstellung der Gesellschaft für christliche Kunst erzielte, wenn auch nicht erschöpfende, so doch vielsagende Bild der gegenwärtigen „christlichen" Kunstthätigkeit in seinen Einzelzügen nicht durchgängig gefallen, so ist daran wohl am allerwenigsten die genannte Gesellschaft schuld. Sie wollte ja im Grunde nur eben dieses möglichst getreue, reale Bild von dem von den christlichen Idealen getragenen Kunstschaffen unserer Tage erzielen. Für diesen ihren guten Willen und für das diese löbliche Absicht zu realisirende Bemühen verdient sie gewiß nur Anerkennung und Dank.

Festing.

---

## LX.

## Zeitläufe.

Die drei aktiven Mächte in Sachen Armeniens; die „armenischen Gräuel" insbesondere. II.

Den 23. Oktober 1895.

Vor fünf Wochen konnte noch Niemand ahnen, daß die Frage so gefährliche Gestalt annehmen, in der türkischen Hauptstadt selbst zu blutigen Straßenkämpfen und sofort auch in Trapezunt, der Hafenstadt am Schwarzen Meere, auf dem Seewege zum armenischen Vorderasien, zu ähnlichen Metzeleien führen würde. In Constantinopel ist dafür ohne Zweifel das geheime „armenische Comité" verantwortlich,[1] denn dessen Führer mußten wissen, daß ihr Unternehmen, mit einer Bittschrift im Sinne ihrer Bestrebungen persönlich bis zum Sultan in seinen Palast vordringen zu wollen, nicht ungehindert bleiben würde.

Der folgenschwere Schritt wurde in dem Momente gewagt, als alle Welt von Tag zu Tag die endgültige Entscheidung des Sultans über die Forderungen der drei Mächte wegen Reformen in Armenien erwartete. Die dem Sultan zu überreichende und von dem „Organisations-Comité der großen National-Manifestation" unterzeichnete Denkschrift berief sich

---

1) S. Heft vom 16. September d. Js. S. 453 ff.

auf diese Forderungen und sagte am Schluß: „Dieß sind die Wünsche der christlichen sowohl, wie der muhamedanischen Bevölkerung, deren Verwirklichung dieselben im gemeinschaftlichen Interesse verlangen. Die armenische Nation hat seit langer Zeit geduldig gewartet; wenn die Pforte die Reformfrage nicht löst, so könnte die jetzige Lage und Stimmung die Quelle großer Calamitäten sowohl für die armenische Nation, als für die Pforte werden“.

Ueberraschen mußte in dieser Sprache die Berufung auf die gleichartigen Wünsche der muhamedanischen Bevölkerung. Aber kaum hatte sich die Aufregung von den Vorgängen am 30. September einigermaßen gelegt, so erschienen Maueranschläge einer sogenannten „jungtürkischen“ Reformpartei, welche lebhaft an die Zeit vor zwanzig Jahren und den unglücklichen Reformminister, Großvezier Midhat Pascha, erinnerten. Diesen gegenüber drohten Plakate der alttürkischen Partei mit offener Empörung, wenn der Islam gefährdet und den Engländern für die Armenier Zugeständnisse gemacht werden sollten. In der That hatten kurz vorher dunkle Gerüchte verlautet, daß in den Schulen der Softa's, wie die Koran-Studenten heißen, wieder einmal eine Verschwörung entdeckt und in aller Heimlichkeit bestraft worden sei. Diese Softa's wütheten auch am grausamsten gegen die Armenier in ihrem Aufzug zum Sultanspalast.

Es war das zweite Mal, daß in Constantinopel selbst die Armenier derlei öffentliche Tumulte veranlaßten. Ihr erstes Auftreten war ohne Zweifel eine Nachwirkung des scandalösen Processes gegen den Kurden-Häuptling Mussa Bey.[1]) Der Name dieses Wüstlings kommt auch in den Berichten über die Zustände in Armenien bis heute immer wieder vor. Als kurdischer Chef und türkischer Beamter

1) „Die armenische Frage.“ Von einem Armenier. O. Arendt: „Deutsches Wochenblatt“. Berlin vom 15. Juli 1891. S. 339 ff.

im Bezirk von Musch hatte er derart gewirthschaftet, daß ein englischer und ein russischer Consul sich ins Mittel legten und der Sultan ihn verhaften lassen mußte. Nach Constantinopel citirt, wagte man dort nicht, ihn einzusperren, sondern ließ ihn frei wie einen Helden herumspazieren. Speciell angeklagt, drei Armenier ermordet, einen mit seinem Hause verbrannt und armenische Mädchen entführt und geschändet zu haben, wurde er am 23. November 1889 vor Gericht gestellt. Der Staatsanwalt stellte ihn als Abkömmling einer 400 Jahre alten Adelsfamilie vor, beschuldigte die belastenden Zeugen des Meineids, und das Ende war, daß der aus drei Türken und zwei Christen bestehende Gerichtshof den Beklagten freisprach. Was Wunder, wenn bei den Armeniern die Hoffnung auf Hülfe und Gerechtigkeit zu sinken begann. Versuchen wollten sie es noch beim Sultan selbst. Einige Monate nach dem Proceß gegen Mussa Bey wurde aus der türkischen Hauptstadt berichtet:

„Auf die Nachricht von den letzten Unruhen in Erzerum hin wurden von allen Seiten Aufforderungen an den Patriarchen in Constantinopel eingesandt, wonach dieser von dem Sultan die Bestrafung der Kurden und Absetzung der hauptsächlichen türkischen Beamten in Erzerum verlangen sollte. Der Patriarch widersetzte sich anfangs dem Drängen seiner Landsleute. Da aber die Haltung der in Constantinopel lebenden Armenier gegenüber dem Patriarchate eine immer feindseligere wurde, gab er nach und überbrachte dem Großvezier persönlich eine Denkschrift über die Lage in Armenien, welche zuvor den beiden kirchlichen Körperschaften, der Synode und dem Aeltesten-Collegium, im Wortlaut vorgelegen hatte. Der Großvezier nahm das Schriftstück entgegen, theilte dem Patriarchen aber später mit, er könne dasselbe dem Sultan nicht vorlegen, da die Sprache an mehreren Stellen für die kaiserliche Regierung eine beleidigende sei. Daraufhin wurde die Denkschrift an den bezeichneten Punkten geändert und abermals von dem Patriarchen dem Großvezier übergeben. Dieser aber fand dieselbe immer noch als zu scharf, so daß der Patriarch noch weitere Ab-

schwächungen vornahm, diesmal aber, ohne die Synode darum zu befragen. Der Sultan, der nunmehr Kenntniß von den armenischen Beschwerden nahm, befahl die Entsendung einer Commission, um die Zustände an Ort und Stelle prüfen zu lassen. Zu Mitgliedern der Commission waren auch zwei Verwandte des berüchtigten Kurden Mussa Bey ernannt worden, was die Armenier auf's äußerste erbitterte. Sie warfen dem Patriarchen vor, daß nur seiner Unentschlossenheit und Zaghaftigkeit dieser Mißerfolg zuzuschreiben sei. Die Scenen des vorigen Sonntags waren deshalb auch von langer Hand vorbereitet; nach der einleitenden Liturgie trat ein, wie man glaubt, orthodoxer Armenier vor den Altar und verlas mit lauter Stimme eine Schilderung der Greuelscenen von Erzerum. Er schloß mit den Worten: ‚Alles, was uns heilig und theuer war, haben wir verloren; nur das Leben ist uns geblieben. Ehe wir aber einen solchen Zustand noch länger mit ansehen, wollen wir lieber auch das Leben daran wagen!‘ Und als der Patriarch den Sprecher ersuchte, Rücksicht auf die kirchliche Stätte zu nehmen, erwiderte dieser: ‚Nicht ich, noch meine Leidensgefährten entweihen den Tempel, sondern Du, der Patriarch! Nur durch Eine That kannst Du Deinen Verrath wieder gut machen, wenn Du Dich jetzt sofort an unserer Spitze nach dem Yildiz-Palais begibst, um von dem Sultan die sofortige Erfüllung unserer gerechten Forderungen zu verlangen.‘ Nach diesen Worten erfüllte bereits den Tempel ein undurchdringlicher Lärm, und sobald der Patriarch Miene machte, zu fliehen, fielen Revolverschüsse, während auch Hochrufe auf den Zaren vernommen wurden. Das Uebrige ist bekannt, nur sei noch erwähnt, daß in einem nächst der Kirche gelegenen Laden, in den sich der Patriarch zuerst flüchtete, von der wüthenden Menge die Thüren und Fenster eingeschlagen wurden! Eine ernstere Bedeutung legt man diesen Vorgängen in Constantinopel deshalb bei, weil man glaubt, daß jetzt auch in Armenien selbst Kämpfe zwischen den Gemäßigten und den Radikalen bevorstehen.“ [1])

1) Bericht aus Constantinopel vom 1. August in der Berliner „Kreuzzeitung“ vom 5. August 1890.

Mit Ausnahme des Blutstroms, mit dem die jüngste Demonstration abschloß, haben die Vorgänge auffallende Aehnlichkeit. Auch dießmal soll in der Kirche von Kum Kapu der Patriarch, und zwar von einem jungen Mädchen (nach einer andern Angabe von einem Macedonier) zu Rede gestellt worden seyn. In einer andern Beziehung ist der Ausgang ein verschiedener. Damals mußte der Patriarch zurücktreten, und eine Zeitlang schien es sogar, daß der Sitz des „Katholicos“ aus der europäischen Türkei ganz hinaus verlegt werden solle.[1]) Dießmal dagegen mußte der Großvezier weichen, und zum zweiten Male innerhalb eines halben Jahres wurde das oberste Staatsamt neu besetzt und zwar mit einem Manne, der für einen „halben Engländer“ gilt. Wiederum ist aber der Gegensatz unter den Gemäßigten und den Radikalen scharf hervorgetreten. Ein weiterer Bericht über jene zum ersten Male seit der Einnahme Constantinopels durch die Türken, wie er bemerkt, unter den Christen eingetretenen Vorgänge besagt:

„Wenn es auch nicht wahr ist, daß der Patriarch durch einen Revolverschuß oder einen Dolchstich verwundet wurde, so hat man ihn doch, das steht fest, gewaltsam in einen Wagen geschleppt, damit er sich an die Spitze einer zu dem Sultan sich begebenden Massendeputation setze, und daß er von mohamedanischen Soldaten aus den Händen seiner Glaubensgenossen befreit werden mußte. Daß die Armenier, denen man nicht mit Unrecht Friedfertigkeit nachsagt, einen solchen, schwere Folgen in Aussicht stellenden, Gewaltstreich begehen konnten, deutet auf eine nicht gewöhnliche Erregung hin. Bisher haben sie sich darauf beschränkt, ihre vielfachen Klagen gegen die türkische Verwaltung — und um solche handelte es sich hauptsächlich — auf dem Wege der Petition vorzubringen. Daß sie diesmal so weit gingen, beweist einerseits, daß sie den bisher eingeschlagenen Weg nicht für richtig ansehen, und

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 15. August 1890.

andrerseits, daß sie in dem Patriarchen ein Hinderniß für die Erfüllung ihrer Wünsche sehen. Letzterem wird von ihnen nachgesagt, er sei in Constantinopel zu ‚vertürkt' worden, ein Geschick, dem alle hier in Constantinopel ansässigen, dem Staatsdienste mehr oder weniger nahestehenden, gebildeteren Armenier verfallen sind. An dem, was sich jetzt hier zugetragen, sind somit auch nicht die Armenier der besseren Classen Constantinopels betheiligt, sondern in der Hauptsache ‚Zugereiste', zumeist niedrigeren Volkes, das zum Zwecke des Klagens in die Hauptstadt kam. Gewöhnlich geschieht dies nicht mit Angabe des Zweckes, sonst ließe man die Leute nicht reisen. Sie ziehen in einer kleinen Karawane heute zehn, übermorgen zwanzig und so fort nach Constantinopel, angeblich in irgendwelchem Geschäfte, und hier angekommen versuchen sie dann ihre Beschwerden anzubringen. Unter diesen Unzufriedenen wirbt dann das Londoner Nationalcomité der Armenier seine Truppen." [1])

Es ist von Anfang an bezweifelt worden, ob in dem armenischen Bund der drei Mächte Rußland an der Seite Englands bis zu Ende gegen die Hartnäckigkeit der Pforte aushalten könne und werde. Unter den Armeniern der Hauptstadt selbst hat sich das gespannte Verhältniß mehr und mehr gesteigert. Auf die armenischen Notabeln spekulirt Rußland, das gemeine Volk mit den „Zugereisten" schaut auf England. Wenige Wochen vor den jüngsten Tumulten in Kum Kapu las man in russischen Blättern: „Während der Katholikos aller Armenier nunmehr auch coram publico durch seine Ansprache in der armenischen Kirche den ‚selbstherrschenden Czaren' als den geborenen Schirmherrn der Armenier gepriesen habe, ringten seine Landsleute an der Themse mit

---

1) Aus Constantinopel in der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 4. August 1890. — Damit stimmt auch ein Bericht der Wiener „Neuen Freien Presse" vom 13. August 1890 überein.

heißem Bemühen nach der Unterstützung Englands; wer repräsentire denn die Armenier der asiatischen Türkei: ihr Patriarch oder das aus Kaufleuten bestehende Comité der armenischen Vereinigung"?[1]) Unmittelbar vor dem Bluttag des 30. September verlautete sogar von Meuchelmorden in der Hauptstadt an Armeniern, die in türkische Dienste getreten waren und sich dem Comité verdächtig gemacht hatten. „Namentlich in den türkischen Provinzen", sagt ein anderer Bericht, „sind neuerdings zahlreiche Armenier, die im Dienste der Regierung standen, ohne zugleich unterderhand für die nationale Sache zu wirken, meuchlings ermordet worden, wie versichert wird, auf ausdrücklichen Befehl des leitenden armenischen Comité's".[2])

Nach den Vorgängen vom Juli 1890 erhielt man in Petersburg die Nachricht, daß Sultan Abdul-Hamid einige Pascha's armenischer Nationalität, sowie andere angesehene Armenier türkischer Staatszugehörigkeit beauftragt habe, die armenischen Reformprojekte zu prüfen. Aber es habe nichts mehr darüber verlautet; da alle diese Dinge bei den Unterzeichnern des Berliner Traktats keinen Widerspruch hervorrufen, so hoffe man eben in Constantinopel, daß auch die fernere Nichtbeachtung der Nöthen der armenischen Christen unbeachtet bleiben werde.[3]) In der That nahmen die Bedrängnisse schon nach Jahr und Tag wieder ihren Anlauf.

---

1) Aus Petersburg in der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 23 Juni d. Js.

2) Münchener „Allgem. Zeitung" vom 25. Sept. und 4. Okt. d. Js. — Jüngst hat der Vicomte R. des Coursons in seinem zu Paris erschienenen Werke: „La rébellion Arménienne" den leitenden „Geheimausschuß", des Namens Hintchak, geradezu als anarchistisch dargestellt.

3) Aus der „Nowoje Wremja" in der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 30. August 1890.

und kundige Beobachter wollten bemerken, daß Rußland dabei eine Rolle spiele, die jetzt allerdings in einem merkwürdigen Licht erscheinen würde:

„Auch unter den Angehörigen der armenisch-orthodoxen Kirche zeigt sich eine starke russenfeindliche Strömung, da die zu Rußland gehörigen Armenier in ihrer Nationalität noch weit mehr unterdrückt werden, als die unter dem Scepter des Sultans lebenden Connationalen. Leider hat die Pforte für diese Stimmung unter den Armeniern, die sie sehr gut gegen Rußland ausnützen könnte, kein Verständniß; im Gegentheil hat sie sich durch die Agenten der russischen Botschaft die Meinung beibringen lassen, die Armenier planten eine große nationale Erhebung. Die türkische Polizei entfaltet daher augenblicklich eine selten bewiesene Energie, um die angeblichen Revolutionspläne der Armenier aufzudecken, und die Verhaftungen werden von Tag zu Tag zahlreicher. Das einzige Resultat hiervon wird die Steigerung der Erbitterung in weiten Kreisen der christlichen Bevölkerung innerhalb der Türkei sein, ein Ziel, welches den Russen um so erfreulicher ist, als sie sich hierbei zugleich als die ‚wahren Freunde' des Sultans aufspielen können. Gegen eine derartige Verblendung der türkischen Staatsmänner aber scheint kein Heilmittel vorhanden zu sein.“ [1])

Im Frühling des nächsten Jahres häuften sich die Berichte über die Entdeckung armenischer Unthaten aus Vorderasien und darauf folgende Riesenprocesse. Anlaß boten der übrigens unaufgeklärt gebliebene Brand der amerikanischen Missionsschule in Mersivan und das Verbreiten hochverrätherischer Plakate in Van, Cäsarea, Angora und anderen von Armeniern stark bewohnten Städten Anatoliens. Die Gesammtzahl der Verhafteten soll sich auf etwa 1800 belaufen haben; der Sultan begnadigte zwar aus Anlaß seines Geburtstags die große Masse der im Kerker Schmacht-

1) Aus Constantinopel in der Berliner „Kreuzzeitung“ vom 25. Februar 1892.

enden, aber für den berüchtigten Angora-Proceß blieben doch noch 200 Angeklagte übrig.[1]) Schon die erste Serie desselben ergab 17 Todesurtheile, 14 Verurtheilungen zu schweren Gefängnißstrafen; einer der Angeklagten wurde im Kerker wahnsinnig. Die Anklage war nur gegen christliche Armenier erhoben, während doch die einzige Person, die beim Anschlage der aufrührerischen Plakate ertappt worden war, ein Muhamedaner gewesen seyn soll.[2]) Ueber die Unruhen in der Nähe der Stadt Mersivan insbesondere und des dortigen Silberbergwerks gibt ein deutscher Bericht folgende Aufklärung:

„Die unaufhörlichen Verfolgungen durch die Behörden, die Furcht, jeden Augenblick seines Eigenthums, seiner Freiheit beraubt zu werden, haben schon seit langem dem ruhigen Leben der Armenier am eigenen Heerde ein Ende gemacht. So ist es gekommen, daß unzählige Armenier, des sklavischen Lebens eines friedlichen Bürgers überdrüssig, nach dem Gewehr greifen und in's Gebirge fliehen, um dort, zu bewaffneten Genossenschaften (‚Chrosaki') vereinigt, ihre Unabhängigkeit zu vertheidigen. Zuweilen kommt es auch vor, daß diese Genossenschaften als Beschützer der friedlichen Landbewohner vor der räuberischen Willkür der Beamten auftreten. Ist es doch sowohl im armenischen als im türkischen Dorf eine alltägliche Erscheinung, daß der Steuereinnehmer, nachdem er das gesetzlich festgestellte Zehntel vom Baueinkommen eingetrieben, sein Steuerannahme-Recht wieder an einen anderen und an einen dritten Beamten verkauft, so daß diese ihrerseits mit schonungsloser Energie das arme arbeitende Volk weiter schinden. Da ist das Erscheinen der bewaffneten Berggenossenschaft sehr willkommen: der Eindringling muß weichen, das Volk athmet erleichtert auf. Mehr als zwei Jahre suchte die Regierung vergebens der tapferen

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 27. Juli 1893.

2) Aus Constantinopel in der Wiener „Neuen Freien Presse" vom 8. Juli 1893.

Bergschaaren habhaft zu werden. In der Nacht auf den 19. September gelang es ihr jedoch, den zeitweiligen Zufluchtsort einiger Insurgenten zu entdecken. Mit Anbruch der Abendzeit, da kein Armenier sich auf der Straße zeigen darf und in der Stadt Grabesstille herrscht, umringte ein Detachement Soldaten, nachdem sie vorerst die Nachtwächter festgenommen, das Quartier, in welchem 6—7 Chrosaki sich versteckt hielten. In der Morgendämmerung begann der Angriff. Die Chrosaki vertheidigten sich auf's tapferste. Aber was konnte das kleine Häuflein gegen die Uebermacht ausrichten! Nach langem Widerstand und einem mißlungenen Fluchtversuch jagten sich zwei der Kämpfer die letzten Kugeln durch den Kopf; einer war von den Soldaten getödtet, die übrigen versuchten wieder, sich durch die Flucht zu retten, aber, von den Soldaten ergriffen, mußten sie sich gefangen geben. Auf dem Kampfplatz blieben zahlreiche Todte und Verwundete zurück. Als die benachbarten Einwohner den Knall der Schüsse vernahmen, wollten sie den bedrängten Genossen zu Hilfe eilen, es war aber unmöglich! In der Stadt wimmelte es von Soldaten; die Herbeieilenden wurden theils zurückgedrängt, theils entwaffnet. Die Lage der Verhafteten ist schrecklich: in Ketten geschmiedet, müssen sie die brutalsten Mißhandlungen über sich ergehen lassen. Die corrupten Beamten machen sich eine Freude daraus, sie mit glühenden Eisen zu foltern." [1])

Die Erzählung stimmt auffallend mit den nach Jahresfrist entstandenen Metzeleien von Sassun im Vilajet von Bitlis, nur daß hier die Gräuel, auch alle Uebertreibungen abgerechnet, sich verhundertfachten. Aber noch ein anderer Unterschied läßt sich aus dem Dunkel der Vorgänge entnehmen. Es handelte sich in und um Sassun nicht um eine der gewöhnlichen Missethaten an den armenischen Christen, wie die anglo-protestantischen Missionäre glauben machen

1) Aus der asiatischen Türkei im Berliner „Vorwärts" vom 10. November 1893.

wollten.[1]) Ebenso wenig hatte die türkische Regierung recht, wenn sie die ganze Schuld den auswärtigen geheimen Comité's zuschrieb.[2]) Die türkische Soldatesca erschlug Kurden, wie Armenier. „Nichtsdestoweniger", sagt der Bericht eines römischen Blattes, „berichtet man nach allen vier Windgegenden, daß die Muhamedaner Tausende von Christen niedergemetzelt hätten, während doch die meisten Opfer sich unter den Verehrern Muhameds befinden." Zutreffend ist ohne Zweifel nachstehende Aufklärung:

„Daß es hinten an der Grenze von Armenien und Kurdistan fürchterlich zugeht, ist nicht zu bezweifeln. Aber dort Ordnung zu schaffen, scheint an sich fast unmöglich, weil armenische, kurdische und türkische Verhältnisse heillos ineinander verquickt sind. Der armenische Bauer ist eigentlich der Hörige des kurdischen Bey's, dem er Abgaben — Getreide und Vieh — zahlt, dafür aber auch dessen Schutz genießt. Meldet sich dann der türkische Zinsvogt, so hat er gemeiniglich das Nachsehen. Der Kurde zahlt überhaupt nichts und der Armenier hat schon gezahlt; und da kommt es denn vor, daß Beide, der Herr und der Hörige, der Wolf und das Schaf, sich vereint gegen den osmanischen Steuerempfänger wenden. Aus dieser Lage der Dinge entwickelten sich die neuesten armenischen Greuel, die jetzt so viel Aufsehen machen. Armenier und Kurden hatten die von den Zinsvögten angerufenen irregulären Truppen mit den Waffen in der Hand in die Flucht geschlagen. Was geschieht? Der Fall wird nach Yildiz Kiosk berichtet und von der argwöhnischen Umgebung des Sultans als offener Aufstand angesehen. Im Yildiz Kiosk glaubt man an eine Schilderhebung und beauftragt den Befehlshaber von Erzerum, Zekki Pascha, dieselbe militärisch niederzuwerfen. Was er für besondere Anweisungen erhielt, ist nicht bekannt, jedenfalls

1) Aus London s. Münchener „Allgem. Zeitung" vom 18. December 1894.

2) Der türkische Bericht s. Berliner „Germania" vom 2. Dec. 1894.

führte er den Auftrag allzu gründlich aus, so daß die eigenen, sonst nicht allzu gewissenhaften, Soldaten angeblich erst durch Drohungen dazu gebracht werden mußten, wehrlose Weiber und Männer umzubringen. Von dem Einspruche des Mutessarif, des Distriktsvorstehers, nahm Zekki Pascha keine weitere Notiz. Die Greuel scheinen also über jeden Zweifel beglaubigt; indessen, an die dortigen Verhältnisse den europäischen Maßstab anzulegen, wäre ungerecht. Im Berliner Vertrage hat der Sultan allerdings sich verpflichtet, die Armenier gegen die Kurden zu schützen; indessen, wie aus Obigem hervorgeht, fehlt ihm dazu die Macht, ganz abgesehen davon, daß Kurden und Armenier zusammen gegen den Osmanen gemeinschaftliche Sache machen." [1])

Dem Faß war nun endlich der Boden ausgeschlagen. Die Mächte konnten nicht länger gleichgiltig zuschauen, und die geheimen Comité's verdoppelten jetzt ihre Anstrengungen. Einige Monate später wurde der armenische Erzbischof von Adana, Behabetian, nach Jerusalem verbannt, und zur Rechtfertigung der Maßregeln veröffentlichte die Pforte ein von den armenischen Comité's in London und Marseille an ihn gerichtetes Schreiben. In demselben wurde der Erzbischof aufgefordert, durch Emissäre den Aufruhr vorzubereiten, zu dem bereits Waffen für tausend Mann an den Ort ihrer Bestimmung gesendet seien. Es müsse aber die größte Verschwiegenheit und Vorsicht gegenüber den türkischen Beamten beobachtet werden. Zum Schlusse wird die officiöse Unterstützung der Armenier durch den Czar, die Königin von England, den Präsidenten der französischen Republik und den König von Italien in Aussicht gestellt und gesagt, Frankreich und Rußland hätten eine Allianz geschlossen, um einen dritten Orientkrieg zu führen, und dieser werde die Ein-

1) S. die im Wiener „Vaterland" vom 8. December 1894 abgedruckten Correspondenzen aus Constantinopel.

leitung zur Befreiung Armeniens seyn.[1]) Nach Allem, was sich seitdem, zuletzt auch noch in der Hauptstadt, Armeniens wegen zugetragen hat, wird man an der Aechtheit des Briefes kaum mehr zu zweifeln haben.

In England, das auf Grund seines Cypern-Vertrags thatsächlich herausgefordert erschien, hatte der Minister des Auswärtigen sofort in öffentlicher Rede seiner Entrüstung über die Vorfälle in Armenien Ausdruck gegeben, und als es sich um eine diplomatische Einmischung gegenüber der Pforte handelte (im Mai d. Js.), schloß sich Rußland sofort an. Vor sechs Jahren, aus Anlaß der Skandale bei dem Proceß Mussa Bey, war Rußland mit einer Note zuvorgekommen, in der es die Pforte an den Artikel 61 des Berliner Vertrags erinnerte und Maßnahmen zur Besserung der armenischen Zustände verlangte.[2]) Beidemal sollte verhindert werden, daß eine einzelne Macht sich den Beruf anmaße, in Armenien Ordnung zu schaffen; darin bestand eigentlich allein auch die jetzige Uebereinstimmung der beiden Mächte, die äußerlich nun doch bis zur Waffenstreckung des Sultans aushielt.

In der Bittschrift des armenischen Comité's, die am 30. September dem Sultan übergeben werden sollte, stund an der Spitze die Forderung: „Schaffung einer armenischen Provinz mit europäischen Beamten, die von den Mächten im Einverständniß mit der Pforte und einer repräsentativen Versammlung neben dem Generalgouverneur gewählt werden sollen“. Das hätte im Grunde mit den englischen Forderungen gestimmt; Rußland aber mußte sich mit Händen und Füßen dagegen wehren. Wenn es dennoch mit Frankreich dieselben unterschrieb, so geschah es, um den Sultan daran

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 21. März d. Js.

2) Londoner Correspondenz der Berliner „Kreuzzeitung“ vom 17 Juni 1889.

abmarkten zu lassen, während man in London mit der Kriegsflotte vor den Thoren der Dardanellen drohen ließ. Was Rußland in Wahrheit will, ist kein Geheimniß: Erzerum mit ganz türkisch Armenien für sich, dann den Weg durch das Euphrat- und Tigris-Thal und schließlich einen Hafen am persischen Golf.

Unfraglich hatte der Sultan alle Ursache, sich gegen die Zumuthungen der drei Mächte bis auf's Aeußerste zu wehren. Es handelt sich zunächst um die Kurden in Armenien, aber weitaus nicht nur um sie. „Wohl haben", schreibt ein Kenner des Landes, „diese kriegerischen Nomaden bisher die Autorität des Chalifen respektirt, weil dieser ihre Rechte und Freiheiten achtete; in dem Augenblick aber, in dem man sie würde zwingen wollen, abzusitzen, um dem Armenier den Platz im Sattel zu überlassen, würden sie entrüstet zu ihren Lanzen greifen und über die begehrlichen Landesgenossen herfallen".[1] Ein anderer bekannter Orientkenner hat schon nach den ersten „armenischen Gräueln", im Gegensatze zu Gladstone, gesagt: „Was würden zu einer autonomen armenischen Provinz die an Zahl ebenbürtigen Türken und Kurden sagen, die Jahrhunderte alten Herren des Landes? Glauben etwa die armenischen Patrioten, daß diese in materieller Stärke noch imponirende Fraktion des nordöstlichen Anatolien mit Lammesgeduld sich unterwerfen, und daß der Sultan und Chalife seine Unterthanen und Glaubensgenossen so leicht der Superiorität der ehemaligen Rayah's unterwerfen wird"?[2] Auch katholischerseits ist bemerkt worden: „Was die gegenwärtige Aktion von Rußland, England und Frankreich am Goldenen Horn betrifft, so wäre es ein Unding, vom Sultan formelle und theoretische

---

1) Major Osman Bey in Sofia in der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 14. März d. Js.

2) H. Vambery in der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 15. August 1890.

leitung zur Befreiung Armeniens seyn.[1]) Nach Allem, was sich seitdem, zuletzt auch noch in der Hauptstadt, Armeniens wegen zugetragen hat, wird man an der Aechtheit des Briefes kaum mehr zu zweifeln haben.

In England, das auf Grund seines Cypern-Vertrags thatsächlich herausgefordert erschien, hatte der Minister des Auswärtigen sofort in öffentlicher Rede seiner Entrüstung über die Vorfälle in Armenien Ausdruck gegeben, und als es sich um eine diplomatische Einmischung gegenüber der Pforte handelte (im Mai d. Js.), schloß sich Rußland sofort an. Vor sechs Jahren, aus Anlaß der Skandale bei dem Proceß Mussa Bey, war Rußland mit einer Note zuvorgekommen, in der es die Pforte an den Artikel 61 des Berliner Vertrags erinnerte und Maßnahmen zur Besserung der armenischen Zustände verlangte.[2]) Beidemal sollte verhindert werden, daß eine einzelne Macht sich den Beruf anmaße, in Armenien Ordnung zu schaffen; darin bestand eigentlich allein auch die jetzige Uebereinstimmung der beiden Mächte, die äußerlich nun doch bis zur Waffenstreckung des Sultans aushielt.

In der Bittschrift des armenischen Comité's, die am 30. September dem Sultan übergeben werden sollte, stund an der Spitze die Forderung: „Schaffung einer armenischen Provinz mit europäischen Beamten, die von den Mächten im Einverständniß mit der Pforte und einer repräsentativen Versammlung neben dem Generalgouverneur gewählt werden sollen". Das hätte im Grunde mit den englischen Forderungen gestimmt; Rußland aber mußte sich mit Händen und Füßen dagegen wehren. Wenn es dennoch mit Frankreich dieselben unterschrieb, so geschah es, um den Sultan daran

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 21. März d. Js.

2) Londoner Correspondenz der Berliner „Kreuzzeitung" vom 17. Juni 1889.

abmarkten zu lassen, während man in London mit der Kriegsflotte vor den Thoren der Dardanellen drohen ließ. Was Rußland in Wahrheit will, ist kein Geheimniß: Erzerum mit ganz türkisch Armenien für sich, dann den Weg durch das Euphrat- und Tigris-Thal und schließlich einen Hafen am persischen Golf.

Unfraglich hatte der Sultan alle Ursache, sich gegen die Zumuthungen der drei Mächte bis auf's Aeußerste zu wehren. Es handelt sich zunächst um die Kurden in Armenien, aber weitaus nicht nur um sie. „Wohl haben", schreibt ein Kenner des Landes, „diese kriegerischen Nomaden bisher die Autorität des Chalifen respektirt, weil dieser ihre Rechte und Freiheiten achtete; in dem Augenblick aber, in dem man sie würde zwingen wollen, abzusitzen, um dem Armenier den Platz im Sattel zu überlassen, würden sie entrüstet zu ihren Lanzen greifen und über die begehrlichen Landesgenossen herfallen".[1] Ein anderer bekannter Orientkenner hat schon nach den ersten „armenischen Gräueln", im Gegensatze zu Gladstone, gesagt: „Was würden zu einer autonomen armenischen Provinz die an Zahl ebenbürtigen Türken und Kurden sagen, die Jahrhunderte alten Herren des Landes? Glauben etwa die armenischen Patrioten, daß diese in materieller Stärke noch imponirende Fraktion des nordöstlichen Anatolien mit Lammesgeduld sich unterwerfen, und daß der Sultan und Chalife seine Unterthanen und Glaubensgenossen so leicht der Superiorität der ehemaligen Rayah's unterwerfen wird"?[2] Auch katholischerseits ist bemerkt worden: „Was die gegenwärtige Aktion von Rußland, England und Frankreich am Goldenen Horn betrifft, so wäre es ein Unding, vom Sultan formelle und theoretische

1) Major Osman Bey in Sofia in der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 14. März d. Js.

2) H. Vambery in der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 15. August 1890.

Gleichberechtigung der Christen mit den Muhamedanern zu fordern; diese Gleichberechtigung wäre für die Türkei der politische Selbstmord." [1]) Allem Anschein nach ist denn auch die Aufregung gegen den Sultan als den Verräther am Chalifat und am Islam nicht erst am 30. September entstanden und in der Hauptstadt in Zunahme begriffen:

„Wenn auch der gestrige Vorgang auf dem Wege von Kumkapu zur Pforte nur ein isolirter Zwischenfall gewesen sein sollte, so werden doch zwei Thatsachen nicht ohne Eindruck bleiben. Die Eine ist, daß bei der mohamedanischen Bevölkerung unter der aufreizenden Theilnahme der Softa's eine fanatische Erregung zuwege kam und in wilden Angriffen auf die Armenier sich manifestirte; die andere, daß die Rückwirkung der Vorgänge auf der Balkan-Halbinsel, welche ihre Spitze gegen die Türkei kehren, in Constantinopel einem gährenden Groll gegen alle Nicht-Mohamedaner überhaupt gefährliche Nahrung zugeführt. Die Softa's sind die jungen Fanatiker der Medressen, die mohamedanischen Studenten, welche seit zwei Jahrzehnten in Constantinopel wiederholt eine sehr bedenkliche Rolle gespielt haben; sie bilden das revolutionäre Element, das sich ebenso zur Aufstachelung des mohamedanischen Glaubenshasses gegen die Fremden, wie zur Unterstützung von Palastrevolutionen verwenden läßt. Midhat Pascha hat die Gunst und den Haß dieser jungen Fanatiker der Medressen erfahren; sie hoben ihn empor und stürzten ihn dann hinab. Die Rolle, die einst die Janitscharen spielten, kann leicht auf die Softa's übergehen, und für Europa, dem ohnedies die bisherige Freude an der ruhigen Entwicklung auf der Balkan-Halbinsel durch die Zeichen der letzten Zeit vergällt ist, bedeutet es keine erfreuliche Wahrnehmung, daß in Constantinopel selbst, in der nächsten Umgebung der Pforte und des Sultanspalastes, der geistlichen Jugend eine revolutionäre Gährung sich zu bemächtigen im Begriffe ist." [2])

---

1) „Die Christen in der Türkei" s. Wiener „Vaterland" vom 30. Juni d. Js.

2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 2. Oktober d. Js.

Lord Salisbury hat in seiner berühmten Parlamentsrede den Grundsatz aufgestellt: um die Türkei zu erhalten, müsse man sie zu Reformen zwingen und nöthigenfalls Gewalt brauchen. Wenn es aber bei der Durchführung der Reformen zu Religionskämpfen mit politischem Charakter kommt, werden dann die drei Mächte zusammenhalten, um die Zerstückelung des Reiches zu verhindern, die der Sultan von dem Verlauf der Reformpolitik befürchtet?[1]) Das Organ des edlen Lords hat zwar gemeint: „Wolle der Sultan die Vorschläge der Mächte nicht annehmen, so werde ohne Rücksicht auf die Folgen Armenien vom ottomanischen Reiche getrennt und unter europäischer Protektion zu einem selbständigen Staatswesen gemacht werden.“[2]) Mit Recht ist aber erwidert worden, daß ein solches selbständiges Armenien unfehlbar binnen kürzester Frist von Rußland, auf dessen Gebiet jetzt schon ebenso viele Armenier leben wie unter türkischer Herrschaft, annektirt werden würde. Dabei hätte es aber noch lange nicht sein Bewenden; man denke nur an Aegypten und, um von Kreta gar nicht zu reden, an Macedonien, das sich mit Recht darauf berufen kann, daß es eine Art europäisches Armenien sei.

Es hätte nicht erst der blutigen Ereignisse in Constantinopel bedurft, um die Lage der türkischen Herrschaft in immer trüberem Lichte erscheinen zu lassen. Kommt es überhaupt zu den vom Sultan nunmehr versprochenen Reformen, so dürfte jeder Schritt eine Kette unangenehmer Ueberraschungen bringen. Die liberale Capitalistenwelt hat seit jeher von türkischen Verhältnissen nur sehr ungerne Notiz genommen, weil sie sich insgeheim sagte: von dort aus könnte der „faule

---

1) Constantinopler Correspondenz im Wiener „Vaterland“ vom 31. August l. Js.

2) Aus dem Londoner „Standard“ in der Münchener „Allgem. Zeitung“ vom 7. Juni l. Js.

Friede", in dem sie himmelhoch emporwuchert, am ehesten gestört werden. Ein bedeutender englischer Staatsmann hat vor sechs Jahren gesagt: „Der erste Windstoß wird aus Osten kommen".[1]) Und dann der Weltbrand! Die Großmacht der Börse glaubt schon ein leises Sausen zu verspüren, und die Judenblätter sind wüthend über die Diplomaten des neuen Dreibunds, namentlich über die „unglaubliche Kurzsichtigkeit" Englands. Das große Wiener Judenblatt wirft ihm geradezu das Wort Shakespeare's ins Gesicht: „Ist es auch Wahnsinn, hat es doch Methode."[2]) Jawohl, England hat eben noch andere, als Börseninteressen, und sollte es in den nächsten Jahren noch gelingen, die „große Frage des Jahrhunderts" zu lösen, so hätte das 19 Jahrhundert wenigstens dieses — Eine Verdienst um die Menschheit.

## LXI.

## Hammerstein's Lesungen für die gebildete Welt.[3])

Ein echter und rechter von Hammerstein. Mit ebenso viel regem Fleiß, als bedeutendem Erfolg, durch die weithin anerkannten Erzeugnisse seiner unermüdlichen Feder den Interessen

1) Londoner Correspondenz der Berliner „Kreuzzeitung" vom vom 17. Juni 1889.

2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 6. Sept. u. 4. Okt. l. Js.

3) Sonn- und Festtags-Lesungen für die gebildete Welt. Von Ludwig von Hammerstein, Priester der Gesellschaft Jesu. Trier. Druck und Verlag der Paulinusdruckerei. 1895. 8°. VII, 678 S.

der Religion, der Kirche und der Gesellschaft dienend, [1]) beschenkt uns der Jesuitenpater Ludwig von Hammerstein soeben mit einer neuen literarischen Gabe, die einem tief empfundenen Bedürfniß entgegenkommt. Den Mitgliedern der gebildeten Stände möchte er in einer an die Entwicklung des Kirchenjahres sich anlehnenden Reihe von Lesungen die Vernünftigkeit und Schönheit des katholischen Glaubens vorführen. Diesen Gedanken zur Ausführung bringend, spendet er eine wohl durchdachte Apologie des Christenthums und der katholischen Kirche. Der Natur seines Planes zufolge kann von einer systematischen Behandlung der Sache keine Rede sein. Doch wird jeder kundige Leser bald eingestehen, daß kein Punkt von Bedeutung übergangen ist. Das letztere Wort ist in dem Sinne zu verstehen, daß die Bedürfnisse des heute lebenden Geschlechts in's Auge gefaßt wurden und demnach die brennenden Fragen der Jetztzeit auf dem Gebiete der Religion eine gründliche Behandlung erfahren.

Mit Vorliebe, Geschick und Erfolg geht der scharfsinnige Verfasser in den 72 Lesungen des Buches den willkürlichen Aufstellungen des modernen Unglaubens nach, und deckt den Mangel an Wissenschaft auf, welcher sich in den Werken seiner Koryphäen kundgibt. Dem Motto der ungläubigen Weltanschauung: „Wo der Glaube anfängt, da hört die Wissenschaft auf", wird die These entgegengestellt und siegreich durchgeführt: „Wo der Unglaube beginnt, da endet die Wissenschaft." Schon gleich die ersten Kapitel, in denen u. a. die Erschaffung des Menschen und die Hervorbringung der übrigen Schöpfung auf Grund der Kirchenlehre und der wirklich gesicherten Ergebnisse der Naturforschung dargelegt wird, erwecken für den Verfasser und seine Sache das günstigste Vorurtheil. Mit besonderer Vorliebe hat er die neuesten Angriffe der modernen neutestamentlichen Bibelkritik einer Prüfung unterzogen. Ein

1) Von seinem vortrefflichen „Winfrid oder das sociale Wirken der Kirche" ist soeben die vierte, sehr vermehrte und verbesserte, dazu mit einem alphabetischen Inhaltsverzeichniß in erwünschter Weise versehene Auflage erschienen.

Muster in dieser Beziehung ist die Lesung auf Ostersonntag über die Thatsache und das Geheimniß der Auferstehung des Heilandes. Neben der Vertheidigung der vornehmsten Artikel des Glaubens fesseln unsere Aufmerksamkeit die vielen socialen Fragen[1]), die hier mit vollendeter Sachkenntniß vom Verfasser beleuchtet werden. Wir nennen unter andern: Kirche und Staat, Gehorsam, Tagespresse, Liberalismus, Nächstenliebe und Toleranz, Zeitschriften, sittliche Weltordnung, Almosen und Luxus, katholische und nichtkatholische Literatur, Seeleneifer, Erziehung, Kunst und Wissenschaft. Welche Summe von großen Gedanken und weisen Rathschlägen in einzelnen Lesungen enthalten, dafür zeugt die Lesung: „Verschiedene Lebensanschauungen". Wo der Inhalt dieses Kapitels von der Jugend beherzigt wird, da ist die Frage der Erziehung der Kinder gelöst. Ein besonderer Vorzug der Schrift liegt in der Durchsichtigkeit des Stiles, aber nicht minder in der Genauigkeit der dogmatischen Ausführungen, für die ich mich besonders auf die Bemerkungen über den übernatürlichen Gnadenstand berufe. Die sehr würdevoll ausgestattete Schrift können wir den Mitgliedern der höheren Stände, insbesondere der studirenden Jugend nicht angelegentlich genug empfehlen.

1) Ausführlich beleuchtet der Verfasser dieses Thema in der oben erwähnten Schrift: „Winfrid, oder das sociale Wirken der Kirche". Trier 1895. XI, 495 S.

LXII.

## Aus Frankreich: Antikirchliches.

Durch Geffcken haben wir erfahren, daß Herr Korum deshalb von Bismarck zum Bischof von Trier empfohlen wurde, weil er durch seine gallikanische Erziehung an rückhaltlose Unterwerfung unter die Staatsgewalt gewohnt sei, deshalb sich Allem fügen werde. Daß der Altreichskanzler hierin sich gründlich getäuscht hat, ist sattsam bekannt. Nichtsdestoweniger hat Bismarck damit eine schwache Seite der Kirche Frankreichs herausgefühlt. Als Lehre ist der Gallikanismus längst todt, trotz aller Versuche der Wiederbelebung. Aber in Gewohnheiten und Uebung ist er noch voll in Wirksamkeit. Eine Menge Bestimmungen der Organischen Artikel, dieser Verkörperung des Gallikanismus, ist ebenfalls todt und kein Mensch denkt an deren Neubelebung. Die Bischöfe reisen, verlassen ihre Sprengel, gehen nach Rom, ohne die vorschriftsmäßige Erlaubniß einzuholen, und Niemand denkt daran, sie deshalb zu bestrafen. Aber zu einem Provinzial- oder gar Landesconcil, oder nur zu einer berathenden und beschlußfassenden Versammlung haben sich Geistliche und Bischöfe noch nicht aufgeschwungen.

Freilich, das Verbot solcher Versammlungen durch die Organischen Artikel befindet sich in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Gesetzgebung. In Frankreich gibt es seit der Revolution kein Versammlungs-, Vereins- und Genossenschaftsrecht mehr. Alle einschlägigen Veranstaltungen genießen

nur einer mehr oder weniger beschränkten Duldung, was natürlich die Gewalt der bestehenden Regierung ungemein vermehrt. Die dritte Republik hält an dem vom Kaiserreich erlassenen Gesetze fest, welches nur während drei Wochen vor den Abgeordnetenwahlen die Versammlungen freigibt. Sonst lassen die Behörden freilich ziemlich frei gewähren, gebrauchen ihre Machtbefugnisse nur in besonderen Fällen. Aber die Parteien finden es meist gerathener, sogenannte Privatversammlungen zu halten, zu welchen persönliche Einladungen ergehen und in denen gewöhnlich auch keine Berathung, keine Gegenrede statthat, sondern nur die im Voraus bestimmten Parteiredner auftreten. Vereine sind blos geduldet. Sie können keiner Auflösung verfallen, da sie gesetzlich nicht vorhanden, nur stillschweigend geduldet sind. Die Polizei schreitet natürlich sofort ein, wenn dieselben unbequem werden. Das berüchtigte Gesetz des Jahres 1791, welches Genossenschaften, Innungen, Zünfte und ähnliche Vereinigungen bei mehrjähriger Gefängnißstrafe untersagt, ist noch in voller Kraft. Nur wurde 1884 ein Gesetz erlassen, welches Fachvereine, Gewerbegenossenschaften gestattet, jedoch mit mehreren Einschränkungen. Namentlich ist diesen Vereinigungen der Vermögenserwerb sehr erschwert und eingeschränkt; z. B. Grundbesitz dürfen sie nur so viel haben, als für ihre genau umschriebenen Zwecke unentbehrlich ist. Thatsächlich herrscht auch Preßzügellosigkeit. Aber unbequeme Tagesschreiber werden doch mit schweren Strafen heimgesucht, natürlich Dank bestehender Gesetze.

In dieser Hinsicht kann man also eigentlich nicht sagen, daß die Kirche unter einer Ausnahmegesetzgebung stehe. Der eigentliche Unterschied besteht nur darin, daß gegen Geistlichkeit und Katholiken gegenwärtig das Gesetz mit weniger Nachsicht angewendet wird, als gegen Andere. Die Klöster und Ordensgemeinschaften stehen in einer Hinsicht schlechter da, als geschäftliche Genossenschaften (Aktiengesellschaften und dergleichen), welche nicht ohne Weiteres aufgelöst werden



können. Die Ordensgemeinschaften können gesetzlich anerkannt werden, in welchem Falle sie Vermögen nur mit Ermächtigung des Staates erwerben können, in ihrer inneren Ordnung und Thätigkeit aber ziemlich frei sind. Der Staat kann die Anerkennung jederzeit zurückziehen, das Vermögen wegnehmen und den Mitgliedern ein Jahrgeld auswerfen. Die nicht anerkannten Gemeinschaften können sich im Nothfall als Handels- oder Geschäftsgenossenschaften einrichten. Gewöhnlich bilden sie eine Art Erbverbrüderung, d. h. eine Anzahl Mitglieder stehen gesetzlich als Eigenthümer da, wobei Einer oder alle Ueberlebenden erben, für den Verstorbenen ein anderes Mitglied als Eigenthümer eintritt, um die gewohnte Zahl voll zu halten. Die nichtanerkannten Ordensgemeinschaften haben den Vortheil, daß sie im Vermögenserwerb keiner Einschränkung unterliegen, der Staat keine Einsicht in ihren Besitz hat.

Bei allen Umwälzungen seit 1789 sind diese Verhältnisse unberührt geblieben, haben fortgefahren, sich in angedeuteter Weise zu entwickeln. Nur im Augenblick eines Staatsumschwungs tritt eine vorübergehende Erweiterung aller Schranken ein, besonders was Versammlungen und Vereine betrifft. Merkwürdigerweise haben aber Geistliche und Bischöfe nie versucht, ebenfalls die augenblickliche Freiheit zu benützen. Besonders 1870 und 71, als Alles aus den Fugen ging, in der Hauptstadt wie in den Provinzen sich Gegenregierungen bildeten, hätte es doch nahe gelegen und wäre es eine Nothwendigkeit, eine vaterländische That gewesen, in Landes- oder Provinzialconcilien für die höchsten Güter, die schwer gefährdete Ordnung einzutreten. Was einmal zu solch löblichem Zweck geschehen, hätte zum zweiten Male schwerlich verhindert werden können. Der Entwicklung eines gedeihlichen Versammlungs-, Vereins- und Genossenschaftsrechts hätte ein solches Vorgehen der Bischöfe und Geistlichkeit nur förderlich sein können. Denn solches Recht hat noch nirgendwo bestanden und eine sichere Grundlage ge-

habt, wo nicht auch die Kirche sich im Besitze desselben befunden hat.

Die Kirche steckt in Frankreich, gleich der ganzen Gesellschaft, noch ganz in den Banden der cäsaristisch-revolutionären Verwaltung und Gesetzgebung, die ihren vornehmsten Ausdruck in dem „Code Napoleon" genannten bürgerlichen Gesetzbuch findet. Der Code Napoleon vernichtet die Stände durch ein Erbrecht, welches dem Staat die Verfügung über die Hinterlassenschaft zuschreibt, unerbittliche Zwangstheilung einführt, aber das Classenthum, den auf Geldbesitz fußenden Bourgeois-Staat schafft. Die Kirche ist in ihrem Wesen nicht davon berührt worden, wohl aber in ihren äußeren Einrichtungen und Ausgestaltungen. Hierin liegt auch ein Grund, warum die Geistlichkeit vielfach an ihrem Einfluß auf das Volk eingebüßt hat, trotz ihrer Hingabe und großartigen Liebesthätigkeit. In ihrer inneren Einheit, in Glauben und Lehre, in der Treue zum heiligen Vater steht die Kirche Frankreichs heute so geschlossen, so unerschütterlich da, als jemals. Aber in politischer Hinsicht empfindet sie alle Nöthen und Gebrechen des Bourgeois-Staates in höherem Grade als ihre Gegner. Denn diese sind politisch eingegliedert, gebrauchen alle Machtmittel, welche heutzutage Regierungen und Parteien zu Gebote stehen. Obwohl weit überwiegend zur Monarchie hinneigend, ist die Kirche doch politisch gespalten, schon weil die Monarchie hier unter drei Formen auftritt. Von der thätigen Politik ist sie dadurch und noch mehr durch die Gesetzgebung und Ueberlieferungen (seit 1789) ausgeschlossen.

Die staatliche Gesetzgebung wie die Regierung behandelt die Kirche als eine Staatsanstalt. Deßhalb haben die Kirche und ihre Einrichtungen, Pfarreien und Schulen, kein eigentliches Eigenthumsrecht sondern nur geduldeten Besitz. Die Pfarrgemeinde soll für Bau und Instandhaltung der Kirche und des Pfarrhauses aufkommen, aber diese gehören gesetzlich der Gemeinde oder dem Staat, welche nur im Nothfalle

und in sehr beschränkter Weise Zuschüsse leisten. Die Kirchenfabrik soll mit dem Stuhlgeld, den bei Beerdigungen und Hochzeiten gezahlten Gebühren, sowie den beim Gottesdienst gesammelten Gaben die Kosten desselben sowie den Unterhalt und selbst den Bau der Kirche bestreiten. Die Gemeinde tritt nur im Nothfalle ein. Die gesammten Leistungen der Gemeinden für die 32 bis 33,000 Pfarreien Frankreichs betragen blos sieben Millionen.

Die Bischöfe werden durch Vereinbarung zwischen der Regierung und dem päpstlichen Stuhl ernannt, die Beobachtung der Organischen Artikel ist ihnen zur Pflicht gemacht, letzteres natürlich nur unter Vorbehalt. Es gibt etwas über 3000 besser besoldete Pfarrer, welche nur nach Verständigung mit der Regierung vom Bischof ernannt werden können. Alle übrigen sind Hilfspfarrer (dessertvants), welche der Bischof frei ernennt und jederzeit abberufen kann. Die Regierung erzwingt oft Versetzung, ja Strafversetzung derselben, indem sie dem Betreffenden einfach die Bezüge wegnimmt, dazu alle möglichen Hindernisse in den Weg legt, ihn durch ihre Beamten drängen und verfolgen läßt. Der also mißhandelte Hilfspfarrer bittet dann gewöhnlich selbst um Versetzung. Bekanntlich hat die Regierung in den letzten Jahren mehrfach auch Bischöfen, sogar den Erzbischöfen von Lyon und Aix den Gehalt oder vielmehr die Staatsrente entzogen. Genützt hat diese Verfolgung freilich nicht viel, indem die freiwilligen Gaben der Gläubigen das Entzogene mehrfach (in Lyon fünffach) ersetzten. Aber für Bischöfe und Priester ist die Gehaltsentziehung dennoch immer unangenehm; sie ist eine Staatsacht, welche in diesem Lande, wo die Regierung so unerschöpfliche Mittel der Macht und Bedrängung besitzt, doch stets bedauerliche Störungen hat, oft das kirchliche Leben beeinträchtigt. Es wäre etwas ganz Anderes, ein wahrer Triumph der Kirche, wenn einmal allen Bischöfen und Pfarrern die Bezüge gesperrt würden. Dann würden alle, die noch einen Funken von Religion und Rechtschaffenheit besitzen,

für die Kirche einstehen und diese sofort zu einer ungeahnten socialen und politischen Macht erheben; ganz abgesehen von der Förderung des kirchlichen Lebens. Dies wissen die Tagesherrscher sehr wohl. Deßhalb halten sie am Concordat, an den Organischen Artikeln und auch am Cultusbudget fest. Nur daß sie dieses öfters beschneiden, außerdem aber die Gehaltsentziehung fortwährend als Damoklesschwert über dem Haupte jedes Bischofs und Pfarrers schweben lassen, wohl wissend, daß der Einzelne ja wehrlos ist, deßhalb bald klein beigeben oder Alles über sich ergehen lassen muß.

Wie man sieht, es fehlt der Kirche und ihren Anstalten, namentlich auch den Ordensgemeinschaften der sichere Rechtsboden unter den Füßen. Sie sind keine anerkannten, selbständigen, berechtigten Körperschaften, sondern nur geduldet. Bischöfe und Pfarrer sind mehr oder weniger in der Hand des Staates, der sie, außer den angegebenen Mitteln, auch durch den Staatsrath des Amtsmißbrauchs (appel comme d'abus) schuldig erklären lassen kann. Die anerkannten wie die nicht anerkannten Ordensgemeinschaften können ohne weiteres aufgelöst werden; es gibt keinen Richter für sie; die Anerkennung ist nur eine Begünstigung, die jeden Augenblick ohne irgendwelchen Grund entzogen werden kann.

Und in dieser ausgesetzten Lage sind die Häupter der Kirche in Frankreich, die berufenen Führer, die Bischöfe, der Freiheit beraubt, sich zur Verständigung über gemeinsame wichtige Fragen zu versammeln! Es ist dies eine Ausnahmestellung, da nur gegen die Kirche das Verbot berathender und beschließender Versammlungen streng aufrecht erhalten wird. Alle Parteien, Fachgenossen und Vereine halten solche Versammlungen, wenn auch oft nur in der gedachten Weise, als Privatversammlungen. Die Kirche muß alles über sich ergehen lassen, darf sich nicht über die Wahrung der eigenen Angelegenheiten verständigen. Die Kirche hat ungleich wichtigere Angelegenheiten zu vertheidigen als irgend eine Partei, aber ihr sind gerade die wichtigsten Mittel hiezu versperrt.

Dies trat am grellsten bei der Sache der Zuwachssteuer hervor.

Die Republik hat bewiesen, daß eine Regierung der Kirche empfindliche Schläge versetzen, sie nach Belieben verfolgen kann, ohne auf anderen Widerstand zu stoßen, als einige vereinzelte Verwahrungen. Die fast rechtlose Stellung der Kirche gestattet, dieselbe durch Gesetze zu schädigen, ohne die Staatsverfassung zu verletzen. Denn diese enthält keine Bürgschaften für die Rechte der Kirche. Die Verfassung ist ja die Grundlage des Laienstaates, welchen die Tagesherrscher anstreben und welcher über dem Concordat steht. Dieses ist zwar unzweifelhaft ein regelrecht zustande gekommenes Staatsgrundgesetz, aber vielfach, wie angedeutet, durch die widerrechtlich eingeführten Organischen Artikel lahmgelegt. Die regierenden Parteien üben die Lehre von der Trennung von Religion und Politik dergestalt aus, daß sie dieselben als fremde Gewalten gegeneinanderstellen, jedoch die Politik oben. Die liberalen Katholiken, derer in dieser Beziehung gar viele sind, trennen ebenfalls Religion und Politik dergestalt, daß erstere stets zu kurz kommt, die Unterwerfung unter alle beliebigen Maßnahmen der Regierung zur Regel, ja geradezu zur Pflicht wird.

Deßhalb ist bis jetzt durch keines der kirchenfeindlichen Gesetze die Verfassung ausdrücklich verletzt worden. Das Concordat bedingt nur die freie Uebung der katholischen Religion, den in dem beschränkten Sinne rechtlichen Bestand der Kirche mit ihren nothwendigen Anstalten und Einrichtungen. Eine wohlgesinnte Regierung kann daher auf Grund des Concordates alles Nothwendige gewähren, eine anders gesinnte Regierung ebensoviel entziehen, empfindliche Einschränkungen auferlegen. Durch die Verfassungen seit 1789 sind unzweifelhaft alle früheren der Kirche nachtheiligen Gesetze unwirksam geworden; dies hat aber nicht verhindert, dieselben anzurufen, um die Märzdekrete zu erlassen, kraft deren die nichtanerkannten Orden aufgehoben, die Mitglieder aus

ihren Häusern geworfen, diese und ihre Kirchen geschlossen wurden. Die Märzdekrete sind keine buchstäbliche, aber unzweifelhaft eine thatsächliche Verletzung des Concordates und der Verfassung. Dasselbe ist mit den die gottlose Schule und die Ehescheidung einführenden Gesetzen der Fall. Auch die Priester, welche in die Kaserne gesteckt werden, können sich auf eine Menge alter Bestimmungen und Rechte, selbst auf das Concordat, aber nicht auf den Buchstaben der Verfassung berufen. Diese bedingt Gleichheit vor dem Gesetz, folglich gleiche Wehrpflicht für Alle. Das wird einfach den Bestimmungen des Concordates entgegengesetzt. Bei der herrschenden Staatspraxis wird es schwer, der Menge das ältere Recht der Kirche begreiflich zu machen, sie für dasselbe zu begeistern. Das Schulgesetz z. B. wurde unter dem Deckblatt der religiösen Neutralität mundgerecht gemacht. Kurz, keines der bisherigen kirchenfeindlichen Gesetze konnte der Menge als eine Verletzung der kirchlichen und Volksrechte nachgewiesen werden. Das Volk empfand dieselben schmerzlich, kämpfte dagegen, suchte sie zu umgehen, fügte sich aber mit angewohnter Demuth. Die Ehescheidung insbesondere ist eine natürliche Folge der durch die Revolution (Code Napoleon) eingeführten Staatsehe.

Die Märzdekrete entsprechen ganz dem Geist der herrschenden Gesetzgebung, welche alle Genossenschaften verwirft, also die Auflösung der Ordensgemeinschaften bedingt. Sie sind gegen Genossenschaften, nicht gegen Personen gerichtet, verletzen keines der Grundrechte, eben weil diese keine Genossenschaften kennen. Das Gesetz, welches die Zuwachssteuer einführt, ist das erste, welches ausdrücklich nicht bloß gegen den Geist, sondern auch gegen den Buchstaben der Verfassung und der allgemein anerkannten Grundrechte verstößt. Dasselbe wurde 1885 beschlossen und bestimmte, daß bei dem Tode eines Mitgliedes der Ordensgemeinschaften von dessen Hinterlassenschaft, d. h. dem auf dasselbe entfallenden Antheil an dem gemeinschaftlichen Vermögen Erb-

steuer bezahlt werden müsse. Die Bezeichnung droit d'accroissement wurde gewählt, weil angenommen wurde, durch solche Hinterlassenschaft erlange das Vermögen der Ueberlebenden einen Zuwachs, dabei wurde die Steuer in allen Bezirken eingefordert, in welchen der betreffende Orden Niederlassungen, sei es auch nur Eine Lehrschwester, besaß. Manche Ordensgemeinschaften besitzen viele Hunderte von Niederlassungen. Nach dem französischen Gesetz wird jeder Erbschaftsantheil für mindestens 20 Fr. (mit 0,20 Fr.) besteuert, jeder Bruchtheil über 20 Fr. zahlt wiederum denselben Satz. Auf diese Weise kamen Ungeheuerlichkeiten heraus: es wurde bei einem einzigen Todesfall oft mehr Zuwachssteuer gefordert, als das ganze Vermögen der Gemeinschaft betrug. Die Gerichte entschieden gegen diese Vervielfältigung der Steuer, verwarfen diese selbst kraft des allgemein giltigen, von Allen anerkannten Grundsatzes, daß keine Doppelbesteuerung stattfinden, dieselbe Steuer nicht zweimal auf dieselbe Person oder Sache gelegt werden dürfe. Die Zuwachssteuer aber deckt sich vollständig mit der Todtenhandsteuer, welche mit 10,90 Fr. von 10,000 Fr. erhoben wird, um den Staat für die Besitzwechsel- und Erbsteuer schadlos zu halten, welche ihm bei den Gemeinschaften entgeht, da deren Vermögen den Besitzer nicht wechselt. Außerdem ist 1881 den Gemeinschaften eine Ertragsteuer auf all ihren Besitz, Kleider, Hausrath, Kapellen und deren Schmuck &c. auferlegt worden. Es wird angenommen, daß all diese Besitzthümer 5 v. H. Ertrag gewähren, von dem dann 4 v. H. Steuer erhoben werden. Diese Steuer wurde damit begründet, daß Aktien- und dergleichen Gesellschaften 4 v. H. ihres Reinertrages als Steuer zahlen, bei Ordensgemeinschaften, die ja alle so reich seien, aber keine Jahresabrechnung aufgestellt, also auch der Reinertrag nicht angegeben werde. Das Volk ist ja leicht in dem Glauben zu erhalten, die Ordensgemeinschaften, welche mehr Gutes thun als die Millionen- und Milliardenbesitzer insgesammt, müßten un-

ermeßlich reich sein. Daß die Ordensleute alle gewöhnlichen Abgaben zahlen, ist wohl nicht nöthig besonders zu betonen.

Da die Zuwachssteuer in der ersten Form nicht durchgeführt werden konnte, wurde dieselbe durch das am Charfreitag von der Kammer genehmigte, und am Osterdienstag (16. April 1895) vollzogene Gesetz in eine Jahressteuer verwandelt. Fortan sollten die Gemeinschaften jährlich 0,30 von 100 Fr. des Rohwerthes all ihres Besitzes bezahlen. Damit stellt sich die Zuwachssteuer, jetzt taxe d'abonnement genannt, noch unzweifelhafter als eine widerrechtliche Wiederholung der Todtenhandsteuer dar. Zugleich bestimmt das Gesetz, daß die Gemeinschaften die seit zehn Jahren rückständige Zuwachssteuer bis zum 15. Oktober d. Js zahlen, obgleich die Gerichte dieselbe als widerrechtlich erklärt und verworfen haben. Es sind etwa 10 bis 12 Mill., denn im Falle der Weigerung sofort 3 bis 4 Mill. Strafe und Kosten hinzugeschlagen werden. (Einige Gemeinschaften hatten die Zuwachssteuer bezahlt, darunter die Kleinen Armenschwestern, deren Oberin sich durch die Frau Carnot dazu bereden ließ; aber die versprochene Entschädigung blieb aus, die Armenschwestern mußten das Geld für die Steuer zusammenbetteln.)

Das Gesetz hat noch eine Fußangel. Die Gemeinschaften, welche der Wohlthätigkeit oder auswärtigen Missionen gewidmet sind, können für den diesen Zwecken entsprechenden Theil ihres Vermögens von der Steuer entbunden werden. Aber es sind die Behörden, welche diesen Theil ausmitteln und überhaupt bei allen den gedachten Steuern den Bestand des Vermögens feststellen. Dadurch werden auch Klosterregeln, Clausur u. s. w. verletzt. Dafür müssen noch besondere Gebühren erlegt werden, während andere Erben selbst den Werth der fahrenden Habe angeben, die Aktien-, Handels- und dergleichen Gesellschaften bloß ihren Reinertrag anzugeben haben, und von diesen Steuern zahlen, während den Gemeinschaften Vermögen und Einkommen behördlich

angedichtet werden, um besteuert werden zu können. Es ist denn auch ausgerechnet worden, daß die Gemeinschaften jetzt schon zehnmal mehr Steuern zahlen als jene Gesellschaften; mit der Zuwachssteuer werden es noch mehr sein. Die Gemeinschaften würden durch das Gesetz vom 16. April, besonders auch wegen der Entbindung für den der Wohlthätigkeit und auswärtigen Missionen entfallenden Vermögenstheil, ganz in die Hand der Behörden gerathen. Dadurch wird auch der eigentliche Zweck des Gesetzes klar. Die dem Unterricht gewidmeten Gemeinschaften würden nicht von der Steuer entbunden, sondern durch dieselbe zu Grunde gerichtet. Damit wären ihre 14000 Schulen der Vernichtung geweiht, und die christliche Erziehung des Volkes schwer geschädigt.

Freilich, nach den amtlichen Ausweisen ist die Zahl der Zöglinge dieser Schulen von 916,253 im Jahre 1886 auf 1,127,560 im Jahre 1892, also um 211,307 gestiegen. Im selben Zeitraum ging die Zahl der Zöglinge der gottlosen Staatsschulen von 4,505,109 auf 4,281,183 also um 223,926, zurück. Die Gesammtzahl der Schüler fiel um 12,609, von 5,421,362 auf 5,408,753: eine Folge der Minderung der Ehen und Geburten, des Umschlags der natürlichen Mehrung in natürliche Minderung der Bevölkerung.

Die Lage und die unter den Katholiken herrschenden Strömungen werden am besten durch den Briefwechsel des Bischofs von Seez mit dem Grafen de Northays gekennzeichnet. Der Graf hatte Unterwerfung unter das Gesetz vom 16. April durch eine längere Begründung empfohlen. Msgr. Tregare antwortet darauf:

„Was Sie empfehlen, haben wir seit fünfzehn Jahren gethan, jedesmal waren wir von unseren Feinden angegriffen worden. Mit welchem Erfolg? Die ungeheuerlichen Märzdekrete erschienen, wir unterwarfen uns ohne Widerstand. Durch diesen Erfolg ermuthigt, beeilten sich unsere Feinde, das gehässige Schulgesetz einzuführen, wir beugen uns. Das schänd-

liche Gesetz der Ehescheidung folgt, gefährdet die Familie; auch diesmal begnügt man sich zu jammern. Dann werden die Seminaristen, selbst die Priester vom Altar, in die Kaserne geschleppt. Darauf wird das Gut der Pfarrkirchen mittelst des Gesetzes über die Kirchenfabriken weggenommen. Die Geduld, die Unterwerfung der Katholiken bleiben unerschütterlich bei all diesen Ungeheuerlichkeiten. Unsere Urenkel werden dergleichen nicht begreifen, sich darob empören. Und jetzt empfehlen sie uns Unterwerfung bei der Zuwachssteuer! Ist denn nichts im Stande Ihnen die Augen zu öffnen? Mit der Zuwachssteuer sind unsere Gegner nicht zufrieden, sie bereiten ein Genossenschaftsgesetz vor, welches weitere tiefe Wunden schlägt. Weitere Gesetze werden folgen bis zur völligen Vernichtung der Kirche in Frankreich. Das Geld, das man uns nimmt, ist Nebensache bei Menschen, welche über Milliarden verfügen und dieselben so schlecht anwenden. Nein, die haß- und wutherfüllten Freimaurerlogen wollen mehr: den Tod des christlichen Frankreich. Daher diese Reihenfolge feindlicher Gesetze, welche auf diesen Zweck hinzielen Wir haben das Recht und die Pflicht, uns gegen die Zuwachssteuer zu erheben, da dieselbe sich in grellem Widerspruch mit der Verfassung befindet".

„Sie sagen, die französischen Katholiken entbehrten der Festigkeit und Thatkraft, welche den Sieg verbürgen. Wir sollen nicht dessen fähig sein, was die deutschen und belgischen Katholiken gethan! Vielleicht verdienen wir diesen Tadel einigermaßen, da die entmannenden Lehren der Revolution viele Opfer gefordert haben. Es fehlte uns ein Windthorst, wie ihn Deutschland gehabt, es fehlt uns die religiöse Freiheit unserer belgischen Nachbarn. Aber sollen wir deßhalb die Hoffnung aufgeben, nicht kämpfen? Wissen Sie nicht, daß es immer noch Sieg ist, wenn man beim Kampf um Freiheit und Gerechtigkeit der rohen verhaßten Gewalt des Stärkeren unterliegt?"

„Wir sind keine Empörer; mehr als 15 Jahre Geduld und Nachgiebigkeit bis zur Schwäche, ja bis zur Pflichtvergessenheit — denn der Schrei des Gewissens hat sich mehrfach geltend gemacht — beweisen es genugsam Wir sind Unterdrückte, welche Gerechtigkeit fordern, Franzosen, welche ihre

Bürgerrechte verlangen im Namen der Gleichheit vor dem Gesetz, im Namen der Freiheit, die der Mensch von Gott selbst erhalten, im Namen der christlichen Brüderlichkeit. Wir wollen keine Paria, keine Heloten in unserem Vaterland sein. Wir können mit dem hl. Paulus ausrufen: Civis gallicus sum. Zurück mit den Fremden, die uns schon zu lange unterdrücken! Zurück die jüdische Freimaurerei, welche Frankreich dem Abgrund zuführt, indem sie ihm den Glauben rauben, der es zur Königin der Völker gemacht hatte, und der allein ihm seine alte Herrlichkeit wieder verschaffen kann. Indem wir unsere geheiligten Rechte vertheidigen, kämpfen wir immer noch für das Heil Frankreichs".

Und was antwortet hierauf der Graf de Northays: „Ihre Erklärung ist so schwerwiegend, daß, sollte sie buchstäblich genommen werden und alle ihr Folge leisten, die Stellung der Kirche Frankreichs zur Staatsgewalt gänzlich umgestaltet werden würde. Sie meinen vielleicht nur das Gesetz vom 16. April und die demselben folgenden Maßnahmen. Aber es fehlt nicht an leidenschaftlichen Geistern, welche Ihre Erklärung auch auf die früheren Gesetze beziehen, denen zu widerstehen Sie ja als eine Pflicht bezeichneten. Wenn man in der Unterwerfung bis zur Pflichtvergessenheit gegangen ist, so wird man endlich dem Ruf des Gewissens folgen müssen. Man fragt vergeblich nach den Gründen, um diejenigen ungerechten Gesetze auszusondern, denen man sich unterwerfen soll, während man den andern unbedingte Ablehnung entgegensetzt. Man begreift dies umso weniger, als diese Aussonderung nicht zu Gunsten der unheilvollsten Gesetze, z. B. des Wehrzwangs der Priester, statthaben soll. Warum von den Gemeinschaften, welche ihr Dasein auf's Spiel setzen, Ungehorsam gegen ein Steuergesetz verlangen, während man ohne Widerspruch den Wehrzwang der Priester hinnimmt? Wie sich die Dinge jetzt entwickeln, fürchte ich, werden wir folgerichtig in den gefahrvollen allgemeinen Widerstand gestürzt. Durch den einmüthigen Wider-

stand gegen die Zuwachssteuer werden wir in den Widerstand gegen alle aufgezählten Gesetze gedrängt, ein Abenteuer, bei dem die Kirche viel zu verlieren, aber nichts zu gewinnen haben würde. Wenn der Widerstand gegen das Gesetz vom 16. April diese Folge haben soll, so bin ich mehr als je für Unterwerfung."

Man traut seinen Augen kaum beim Lesen dieser Ausführungen, welche aber vorzüglich die Geistesverfassung eines großen Theiles unserer Katholiken kennzeichnet. Sie fürchten sich mehr vor dem Staat als vor Gott, schrecken vor jeglichem Kampfe, jeglichem persönlichen Opfer zurück, sind so kleinmüthig, daß sie keine andere Möglichkeit als die der Niederlage der Kirche voraussehen. Sie beklagen die feindlichen Gesetze, sehen deren Schädlichkeit ein, unterwerfen sich aber, um nicht in ihrer Bourgeois-Bequemlichkeit gestört zu werden. Darum hat der hl. Vater schon mehrfach eindringlich gewarnt, u. A. in dem Breve zur Einweihung der Herz-Jesu-Kirche auf dem Montmartre, wenn es in der bisherigen Weise weiter gehe und kein Halt geboten werde, müßte schließlich die Kirche in Frankreich ausgerottet werden.

Es liegt in der Natur des Menschen wie der Kirche, Unrecht und Widerwärtigkeiten zu ertragen, so lange Hoffnung auf deren Milderung da ist. Wenn aber die Verfolgung immer stärker wird und kein anderes Mittel zur Rettung bleibt, dann tritt der Widerstand ein. Wenn das Maß voll ist, dann lauft es über. Hat nicht der Papst den Anschluß an die Republik dringend empfohlen, um der Verfolgung alle Vorwände zu benehmen und so den gesetzmäßigen Widerstand zu rechtfertigen, von allen Nebenzwecken zu trennen? Als 1880 die Märzdekrete vorbereitet wurden, legte die Regierung dem hl. Vater nahe, man wolle dieselben auf die Jesuiten beschränken; diese allein sollten aus ihren Niederlassungen vertrieben werden, die anderen nichtanerkannten Gemeinschaften aber unbehelligt bleiben, wenn sie eine Erklärung unterzeichnen wollten, worin sie sich der Republik

unterwerfen. Die andern Ordensgemeinschaften waren anfangs Willens, ihr Schicksal nicht von demjenigen der Jesuiten zu trennen, da nur einmüthige Haltung den Feinden Bedenken einflößen könnte. Auf ausdrücklichen Wunsch des heil. Vaters unterzeichneten sie die verlangte Erklärung, wurden aber trotzdem ausgewiesen. Die Radikalen hatten das Zögern, Unterhandeln der Regierung mit Rom gemerkt und sich beeilt, das Ministerium zu stürzen, damit das nachfolgende die Märzdekrete in ihrer ganzen Schärfe ausführen könne.

Seither hat der hl. Vater keinen solchen Versuch mehr gemacht. Von Anbeginn ließ er, meist durch den Cardinal Rampolla, die Zuwachssteuer als eine Ungerechtigkeit erklären, gegen welche man sich wehren müsse; jedoch müsse der Widerstand einmüthig und selbstverständlich gesetzmäßig sein, um zu einem gedeihlichen Ausgang zu führen. Diesen Anweisungen entsprechend war auch die Denkschrift der Cardinal-Erzbischöfe Richard von Paris und Langenieux von Rheims, welchen etwa zwei Drittel der französischen Bischöfe öffentlich zustimmten. Nach verschiedenen Vorberathungen der Ordensobern und Vertreter großer Mutterhäuser wurde ein Ausschuß der Ordensleute eingesetzt, welcher im selben Sinne sich aussprach, den unthätigen Widerstand also empfahl: auf keine Aufforderung zur Zahlung zu antworten, sich in nichts einzulassen, nicht Rede zu stehen, aber die Beamten höflich empfangen, sie gewähren zu lassen, wenn sie pfänden und sonstige Maßnahmen treffen würden, um die Steuer einzutreiben. Nach und nach haben neun anerkannte männliche Orden mit 840 Niederlassungen in Frankreich mit 13 bis 14,000 Mitgliedern, siebenzehn nichtanerkannte Orden mit 238 Niederlassungen und mehreren Tausend Mitgliedern und außerdem Frauengemeinschaften mit mehr als 100,000 Mitgliedern zugestimmt. In 37 Sprengeln haben alle Frauengemeinschaften einstimmig, in 8 anderen nahezu einstimmig, in 11 Sprengeln die Hälfte der Frauengemeinschaften unthätigen Widerstand beschlossen. Ueber 24 Sprengel ist nichts

Gewisses bekannt, nur in 3 Sprengeln wurde die Zahlung einstimmig, in einem nahezu einstimmig beschlossen.

Auf Veranlassung der Schulbrüder wurde von dem bei Ausführung der Märzdekrete abgetretenen Staatsanwalt Louchet ein Gutachten abgefaßt, welches auf Zahlung schließt, weil man das kleinere Uebel wählen müsse, die Verantwortung für die Folgen des Widerstandes (Auflösung der Schulen, Verlust der staatlichen Anerkennung) nicht auf sich nehmen könne. Anderseits wurden in Rom, auch von der Regierung aus, unausgesetzt Anstrengungen gemacht, um andere Weisungen zu erlangen. Der Cardinal Rampolla deutete denn auch in einem Schreiben an: der einmüthigen Haltung der Ordensgemeinschaften widerstrebe nicht, auch die gesetzliche Stellung derselben zu berücksichtigen. Mit anderen Worten, die anerkannten Gemeinschaften können sich unterwerfen, wenn sie glauben, damit besser zu fahren. Ein Ordensoberer erlangte außerdem die Antwort, er beschwere sein Gewissen nicht, wenn er nach gewissenhafter Ueberlegung und Berücksichtigung aller Umstände die Steuer zahle. Es ist also eine Gewissenssache, bei der jeder Einzelne frei seinen Entschluß fassen kann. Aber dabei ist doch immer keine Rede davon, daß der Papst den Widerstand verwirft.

Man sieht hieraus, daß gar viele vor dem Kampfe zurückschrecken, sich auf Gründe der Nützlichkeit zu stützen suchen, um ihren Rückzug zu decken. Sehr bündig und treffend erklärte Dom Wyart, Generaloberer der Trappisten, diese würden die Zuwachssteuer zahlen, wenn auch die weltlichen Gemeinschaften (Aktien- und dergleichen Gesellschaften) dasselbe thäten. Dies ist das Richtige. Es handelt sich bei der ganzen Sache um das gleiche Recht der Katholiken, der Ordensleute, also um eine rein bürgerliche Rechtsfrage, bei der es gar nicht nöthig ist, den Papst eigens zu befragen, der auch deshalb den Widerstand nicht gebieten kann. Wenn die Ordensleute die Steuer zahlen, geben sie zu, daß sie nicht gleichberechtigte Bürger sind, der Staat das Recht

hat, sie mit Ausnahmegesetzen zu schlagen. Welchen Werth hat dann noch die staatliche Anerkennung, welche ohnedies so viele Verbindlichkeiten auferlegt und jederzeit widerrufen werden kann? Die ärmeren Gemeinschaften, welche die Mehrheit bilden, werden in einigen Jahren fertig sein; die anderen werden mittelst des in Vorbereitung befindlichen Genossenschaftsgesetzes abgethan, welches alle kirchlichen Genossenschaften unmöglich machen wird.

In letzter Stunde (am 29. Sept.) hat der Cardinal-Erzbischof das bekannte Schreiben an den Präsidenten der Republik gerichtet, in welchem er ausdrücklich auf die Einwirkung und Umtriebe der „freimaurerischen Sekten" Bezug nimmt. Das ist nicht zu verwundern. Alle kirchenfeindlichen Gesetze sind von anerkannten Freimaurern beantragt, befürwortet, genehmigt und durchgeführt worden. Die republikanischen Blätter haben daraus auch gar kein Hehl gemacht, und die geheimen Zeitschriften der Loge wiesen nach, daß die Republik überhaupt das Werk der Freimaurerei sei. „Die Loge ist die geschlossene Republik, die Republik ist die offene Loge", wurde von zuständiger Stelle versichert. Die republikanischen Blätter haben genugsam Berichte aus den Logen gebracht, wornach dort alle politischen Angelegenheiten besprochen, der Feldzugsplan gegen die Kirche festgestellt, die kirchenfeindlichen Gesetze vorbereitet wurden. Mac Mahon und Casimir Perier wurden zum Rücktritt gezwungen, weil sie nicht Freimaurer waren. Von katholischer Seite ist daher in Rom und Paris die Veranstaltung eines internationalen Congresses und Bildung von Vereinen gegen die Freimaurerei in die Hand genommen worden. Darauf hat ein Würdenträger der Loge sich im „Matin" also vernehmen lassen:

„Neue heftige Kämpfe stehen bevor; die Haltung der Klerikalen läßt hierüber keinen Zweifel. Der Plan, antifreimaurerische Listen anzulegen, beweist, daß man uns selbst persönlich, wirthschaftlich angreifen, bekämpfen will. Die jetzigen

Angriffe sind nützlich. Wir schließen uns zusammen und geh schärfer vor. Wir haben ein Ideal, welches das Gegenstück d religiösen Ideals ist; wir besitzen eine Sittenlehre, welche üb derjenigen unserer Gegner steht. Wir bezwecken die wahr republikanische Einigung; ohne diese bleibt die Republik vo ihren Feinden bedroht, Dank den Freiheiten, die sie ihnen g währt. Unsere Sittenlehre ist das Mark der wahren Republi Man nennt uns Internationalisten. Wir hassen den Krieg un wünschen, daß Europa mehr an Amerika denkt, seinen wirth schaftlichen Nebenbuhler. Die heutigen Vaterländer sind nu der Weg zum künftigen Vaterland, der ganzen Welt. Herr de Monsabré hat bei der achthundertjährigen Feier der Kreuz züge in Clermont die Christenheit aufgefordert, gegen uns di Waffen zu ergreifen. Acht Tage darauf kam Felix Faure al Redner der Loge Aménité du Havre nach Clermont, wo ih 300 Brüder umgaben, die von 65 Logen zu den Enfants d Gergovie gekommen waren. Auf seiner ganzen Reise folgten sich die freimaurerischen Kundgebungen fast ohne Unterlaß unsere Gegner haben sich überzeugen können, daß unser Orden noch nicht von dem Boden Frankreichs verschwinden will, i dem er so tiefe Wurzeln gefaßt. Wir lassen uns nicht un gestraft auf den Fuß treten. Man will mit uns aufräumen, vielleicht aber räumen wir mit unsern Gegnern auf".

Das bedarf keiner weiteren Erläuterung. Natürlich is nicht vorauszusehen, wie der Widerstand verlaufen wird Unzweifelhaft werden alle eifrigen und thätigen Katholiken mit dem Widerstand der Gemeinschaften sein und denselben beistehen. Nimmt der Kampf den Umfang an, welchen d bisherigen Geschehnisse voraussetzen lassen, dann wird sich die öffentliche Meinung damit beschäftigen, Jedermann wird dann inne werden, um was es sich handelt. Da hier das Bewußtsein der Gleichheit vor dem Gesetze alle Franzosen beherrscht, ist es möglich, ja nicht unwahrscheinlich, daß di öffentliche Meinung ebenfalls auf Seite der Widerstehenden tritt. Denn es leuchtet doch Jedem ein, daß Niemand mi einer Ausnahmesteuer geschlagen werden soll, weil er Priester



Schulbruder oder Barmherzige Schwester ist. Sonst könnte ja Jeder, jeder Stand, jede Classe der Staatsbürger eigens mit einer Ausnahmesteuer heimgesucht werden.

Hiezu kommt, daß jetzt die Landbevölkerung wegen des Gesetzes über die Kirchenfabriken (Einkünfte der Pfarrkirchen) in Mitleidenschaft gezogen wird. Dieses seit 1893 erlassene Gesetz hat bis jetzt nicht ausgeführt werden können, schon allein aus sachlichen Gründen. Es schreibt eine verwickelte Buchführung, Bekundung aller Einnahmen und Ausgaben durch den Steuerheber und sonstige umständliche Förmlichkeiten vor, welche in den allermeisten Pfarreien unmöglich durchzuführen sind. Es würden dazu eine Menge Beamten erforderlich sein, die mehr kosten, als die Kirchenfabriken vereinnahmen und von den Gemeindekassen erhalten. Im Ganzen zahlen letztere jährlich etwa 7 Millionen an die Kirchenfabriken, kaum ein Hundertstel der Gemeindeausgaben. Das Eingreifen des Papstes ist unvermeidlich. Denn das Gesetz verletzt das Concordat, indem es die dem Bischof verbürgte Verwaltung des Kirchengutes auf den Staat überträgt. Der Bischof aber ist durch sein Amt verpflichtet, sein Recht auf diese Verwaltung zu wahren: nur der Papst kann ihn von dieser Pflicht entbinden und gestatten, daß dem Staat die Verwaltung des Kirchenguts überlassen wird.

Der Bischof von Annecy, Msgr. Isoard, einer der ersten, welche der Weisung des hl. Vaters entsprochen und sich der Republik angeschlossen haben, schreibt aber: „Die Regierungen, welche sich seit dem 90jährigen Bestande des Concordates gefolgt sind, bestanden aus Männern, welche nicht die Absicht hatten, Kirche und Christenglauben in Frankreich zu zerstören. Oder wenn sie solche Absicht hatten, verschoben sie die Verwirklichung auf spätere Zeiten. Heute ist es anders, ja ganz das Gegentheil. Die bei jedem Anlaß geführte Sprache, die wohlberechnete Folge der seit fünfzehn Jahren getroffenen Maßnahmen lassen keinen Zweifel in dieser Hinsicht! Die Gesetzgebung, welche sich aus den

1804 zwischen dem hl. Stuhl und der Republik geschlossenen Abkommen entwickelt hat, ist zu einem Werkzeug geworden, in Frankreich unsere heilige Religion zu schwächen, zu erschöpfen und zu vernichten. Die Katholiken haben daher die Pflicht, mit allen Mitteln die betreffenden Gesetze zu bekämpfen."

Am 15. Oktober war die Frist abgelaufen für die durch das Gesetz vom 16. April gebotene Zahlung des 10 bis 12 Millionen betragenden Rückstandes der Zuwachssteuer, worauf am folgenden Tage die Eintreibung mittelst Zwang beginnen sollte. In diesem letzten Augenblicke schrieb Msgr. Perraud, Bischof von Autun, an den Präsidenten, die Ausführung des Gesetzes aufzuschieben, die Frage zur nochmaligen Prüfung der Kammer vorzulegen, das Gesetz in ein allgemeines Gesetz umzuwandeln, welches nicht einzig gegen Leute gerichtet sei, welche einen gewissen Rock tragen. Angesichts des Erfolges in Madagaskar, über den sich alle Franzosen einmüthig freuten, möchte man doch die Eintracht nicht durch ein Gesetz stören, gegen welches sich die gewichtigsten Männer ausgesprochen hätten.

Unzweifelhaft treiben wir einem Umschwung in den Stellungen entgegen. Alle Katholiken, oder doch die meisten, fühlen es, daß das Dasein der Kirche auf dem Spiele steht, wenn es also fortgeht, immer neue Schläge gegen dieselbe geführt werden. Denn jeder Schlag ist ein Erfolg für die Gegner, welche dadurch in ihrem Vorhaben bestärkt werden, stets wieder zu einem weiteren Schlage auszuholen. Wenn jetzt nicht Widerstand geleistet wird, wo die Sache auf der Hand liegt, wann soll er denn eintreten? Oder soll die Kirche in Frankreich erst durch das Uebermaß der Verfolgungen, wenn sie der Vernichtung nahe ist, durch einen plötzlichen Glücksfall gerettet werden? Denn bei der jetzigen Republik ist eine Besserung nicht zu hoffen und erscheint unmöglich.

Schließlich sei auch der Rechnerei der Republikaner ge-

dacht. Gambetta hat einst, als er die von ihm getäuschten Arbeiter födern wollte, denselben die 1200 Millionen Fr. der Congregationen versprochen. Einige Zeit nachher, 1881, stellte die Regierung deren Vermögen auf 900 Millionen fest; 1890 fand sie nur 560 und 1893 nur noch 497 Millionen. Doch wohl der beste Beweis, daß die Behörden sich anfangs schwer geirrt hatten. Dabei zählen die Ordensgemeinschaften 150,000 Mitglieder, ernähren überdieß 2 bis 300,000 Waisen, Greise und Krüppel. Sie bilden mit diesen Armen ein Achtzigstel der Bevölkerung Frankreichs, besitzen aber hienach nur ein Vierhundertvierzigstel des auf 220 Milliarden angesetzten Besitzes aller Franzosen.

— —

## LXIII.

## Christlich oder katholisch?

Patriotische Betrachtung eines Oesterreichers.

### I.

Die am 29. Oktober erfolgte Wahl des Dr. Lueger zum Bürgermeister von Wien hat die sog. Wiener Bewegung zu einem vorläufigen Abschluß gebracht. Die leidenschaftlichen Ausbrüche des Hasses der liberalen Presse Oesterreichs, der zufolge Lueger der Mann ist, „der Weihwasser und Petroleum mischt", beweisen, daß mit dem Wahlsiege der antiliberalen Partei und mit dem künftigen Bürgermeister ein neuer Curs begonnen hat. Dasselbe drückte sich in der enthusiastischen Freude über dieses noch vor Jahresfrist ungeahnte Ereigniß auf Seiten der siegreichen Wähler aus. Indeß ist das Urtheil über den Charakter des Sieges nicht bei allen Freunden der guten Sache, d. h. bei denen, welchen das Wohl der Kirche in Oesterreich und des alten Habsburgerreiches am Herzen liegt, dasselbe. Den be-

geisterten Hoffnungen für die Zukunft der einen bringen die anderen eine kühle Zurückhaltung entgegen, die ihrer Versicherung der freudigen Theilnahme am Siege nicht geringen Abbruch thut. Nicht blos in Oesterreich, sondern auch im Auslande werden die Wiener Wahltage vom September als ein „Sieg des Kreuzes" und der katholischen Sache gepriesen. Dem gegenüber stellten gerade ausgesprochen katholische Tagesblätter Oesterreichs diesen Charakter in Zweifel oder bestritten sogar, daß man von einem Siege der Katholiken reden könne. In dieser Meinungsverschiedenheit kommt der Streit der katholisch-conservativen und der christlich-socialen Partei zum scharfen Ausdruck. Die sehr kühle Beurtheilung des Sieges, welche P. Albert Weiß O. Pr., unter dem Titel: „Persönliche Glossen über die gegenwärtige Lage" in der Linzer Quartalschrift (1895, 4. Heft) veröffentlicht hat, wurde als „sehr beachtenswerth" von allen katholisch-conservativen Blättern nachgedruckt, während sie von dem Wiener Organe der christlich-socialen Partei in geradezu wegwerfender Weise eine sehr kurze Abfertigung erhielt. Gleich hier sei bemerkt, daß jede gerechte Kritik der „Glossen" des berühmten Apologeten die aufrichtige und edle Absicht desselben anerkennen muß, auch wenn sie seinen Ansichten nicht zustimmen könnte.

Mehr und mehr hat dieser Gegensatz der Gesinnungen seinen Ausdruck in den Worten „christlich" und „katholisch" gefunden. Von höchstem Interesse ist es, daß der Streit um diese Worte gerade zwischen dem Hauptorgan der katholisch-conservativen Partei, dem Wiener ‚Vaterland', und dem bedeutendsten katholischen Blatte in Rom, dem Osservatore Romano, entbrannt ist[1]) und zwar aus Anlaß der Danksagung, welche Dr. Lueger nach den Wahlsiegen „an die hochgeehrten P. T. Herren christlichen Wähler

---

1) „Vaterland" Nr. 283, Morgenblatt.

Wiens“ am 29. September gerichtet hat [1]) „Wir danken“, heißt es darin, „dem christlichen Volke für die zahlreiche, geradezu überraschende Betheiligung an dem Wahlakte u. s. w.“ Der Osservatore Romano hat nun in der freien Uebersetzung dieser Kundgebung an allen Stellen, wo Lueger das Wort „christlich“ gebraucht hat, den Ausdruck „katholisch“ dafür eingesetzt, wie er überhaupt die Danksagung „agli elettori cattolici“ adressirt sein läßt. Das ‚Vaterland‘ hat diese Vertauschung von „christlich“ mit „katholisch“ für Fälschung erklärt und den Osservatore Romano formell zu einer offenen Erklärung über diese Fälschungen herausgefordert. Entsprechend dieser Aufforderung theilte der Osservatore Romano mit, daß er absichtlich den Ausdruck „christlich-social“ mit „katholisch“ vertauscht habe, weil er seinen italienischen Lesern, denen die Namen der Parteiunterschiede in Oesterreich nicht bekannt seien, eine mehr sinn- als wortgetreue Uebersetzung habe bieten wollen. Er sei aber berechtigt gewesen, die Christlich-Socialen als „katholisch“ zu nennen, weil man in Italien unter „katholisch“ eben Vertheidiger der Kirche und der Religion verstehe, und weil die österreichischen Christlich-Socialen eben nur Katholiken und zwar praktische Katholiken seien. Das ‚Vaterland‘ hinwieder in seiner Entgegnung betonte zunächst, daß Lueger sich nicht an die „Christlich-Socialen“, die nur einen Theil der Wähler ausmachen, gewendet habe. Dementsprechend habe derselbe in seiner Danksagung den Namen „Christlich-Social“ gar nicht gebraucht, habe ihn auch gar nicht brauchen können, weil er mit der Bezeichnung „christliche Wähler“ nicht blos die eine Partei der Wähler, die „Christlich-Socialen“, sondern auch deren beide Bundesgenossen, die antisemitische und die deutsch-nationale Partei gemeint habe. „Christlich ist also hier, heißt es, durchaus nicht identisch mit ‚katholisch‘, sondern nur mit ‚nicht jüdisch‘; ...

1) Reichspost vom 29. September, Seite 223.

durch das „cattolici“ sind aber die Leser des Osservatore Romano irregeführt, indem bei Dr. Lueger ‚christlich‘ durchaus nicht = ‚katholisch‘ ist nach seinem Sinne.“ — Ob das ‚Vaterland‘ gegen den Osservatore Romano im Rechte ist, muß sehr bezweifelt werden. Es sei nur die Thatsache constatirt, daß nicht blos der Osservatore Romano dem Wiener Wahlsiege christlichen und katholischen Charakter zuerkennt, sondern daß auch ein bedeutender, mit den Wiener Verhältnissen wohl vertrauter Theil des Wiener Klerus, dessen sich die Kirche in Oesterreich wahrlich nicht zu schämen braucht, trotz der erwähnten Bundesgenossen der Christlich-Socialen dasselbe gethan hat. Die ungenügende Information über die Wiener Verhältnisse, die dem Osservatore Romano vom ‚Vaterland‘ vorgeworfen wird, hat nur den nicht wesentlichen Irrthum zur Folge gehabt, daß der Osservatore Romano in zu rosiger Beurtheilung der Lage alle Wähler für „praktische“ Katholiken ansieht. Auch dadurch wird die wesentliche Richtigkeit der römischen Uebersetzung nicht beeinträchtigt, daß in der Lueger'schen Danksagung das Wort „Christlich-social“ gar nicht vorkommt, wie das ‚Vaterland‘ an sich richtig betont, und daß der Osservatore Romano nicht dieses Wort, sondern das einfache „christlich“ mit „katholisch“ wiedergegeben hat. Thatsache ist nämlich, daß das Gros der Wiener Bevölkerung, die im 3. Wahlkörper den Hauptsieg erfochten hat, in Wirklichkeit auf Seiten der Christlich-Socialen steht. Thatsache ist ferner, daß doch der Katholik Lueger als Führer der ganzen antiliberalen Wahlarmee aufgetreten ist und daß er sich als Führer der christlich-socialen Partei an das christliche Volk überhaupt wendet. Thatsache ist, daß sich die der christlich-socialen Partei nicht angehörigen Wähler die Zurechnung zum christlichen Volke haben gefallen lassen. Gar so weit dürfte also der Osservatore Romano mit seiner Uebersetzung nicht in die Irre gegangen sein.

Es handelt sich für uns jedoch hier nicht sowohl um

eine Entscheidung des Streites zwischen Vaterland und Osservatore Romano. Wir haben diesen Fall vielmehr als klares Zeugniß für die Unklarheit der Urtheile über die österreichischen Verhältnisse innerhalb und außerhalb Oesterreichs angeführt. Es sollte ferner dem Leser gezeigt werden, wie sich die Meinungsverschiedenheit thatsächlich die Worte christlich und katholisch zum Losungsworte erwählt hat. Ausdrücklich sagt P. Albert Weiß in der Nachschrift zu seinen „Persönlichen Glossen“ in der Kölnischen Volkszeitung über die Christlich-Socialen:[1] „Die Bewegung hat sich in religiöser Beziehung dadurch geschadet, daß sie um der eben geschilderten und etwas zweifelhaften Bundesgenossenschaft (der Antisemiten und Deutschnationalen) willen das Wort christlich gar zu sehr lieb gewonnen und die Worte kirchlich und katholisch fast als ein Hinderniß für den Erfolg des Augenblicks angesehen hat. Was sie damit erreicht hat, das zeigt sich in der Thatsache, daß sie für die Wahlen sogar das Wort ‚christlich-social‘ preisgeben und durch das Wort antiliberal ersetzen mußte.“ Wir haben dem Gesagten zufolge also ein Interesse zu fragen, welches Urtheil über die österreichischen Verhältnisse das richtige sei, ob die Conservativen gut und recht thun, die Bundesgenossenschaft mit den Christlich-Socialen zurückzuweisen, weil letztere den Namen katholisch zur Bezeichnung ihrer Partei nicht brauchen, ob umgekehrt die Christlich-Socialen dadurch fehlen, daß sie an ihrer Betonung des „christlichen“ Charakters der Bewegung festhalten. In der nicht leichten Beantwortung dieser Fragen haben wir nothwendig die beiden Parteien selbst zu betrachten und nach den Gründen ihres leidigen Gegensatzes, der einem Zwiste gleicht, zu forschen und die beiderseitigen Hoffnungen für die Zukunft zu erwägen. Ich verhehle mir die Schwierigkeit meiner Aufgabe keineswegs, die dadurch nicht vermindert wird, daß diese Untersuchung in

1) Vaterland vom 11. Oktober, Morgenblatt.

den gelben Blättern außerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle das Licht der Welt erblickt. Wie es nämlich heute in Oesterreich Leute gibt, die alles Heil für Oesterreich von „draußen“ erwarten, so finden sich, zumal unter den patriotischen und kirchlich gesinnten Oesterreichern genug, die mit Mißtrauen alles betrachten, was vom „Reiche draußen“ kommt, zumal, wenn es sich um die Beurtheilung österreichischer Verhältnisse handelt. Leider haben letztere oft nicht ganz Unrecht. Viele unserer katholischen Brüder „draußen“ haben sich gewöhnt, von Oesterreich und seinen kirchlichen Verhältnissen nicht anders als mitleidig und geringschätzig zu denken, auch wenn sie Oesterreich nie genauer kennen gelernt haben. Ich wenigstens bin in den letzten Jahren in den preußischen Rheinlanden über Oesterreich mit einer Naivetät und Neugierde ausgefragt worden, die man gewöhnlich nur einem Ankömmling etwa aus Südafrika entgegenbringt. Wir Oesterreicher müssen uns in dieser Beziehung manches gefallen lassen. Hat man doch in der neuen Auflage des Freiburger Kirchenlexikons für den Artikel „Oesterreich“ keinen österreichischen Bearbeiter zu finden gewußt. Der in der kirchlichen Geographie sonst sehr bewanderte nichtösterreichische Verfasser belehrt darin die staunenden Oesterreicher, daß die Jesuiten ihr Studienhaus in Gurk, die Redemptoristen das ihrige in Graz haben, und daß Klosterneuburg zu den oberösterreichischen Stiften gehört.

Deßungeachtet soll diese nicht zuletzt für österreichische Leser berechnete Betrachtung gerade in diesen Blättern erscheinen, weil die österreichischen Verhältnisse in den gelben Blättern oft genug die richtigste, leider zu wenig beachtete Beurtheilung erfahren haben. Mir schweben insbesondere die Artikel des edlen Jarcke „Zur Geschichte der Revolution in Oesterreich“ aus dem Jahre 1848 (Bd. 21 und 22) vor, auf die wir in der Folge öfter zurückkommen werden.[1])

1) Sie finden sich theilweise wiederholt in Jarcke's „Principienfragen.“ 490 ff.

„Wenn nun einmal für jetzt und für die nächste Zeit diese Vereinigung (der Christlich-Socialen mit den Antisemiten und Deutschnationalen) unvermeidlich ist, so will ich um der Realpolitik willen selbst dazu schweigen. Dann muß ich aber gestehen, daß mir umsoweniger verständlich sein will, warum keine Einigung zwischen den Christlich-Socialen und den Conservativen möglich sein soll. In diesem Stücke ist es mir einfach unmöglich, mich mit der leidigen Thatsache zufrieden zu geben. Die Christlich-Socialen mögen ihre Wege gehen, die Conservativen die ihrigen, sie mögen sich beide nach Kräften hüten, einander in den Weg zu kommen ... Aber warum sie sich nicht als Brüder betrachten wollen, warum Feinde des alten Testaments bessere Bundesgenossen der Christlich-Socialen sein sollen als Conservative, treue Christen, aufrichtige Katholiken, das kann ich nicht begreifen." Die Unbegreiflichkeit, die P. Albert Weiß (Linzer Quartalschrift S. 985) in diesen Worten ausgesprochen hat, wächst, wenn wir sie nach dem oben Gesagten in der kürzesten Form ausdrücken und fragen: Warum stehen sich Christen und Katholiken in Oesterreich geschieden gegenüber, anstatt das gemeinsame Ziel der socialen und religiösen Reform Oesterreichs im engsten Freundschaftsbunde anzustreben? Es ist ja ein und dasselbe Ich, das jenes berühmte Wort von sich aussagt: „Christ bin ich, katholisch heiße ich" — wie wir füglich das klassische Wort des hl. Pacian „Christianus mihi nomen, catholicus cognomen" übersetzen können. Katholische Kirche und Christenthum sind in Wahrheit identisch, und wo der Katholik etwas Christliches außerhalb des katholischen Namens findet, gilt es ihm als geborgtes trümmerhaftes Gut seiner Kirche. Daher sind die katholischen Conservativen selbstverständlich Christen; daher hat aber auch Dr. Lueger, der Führer der christlich-socialen Partei, auf dem Wiener Katholikentage im November 1894 echt katholisch geredet. Das alles gibt dem berühmten Apologeten Recht zu sagen: „Das kann ich nicht begreifen."

Auch wir begriffen es nicht, wenn sich auf beiden Seiten ein richtiges Verständniß der Worte christlich und katholisch fände. Es wird aber einiges Licht auf diese Unbegreiflichkeit fallen, wenn wir untersuchen, warum denn überhaupt die christlich-sociale Partei in's Leben getreten ist, und wenn wir die wirklichen und scheinbaren Differenzpunkte beider Parteien in's Auge fassen. Es wird sich daraus sowohl die Berechtigung des verschiedenen Namens als auch die Möglichkeit, ja Nothwendigkeit des freundlichen Zusammengehens bei aller Verschiedenheit ergeben.



Die Differenzen beider Parteien sind auf dreifachem Gebiete zu suchen, auf dem religiösen, dem socialen und dem politischen. Nach jeder dieser drei Richtungen haben die Christlich-Socialen ihren eigenen Weg eingeschlagen, theils weil es die Natur der Dinge mit sich brachte, theils weil ihnen der von den katholisch Conservativen bisher betretene nicht zusagte. Betrachten wir die wichtigste Seite der Frage, nämlich die religiöse, von der ja die Verschiedenheit des Namens stammt, zuerst. Wie vertraten und vertreten die katholisch Conservativen die religiösen Interessen und in welcher Lage befinden sie sich in Oesterreich mit ihrem aufrichtigen Streben, die katholischen Principien zur Geltung zu bringen? Zunächst ist behufs Beantwortung dieser Frage zu bedenken, daß sehr vieles in Oesterreich den Namen katholisch trägt, dem der christliche und katholische Gehalt fehlt. Die katholische Kirche hat hier im Laufe der Jahrhunderte ihre Lebenskraft entfaltet und eine Reihe von Institutionen geschaffen, die heute als katholische Formen dastehen, aus denen jedoch vielfach mehr oder minder das innere christliche Leben entwichen ist. Der neueste Biograph Leo's XIII., T'serclaes, der sich in seinem Buche vielfach als Vertrauter der im Vatikan herrschenden Ansichten erweist, sagt in dieser Beziehung:[1]) „Oui l'Autriche est encore en

1) Le Pape Léon XIII, sa vie, son action religieuse politique et sociale. 1894. tom. II. 237. Uebrigens ist zu bemerken,

substance un empire catholique, où bien des institutions et des lois conservent l'empreinte du catholicisme. Mais hélas! le joséphinisme, la franc-maçonnerie et le sémitisme ont trop souvent faussé les ressorts de cette vaste machine gouvernementale, oeuvre des âges de foi et l'on ne s'éloignerait pas beaucoup de la vérité, en affirmant que l'apparence catholique des institutions en Autriche, et le respect extérieur professé pour la religion ont contribué plus que toute autre chose à endormir le clergé et les populations dans une trompeuse sécurité". Man wird die Wahrheit der letzten harten Worte nicht ganz bestreiten können, obgleich daneben ein Umstand ins Auge gefaßt werden muß, den man bei der Beurtheilung der österreichischen Verhältnisse zumal in Deutschland allzu oft außer Acht läßt.

In Oesterreich ist das Band zwischen Staat und Kirche nie völlig zerrissen worden, noch hat eine offene Verfolgung der Kirche die Katholiken gezwungen, sich ganz auf eigene Füße zu stellen. Joseph's II. Bemühungen, die Selbständigkeit der katholischen Kirche zu vernichten, haben trotz ihres traurigen Erfolges den äußeren Schein der Eintracht der Kirche mit dem Staate nicht vernichtet, und bis zum Jahre 1848 ist dieser trügerische Schein trotz, ja infolge aller polizeilichen Bevormundung der Kirche nur gewachsen. Als die hochherzige Gesinnung des jungen Kaisers Franz Joseph I mit der josephinischen Staatsraison brach und den Abschluß des Concordates ermöglichte, wurde mit Recht das Vertrauen zunächst des Klerus auf die Regierung bedeutend erhöht, und es ist nur begreiflich, wenn der kaisertreue Klerus wie der tiefgläubige Theil des österreichischen Volkes trotz der interconfessionellen Gesetze und trotz des Concordatsbruches in angestammter echt conservativer Treue immer noch „den katholischen" Kaiser im Herzen trägt und eine katholische

daß T'Serclaes Oesterreich nicht einmal aus den Büchern vollständig kennt und über der im Ganzen richtigen Schilderung der Schattenseiten die Lichtseiten sehr karg behandelt hat.

Regierung zu besitzen glaubt oder zu erhoffen wagt. Das jedenfalls wird kein Mensch, der irgendwelche Kenntniß Oesterreichs hat, zu läugnen wagen, daß es bis zur Stunde keinen Stand in Oesterreich gibt, der so treu mit religiöser Pietät am Kaiser hängt, als der Klerus. Ein k. k. österreichischer Beamter hat keinen Anstand genommen, vor wenigen Jahren einem hochgestellten deutschen Gelehrten gegenüber zu sagen: „Oesterreich muß in Deutschland auf- und untergehen". Man darf aber kühn jede Wette für die Behauptung eingehen, daß ein solches Wort im Munde eines österreichischen Priesters unmöglich ist. Der Kaiser müßte gerührt werden, wenn er wüßte, welch geradezu kindliche Anhänglichkeit er zumal in den Reihen des älteren Klerus besitzt. Daß der Episcopat, der Gott sei Dank längst nicht mehr zur Hierarchie des josephinischen Beamtenthums gehört, in dieser Kaisertreue voranleuchtet, braucht kaum erwähnt zu werden.

Allein ist dieses den österreichischen Klerus ehrende große Vertrauen auf die Regierung heute thatsächlich gerechtfertigt? Mehr und mehr hat die österreichische Regierung wieder gegenüber der Kirche sowohl wie der drohenden socialen Revolution die Gesinnung angenommen, von der sie vor dem Jahre 1848 beseelt war und die Jarcke im Jahre 1848 in den Worten beschrieben hat: „Die Staatslenker wollten die Krankheit in ihrem natürlichen Fortschritt zur Krisis erhalten, zu gleicher Zeit aber die Rückkehr zur Gesundheit verhindern. Sie haßten die Revolution und fürchteten die Kirche. Dies war die Devise der inneren Geschichte Oesterreichs seit achtundfünfzig Jahren" (seit 1790). Die österreichische Regierung kann sich trotz mancher anerkennungswerther Rücksichtnahme auf die Kirche nicht ausnehmen von denen, die Leo XIII. in seinem Schreiben an alle Fürsten und Völker der Erde (Praeclara gratulationis) mit den Worten im Auge hat: „Es ist fast zur Gewohnheit geworden, die Kirche mit Mißtrauen anzusehen".

Selbständige Bewegung des Guten in der Kirche zieht nothwendig einen Kampf mit dem Schlechten nach sich. Kampf aber macht Unruhe und erregt Aufsehen. Die österreichische Regierung könnte in den Ruf kommen, sie schlage reaktionäre Bahnen ein, wenn der Kirche und dem Klerus volle Freiheit im Kampfe gegen den Liberalismus eingeräumt würde, von dem die österreichische Gesetzgebung der letzten Jahrzehnte durchdrungen ist. Die Furcht hiervor erklärt eine Reihe von Maßregeln, deren Zeugen wir seit 1867 gewesen sind.

An dieser Furcht sind die Bemühungen der Bischöfe, eines Rauscher, Rudigier, Gasser, Feßler u. s. w. um die Verhinderung der confessionslosen Schule und um die Aufrechterhaltung des Concordates gescheitert. Dieser Furcht vor der zu großen Selbständigkeit der Kirche ist es zuzuschreiben, daß der Episcopat bis heute noch vergeblich auf Erledigung seiner Interpellation gegen die Confessionslosigkeit der Schule wartet. Aus dieser Furcht entsprangen die Versuche der Regierung im Vorjahre, den Wiener Katholikentag zu verhindern (vgl. diese Blätter 114, S. 865). Welche Selbständigkeit die Regierung der Kirche einräumt, zeigt die Behandlung des Militärcuraten Seacel wegen seiner Pflichttreue gegen die in Bezug auf das Duell geltenden kirchlichen Gesetze. Die österreichische Regierung als solche ist weder katholisch noch christlich, sondern sie behandelt gemäß der alten josephinischen Idee des allmächtigen Staates die katholische Kirche und jenen Theil ihrer Unterthanen, die den Gesetzen der Kirche gehorsam sind, nach liberalen Grundsätzen. Gleichwohl bringt die nominelle Zugehörigkeit fast aller Oesterreicher zur katholischen Kirche und die unumgängliche Rücksichtnahme auf die erwähnten katholischen Institutionen, abgesehen von der persönlichen religiösen Pflichttreue des Kaisers, es mit sich, daß auf die österreichische liberale Regierung ein Schein des Katholicismus fällt. Die katholischen Conservativen haben durch diesen sich gleichwohl nie verleiten lassen, die Waffen für die Freiheit der Kirche

aus der Hand zu legen, und die muthigen kraftvollen Reden eines Greuter aus der früheren, eines Dipauli und Ebenhoch aus der letzten Zeit, haben genugsam bekundet, daß die Conservativen gegen den Liberalismus zu kämpfen verstehen. Indes ist es bekannt, daß nicht alle Conservativen der Zauderpolitik der Regierung gegenüber „die schärfere Tonart“ für angezeigt hielten. Auf dem Wege des Zuwartens und des Compromisses hoffte man mehr zu erreichen. Zur Zeit des Linzer Katholikentages war dies die Melodie der meisten katholisch-conservativen Blätter. Allein nicht alle Katholiken hatten die Geduld, immer wieder von dem heimkehrenden conservativen Abgeordneten zu hören: Es ist vorläufig leider keine Aussicht auf Aenderung der Schulgesetze. Ein Theil des Klerus wollte von der milden Tonart der conservativen Blätter nichts mehr hören, und da von der liberalen Regierung keine Aenderung zu erwarten stand, wandte derselbe sich naturgemäß jenen Vertretern des Volkes zu, die zunächst den wirthschaftlichen Liberalismus in scharfer Opposition gegen die Regierung bekämpften. Der christlich-sociale Bund war fertig, dessen „kleinere Hälfte“, wie P. Albert Weiß sagt, „die kirchlich Gesinnten, der Klerus bildet, denen es wirklich Ernst ist mit dem Bestreben, der Kirche Freiheit und Einfluß auf das Volk zu erobern.“ Aber auch der Name christlich-social erklärt sich hierbei naturgemäß. Der Liberalismus, welcher auf wirthschaftlichem Gebiete seine Verheerung anrichtet, trägt in Oesterreich wohl mit Recht den Beinamen *Judenliberalismus*. Dem Liberalismus gegenüber, der als solcher vielmehr die Negation des Christenthums als eine bloße Sekte im Christenthum ist, war die Betonung der specifisch christlichen Principien ebenso am Platze, wie gegenüber dem Judenthum. Nicht sowohl also, um außer den Katholiken noch andere christliche Confessionen zu gemeinsamem Kampfe zu vereinen, die in Oesterreich schon der Zahl nach bedeutungslos sind, als vielmehr um dem un-

christlichen Liberalismus entgegenzutreten, fand das Wort christlich statt katholisch für die neue Partei seine Verwendung. In der glänzenden Versammlung, welche „der katholische Volksverein für Oberösterreich“ Mitte Oktober in Linz zur Feier seines 25jährigen Bestandes gehalten hat, hat der berühmte deutsche Centrumsabgeordnete Dr. Lieber unter großem Beifall die Worte gesprochen: „Während in keiner katholischen Versammlung die Protestanten beschimpft werden, widerhallen die Versammlungen des evangelischen Bundes von den gröbsten Schmähungen gegen uns. Wir schelten nicht wieder, denn wir sind der Meinung, daß die Zeiten confessionellen Haders vorbei sind. Heute gilt es den Kampf zwischen Christenthum und Atheismus. In einem solchen Kampfe verschwinden die confessionellen Streitigkeiten. In diesem Kampfe sollten Alle, die an Christus irgendwie noch glauben, an unserer Seite stehen, nicht gegen uns.“ Ich weiß nicht, ob Dr. Lieber nicht in Bezug auf Norddeutschland die confessionellen Streitigkeiten etwas unterschätzt hat; sicher ist, daß sie in Oesterreich keine Bedeutung haben, wo alles darauf ankommt, daß die liberalen Schein- und Namenskatholiken das Christenthum wieder kennen zu lernen und zu üben beginnen, damit der katholische Name wieder christlichen Gehalt bekomme. Zu verwundern ist es nun, daß Dr. Liebers richtige Worte in dem katholischen Volksverein volle Zustimmung fanden, während die Uebersetzung dieser Worte in die That durch die christlich-sociale Partei bei vielen katholischen Conservativen auf Widerspruch stößt. Die letzteren sollten wie bisher den Liberalismus als katholische Conservative weiter bekämpfen und etwas mehr Schärfe von den Christlich-Socialen sich aneignen, aber nicht verlangen, daß die neue Partei ihren Namen ändere, da sie als christlich-sociale Partei in Oesterreich in dem Maße auch wahrhaft praktisch katholisch wird, als sie christlich wird; der christliche Name aber seine besondere Berechtigung in den Verhältnissen hat.

Als Vertreter der Christlich-Socialen hat Dr. Pattai am 25. Oktober auf die Programmrede des neuen Ministerpräsidenten geantwortet und dabei in solcher Weise die Betonung des religiös-sittlichen Momentes durch den Minister belobt — der Minister hatte von sittlich-religiöser Erziehung gesprochen — daß kein katholisch Conservativer besser hätte reden können. Wenn also zwischen Conservativen und Christlich-Socialen kein genügender Freundschaftsbund besteht, so liegt der Fehler nicht in den Namen christlich und katholisch, sondern in kleinlichen Eifersüchteleien einzelner Parteigenossen auf beiden Seiten, unter denen leider mehrere katholisch-conservative Tagesblätter die erste Rolle spielen.

Ein weiteres Moment für die Beurtheilung der Verschiedenheit beider Parteien, aus der sich bei wesentlich gleichem Ziele die Berechtigung verschiedener Namensbezeichnung ergibt, liefert ein Blick auf den religiösen Zustand der Bevölkerung. Auch hier haben wir ein Fortwirken des revolutionären Sauerteigs aus der Zeit vor 1848 zu constatiren; demselben verdanken wir den eigenthümlichen religiösen Liberalismus, mit dem neun Zehntel aller Gebildeten und sog. Gebildeten in Oesterreich behaftet sind. Gerade in diesem Punkte können die Katholiken Norddeutschlands noch immer ähnliche betrübende Erfahrungen machen, wie Jarcke sie i. J. 1849 [1]) von einem norddeutschen Freunde erzählt, der etwa 20 Jahre früher zum ersten Male in seinem Leben nach Wien gekommen war. Es war in jener windstillen Zeit, wo Oesterreich noch in voller Sicherheit und ungetrübter Heiterkeit unter der väterlichen Zucht des Kaisers Franz sich seines Lebens freuen konnte. Als der Freund bei einem Banquier, an den er empfohlen war, speiste, er

1) In seinem Aufsatze: „Staat und Kirche in Oesterreich vor, während und nach der Revolution 1848" — Principienfragen S. 70.

hielt er zum Tischnachbar einen jungen lebhaften Mann, einen geborenen Wiener, der nicht ohne Geist und Urtheil über verschiedene Gegenstände von commerciellem und nationalökonomischem Interesse sprach. Das Gespräch drehte sich um Pauperismus und das, was man heute sociale Politik nennt, und senkte sich nach und nach in die Tiefe des Gegenstandes. Plötzlich stellte der Wiener den Satz auf: Die ganze Schuld liegt am Christenthum; dieses hat sich überlebt und seine Zeit ist vorüber: wir brauchen eine neue zeitgemäße Religion. „Erst langsam", erzählt Jarckes Gewährsmann, „konnte ich so viel Fassung erringen, um meinen Nachbarn zu fragen: ob, was er soeben geäußert, seine Privatmeinung sei oder ob man in Oesterreich allgemein so denke? — Zum mindesten neun Zehntel aller Gebildeten in Wien, so lautete die Antwort, sind der Ueberzeugung, die ich eben kund gab. Ich wundere mich, daß Sie, ein Norddeutscher, ein gebildeter Mann in Ihren religiösen Begriffen noch so weit hinter den Anforderungen des Zeitgeistes zurückstehen, daß Ihnen diese Aeußerung anstößig erscheinen kann. Oder sollte vielleicht Ihr Bedenken nur aus staatskluger Vorsicht stammen? Seien Sie unbesorgt, die Aufklärung ist bei uns bereits Gemeingut; es bedarf keiner Zurückhaltung mehr. — Nun dann, fuhr ich heraus, dann ist Oesterreich trotz Censur und Polizei, trotz Placet und Studienhofcommission von einem Verderben bedroht, wogegen weder Heer noch Wall sie schützen werden. Gerade Sie werden die schlimmste und dümmste Revolution erleben, auf die je die Sonne geschienen hat. Mein Nachbar lächelte: wie wäre das möglich? Ich faßte mich und bald sprachen wir als gebildete Leute von anderen Dingen". — Die Märztage von 1848 haben dem erstaunten Propheten Recht gegeben.

Bei der Reform der österreichischen Gymnasien haben die Bischöfe 1849 mit richtigem Takte und in offener Sprache für den Religionsunterricht im Obergymnasium eine Methode und eine Stellung gefordert, die der geschilderten Untergrabung

des Christenthums vorbeugen sollte. Sie selbst haben den bedeutenden Fehler anerkannt, der früher im sechsklassigen Gymnasium in Bezug auf den Religionsunterricht bestand.[1] Allein der religiöse Liberalismus, der durch 60 Jahre dank der Josephinischen Knechtung der Kirche und des Geistes die gebildete Jugend ungestört vergiftet hatte, war nicht so schnell auszutreiben, und ehe eine bessere Saat kräftig werden konnte, wurde der religiöse Liberalismus für das Unterrichtswesen im Staatsgrundgesetze vom 21. December 1867 und vom 25. Mai 1868 wieder zur Norm erhoben. Der Direktor der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Wien, Robert Niedergesäß schreibt in seiner „Geschichte der Pädagogik" (2 Aufl. 1883 S. 497) mit stolzem Selbstgefühl: „Der Artikel 17 des Gesetzes vom 21. December 1867 . . . spricht das große Wort aus: die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei, frei von einseitigen confessionellen und politischen Rücksichten, gebunden nur an die ewigen Gesetze der Wahrheit und Sittlichkeit. Dies Wort gilt für die Hochschule, wie für die Volksschule. Es wurde damit ein Schritt weiter gethan auf der Bahn, welche vor einem Jahrhundert Maria Theresia und Joseph II. betreten haben. Das Schulwesen in Oesterreich ist in all seinen Theilen Sache der weltlichen Macht." Dem entsprechend äußert sich der dem positiven Christenthum entfremdete religiöse Liberalismus des gebildeten Oesterreichs heute noch durchaus in der eigenthümlichen Weise von ehedem. Diese Eigenthümlichkeit besteht zunächst in der hochgradigen Abneigung gegen den Klerus, die theilweise in Verachtung und Haß übergeht. Klerikal gilt dem liberalen Oesterreicher als Schimpfwort und ist ihm identisch mit positivem und praktischem Christenthum. Der Grund hievon liegt tief. Die josephinische Bevormundung hatte die Kirche zur Polizeianstalt und den Priester zum Beamten im schwarzen Rocke herabgewürdigt. Die Folge davon war

1) Histor.-polit. Blätter Bd. 26, 677.

eine tiefe Erbitterung gegen jede geistliche Autorität. Dem religiösen Liberalismus fehlt infolgedessen durchaus das religiöse Pflichtbewußtsein; wenn nun die Bischöfe und Priester im Namen der Kirche an diese Pflichten erinnern, so wird dies als Attentat auf die vermeintliche Freiheit empfunden und wo, wie in Oesterreich, eben der Klerus durch den Staat um sein Ansehen gebracht war, da bäumt sich der beleidigte Freiheitsdünkel desto widerwärtiger auf. Natürlich wird der Priester als Attentäter betrachtet. Man hat in Deutschland keinen Begriff, mit welcher Geringschätzung die Mehrzahl der sog gebildeten Katholiken Oesterreichs ihre Bischöfe, von dem niederen Klerus nicht zu reden, behandelt. In einem reinkatholischen Städtchen mit 3000 Einwohnern hielt es der Bürgermeister mit dem Gemeindevorstand unter seiner Würde, sich dem überaus herablassenden Fürstbischofe Zwerger vorzustellen, als dieser zur Visitation und Firmung dahinkam. Der Procentsatz von Abiturienten, der aus öffentlichen Staatsgymnasien sich der Theologie zuwendet, ist infolgedessen minimal. Auch P. Albert Weiß (Quartalschr. 989) bestätigt „das leider vielfach gestörte Verhältniß zwischen dem hochwürdigsten Episcopat und dem christlichen Volke“. Zu bemerken ist nur, daß diese Störung nicht sowohl bei der Gesammtheit des österreichischen Volkes sondern eben bei den Gebildeten in den durchwegs liberalen Städten und Städtchen zu finden ist und daß sie nicht erst jetzt im Gefolge der christlich-socialen Parteibildung herbeigeführt worden ist, sondern seit Jahrzehnten bestanden hat.

Am deutlichsten, aber auch am traurigsten offenbart sich diese Kluft zwischen den gebildeten und lesenden Ständen Oesterreichs und dem Klerus in der Presse und auf den Katholikentagen. Die katholischen Tagesblätter heißen in Oesterreich klerikal; thatsächlich haben sie, jene sehr gut verbreiteten und viel gelesenen Wochenblätter für das Landvolk abgerechnet, ihre Abonnenten zum allergrößten Theile im Klerus. So kommt es, daß die einzige bedeutende

katholische Zeitung, die in deutscher Sprache als Morgen- und Abendblatt ausgegeben wird, das Wiener „Vaterland" stets ein mühsames Dasein fristete und gegenwärtig ein Deficit von 20,000 fl. zu bewältigen hat. Mit vollem Rechte ist auf dem 2. Wiener Katholikentage bei Besprechung dieses Uebelstandes gesagt worden: „Wäre das ‚Vaterland' in Berlin, so würde es blühen, und wäre die ‚Germania' in Wien, so würde sie um ihre Existenz ringen müssen." Das ‚Vaterland' hat in den letzten Jahren in manchem Punkte fehlgegriffen; jedenfalls ist die Stellungnahme gegen die Christlich-Socialen nicht zu billigen. Allein seinen edlen und noblen Ton, den es stets bewahrt hat, soll man ihm durchaus nicht zum Vorwurf machen. Man klagt damit nur die gebildeten österreichischen Katholiken an. Welches Bild bieten uns ferner die Katholikentage? Wäre das Wort katholisch in Oesterreich durchweg der schmückende Beiname von Menschen, die, ohne durch die That zu lügen, sagen können: „Ich bin Christ", so brauchte man thatsächlich keine Katholikentage. Soviel man sich mit Recht dagegen sträuben mag, so sind dieselben eben doch Parteitage. Allein da die Mehrzahl der Gebildeten ihr Christenthum an den Nagel gehängt hat und sich begnügt, katholisch zu heißen, so versammeln sich auf den Katholikentagen der Klerus, einige gutkatholische Adelige und Bauern. Der gebildete Mittelstand ist so schwach vertreten, daß das parum pro nihilo putatur in Anwendung kommt. Wenn der Wiener Katholikentag im Vorjahre und der eben abgehaltene St. Pöltener in etwa einen Fortschritt zum Besseren zeigt, so kommt derselbe auf Rechnung der christlich-socialen Partei.

Die zweite Eigenthümlichkeit der österreichischen liberalen Scheinkatholiken entspringt der leichten, an und für sich glücklichen Lebensauffassung, die dem Oesterreicher und dem Süddeutschen von Natur eigen ist. „Das dem Oesterreicher von Gott Angewiesene ist das Naive; nur auf dieser Basis entfalten sich seine herrlichen und reichen Naturgaben. Seine

kindlichen, des Vertrauens fähigen und bedürftigen Charakters halber bedarf er mehr als jeder Andere der sittlichen, kirchlichen, politischen Autorität, damit sie ihn leite. Dafür ist er aber, wenn er mit seinem Gott im Reinen und seinem Kaiser in schlichter Treue ergeben ist, eine unwiderstehlich liebenswürdige Erscheinung". In dieser Liebenswürdigkeit offenbart sich der österreichische Charakter heute noch überall dort, wo er seine katholische Glaubensinnigkeit und seine natürliche Biederkeit und Treuherzigkeit bewahrt hat; im Landvolke, im Klerus und in einem großen Theile des Adels. Vergeblich sucht man anderswo diese wohlthuenden Charaktereigenthümlichkeiten in diesem Maße; hierin lassen sich die Oesterreicher auch von den deutschen Katholiken nicht übertreffen und gewöhnlich nicht erreichen. „In einer Minderheit der gebildeten Bevölkerung, vornehmlich aber in den untern Klassen, lag ein geistiger und moralischer Fond, der, wäre er entwickelt und richtig benützt worden, Wien hoch über jede europäische Großstadt gestellt hätte. Neben dem Berliner Eckensteher war der gemeine Mann in Wien noch immer in jedwedem Betracht ein Gentleman". So urtheilte Jarcke 1848 über die Wiener Bevölkerung vor der Revolution. So ist es im großen Ganzen heute noch. — Wo aber der Liberalismus die Quellen dieser herrlichen Entwicklung versiegen läßt, da tritt das „Corruptio optimi pessima" in Kraft, und deßhalb dürfte man verächtlichere Menschen nicht leicht finden, als die liberalen Katholiken in Oesterreich. „Es ist schwer, andern einen Begriff davon zu geben, welch einen halb ekelhaft widerwärtigen, halb lächerlichen Eindruck ein auf dem Boden leichtfüßiger Religionsspötterei und revolutionärer Opposition gegen die rechtmäßige Autorität sich bewegender Oesterreicher auf den Norddeutschen macht".[1]) Man braucht aber eben gerade kein Norddeutscher zu sein, um diese Neigung zu jeglicher Art von Genuß, diese

1) Jarcke, Principienfragen 73.

katholisch verleiht. Da ferner die sociale Noth, welche die Herrschaft des Judenliberalismus herbeigeführt hat, die Sehnsucht nach Umkehr wachgerufen hat, so erklärt sich der Name christlich-social als naturgemäß. Die klare Einsicht in die Natur und die Ziele der Bewegung verschaffen die vom Präsidenten des christlich-socialen Vereines in Wien, Dr. Ludwig Psenner, herausgegebenen Broschüren unter dem Titel: „Die Rettung aus dem socialen Elend." Da es nun der katholisch-conservativen Partei bisher nicht gelungen ist, irgendwie die liberale Bevölkerung der Städte für sich zu gewinnen, da im Gegentheil den Liberalen diese Partei unter dem Namen der Klerikalen ein Gegenstand des Hasses ist, dürfte auch die Frage sich von selbst beantworten, ob die christlich-sociale Partei gut daran thun würde, ihren Namen zu Gunsten der katholisch-conservativen aufzuopfern. Uns scheint dieses Verlangen der letzten Partei unbillig und unklug zu sein, wie uns auch die beständige Bekritelung der Schwächen der christlich-socialen Bewegung für durchaus verfehlt vorkommt. In dieser Beziehung bedauern wir sehr, daß P. Albert Weiß in seinen „Glossen" sich Worte erlaubt hat, die verletzen und erbittern mußten. Wenn 1500 Männer der christlich-socialen Partei im Juli eine Procession nach Maria-Zell unter der Führung des Männerapostels P. Abel S. J. gemacht und dort die Sacramente empfangen haben, so ist es ungerecht, dieses „verspätete Pascha" sarkastisch herabzusetzen. Sogar wenn jene Männer wirklich alle erst dort die Versäumniß ihrer christlichen Osterpflicht gut gemacht hätten, was ja keineswegs feststeht, waren solche Worte nicht am Platze, wo man sich über Männer zu freuen hat, die ungescheut ihren katholischen Glauben bekannt haben. Wir bedauern dies umsomehr, als P. Albert Weiß bald darauf mit eindringlichen Worten zur Einigkeit mahnt und sehr richtig die Stellung beider Parteien kennzeichnet: „Es fällt, um es offen zu sagen, einem unbetheiligten Beobachter oft schwer, abzuwägen, auf welcher

Seite die Schäden größer seien. Die Christlich-Socialen behaupten, die Conservativen seien oft zu lahm und zu zahm. Die Conservativen erklären, die Christlich-Socialen schadeten sich und ihrer Sache durch ihre Schärfe und Maßlosigkeit. Ich gestehe, daß ich beiden recht gebe in dem, was sie einander vorhalten, und ich glaube, daß sie eben deßhalb Gott neben einander gesetzt hat, damit die einen die andern ergänzen, und damit die einen von den andern lernen." Es ist in der That eine Ergänzung der katholisch-conservativen Bestrebungen, wenn jetzt der Liberalismus in den Städten einen erfolgreichen Gegner in der christlich-socialen Partei gefunden hat. Anstatt aber dieses Ereigniß aufrichtig zu begrüßen, sieht die mehrentheils darniederliegende katholisch-conservative Presse darin eine Beeinträchtigung der Verdienste der katholisch-conservativen Partei. Anstatt den Christlich-Socialen in der Bekämpfung des gemeinsamen Feindes entgegenzukommen und deren Schwächen in religiöser Beziehung durch die eigene katholische Ueberzeugung zu stärken, verdächtigt man sie und betrachtet sie als Nebenbuhlerin um die Gunst des Volkes. Wir stehen nicht im Solde der christlich-socialen Partei und wollen kein einziges maßloses Wort, das hie und da Vertreter derselben haben fallen lassen, in Schutz nehmen, allein mit P. Weiß müssen wir, besonders mit Rücksicht auf die katholisch-conservative Presse, wiederholen: „Es ist einem unbetheiligten Beobachter schwer, abzuwägen, auf welcher Seite die Schäden und Fehler größer seien." Allerdings müssen wir bedauernd hinzufügen, daß P. Albert Weiß in seinen oft erwähnten „Glossen" selbst der Einigung zwischen den Parteien, die er so eindringlich herbeiwünscht, entgegengearbeitet hat, wenn er gerade jetzt zur Unzeit die Schwächen der Christlich-Socialen in religiöser Beziehung in allzu lebhaften Farben schildert. „Die größere Hälfte der christlich-socialen Partei", schreibt er in der Köln. Volksztg., „bildet das Wiener Bürgerthum, das der Kirche nie feind war

aber sich auch nicht unmäßig für das praktisch kirchliche Leben erhitzte. Jetzt grüßen diese Männer auf der Straße jeden Geistlichen mit großer Freundlichkeit und kommen auch schon zu besonderen Gelegenheiten mehr als früher zur Kirche. Sicherlich wird mit der Zeit auch die regelmäßige Erfüllung der christlichen Pflichten unter ihnen Fortschritte machen. Jedenfalls kann man diesem Bestandtheile mit Vertrauen entgegenkommen." Wenn dem so ist, warum die Freude hierüber in der Folge wieder übermäßig abschwächen durch möglichst schwarze Schilderung der antisemitischen und deutschnationalen Bundesgenossen dieser Männer? Das Wahlcomité der Beamten und Angestellten des Handels und der Industrie hat seinem Aufruf gegen die Liberalen das Losungswort unterzeichnet: „Christlich, deutsch und kaisertreu!" Es mag sein, daß bei den Meisten das Wort „christlich" eben nur den Gegensatz zu „jüdisch" bedeutet, aber auch das ist schon ein Fortschritt zum Besseren, und wenn P. Weiß für die Wiener christlich-sociale Bürgerschaft von der Zeit einen Fortschritt in der Erfüllung ihrer Christenpflichten erhoffte, warum macht er es denselben zum Vorwurf, wenn sie auch von der Zeit Fortschritte in der christlichen Gesinnung für ihre Bundesgenossen erhoffen? Wir verkennen keineswegs die Richtigkeit solcher Bedenken und stimmen, wie selbstverständlich, mit P. Weiß völlig darin überein, daß bloßer Judenhaß geradezu eine Negation des Christenthums ist, das auch den Juden gegenüber den Haß nicht blos aufs strengste verbietet, sondern wahre Liebe bezw. Feindesliebe gebietet. Die österreichischen Christen haben allen Grund, anstatt alle Schuld auf die Juden zu schieben, an ihre Brust schlagend zu sprechen: Mea culpa; in dieser eignen Schuld ist auch das Uebergewicht des Judenthums mit eingeschlossen. Durch die Verläugnung der christlichen Principien hat die christliche Bevölkerung Oesterreichs und zunächst von Wien den verderblichen jüdischen Principien Thür und Thor geöffnet.

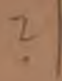
Es ist ferner richtig, daß ein großer Theil der Deutsch-nationalen, die heute mit den Christlich-Socialen gegen die Liberalen stimmen, im Herzen unverbesserlich liberal sein mag, und daß eine reinliche Scheidung früher oder später kommen muß. Allein ist die Zeit zur Scheidung wirklich jetzt schon da und kann man den Christlich-Socialen nicht noch Zeit lassen für die Stunde der Scheidung zu erstarken? Mit Rücksicht hierauf können wir es den Christlich-Socialen nicht verargen, wenn sie in ihrem Wahlaufrufe gegen die Liberalen sich verwahrt haben, klerikal zu sein. Sie wollen damit denen, welchen die Furcht vor dem klerikalen Wauwau von Jugend auf eingeflößt ist, nur sagen: dieser Wauwau priesterlicher Herrschsucht, der nur in der liberalen Einbildung existirt, schreckt uns nicht. Andererseits können wir es freilich unmöglich für richtig halten, wenn Professor Scheicher nun professionsmäßig den Namen klerikal bekämpft. In gewissem Sinne schließt christlich und katholisch den Begriff klerikal ein; und die Christlich-Socialen müssen sich trotz ihrer Verwahrung vor der klerikalen Eigenschaft doch von der liberalen Presse den Vorwurf gefallen lassen, daß sie „vor jeder Kutte kriechen“. Es gehört mit zum praktischen Christenthum, sich dergleichen ruhig gefallen zu lassen.

Nach ruhiger Erwägung der Verhältnisse glauben wir die Frage der in Rede stehenden Parteien „Christlich oder katholisch?“ vom religiösen Standpunkte aus für unbegründet und gefährlich halten zu sollen. Statt dieser Frage könnten und sollten sich beide Parteien freundschaftlich finden in dem Losungsworte: Christlich und katholisch. Wir unterschreiben daher ganz die Worte, welche der Osservatore Romano an das ‚Vaterland‘ gerichtet hat: „Solamente ci sia permesso esprimere il voto fraterno e sincero, che i conservatori mettano la loro influenza, che è grande ed efficace, al servizio completo della causa comune e di quel movimento cattolico, che se non ha ancora raggiunto l'apice della perfezione, è pur sempre commendevole e fecondo per le ottime intenzioni da cui è inspirato e per l'appoggio che riceve della grande maggioranza della capitale austriaca“.

---

## LXIV.

## Zum Silber-Jubiläum der Centrumsfraktion.

In diesem Monat werden es 25 Jahre, seit bei d
Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause für die Frakti
des Centrums der Boden geschaffen wurde. Die katholi
Bevölkerung Preußens war in Sorge wegen der Gestalt
der kirchenpolitischen Verhältnisse. Im September 1869 ha
der „Berliner Arbeiterverein“ eine Petition an das Ab
ordnetenhaus gerichtet, welche die Aufhebung aller Klös

als „Pflanzstätten des Aberglaubens, der Faulheit und d
Unzucht“ verlangte. In Moabit war gleichzeitig ein Stu
verhetzter Pöbelhaufen auf ein von drei Dominikanern b
wohntes Haus erfolgt. In der Petitionscommission des A
geordnetenhauses hatte sich Professor Gneist, der Mann, d
schon damals „Alles beweisen“ konnte und später Beric
erstatter des Abgeordnetenhauses über die Maigesetze wurd
der Petition des „Berliner Arbeitervereins“ warm ang
nommen und einen Beschluß zu Stande gebracht, welch
ein raffinirtes System von Maßregelungen gegen preußisc
Staatsbürger, die religiöse Gelübde ablegen, beantrag
Die katholischen Mitglieder des Abgeordnetenhauses u
auch eine Anzahl freiheitlich und gerecht gesinnter nic
katholischer Mitglieder wünschten mit Recht Klarheit üb
die Stellung des preußischen Landtages zu diesem erst
Attentate auf das verfassungsmäßige Recht der religiös
Bekenntnisse, des Rechts der Vereinigung zu Religion

gesellschaften und der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Religionsübung. Aber die Mehrheit des Abgeordnetenhauses wich der Stellungnahme aus; sie wollte angesichts der Neuwahlen nicht Farbe bekennen. Ein von 80 Mitgliedern unterstützter Antrag v. Mallinckrodt's, wonach die Klosterpetitionen — es waren deren im Ganzen elf eingegangen — in der Sitzung vom 10. Februar 1870 zuerst zur Verhandlung kommen sollten, wurde abgelehnt und am 12. Februar der Landtag geschlossen, ohne daß die Klosterfrage ihre parlamentarische Erledigung gefunden hatte. Zu derselben Zeit hatte der Wormser Protestantentag die Orden und besonders die Jesuiten als die Feinde Deutschlands bezeichnet.

In dieser Situation erging schon Mitte Juni 1870 durch Peter Reichensperger in der „Kölnischen Volkszeitung" eine Anregung zu einheitlicher Aktion der Katholiken bei den Wahlen für den Landtag. Mitte November fanden diese Wahlen statt. Als Mitte Dezember der Landtag zusammen trat, wurde auf Grund einer von den Abgeordneten P. Reichensperger, v. Savigny und v. Kehler unterzeichneten Einladung die Fraktion des Centrums gebildet, deren kurzes Programm in folgenden zwei Sätzen bestand:

„Die Fraktion stellt sich zu besonderer Aufgabe, für Aufrechterhaltung und organische Fortbildung verfassungsmäßigen Rechtes im Allgemeinen und insbesondere für die Freiheit und Selbständigkeit der Kirche und ihrer Institutionen einzutreten. Die Mitglieder derselben suchen dieser Aufgabe auf dem Wege freier Verständigung zu entsprechen, und soll die Freiheit des Einzelnen in Bezug auf seine Abstimmung keine Beeinträchtigung erfahren".

Achtundvierzig Mitglieder des Abgeordnetenhauses traten sofort der neugebildeten Fraktion durch Namensunterschrift bei; schon im Laufe der Legislaturperiode wuchs diese Zahl durch Nachwahlen und Uebertritt aus anderen Parteigruppen (namentlich aus der freiconservativen Fraktion) auf vierundfünfzig.

Für die Zeitgenossen wird es von Interesse sein, die Gründer des Centrums, welche zum weitaus größten Theil nicht mehr unter den Lebenden weilen, sich zu vergegenwärtigen. Es waren dies nachstehende Abgeordnete: Bernards, Landgerichtsassessor; Borowski, Domherr; Briefe, Propst; Dautzenberg, Pfarrer; Ellering, Kreisgerichtsrath; Elfemann, Pfarrer; Evers, Kreisgerichtsrath; Frenger, Gutsbesitzer; Funke, Erzpriester; Gajewski, Bürgermeister; Gescher, Kreisgerichtsrath; v. Grand-Ry, Regierungsreferendar a. D. und Gutsbesitzer; v. Hatzfeld, Kreisgerichtsrath; Freiherr Heereman v. Zuydtwyk, Regierungsassessor; Graf Henckel von Donnersmarck, Rittergutsbesitzer; Herrlein, Gutsbesitzer; Hüffer, Kreisgerichtsrath; Dr. Kampschulte, Pfarr-Dechant; v. Kehler, Legationsrath a. D.; v. Kesseler, Landgerichtsassessor und Rittergutsbesitzer; Kraemer (Heilsberg), Kreisgerichtsrath; Lieber, Dr. jur.; Lindemann, Oberpfarrer; Freiherr v. Loë, Landrath z. D.; Maiß, Kreisgerichtsrath; v. Mallinckrodt, Regierungsrath; Nels, Lederfabrikant; Dr. Peters, Gymnasial-Oberlehrer; Graf Praschma, Rittergutsbesitzer; Dr. Aug. Reichensperger, Appellationsgerichtsrath; Peter Reichensperger, Obertribunalsrath; Ressemann, Landwirth; Rintelen, Regierungsassessor; Dr. Rudolphi, Gymnasialdirektor a. D.; Rübsam, Amtsrichter; v. Savigny, Wirkl. Geheimer Rath; Schaefer, Generalpräses der Gesellenvereine; Schaffer, Stadtpfarrer; Schleppinghof, Schulze; Freiherr v. Schorlemer-Alst, Kreisdeputirter und Rittergutsbesitzer; Schumann (Rybnik), Erzpriester; Strecker, Kreisgerichtsrath; de Syo, Appellationsgerichtsrath; Freiherr v. Thimus, Appellationsgerichtsrath; Thissen, Domcapitular; Dr. Weber (Höxter), Sanitätsrath; Dr. Windthorst, Staatsminister a. D.; Dr. Zehrt, bischöflicher Commissarius.

Die Begründer der Centrumsfraktion des Abgeordnetenhauses gaben durch einen am 11. Januar 1871 an die Gesinnungsgenossen im Lande gerichteten Aufruf, welcher die Grundgedanken des später angenommenen Programms ent-

hielt, den Anstoß dazu, daß aus den zu Anfang März stattfindenden Wahlen zum ersten deutschen Reichstag auch eine Centrumsfraktion des Reichstages hervorging. 67 Abgeordnete aus allen Theilen des Deutschen Reiches traten derselben bei auf Grund des folgenden Programms:

1) Der Grundcharakter des Reiches als eines Bundesstaates soll gewahrt, demgemäß den Bestrebungen, welche auf eine Aenderung des föderativen Charakters der Reichsverfassung abzielen, entgegengewirkt und von der Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit der einzelnen Staaten und allen inneren Angelegenheiten nicht mehr geopfert werden, als die Interessen des Ganzen es unabweislich fordern.

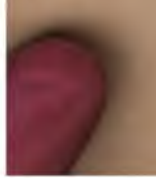
2) Das moralische und materielle Wohl aller Volksklassen ist nach Kräften zu fördern; für die bürgerliche und religiöse Freiheit aller Angehörigen des Reiches ist die verfassungsmäßige Feststellung von Garantien zu erstreben und insbesondere das Recht der Religionsgesellschaften gegen Eingriffe der Gesetzgebung zu schützen.

3) Die Fraktion verhandelt und beschließt nach diesen Grundsätzen über alle in dem Reichstag zur Berathung kommende Gegenstände, ohne daß übrigens den einzelnen Mitgliedern der Fraktion verwehrt wäre, im Reichstage ihre Stimme abweichend von dem Fraktionsbeschlusse abzugeben".

Als die Fraktion des Centrums in's Leben trat war die Zahl der katholischen Blätter im deutschen Reiche noch gering. Schreiber dieses hat zu Denjenigen gehört, welche die Fraktion sozusagen „publicistisch eingeführt" haben, indem derselbe gegen Ende Januar 1871 in einer Reihe von Artikeln der „Kölnischen Volkszeitung" eingehender die Gesichtspunkte entwickelte, welche für die Bildung des Reichstags-Centrums maßgebend waren. In diesen Artikeln waren insbesondere die Gründe dargelegt, welche in dem Kampfe um die Entwicklung der deutschen Reichsverfassung zur Hochhaltung des Föderalismus im Gegensatz zum Centralismus führen müssen. Diesbezüglich hieß es:

Für die Zeitgenossen wird es von Interesse sein, die **Gründer des Centrums**, welche zum weitaus größten Theil nicht mehr unter den Lebenden weilen, sich zu vergegenwärtigen. Es waren dies nachstehende Abgeordnete: Bernards, Landgerichtsassessor; Borowski, Domherr; Briese, Propst; Dautzenberg, Pfarrer; Ellering, Kreisgerichtsrath; Elkemann, Pfarrer; Evers, Kreisgerichtsrath; Frenger, Gutsbesitzer; Funke, Erzpriester; Gajewski, Bürgermeister; Gescher, Kreisgerichtsrath; v. Grand-Ry, Regierungsreferendar a. D. und Gutsbesitzer; v. Hatzfeld, Kreisgerichtsrath; Freiherr Heereman v. Zuydtwyk, Regierungsassessor; Graf Henckel von Donnersmarck, Rittergutsbesitzer; Herrlein, Gutsbesitzer; Hüffer, Kreisgerichtsrath; Dr. Kampschulte, Pfarr-Dechant; v. Kehler, Legationsrath a. D.; v. Kesseler, Landgerichtsassessor und Rittergutsbesitzer; Kraemer (Heilsberg), Kreisgerichtsrath; Lieber, Dr. jur.; Lindemann, Oberpfarrer; Freiherr v. Loë, Landrath z. D.; Maiß, Kreisgerichtsrath; v. Mallinckrodt, Regierungsrath; Nels, Lederfabrikant; Dr. Peters, Gymnasial-Oberlehrer; Graf Praschma, Rittergutsbesitzer; Dr. Aug. Reichensperger, Appellationsgerichtsrath; Peter Reichensperger, Obertribunalsrath; Ressemann, Landwirth; Rintelen, Regierungsassessor; Dr. Rudolphi, Gymnasialdirektor a. D.; Rübsam, Amtsrichter; v. Savigny, Wirkl. Geheimer Rath; Schaefer, Generalpräses der Gesellenvereine; Schaffer, Stadtpfarrer; Schleppinghof, Schulze; Freiherr v. Schorlemer-Alst, Kreisdeputirter und Rittergutsbesitzer; Schumann (Rybnik), Erzpriester; Strecker, Kreisgerichtsrath; de Syo, Appellationsgerichtsrath; Freiherr v. Thimus, Appellationsgerichtsrath; Thissen, Domcapitular; Dr. Weber (Höxter), Sanitätsrath; Dr. Windthorst, Staatsminister a. D.; Dr. Zehrt, bischöflicher Commissarius.

Die Begründer der Centrumsfraktion des Abgeordnetenhauses gaben durch einen am 11. Januar 1871 an die Gesinnungsgenossen im Lande gerichteten Aufruf, welcher die Grundgedanken des später angenommenen Programms ent-



„zum unbeugsamen Maßstabe der bürgerlichen Pflicht“ — wie der Wahlaufruf des Landesausschusses der nationalen Partei sich ausdrückt — erhoben werde. Wer wollte leugnen, daß die staatskirchlichen Tendenzen, wie sie in jüngster Zeit sich bei uns im Schooße einer mächtigen Partei bemerkbar zu machen beginnen, das gute Einvernehmen zwischen Staat und Kirche, dem Preußen nicht zum geringsten Theile seine Stärke verdankt, in unheilvoller Weise stören und die heftigsten Conflikte zur unausbleiblichen Folge haben müssen. Es gibt einen ebenso einfachen wie sicheren Weg, um die Befürchtungen der Katholiken in dieser Richtung zu zerstreuen: die Aufnahme der Art. 15 und 18 der preußischen Verfassungsurkunde in die deutsche Bundesverfassung und die Durchführung dieser Artikel in That und Wahrheit. Wer es mit dem Frieden zwischen Staat und Kirche ehrlich meint, muß dieses Verlangen, welches der Kirche gibt, was der Kirche und dem Staate, was des Staates ist, als ein berechtigtes anerkennen“.

Die Fraktion des Centrums legte sich eine rein parlamentarische Bezeichnung bei. Dadurch wollte dieselbe von vorneherein die Bedenken beseitigen, welche von mancher Seite gegen den Namen „Katholische Fraktion“ gehegt wurden. In der 1874 erschienenen Schrift: „Das Centrum im Landtag und im Reichstag“ wird in dieser Beziehung bemerkt:

„Die Klosterfrage, welche den Anstoß zur Gründung der Centrumsfraktion gab, war keine confessionelle Frage, sondern eine Frage der Religionsfreiheit, eine Frage des öffentlichen Rechts. Weder in den maßgebenden katholischen Preßorganen noch in den Wählerversammlungen war zur Zeit der Landtagswahlen Ende 1870 je die Rede davon, die neu zu gründende Fraktion auf eine specifisch-confessionelle Grundlage zu stellen. Das Programm des Centrums enthielt nichts, woran ein evangelischer Christ als solcher Anstoß nehmen könnte; nie ist während des nunmehr fast vierjährigen Bestehens des Centrums aus der Mitte der Fraktion in der parlamentarischen Debatte ein Wort gefallen, welches die Angehörigen der andern christlichen Confessionen hätte verletzen können. Wiederholt

haben die Wortführer des Centrums und zuletzt der Abgeordnete Windthorst in der Reichstagssitzung vom 23. April ds. Jahres den immer wiederkehrenden Verdächtigungsversuchen gegenüber die ausdrückliche Erklärung abgegeben, daß die Fraktion eine confessionelle nicht sei, principiell nicht, nicht nach ihrem Programm, nicht nach den thatsächlichen Verhältnissen. Was die letzteren anlangt, so genügt es, darauf hinzuweisen, daß Männer wie Schulz (Heidelberg), Dr. v. Gerlach, Dr. Bruel, Dr. Rieper, Freiherr von Grote-Schnega, Frhr. von Adelebsen, Strosser und Holtz theils der Fraktion als Mitglieder angehörten oder noch angehören, theils bei ihrer parlamentarischen Wirksamkeit in engster Beziehung zu derselben gestanden haben oder noch stehen".

Im Hinblicke auf gewisse Erörterungen aus der jüngsten Vergangenheit erscheint es nicht unnütz, diese Erinnerungen wachzurufen.

Von den Gründern der Centrumsfraktion des preußischen Abgeordnetenhauses leben gegenwärtig nur noch zwölf, darunter drei, welche der Fraktion seit ihrer Gründung ununterbrochen angehört haben und daher mit der Fraktion ihr 25jähriges parlamentarisches Jubiläum begehen. Diese Silber-Jubilare des Centrums sind die Herren Frhr. von Heereman, von Kehler und Dr. Lieber, denen als vierter Jubilar der vieljährige hochverehrte Hospitant des Centrums Dr. Bruel sich anschließt.

Was das Centrum während seines nunmehr vierteljahrhundertjährigen Bestandes gewesen, lebt in der lebendigen Erinnerung der Zeitgenossen. Niemals hat es eine einflußreichere, fester gefügte parlamentarische Bildung gegeben. Als der weltbewegende kirchenpolitische Conflikt der 70er Jahre begann, wurde dem Fürsten Bismarck mit Bezug auf die Centrumsfraktion das geflügelte Wort in den Mund gelegt: „Ich werde sie zerreiben." Die Fraktion hat allen Zerreibungsversuchen des mächtigsten Staatsmannes dieses Jahrhunderts widerstanden. In dem gewaltigen Kampfe um die Freiheit

der katholischen Kirche auf deutschem Boden ist sie sieghaft geblieben. Ihre Aufgabe ist nicht erfüllt; neue, schwere Aufgaben sind ihr, namentlich auch auf socialpolitischem Gebiete, gestellt. Dankbar gedenken wir der verflossenen 25 Jahre und der Männer, welche theilweise unter den größten persönlichen Opfern der Fraktion des Centrums angehört haben. Möge es der Fraktion vergönnt sein, als ein bedeutungsvoller Faktor des öffentlichen Lebens Deutschlands auch das goldene Jubiläum zu feiern! Dieser Wunsch wird sich erfüllen, wenn die Wählerschaft des Centrums durchdrungen bleibt von den großen Ideen, welche dasselbe vor einem Vierteljahrhundert in's Dasein riefen, und vor Allem sich gegenwärtig hält, daß der Satz von der „Förderung des moralischen und materiellen Wohles aller Volksklassen" schon in das erste Programm der Fraktion eingeschrieben worden ist.

Im November 1895.

---

## LXV.

## Das neue österreichische Ministerium.

Aus Oesterreich, Anfang November.

Am 22. v. Mts. hat Graf Casimir Badeni, unser neue Ministerpräsident, sich und seine Collegen dem Reichsrathe mit einer Programmrede vorgestellt, welche den Abgeordneten wie der Presse reichen Stoff zur Diskussion bot.

Wohl noch nie ist ein österreichischer Ministerpräsident mit größeren Hoffnungen begrüßt worden, wie der polnische Graf, der nun an der Spitze unserer Regierung steht. Dazu trug vor Allem das hohe Vertrauen bei, welches der Kaiser selbst in ihn setzt. Aber auch der Ruf von seinem politischen Geschicke und seiner Thatkraft, den er sich als Statthalter in

Galizien seit 1888 erworben, empfahl ihn für die hö
leitende Stelle in Oesterreich. Allerdings lautet das Urt
der jungen galizischen Bauernpartei und der ruthenis
Opposition anders. Nach dem Verdikt seiner Gegner, welc
der ruthenische Abgeordnete Romanczuk in seiner jüng
Reichsrathsrede Ausdruck gab, soll die Politik des Gra
Badeni in Galizien nichts als Verbitterung, Verschärfu
des Klassen- und Nationalitätenhasses, Demoralisation
Corruption des Mittelstandes und der Presse, Protekti
Nepotismus und Cliquenwirthschaft gezeitigt haben.
ist aber zu viel in einem Athem, als daß Alles wahr
könnte. Gewiß ist, daß Graf Badeni sich um die materi
und geistige Hebung Galiziens viele Verdienste erwor
hat. Aber es ist immer ein zweifelhaftes Glück für ei
Staatsmann, mit großen Erwartungen empfangen zu werd
Wer monatelang als ein Ausbund von politischem Gesch
als Retter Oesterreichs, als eine „Incarnation des wah
Oesterreicherthums" von inspirirten und freiwillig üb
schwänglichen Federn gepriesen wurde, der wird Auß
ordentliches leisten müssen, um nicht arge und bittere E
täuschungen hervorzurufen. Das übergroße entgegengebrac
Vertrauen wird leichter geraubt, als das mühsam du
thatsächliche Leistungen erworbene.

Graf Badeni genießt den unschätzbaren Vortheil ei
guten Hintergrundes, auf welchem sich seine Reden u
Thaten, auch wenn sie minder glanzvoll wären, wie
hoffen wollen, in günstigem Lichte hell abheben könn
Denn das Coalitionsministerium hat in Wahrh
ein ruhmloses Dasein gefristet. Das waren keine Minist
Sr. Majestät des Kaisers, sondern Agenten
coalirten Parteien, und an der Spitze derselben stand
Mann, der, persönlich gewiß jeder Hochachtung werth, je
Eigenschaften ermangelte, die ein Ministerpräsident haben mu
um die innere Politik eines von nationalen, socialen u
religiösen Kämpfen beunruhigten Reiches zu leiten. M

braucht nur an die Wahlreformfrage zu denken, deren Behandlung das ganze Elend eines Zustandes begreifen läßt, in welchem sich die Regierung rath- und haltlos von den interessirten Parteien bedrängen läßt. Nicht einmal das Budget vermochte das Coalitionsministerium durchzusetzen; es mußte wiederholt Provisorien erbitten. Die Cillier Frage zerbrach die Coalition; das Ministerium Windischgrätz demissionirte. Man erzählt, daß es bis zur Bildung eines neuen definitiven Ministeriums die Geschäfte habe fortführen wollen, daß aber der Kaiser, welchem die Verzögerung der Budgetfeststellung mißfiel, aus eigener Initiative das provisorische Ministerium Kielmannsegg bilden ließ, dessen Aufgabe zunächst die Fertigstellung des Budgets sein sollte. Dieser Aufgabe ist es prompt gerecht geworden. Aber Graf Kielmannsegg ist ein thatendurstiger Mann; er wollte in der kurzen Frist seiner Amtsführung mehr leisten und publicirte den sog. Beamtenerlaß, in welchem den Beamten die Grenzen ihrer Rechte und Pflichten bei den politischen Wahlen vorgezeichnet werden. Was den provisorischen Minister bewogen hat, sich auf das Glatteis der amtlichen Regelung der politischen Rechte der Beamten zu begeben, mag dahingestellt bleiben; kurze Zeit hat er sich das Lob der „liberalen“ Presse, die in dem Erlaß ein Quos ego gegen die antisemitischen Beamten erblickte, gefallen lassen müssen; aber bald merkte man doch, daß die ministerielle Verordnung eine Bedrohung aller Beamten bedeute. Glücklicherweise ist sie schon heute vergessen und schlummert in dem Massengrabe, in welchem gute und schlechte Ministereinfälle friedlich ruhen — in der Registratur.

Nach einer langen Zeit ministerieller Schwächen und Schwankungen, während welcher die dringendsten politischen und wirthschaftlichen Aufgaben des Reiches ungelöst blieben, begrüßte die öffentliche Meinung daher den neuen Ministerpräsidenten, der als Mann rascher Entschlüsse und kräftiger That gerühmt wird, hoffnungsfreudig. Verständige Politiker

freilich, wie der österreichische Reichsrathsabgeordnete, der sich vor sechs Wochen in diesen Blättern (S. 536 ff.) über das angekündigte Ministerium Badeni aussprach, waren minder sanguinisch und vergaßen nicht, daß Graf Badeni in parlamentarische Verhältnisse eintritt, die jedem Ministerium Schwierigkeiten bereiten und den Fortgang nothwendiger Reformen hemmen oder verlangsamen müssen.

Inzwischen hat Graf Badeni seine Programmrede gehalten. Man hat ihre Klarheit und ihre Entschiedenheit gerühmt; wir finden diese lobenswerthen Eigenschaften nur in jenen Theilen, die von dem höchsten Ziele der Regierungspolitik handeln; wo man aber die Ankündigung bestimmter Maßregeln erwartet, verschwimmt die Rede in diplomatischem Dunkel und fließt in glatten Wendungen. Als großes Ziel der Regierung stellt der Ministerpräsident in den Vordergrund „das friedliche Zusammenleben der durch Gottes Fügung und den weltgeschichtlichen Entwicklungsgang zu einem Ganzen vereinigten Nationen Oesterreichs“ zu sichern, und „allen Erscheinungen entgegenzuwirken, welche diesen Frieden zu beeinträchtigen geeignet sind“ und „durch ein ebenso wohlwollendes wie entschiedenes Vorgehen diesen Frieden herbeizuführen“. „Das Staatsinteresse, die Tradition der österreichischen Monarchie, somit den österreichischen Patriotismus und den österreichischen Geist auf Schritt und Tritt zu fördern, zu pflegen und nicht bloß durch Worte, sondern auch durch Thaten zum Ausdruck zu bringen, ist der feste Wille der Regierung“. „Ein mächtiges, patriotisch gesinntes und solidarisch vorgehendes Oesterreich ist unser Ziel“. Gelingt es der neuen Regierung, diesem ihrem Ziele auch nur um einige Schritte näher zu rücken, so hat sie sich schon verdient um Volk und Dynastie gemacht. Denn die centrifugalen Kräfte der unter dem Scepter des österreichischen Kaiserhauses vereinigten Völker bedürfen eines starken Gegengewichtes, um nicht die Einheit, Machtstellung und die friedliche Entwicklung

des Reiches zu gefährden. Dieses Gegengewicht ist aber die Anhänglichkeit an die Dynastie, das lebendige Bewußtsein von der staatlichen Zusammengehörigkeit der Völkerstämme und Kronländer, und die Ueberzeugung, daß die einzelnen Völkerstämme am sichersten und glücklichsten ihre Eigenart als Glieder des mächtigen Reiches entwickeln können. Dieser österreichische Patriotismus bedarf allerdings eifriger Pflege nicht bloß in Böhmen, wo Graf Thun die Schule in etwas bureaukratischer Manier zu Hilfe gerufen hat, sondern auch anderswo, auch in jenen deutschen Landestheilen, in welchen der lächerliche Kornblumen-Cult fast an Hochverrath grenzt, und aus welchen im April dieses Jahres der Erbfeind Oesterreichs, Fürst Bismarck, widerliche Huldigungen empfing.

Das neue Ministerium will aber, um den nationalen Frieden herbeizuführen und den österreichischen Patriotismus zu fördern, „actuell berechtigte, dem jeweiligen Zustande der Entwicklung entsprechende, in den Grenzen der staatsrechtlichen, finanziellen und wirthschaftlichen Zulässigkeit sich bewegende (nationale) Ansprüche, wenn sie auf gesetzlichem Wege geltend gemacht werden, vorurtheilslos, unparteiisch und gerecht“ würdigen und „unter dem Zeichen des gegenseitigen Entgegenkommens“ behandeln und entscheiden. Auf wenige Worte gebracht, will der Ministerpräsident in dem stark verklausulirten Satze sagen, daß er allen loyalen nationalen Forderungen thunlichst freundlich entgegenkommen wolle, insoweit der österreichische Staatsgedanke dies zuläßt. Als er aber unter dem Beifall der Linken (Deutsch-Liberalen) hinzufügte, dieses Entgegenkommen könne nur in der Art geschehen, „daß die auf dem historischen Momente beruhende traditionelle Stellung und die langjährige allen andern Völkern voranleuchtende Cultur des deutschen Volkes die ihr gebührende Beachtung finden muß“, erhoben die Czechen heftigen Widerspruch, den ihre Redner später zu begründen suchten. Wiewohl Graf Badeni

durch die Aufhebung des Belagerungszustandes den Czechen sein Vertrauen bewiesen hat, erklangen doch von dieser Seite die Kriegsrufe in alter Schärfe und belehrten den Ministerpräsidenten, daß sich keine rednerische Formel finden lasse, mit welcher die böhmische und andere nationale Fragen gelöst werden könnten. Denn die Aufhebung des Belagerungszustandes hat die Jungczechen nicht sanfter und entgegenkommender gemacht; vielmehr erheben sie im Reichsrath und im Lande mit noch lauterer Stimme ihren Ruf nach dem „böhmischen Staatsrecht“ und treiben die Propaganda so erfolgreich, daß der Führer der Altczechen Dr. Rieger und sein Anhang darauf verzichten mußten, für die bevorstehenden böhmischen Landtagswahlen eigene Candidaten aufzustellen. Mit diesem Beschluß hat die altczechische, der Versöhnung zugeneigte Partei das Feld den agitatorisch gewandten, aber in der Politik ungeübten und maßlosen jungczechischen Landsleuten überlassen in der Hoffnung, daß die heißblütigen Stürmer sich in Bälde verrennen und nach dem Altmeister Rieger rufen werden. So droht denn dem Ministerium von Seiten der Jungczechen manch heißer Kampf, aber auch die Südslaven und Italiener werden dem Ministerpräsidenten schlimmere Sorgen machen, wie früher die Ruthenen. Vermag der Graf Badeni diese Kämpfe zu beseitigen und die streitenden Nationen zu Compromissen zu bewegen, dann wird er den Namen eines Retters Oesterreichs in der That verdienen. Die Deutschen werden voraussichtlich keinen begründeten Anlaß haben, dem nationalen Programme des Ministerpräsidenten Schwierigkeiten zu machen, da er dasselbe nur unter Berücksichtigung der Bedeutung der deutschen Cultur ausführen will. Hoffentlich wird dann die deutsche Linke nicht bei jeder slavischen Schule nörgeln und politische Purzelbäume schießen, wie bei der Bagatelle von Cilli.

Der Ministerpräsident hat, wie zu erwarten war, nicht versäumt, der Bedeutung zu gedenken, „welche im staat-



lichen Leben dem religiösen Momente zukommt.“ „Die religiösen Gefühle“, erklärt er, „sollen geschont und insbesondere bei der Jugend gepflegt werden. Dieses Bestreben mit irgend welchen reaktionären Tendenzen in Verbindung zu bringen, wäre wahrlich eine höchst seichte Auffassung und einer solchen in diesem Hause nicht zu begegnen, bin ich gewiß. Viele Erscheinungen in unserem politischen und gesellschaftlichen Leben müssen jede Regierung, die ernst ist und nicht von heute auf morgen lebt, sondern in die Zukunft blickt, zwingen, diese Seite der Cultur nicht außeracht zu lassen und die sittlich-religiöse Grundlage bei der Erziehung der Kinder zu wahren.“

Man wird begreifen, daß diese Worte den lauten Beifall der Conservativen fanden, die Aehnliches schon lange nicht mit solchem Ernst und Nachdruck von der Ministerbank gehört haben. Auf der Linken erregten sie Bedenken und fanden in der That die „seichte Auffassung“, vor welcher der Minister warnte. Und noch mehr wie die Linke, fürchtet die „liberale“ Presse für das Volksschulgesetz, auf welches der österreichische Liberalismus stolz ist, wie der Lehrling auf das stümperhafte Gesellenstück. Die Besorgniß ist aber unnöthig; der Minister Badeni wird es nicht wagen, unter den heutigen parlamentarischen Verhältnissen die Principien der Schulgesetze anzutasten, und die Conservativen würden schon zufrieden sein, wenn der wiedererstandene Cultusminister Frhr. Gautsch von Frankenthurn das ministerielle Programm innerhalb des Rahmens der Volksschulgesetze mit Energie ausführte. Wenn er dies wagt, so wird sich mancher jetzt arg beklagte Mißstand beseitigen lassen; ob er es wagt, bezweifeln wir noch. Denn bei jeder Maßregel zu Gunsten der religiösen Bildung und Erziehung in der Volksschule erhebt die lange Reihe „liberaler“ Blätter aller Schattirungen ein wüstes Geschrei über die hereinbrechende Reaktion, am lautesten aber schreien die Lehrer vom deutsch-österreichischen Lehrerbunde, die erst im Juli ds. Js. den

schlesischen Lehrern zu ihrer „zielbewußten“ Opposition gegen den vielbesprochenen Schulantrag des Cardinal-Fürstbischofs Dr. Kopp gratulirten und die Erwartung aussprachen, „daß die deutsche Lehrerschaft in festem Zusammenschlusse die Kraft zur Abwehr der drohenden Gefahr der Verkirchlichung der Schule finden werde.“[1]) So lange solche Gesinnungen unter der Lehrerwelt herrschen und in dem großen Vereine maßgebend sind, wird es jedem Cultusminister schwer werden, das Regierungsprogramm durchzuführen. Vielleicht findet Herr von Gautsch den Muth dazu; hat er doch früher auch trotz seiner stremayer'schen Erziehung hin und wieder gewagt, der Colophoniumsblitze der Liberalen zu spotten. Wir glauben nicht, daß die Mehrheit der Lehrer irreligiös und ungeeignet ist, die Jugend religiös zu erziehen; aber die anständigen und einsichtsvollen Lehrer sind scheu und muthlos gemacht worden, zum Theil durch ihre Vorgesetzten selbst, besonders aber auch durch die Rührigkeit und die volltönende Phrase der irreligiösen Minorität. Will man die Zustände bessern, so wird man den Druck des „liberalen“ Regimentes in den Schulbehörden beseitigen und die Lehrer-Bildungsanstalten reformiren müssen, deren Lehrbücher kürzlich einer scharfen aber berechtigten Kritik unterworfen wurden.[2]) Im Uebrigen wird nach den Ankündigungen der Presse die conservative Partei dem neuen Cultusminister Gelegenheit bieten, zu beweisen, mit welchem Ernste er das religiös-sittliche Programm des Ministerpräsidenten auffaßt und auszuführen gedenkt.

Der Kernpunkt des ministeriellen Programms liegt in der Proklamation der Führerschaft der Regierung. Während das Coalitionsministerium seine Marschroute von

1) „Neue Freie Presse“ vom 6. Juli 1895.
2) Die österreichische Volksschule. Von Justus Verus. Freiburg, Herder. 1895.

den coalirten Parteien empfing, will das Ministerium Badeni über den Parteien stehen; „vollkommen frei“ gedenkt es „zu führen und nicht sich führen zu lassen“. Das ist die „Voraussetzung“, unter welcher der Ministerpräsident die Mission aus den Händen der Krone übernommen hat. Graf Badeni will weder eine Partei gegen die andere ausspielen, noch den Parteien Ueberraschungen bereiten, wie Graf Taaffe, noch sich drängen und führen lassen, wie Fürst Windischgrätz, sondern er will selbst führen. Das klingt den Parteien ungewohnt, als ob eine selbst- und zielbewußte, sich stark fühlende Regierung ein anderes Programm aufstellen und eine andere Regierungsmethode anwenden könnte. Aber die Parteien und deren Presse befürchten eine Herabdrückung des Reichsrathes. Höhnisch ruft die ‚Neue Freie Presse‘ dem Ministerpräsidenten zu, wen er eigentlich zu führen gedenke, da zum Führen zwei gehören? Keine der Parteien aber will die geführte sein, jede wahrt sich dem Cabinet gegenüber die freie Aktion, und das Cabinet selbst steht frei und ungebunden den Parteien gegenüber. Wie kann unter solchen Verhältnissen von einer Führerschaft der Regierung die Rede sein?

Aber Graf Badeni stellt sich unter der Führerschaft der Regierung eine andere Methode vor, wie die Parteien, eine andere, wie sie das rein parlamentarische Regiment bietet. Das letztere ist in dem österreichischen Verfassungsleben ebenso wenig wie im deutschen bekannt, schon darum nicht, weil die Voraussetzung einer haltbaren Majorität fehlt. Graf Badeni will unbeirrt durch Parteigezänke dem Reichsrath diejenigen Gesetzesentwürfe und Maßnahmen zur verfassungsmäßigen Genehmigung vorlegen, die er im Interesse des Reiches für nothwendig hält. Er will die Initiative, die Führung in der Gesetzgebung ebenso ausüben, wie in der Verwaltung, und appellirt an alle Parteien, die ein Interesse an der friedlichen Entwicklung unserer politischen Institutionen und unserer wirthschaftlichen Verhältnisse haben, ihm auf seinen

Wegen zu folgen. Weit entfernt, die Parteien zu brüskiren, will er sich sogar bemühen, „Steine des Anstoßes zu entfernen, an denen die Parteien selbst Schaden nehmen könnten“. Es ist darum eine unberechtigte Empfindlichkeit, wenn man gegen das neue Cabinet den Vorwurf der Nichtachtung des Parlaments erhebt. Das Parlament selbst hat es, wie Graf Badeni in seiner Replik vom 24. v. Mts. nicht ohne verdiente Bosheit bemerkt, in der Hand, sein Ansehen im Volke zu heben, indem es den patriotischen Absichten der Regierung freundlich entgegenkommt und mit derselben gemeinsam Positives für das Volk leistet. Darin liegt zugleich eine herbe Kritik der Unfruchtbarkeit des Reichsraths, der unter dem nationalen Gezänke und unter dem Parteitreiben die Lösung der wichtigsten und dringendsten politischen und wirthschaftlichen Aufgaben versäumt und hinausgeschoben hat. An Gelegenheiten, seine Führerschaft und seine Superiorität über den Parteien zu beweisen, wird es dem Ministerpräsidenten nicht fehlen. Die erste bietet sich ihm in der Wiener Bürgermeisterwahl dar. Alles ist gespannt, ob Graf Badeni dem gleichmäßig wüsten wie lächerlichen Ansturm der ‚liberalen‘ Presse gegen den mit mehr als Zweidrittel-Majorität zum Bürgermeister gewählten Dr. Karl Lueger und den verfassungswidrigen Intriguen der ungarischen Regierung den erwünschten kräftigen Widerstand leisten, oder ob seine Thatkraft schon in diesem ersten Falle versagen wird. Träte letzteres ein, so könnte vielleicht wahr sein, was eine gegnerische Zeitschrift jüngst behauptete, daß Graf Badeni wohl die Pose eines kraftvollen, energischen Staatsmannes einzunehmen wisse, aber weder den Geist noch die Kraft eines solchen habe.[1])

Vor allem thut eine kraftvolle Führung auf wirthschaftlichem Gebiete Noth. Hier harren große Aufgaben

---

1) Inzwischen ist die Entscheidung erfolgt: Dr. Karl Lueger hat die kaiserliche Bestätigung leider nicht erhalten!

einer raschen Lösung. Wenn auch die Programmrede nur im Allgemeinen die volle Bereitwilligkeit des Ministeriums, darin rüstig voranzugehen, bekundet, so wird man wohl auch annehmen dürfen, daß sich die Ressortminister klar über ihre Wege sind. Der Landwirthschaftsminister Graf Ledebur hat bereits bei der Uebernahme seines Amtes erklärt, daß er seine ganze Kraft der Schaffung eines landwirthschaftlichen Genossenschaftswesens, das die Großen wie die Kleinen umfassen soll, widmen wolle, und hat einen ersten Beweis seiner Tüchtigkeit in der Debatte vom 5. ds. Mts. über das landwirthschaftliche Meliorationsdarlehen geliefert. Wenn der Handelsminister Frhr. v. Glanz-Eicha mit gleicher Rührigkeit die stockende gewerbliche Reform in Angriff nimmt, werden die langgehegten Wünsche des Gewerbestandes der Erfüllung näher gebracht werden. Die bedeutendste Arbeit aber liegt dem Finanzminister v. Bilinski ob, die Steuerreform. Sie hat den Coalitions-Reichsrath viel Schweiß und Mühe und viele Compromisse gekostet; aber sie fiel unter der Liquidation der Coalition und das denkbar ungerechteste Steuersystem wird das Land noch länger bedrücken. Der Finanzminister wird nach seiner Erklärung bei der Vorlage des Budgets sofort an die Arbeit gehen, die aber schon darum Widerstand hervorrufen wird, weil sie das Interesse des Aerars in schärferer Weise wahren soll, wie der Plener'sche Entwurf. Allerdings zwingt die von dem neuen Finanzminister ungünstig geschilderte Finanzlage dazu, die Steuerreform zur dauernden Stärkung der Reichsfinanzen auszunützen. Dagegen wird sich schließlich nichts einwenden lassen, wenn die Mehrbelastung nur die starken Schultern trifft, und wenn die überlasteten Klassen, der Landwirth und der Gewerbetreibende, endlich erleichtert werden. Auch in der Steuergesetzgebung muß sich der christlich-sociale Grundsatz, den Schwachen zu entlasten und den Ausgleich in der Heranziehung des Stärkeren zu den Staatslasten zu suchen, bekunden. Dagegen sträuben

sich die kapitalistischen Kreise und beginnen bereits den Feldzug gegen den Finanzminister, welcher den Muth hat, eine erhöhte Besteuerung der Aktiengesellschaften und — der Börse anzukündigen.

Was die Regierung auf dem engeren *socialpolitischen* Gebiete zu leisten gedenkt, ist nur in den weitesten Zügen umschrieben. Daß sie Bestrebungen, die auf „Vernichtung der menschlichen Gesellschaft“ ausgehen, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln entgegentreten wird, muß Jedermann billigen. Das wird jedes Ministerium thun müssen, und es bedurfte daher keiner besonderen Zusicherung. Aber das Programm wird auch positiv, indem es den „breiten Volksschichten eine parlamentarische Vertretung“ zusagt und Vorschläge in Aussicht stellt, welche „deren wirthschaftliche Lage thunlichst zu heben und durch den Ausbau der betreffenden Gesetzgebung zur Festigung des socialen Friedens beizutragen geeignet“ sind. Demnach steht eine Weiterbildung der socialen Gesetzgebung bevor; nach welcher Richtung, läßt sich aus den allgemeinen Wendungen nicht entnehmen. Gefordert wird von conservativer Seite ein starker Schutz der industriellen Arbeiter und eine Alters- und Invalidenversicherung derselben. *Hier* sollte die Regierung sich im Interesse der Stärkung der Staatsautorität die Führerrolle nicht entwinden lassen. Es würde das jedenfalls einen harten Kampf mit der deutschen Linken, die sich als Vertreterin des Kapitalismus gerirt, kosten; aber in diesem Kampfe würden der Regierung die Conservativen und alle arbeiterfreundlichen Parteien im Parlamente und im Lande zur Seite stehen.

Die schwierigste Aufgabe des Ministeriums liegt in der *Wahlreform*. Gegenüber dem wahrhaft kläglichen Spiele der letzten Session des Reichsrathes bedeutet es schon einen erfreulichen Fortschritt, daß die *Regierung* einen Entwurf vorlegen will, der angeblich „frei von jedweder Engherzigkeit“ sein und „*als ein Ganzes*“ dem Reichsrath zur Annahme empfohlen werden soll. Auch diese Wendung gehört zu den

nicht wenigen dunklen Stellen der Programmrede. Man könnte sie dahin verstehen, daß die Regierung mit einem kategorischen aut — aut dem Reichsrathe die Wahlnovelle präsentirt und grundsätzliche Abänderungen ablehnt. Das käme einer Octroyrung gleich. Offen gesagt, halten wir es bei den heutigen Parteiverhältnissen für ausgeschlossen, daß der Reichsrath eine befriedigende Wahlreform zu Stande bringt. Die Vorgänge in der letzten Session beweisen das, und da die Parteiverhältnisse dieselben geblieben sind, wird sich das widerliche Spiel der reinen Parteiinteressenkämpfe wiederholen. Doch darüber zu anderer Zeit. In Bälde wird der Wahlreformentwurf der Regierung die Erwartungen befriedigen oder — enttäuschen.

Heute liegen nur Worte und Versprechungen vor; wenn sie freudig begrüßt und, wie das „Vaterland" sagt, „als Ausgangspunkt wichtiger Aktionen und als der Anfang einer neuen Aera der österreichischen Verwaltung" betrachtet werden, so mag das Ministerium das hohe Maß von Vertrauen ersehen, welches ihm von jenen Seiten entgegengebracht wird, die von jeher den wahren österreichischen Patriotismus gepflegt haben. Diesem Vertrauen zu entsprechen, ist seine Pflicht und die Voraussetzung seiner Lebensfähigkeit. Würde es getäuscht, so würde jener politische Pessimismus, unter welchem Oesterreich schon so viel gelitten hat, sich gerade der tüchtigsten und besten Volksschichten bemächtigen und den unzufriedenen und niemals zufrieden zu stellenden Extremen freie Bahn schaffen. Die neue Regierung verspricht dem Volke, „als oberstes Princip ihrer Wirksamkeit, als unverrückbare Richtschnur ihres Thun und Lassens, jene Grundsätze göttlichen und menschlichen Rechtes zu betrachten, welche einer unserer erlauchten Monarchen als des Reiches Fundament seinen Völkern verkündigte: die Gerechtigkeit". Gern und freudig vernimmt das Volk diese Zusage und wird sie mit seinem Vertrauen erwidern, wenn diese Gerechtigkeit gepaart ist mit Weisheit und Thatkraft.

---

sich die kapitalistischen Kreise und beginnen bereits den Feldzug gegen den Finanzminister, welcher den Muth hat, eine erhöhte Besteuerung der Aktiengesellschaften und — der Börse anzukündigen.

Was die Regierung auf dem engeren socialpolitischen Gebiete zu leisten gedenkt, ist nur in den weitesten Zügen umschrieben. Daß sie Bestrebungen, die auf „Vernichtung der menschlichen Gesellschaft" ausgehen, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln entgegentreten wird, muß Jedermann billigen. Das wird jedes Ministerium thun müssen, und es bedurfte daher keiner besonderen Zusicherung. Aber das Programm wird auch positiv, indem es den „breiten Volksschichten eine parlamentarische Vertretung" zusagt und Vorschläge in Aussicht stellt, welche „deren wirthschaftliche Lage thunlichst zu heben und durch den Ausbau der betreffenden Gesetzgebung zur Festigung des socialen Friedens beizutragen geeignet" sind. Demnach steht eine Weiterbildung der socialen Gesetzgebung bevor; nach welcher Richtung, läßt sich aus den allgemeinen Wendungen nicht entnehmen. Gefordert wird von conservativer Seite ein starker Schutz der industriellen Arbeiter und eine Alters- und Invalidenversicherung derselben. Hier sollte die Regierung sich im Interesse der Stärkung der Staatsautorität die Führerrolle nicht entwinden lassen. Es würde das jedenfalls einen harten Kampf mit der deutschen Linken, die sich als Vertreterin des Kapitalismus gerirt, kosten; aber in diesem Kampfe würden der Regierung die Conservativen und alle arbeiterfreundlichen Parteien im Parlamente und im Lande zur Seite stehen.

Die schwierigste Aufgabe des Ministeriums liegt in der Wahlreform. Gegenüber dem wahrhaft kläglichen Spiele der letzten Session des Reichsrathes bedeutet es schon einen erfreulichen Fortschritt, daß die Regierung einen Entwurf vorlegen will, der angeblich „frei von jedweder Engherzigkeit" sein und „als ein Ganzes" dem Reichsrath zur Annahme empfohlen werden soll. Auch diese Wendung gehört zu den

nicht wenigen dunklen Stellen der Programmrede. Man könnte sie dahin verstehen, daß die Regierung mit einem kategorischen aut — aut dem Reichsrathe die Wahlnovelle präsentirt und grundsätzliche Abänderungen ablehnt. Das käme einer Octroyrung gleich. Offen gesagt, halten wir es bei den heutigen Parteiverhältnissen für ausgeschlossen, daß der Reichsrath eine befriedigende Wahlreform zu Stande bringt. Die Vorgänge in der letzten Session beweisen das, und da die Parteiverhältnisse dieselben geblieben sind, wird sich das widerliche Spiel der reinen Parteiinteressenkämpfe wiederholen. Doch darüber zu anderer Zeit. In Bälde wird der Wahlreformentwurf der Regierung die Erwartungen befriedigen oder — enttäuschen.

Heute liegen nur Worte und Versprechungen vor; wenn sie freudig begrüßt und, wie das „Vaterland" sagt, „als Ausgangspunkt wichtiger Aktionen und als der Anfang einer neuen Aera der österreichischen Verwaltung" betrachtet werden, so mag das Ministerium das hohe Maß von Vertrauen ersehen, welches ihm von jenen Seiten entgegengebracht wird, die von jeher den wahren österreichischen Patriotismus gepflegt haben. Diesem Vertrauen zu entsprechen, ist seine Pflicht und die Voraussetzung seiner Lebensfähigkeit. Würde es getäuscht, so würde jener politische Pessimismus, unter welchem Oesterreich schon so viel gelitten hat, sich gerade der tüchtigsten und besten Volksschichten bemächtigen und den unzufriedenen und niemals zufrieden zu stellenden Extremen freie Bahn schaffen. Die neue Regierung verspricht dem Volke, „als oberstes Princip ihrer Wirksamkeit, als unverrückbare Richtschnur ihres Thun und Lassens, jene Grundsätze göttlichen und menschlichen Rechtes zu betrachten, welche einer unserer erlauchten Monarchen als des Reiches Fundament seinen Völkern verkündigte: die Gerechtigkeit". Gern und freudig vernimmt das Volk diese Zusage und wird sie mit seinem Vertrauen erwidern, wenn diese Gerechtigkeit gepaart ist mit Weisheit und Thatkraft.

---

## LXVI.

## Die socialdemokratischen Prediger.

Zu dem Skandal, welchen die schimpfliche Flucht des Chefredakteurs der Berliner „Kreuzzeitung", des Freiherrn v. Hammerstein, hervorgerufen, hat sich in letzter Zeit innerhalb der protestantisch-conservativen Partei ein Symptom eingestellt, dessen Folgen für den Bestand der Partei höchst kritisch zu werden drohen.

Am 25. Oktober enthielt nämlich das partei-officiöse Organ, die „Conservative Correspondenz" nachstehenden Aufruf:

An unsere Parteigenossen!

Der unter dem Zeichen des Göhre'schen Buches: „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche" gegründete Evangelisch-sociale Congreß hat nach und nach — wie wir es vorausgesagt — Früchte gezeitigt, die bei jedem Patrioten bange Sorgen hervorrufen müssen. Es hat sich im Anschluß an die Tagungen jenes Congresses unter der Führung des Pfarrers Naumann-Frankfurt a. O. eine Richtung bei einzelnen jüngeren Pastoren entwickelt, die den zersetzenden Agitationen der Socialdemokratie weit entgegenkommt. Wollen Geistliche sich darum bemühen, sociale Mißstände zu mildern oder abzustellen, so wird eine solche Berufsthätigkeit von conservativer Seite mit Freude begrüßt und unterstützt werden. Eine derartige Thätigkeit aber kann nur dann von Erfolg begleitet sein, wenn sie im Wesentlichen innerhalb der Gemeinde entfaltet wird und dem Frieden dient.

Anders liegen die Dinge, wenn Geistliche socialpolitischen Bestrebungen nachgehen, nicht um dem Frieden in der Gemeinde oder im Lande zu dienen, sondern um Begehrlichkeit zu erwecken und Klassenhaß zu predigen. In diesem Sinne ist aber die oben erwähnte Richtung unter den Mitgliedern des Evangelisch-socialen Congresses aufgetreten und hat dadurch der Socialdemokratie erfreuliche Aussichten auf eine mit größerem Erfolge als bisher begleitete Revolutionirung des platten Landes eröffnet. Zu den jüngeren Geistlichen, welche auf diese bedauerlichen Abwege gerathen sind, gehören außer den Herren Göhre und Naumann die Herren Pastoren Habermann-Zwinge, Kötzschke-Sangerhausen, Rauh-Cladow, Wagner-Pritzerbe und Wittenberg-Liegnitz.

Die genannten Herrn gruppiren sich um das von Herrn Pfarrer Naumann herausgegebene Publicationsorgan „Die Hilfe". Sie erblicken ihren Beruf in der Aufspürung von socialen Mißständen, die sie dann verallgemeinern und in möglichst schwarzen Farben ausgemalt in der Oeffentlichkeit selbstgefällig breittreten, um den Arbeitern vor Augen zu führen, wie übel angeblich ihre Lage sei und wie sie alles aufbieten müßten, um sich bessere Zustände zu erzwingen.

Durch ein solches, lediglich den Klassenhaß schürendes und Unfrieden säendes Vorgehen wird begreiflicherweise weder der Allgemeinheit noch auch dem „vierten Stande" etwas genützt, sondern einer Förderung gesunder socialpolitischer Reformen lediglich entgegengearbeitet. Diese friedenstörende Thätigkeit beruht einzig auf der verwerflichen Absicht, die Arbeiter zu umschmeicheln und sich — nach Art der Socialdemokraten — einen möglichst zahlreichen Anhang von Unzufriedenen zu schaffen. Gleich den Socialdemokraten behaupten jene Socialpolitiker, die Arbeiterschaft über die „Sünden" der Besitzenden, der „herrschenden" Klasse aufklären zu müssen, gleich den Socialdemokraten agitiren sie für das einseitige freie Coalitionsrecht der Arbeiter, um durch die Massen politische Macht zu gewinnen.

Mit der conservativen Partei haben solche Elemente selbstverständlich absolut nichts zu thun. Es ist demgemäß ganz folgerichtig, wenn die geistlichen Socialisten auch in politischer

Hinsicht sich auf demokratischen Boden stellen, allgemeines
heimes Wahlrecht auch für die Landtage fordern, gegen d
„Junker“ aufreizen und der staatlichen Autorität Hohn sprche
Schrieb doch der Herr Pastor Rauh-Cladow (Sociale Pra
Nr. 52) über die Stimmung der Landpfarrer im Osten Deutsc
lands: „Befangen in Vorurtheilen, welche dem Arbeiter
demüthige Unterordnung unter die Vormundschaft des „Herr
geradezu zur sittlichen Pflicht machen, sehen sie in dem Wan
des Verhältnisses zwischen Arbeitgebern und Arbeitern das
volutionäre gegen alle „göttliche und menschliche Autori
gerichtete Gebahren einer gottlosen Zeit.“ Beklagt sich
derselbe Landgeistliche darüber, daß man „die Arbeiter so lan
mit einer vorgekauten erbaulichen (!) und patriotischen (
Nahrung gefüttert habe.“

Es wird Sache der Kirchenbehörde sein, diese Art
Berufsthätigkeit der Seelsorger besonders zu würdigen. Sa
der conservativen Partei aber ist es, die Socialpolitiker
Naumann'schen Richtung, deren Hauptvertreter, soweit sie
der letzten Zeit in die Oeffentlichkeit getreten sind, wir ob
genannt haben, auf das äußerste und mit allen ihr zu Geb
stehenden Mitteln zu bekämpfen. Wir erklären demgemäß, da
Politiker sowohl wie Zeitungen, welche diesen Kampf nich
aufnehmen oder gar — offen oder verschleiert — ihm entgegen
wirken, zur conservativen Partei nicht gerechnet werden könne

So das Partei-Organ. Von den hier genannten, de
Provinzen Brandenburg, Pommern und Schlesien an-
gehörigen Pastoren haben inzwischen die Herren Rauh und
Wittenberg eine öffentliche Erwiderung ergehen lassen, in
denen sie die ihnen zur Last gelegten Beschuldigungen zu
entkräften suchen; die übrigen scheinen nichts erwidern zu
wollen. Und doch hätte namentlich Einer das Berichtigen
sehr nöthig gehabt, der die Bestrebungen der Social-
demokraten „edele“ und „der Unterstützung würdig“
genannt hatte. Wenn dieser Herr solche Aeußerungen auch
von der Kanzel im Talar fallen läßt, so möchte er nur
bald das Petroleum mitnehmen, um seine Kirche in Bran

zu stecken, denn gerade die „Edelsten" unter den Socialdemokraten erklären ja alle Kirchengebäude für überflüssig.

Herr Pastor Göhre hat bekanntlich in Chemnitz unerkannt drei Monate in einer Fabrik gearbeitet, um die Socialdemokraten unter sich beobachten zu können. Aus dieser Thätigkeit ist sein Buch: „Drei Monate Fabrikarbeiter" entstanden. In dieser Schrift tritt er noch sehr positiv auf (Vergl. „Geschichtslügen" 12. und 13. Auflage S. 3 flgd.); aber schon hier zeigt sich das Bestreben, den Anschauungen der Arbeiter Concessionen zu machen. In diesem Bestreben ist er in Ueberschreitung der vom Christenthum gesteckten Grenze immer weiter gegangen und hat noch vor einigen Tagen nach einem Berichte der „Kreuzzeitung" (Nr. 476) die jetzige Nothlage der Landwirthschaft eine „Rache der Weltgeschichte" genannt. Da unter den nothleidenden Landwirthen Schuldige und Unschuldige sich befinden, so ist dieser Ausdruck nur erklärlich, wenn man Klassenhaß predigt, der durch das fundamentale Gebot der christlichen Nächstenliebe untersagt ist.

In der von Pastor Naumann herausgegebenen Zeitschrift „Die Hilfe" heißt es neuerdings (Nr. 43): „Noch haben die Industrieherren, Grundherren und Geldherren das Heft in einer Weise in der Hand, daß der vierte Stand in Landtags- und Communalvertretungen fast gar keine Bedeutung hat und auch im Reichstage nicht viel mehr als $^1/_{10}$ der Macht des Parlaments besitzt. Bei diesen Umständen ist die Frage, ob nicht der Arbeiterstand zu mächtig werden würde, eine reine Doctorfrage. Jetzt gilt es, daß er überhaupt so viel politische Macht gewinnt, um lebensfähig zu sein. Wenn das erreicht ist, dann kann man weiter über diese Sache reden, falls es dann nöthig erscheint."

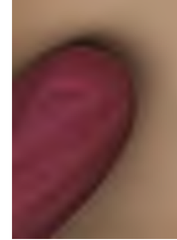
Diese Worte liefern den klaren Beweis, daß die Naumann'schen Agitationen auf eine Stärkung der Socialdemokratie mit vollem Bewußtsein hinarbeiten. In einer Versammlung des „Evangelisch-socialen Vortrags-Vereins"

zu Frankfurt, der zahlreiche Socialdemokraten beiwohnten, berichtete Pfarrer Naumann mit größter Sympathie über den Breslauer Parteitag. Seine Rede führte den bezeichnenden Titel: „Was trägt die Socialdemokratie zur Gesammtentwickelung des Vaterlandes im Sinne einer gesunden Reform bei?“ Aus seiner Werthschätzung der Revolutionspartei machte der Vortragende nicht den geringsten Hehl. Zu verwundern ist nur, daß ihm Muth und Bekenntnißfreude fehlen, um sich offen und ehrlich der Socialdemokratie als „Genosse“ zuzuwenden. Herrn Naumann und seinen geistlichen Mitbrüdern sollte es doch bekannt sein, daß, wenn im Reichstage die Regierung, die conservative Partei oder das Centrum einen Gesetzesvorschlag machten, welcher eine wirkliche Verbesserung der Lage der Arbeiter erstrebte, die socialdemokratischen Abgeordneten fast regelmäßig dagegen stimmten. Schon aus diesem äußeren Symptome wäre unschwer zu erkennen, daß diese Partei auf ganz andere Ziele hinaussteuert. Auch auf dem Breslauer Parteitage erklärte man sich gegen die materielle Hebung des Bauernstandes, weil dadurch das Eigenthum verstärkt würde.

Nach der Theorie des Herrn Göhre nahmen also die Breslauer am Bauern weiterhin „Rache“, weil er nicht sein kleines Eigenthum dem Communismus opfern will, unter dessen Herrschaft kein Bauer mehr für sich, sondern nur für Andere im Schweiße arbeiten soll.

Dem gläubigen Katholiken wird es vollends ein Räthsel sein, wie es christliche Prediger vermögen, einer Partei, die dem absoluten Atheismus dient, so weit die Hand zum Bunde zu reichen. Psychologisch läßt sich wohl eine solche Verirrung nur also erklären:

Jene Prediger haben das Bedürfniß, etwas für die verirrten Arbeiter zu thun. Aber der Geistliche genießt in protestantischen Gegenden beim Arbeiter kein Ansehen, weil der Protestantismus keine innere Lebenskraft hat. Sie,



die Geistlichen selbst, haben in ihrer Confession ebenfalls keinen Leitstern, nach dem sie sich richten könnten. Sie selber wissen nicht recht, ob sie es mit dem christlichen Positivismus oder mit der Negation, wie sie seit den Tagen des „Culturkampfes" in die obersten protestantischen Kirchenbehörden eingezogen und wie sie jetzt von der Mehrzahl der Theologie-Professoren docirt wird, halten sollen. Der Führer, welcher unter ihnen bisher noch das größte Ansehen genossen, Herr Stöcker, büßt an Anhang immer mehr ein, links wie rechts, und seine Parole: „Los vom Staate", enthält nur eine Negation ohne etwas Positives und Sicheres dafür an die Stelle zu setzen. So findet sich der protestantische Geistliche haltlos auf eine schiefe Ebene versetzt, auf der er die Hinuntergleitenden nicht anders aufhalten zu können glaubt, als daß er mit ihnen gemeinschaftliche Sache macht, d. h. nur langsamer, als jene es ohne ihn thun würden, dem Abgrunde mit seinen Pflegebefohlenen entgegeneilt.

Der katholische Geistliche dagegen wird in seinen socialen Bestrebungen überhaupt auf keine schiefe Ebene gestellt. Er steht auf einer festen Basis in Dogma und Moral der Kirche; diese hat noch Gewalt über die Geister, welche es bewirkt, daß der Abfall zum Atheismus und Communismus ein ganz sporadischer bleibt. „Wäre Pommern katholisch", hat jüngst ein Socialdemokrat auf dem Breslauer Parteitage gesagt, „so hätten wir dort nicht so viel Anhang." Die traurige wirthschaftliche Lage der Gegenwart in Stadt und Land hat ja auch in katholischen Gegenden manchen unzufriedenen Wähler ins socialdemokratische Lager getrieben, aber die Umsturzpartei hat hier noch niemals eine Majorität oder gar wie in manchen protestantischen Gegenden die Alleinherrschaft gewinnen können. Auch über die Arbeitgeber übt der Katholicismus eine andere Gewalt aus, als der Protestantismus.

Im tiefsten Grunde besteht zwischen Protestantismus und Socialdemokratie eine innere Verwandtschaft; jene

Prediger spielen heute nur die einstige Rolle Luthers zu Beginn des Bauernkrieges.

Durch solche Vorgänge, wie durch den mit Riesenschritten allerwärts sich vollziehenden Zersetzungsproceß im Protestantismus, verliert aber die protestantisch-conservative Partei als Bundesgenosse für uns immer mehr an Werth, und mit Recht sagt darum Leo XIII, nicht die Katholiken mögen sich mit den Protestanten gegen die Feinde des Christenthums verbinden, sondern die Protestanten mögen sich mit den Katholiken vereinigen!

P. M.

---

## LXVII.

## Zum Gedenktage der heiligen Cäcilia.

Die heilige Cäcilia, deren Gedenktag am 22. November begangen wird, stammte aus dem alten, edlen Geschlechte der Cäcilier und gehört zu den berühmtesten römischen Heiligen. Sie war heimlich Christin geworden, und ihre jungfräulich reine Seele stand in so wunderbarer Verbindung mit dem Himmel, daß sie eines heiligen Verkehres mit ihrem Schutzengel gewürdigt wurde. Sie hatte sich ganz dem Dienste des Herrn geweiht, „trug das Evangelium immer in ihrem Herzen verborgen und ließ weder bei Tag noch bei Nacht ab vom Gebete und von Unterredungen über göttliche Dinge.“ Nach dem Willen ihrer Eltern sollte sie sich mit dem vornehmen und reichen, aber heidnischen Jünglinge Valerianus verheirathen, sie erklärte aber ihrem Verlobten, daß sie unter dem Schutze ihres Engels stehe, welchen Valerianus nur sehen könne, wenn er Christ werde. Durch Gebet und Buße bereitete sich Valerian auf den weltlichen Hochzeitstag vor und während die musikalischen Instrumente (cantantibus organis) ertönten, erhob die Heilige

im stillen Gebete ihre Seele zu Gott: „Halte Du mein Herz und meinen Leib unbefleckt und laß mich nicht zu Schanden werden!" Valerianus, in der christlichen Religion unterrichtet und getauft, sah den Engel der Braut, gelobte Gott ewige Treue und führte auch seinen Bruder Tiburtius zum Christenthume; beide erwarben bald nachher die Martyrerkrone. „Wie eine emsige Biene diente Cäcilia dem Herrn und gewann ihm viele Seelen."

Im kirchlichen Officium wird mehrfach die Biene als Gleichnißbild gebraucht; so heißt es in dem Officium der heil. Cäcilia (Antiphon 3 ad laudes): „Caecilia, famula tua, Domine, quasi apis tibi argumentosa deservit." Im Anschlusse an diesen Gedanken des Officiums sagt das Gedicht von L. Giesebrecht, welches der hl. Cäcilia die Erfindung der Orgel zuschreibt:

„Wie die Biene Honigzellen,
Baut sie ihre Orgel auf,
Röhren sieht man sich gesellen,
Kunstreich hebt es sich hinauf.
Und der Ernst, die stille Liebe
Und des Glaubens reiche Kraft
Walten hin durch das Getriebe
Als der Geist, der Leben schafft.

Monde stumm vorüberschreiten,
Bis der Wunderbau vollbracht,
Selbst der Harfe treue Saiten
Schwiegen seit der Weihenacht.
Endlich als die Abendsonne
Eben durch die Fenster sah,
War's vollbracht: in stiller Wonne
Kniete Sanct Cäcilia."

Ueberaus rührend und schön ist die Legende von dem Martyrium der hl. Cäcilia! Ihre engelgleiche Reinheit und Unschuld und die großen Verdienste ihrer Vorfahren schützten sie nicht davor, daß sie von dem heidnischen Richter als Christin zum Tode verurtheilt wurde. Eines freilich wagte derselbe nicht zu thun, nämlich sie öffentlich hinrichten zu lassen. Das Volk hätte vielleicht doch gemurrt oder sich erhoben, wenn die Tochter einer so edlen und ruhmreichen Familie

wie eine Verbrecherin öffentlich wäre hingerichtet worden. Darum sollte Cäcilia im Geheimen den Tod erleiden und zwar in ihrem eigenen Hause; dort wurden in dem Badezimmer die unterirdischen Oefen so stark geheizt, daß ihnen eine Gluthitze entströmte, die Alles versengen mußte, was in ihre Nähe kam. Cäcilia wurde in das Gemach geführt; sie betrat dasselbe mit freudestrahlendem Antlitze, gekleidet in weiße Seide, geschmückt wie eine Braut. Einen ganzen Tag und eine ganze Nacht wurden die Oefen geheizt; dann öffnete man das Zimmer, um die Todte fortzutragen, allein Cäcilia stand unversehrt da, Gott hatte sie geschützt, wie einst die Genossen des Daniel im Feuerofen zu Babylon. „Mitten in den Flammen pries sie den Herrn; der Engel wandelte für sie den glühenden Dampf um in kühlenden Thau; das Feuer hatte keine Macht über ihren Leib und kein Haar ihres Hauptes wurde versengt, noch ihre Kleidung beschädigt, noch war der Geruch des Feuers an sie gekommen.“

Als das der Richter hörte, schickte er den Henker hin, der sollte sie enthaupten. Dreimal schlug dieser tiefe Wunden in den Hals; das Haupt vermochte er nicht abzuschlagen. Es mochte ihm wohl die Hand gezittert haben, dem harten Manne, als er das Bild der Heiligkeit und Unschuld sah. So ließ er die heilige Martyrin in ihrem Blute liegen; denn mehr als drei Schwertschläge waren ihm nach römischem Gesetze nicht gestattet. Das in die Wohnung dringende Volk fand die Heilige auf den Boden hingestreckt. Sie lebte noch und lobte Gott und sprach noch Worte des Trostes und der Ermuthigung; dann starb sie nach dreitägiger Pein, heilig und gottergeben, das Antlitz demüthig zur Erde geneigt. Ihr Leib wurde in einen Cypressensarg gelegt und hinausgetragen vor die Stadt in die stille Katakombe, die ihren Namen trägt. Tausende von Pilgern haben dort alljährlich betend an ihrem Grabe gekniet, und viele Thränen hat sie getrocknet und manchem Bedrängten Hilfe gebracht, die liebe heilige Cäcilia. Ihr Name wurde in den Kanon der heiligen Messe aufgenommen, und sie galt schon in alter Zeit als die viel verehrte Schutzheilige der römischen Frauen. Auch die Griechen feiern das Fest der Heiligen unter dem Namen *Κεκιλια* am 22. November.

Es gibt zu Rom zwei ehrwürdige Orte, welche an die heilige Cäcilia erinnern: ihr Haus, der Ort ihres frommen Waltens und glorreichen Martyriums, und die unterirdische Grabeskammer, wo sie nach ihrem heldenmüthigen Tode in Frieden beigesetzt wurde. Ihr Haus ist in eine Kirche umgewandelt worden. In einer Seitenkapelle dieser Kirche, Santa Cecilia in Trastevere, sieht man noch die Badevorrichtung mit den Bleiröhren zur Leitung des Wassers und der Dämpfe. In der Kirche aber unter dem Hochaltare ruht der unversehrte Leib der heiligen Jungfrau und Martyrin, ein kostbares Kleinod des christlichen Cultus, der Verehrung um so würdiger, da Gott selbst den Leib der Heiligen geehrt und vor der Verwesung bewahrt hat. Der Sarg, der den Leib der Heiligen barg, wurde unter Papst Paschalis im Jahre 821 in den Katakomben des hl. Calixtus an der Via Appia entdeckt und in die genannte Kirche übertragen. Als man im Jahre 1599 den Sargdeckel hob, fand Cardinal Sfondrati die heilige Martyrin noch ganz in derselben Lage, in welcher sie einst hier auf dem Fußboden ihres Hauses den letzten Athemzug ausgehaucht hatte. Auf der rechten Seite liegend, mit einer Schnittwunde am Halse, die Arme und die drei vorderen Finger an jeder Hand ausgestreckt, sah sie einer ruhig Schlafenden gleich, ein wunderbares Bild der Anmuth, Unschuld und Gottergebenheit. Sie war in ihre reichen Gewänder und in ein Bußkleid gehüllt, woran sich noch die glorreichen Spuren ihres Blutes fanden. Als am Feste der hl. Cäcilia das Grab wieder geschlossen wurde, feierte der Papst selbst das Hochamt. Damals meißelte auch Maderna ein Marmorbild geradeso, wie er den heiligen Leib gesehen hatte. Es ist die Statue unter dem Hochaltare der Cäcilienkirche, wo die Heilige noch heute ruht. Kleine Abbildungen dieser Statue nehmen die Rompilger gerne mit in ihre Heimath als Andenken an ihre Wallfahrt zu der ewigen Stadt. Wie die Legende berichtet, erhob Cäcilia noch im Sterben ihr Loblied zu Gott, und es war, wie ihr Leben, so auch ihr Ende eine Verwirklichung des letzten Psalmes: „Singet dem Herrn ein neues Lied und lobet ihn in Cither und Psalter.“ Sie wurde daher schon früh mit einem musikalischen Instrumente,

dem Sinnbilde des Lobes Gottes, abgebildet. In der Kirche der hl. Cäcilia wird an ihrem Gedenktag ein feierlicher Gottesdienst abgehalten; die Katakomben prangen im Lichtglanze vieler Kerzen. In der Kirche singt der assistirende Cardinal oder Bischof mit dem Chore das „Lauda Jerusalem Dominum“, in den Katakomben hallen die langen Gänge wieder vom Gesange der Allerheiligen-Litanei. Es bildet sich eine Prozession, welche singend und betend durch die unterirdischen Räume, an den Gräbern der ersten römischen Christen aus der Martyrerzeit vorbeizieht, bis endlich eine an der mit Blumen reich gezierten Gruft der hl. Cäcilia gehaltene Festpredigt die erhabene Feier beschließt.

2) Die hl. Cäcilia gilt als Patronin der Tonkunst, namentlich der Kirchenmusik; das Bild der Heiligen ist zuweilen an Kirchenorgeln angebracht neben dem Bilde des königlichen Sängers David, so in der Rochuskirche zu Venedig und in der Kirche auf dem Apollinarisberge bei Remagen. Menzel schreibt in seiner Symbolik: „Fast alle Musikvereine, auch protestantische, haben die heilige Cäcilia zu ihrer Schutzpatronin erwählt und ihr Bild in ihre Fahnen aufgenommen. Die an ihrem Tage zu London gefeierten Musikfeste haben zahllose Lieder zu ihrem Lobe veranlaßt.“ Als Patrone der Sänger und Musiker galten im Mittelalter die heiligen Päpste Gregor und Leo wegen ihrer Verdienste um die Hebung der kirchlichen Musik. Das Werk Leo's, die Verbesserung des Kirchengesanges vollendete Gregor; nach ihm ist der Gregorianische Gesang benannt. In Oberitalien war auch der heilige Johannes der Täufer als Patron der Sänger und Musiker bekannt. Rundfenster an den Westportalen der Kirchen zeigen wohl die heilige Gottesmutter, die Sängerin des Magnificat, umgeben von den Patronen des heiligen Gesanges. Der heilige Johannes Baptista wurde als Patron der Sänger und Musiker angesehen aus folgendem Grunde: Der lateinische Hymnus auf den heiligen Vorläufer des Herrn (Ut queant laxis), verfaßt von dem longobardischen Geschichtsschreiber Paul Warnefried, erlangte großen Ruhm, weil die Anfangssilben der sieben ersten Zeilen zu Benennungen der sieben Töne der Tonleiter gewählt wurden (ut—re—mi—fa—sol—la—si). Der Hymnus lautet:

| | |
|---|---|
| Ut queant laxis | Daß deine Diener |
| Resonare fibris | Mit beredtem Munde |
| Mira gestorum | Verbreiten deiner |
| Famuli tuorum | Wunderthaten Kunde, |
| Solve polluti | Johannes, lös die Zunge, |
| Labii reatum | So beladen |
| Sancte Joannes. | Mit Sündenschuld. |

Dasselbe Patronat wurde dann in neuerer Zeit, wohl erst seit dem 15. Jahrhunderte, der hl. Cäcilia zugetheilt. Seit Rafael ward sie gewöhnlich mit der Orgel, dem specifisch kirchlichen Instrumente, dargestellt. Die Vereine, welche sich die Pflege der kirchlichen Musik angelegen sein lassen, haben sie in der Gegenwart zur Schutzheiligen erwählt und nennen sich nach ihrem Namen „Cäcilien-Vereine". Das erwähnte Patronat ist zwar allgemein anerkannt; der Grund der Auswahl desselben wird aber verschieden angegeben.

Bone schreibt darüber im neuen Kirchenlexikon: „Im Officium ihres Festes ist als erste Antiphon diejenige Stelle aus den Martyrakten (?) entnommen, in welcher berichtet wird, wie Cäcilia bei ihrer Hochzeitsfeier während des Geräusches der musikalischen Instrumente ihre Seele gleichsam singend zu Gott erhoben habe: „Cantantibus organis Caecilia virgo in corde suo soli Deo decantabat, dicens: Fiat, Domine, cor meum et corpus meum immaculatum, ut non confundar". Das ist die einzige Stelle in ihren Martyrakten, welche eine Beziehung zur Musik enthält. Vielleicht war gerade diese Antiphon Veranlassung, daß sie von den Malern, besonders seit dem 15. Jahrhunderte mit einem musikalischen Instrumente und namentlich seit Rafael mit einer Orgel als dem specifisch christlichen Instrumente abgebildet wurde; so kam man dazu, sogar die Erfindung der Orgel ihr beizulegen, wie in der schönen Legende von Herder geschieht." Schon der Verfasser der „Attribute der Heiligen" (Hannover 1843) hatte eine ähnliche Deutung versucht, indem er behauptete, dieses Patronat stamme von dem mißverstandenen Ausdruck „organa" her, indem es in den Akten heiße: „Cantantibus organis . . ."

Das Irrthümliche dieser Behauptung hat Stadler im Heiligenlexikon gezeigt mit den Worten: „Es ist zu bemerken,

auf ihren Hochzeitstag und besagen, daß sie auf die F
der hochzeitlichen Musik nicht achtend, in ihrem
Gott allein flehte, er möchte sich ihrer annehmen. V
lichen Orgeln, wie wir sie haben, kann ohnehin ke
sein, da diese erst im vierten Jahrhundert erfunden
Stadler gibt dann folgende Deutung des Patronats
wir der Legende glauben dürfen, so war die Heilige
gebildet und vernahm öfters die Gesänge der G
Heiligen, die sich mit den ihrigen vermischten. Da
der Grund, weßhalb sie von den Malern mit mu
Instrumenten dargestellt und zur Patronin der M
macht wird".

Vielleicht hat erst die bildliche Darstellung das
veranlaßt, wie das in manchen anderen Fällen no
geschehen ist. Musikalische Instrumente bedeuten sch
alten Kunst das Lob Gottes; auf alten hebräischen
findet sich die Lyra in dieser Bedeutung; so (ve
Christl. Bilderkreis S. 306) auf einer Münze, gesc
Ehren des Macchabäers Simon, welche auf der Keh
Palme in einem Lorbeerkranze zeigt. Da nun das
hl. Cäcilia dem Lobe Gottes geweiht war und sie
Sterben ihr Preislied zum Herrn erhob, so erhielt
auf alten Bildern das Sinnbild des Lobes Gottes,
oder ein anderes musikalisches Instrument, als Att
ihren Bildern. Wegen dieser Darstellung wurde sie
15. Jahrhunderte neben den um die Hebung der
Musik so hochverdienten Päpsten Leo und Gregor zu

Ruhm erlangt. Das ist auch in den Kirchenwidmungen zum Ausdruck gekommen. Für die von den Deutschen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika während der letzten Jahrzehnte neuerbauten Kirchen wurde öfter der Titel der heiligen Cäcilia gewählt, z. B. zu Bartelso, Bisthum Belleville, zu Sheldon, Bisthum Buffalo. Ueber die der hl. Cäcilia befohlenen Kirchen in Norddeutschland gibt Auskunft die Schrift: Die Heiligen als Kirchenpatrone, Paderborn, S. 155. Es sind ihr geweiht im Bisthume Münster die Pfarrkirche zu Bösel bei Frinsoythe und die Annexkirche zu Hüls; in der Erzdiöcese Köln die Pfarrkirchen zu Rothberg, Niederzier, Benrath, Hehlrath, Oberkassel, Hubbelrath, Pesch, ferner die Kirche beim Bürger-Hospitale zu Köln und die Kapelle auf Schloß Harff. Im Bisthume Trier verehrt sie als Patronin die Pfarrkirche zu Saffig; im Bisthume Paderborn sind ihr befohlen die Pfarrkirchen zu Wenholthausen, Irmparteichen und Westönnen. Das Bisthum Hildesheim hat eine Cäcilienkirche zu Harsum.

In Köln stand die hl. Cäcilia so hoch in Ehren, daß ihr Fest ehedem als gebotener Feiertag galt. Die Cäcilienkirche daselbst (jetzt Hospitalkirche) ist eine der ältesten der Stadt, und von dieser ist wahrscheinlich das Patrocinium dieser Heiligen auf die übrigen Cäcilienkirchen der Erzdiöcese verbreitet worden. Merkwürdig ist, daß diese Kirchen so oft eine dem hl. Apostel Matthäus geweihte Kirche in der Nachbarschaft haben. Im Kölnischen Westfalen waren die Kirchen zu Wenholthausen und Westönnen der hl. Cäcilia geweiht; im Fürstenthume Siegen, wie angegeben, die Kirche zu Irmpart eichen. Die Kirche zu Westönnen war abhängig vom Kanonissenstifte zur hl Cäcilia in Köln. In dieser Stiftskirche feierte früher am heiligen Weihnachtsfeste der Erzbischof die zweite heilige Messe, was, eine Nachahmung römischer Stationen, für diese Kirche eine besondere Auszeichnung war.

Die Kirchen dieses Titels sind gewöhnlich mit den Bildern der hl Cäcilia geschmückt. Lukas von Leyden gab der Heiligen außer der Orgel als Abzeichen auch die Palme des Martyriums und das Lamm der Unschuld. Auf dem berühmten Bilde Rafaels zu Bologna trägt die Heilige nur eine kleine, ihr

entsinkende Orgel in der Hand und horcht, der eigenen Musi vergessend, nach oben auf den Gesang der Engel, in Be geisterung verloren. Neben ihr steht der heilige Apost Paulus in gewaltiger Kraft da mit dem Schwerte, die Mach der Töne bezeichnend, die siegreich das Gemeine überwinde, ferner die hl. Maria Magdalena in strahlender Schönheit un seligem Frieden, den Zauber der Harmonie bezeichnend un zugleich die Läuterung der Seele durch das heilige Lied. Da Bild soll das innerste Wesen der heiligen Musik und namentlic ihre Bestimmung ausdrücken, die Menschen zu heiligen un zum Himmel zu erheben. „Es ist“, so schreibt Menzel i seiner Symbolik 1, 164) „so voll Schönheit, daß man sagt als es Francesco Francia, der damals auch seine Cäcilia z Bologna malte, von Rafael zugesendet erhielt, er seine Pinsel weggeworfen habe und in Schwermuth gestorben sei. Auch auf dem Bilde von Rubens hat die Heilige als Attrib die Orgel. (Berliner Museum.) Mignard's Bild stellt si mit der Harfe dar; es befindet sich jetzt in Louvre.

Die Bilder des Martertodes der hl. Cäcilia finden sic häufig; berühmte Darstellungen haben Domenichino, Cimabu und Scheffer (Belvedere zu Wien) hinterlassen. Merkwürd ist ein schönes Bild der hl. Cäcilia, welches Ludwig Sch malte und dessen reiche sinnbildliche Ausstattung Friedrich vo Schlegel (VI, S. 239) beschreibt. Der Künstler läßt a die Orgel, welche die Heilige neben sich hat, den Widersch eines Regenbogens dergestalt fallen, daß die sieben Töne de Musik durch die sieben Strahlen des Farbenspektrums ve sinnbildet werden.

Darfeld (Westfalen), Dr. Heinrich Samson, Vikar.

---

## Druckfehler-Berichtigung.

Im vorigen Heft S. 651, muß es in der Ueberschrift st „Umgestaltung“ heißen: „Ausgestaltung“.

## LXVIII.

# Christlich oder katholisch?

## II.

Die „schlimmste und dümmste" (März-)Revolution des Jahres 1848 hätte von Wien und Oesterreich abgewendet werden können durch eine Reform. Diese Reform der inneren socialen Verhältnisse wäre nichts anderes gewesen, als die Zurückgabe der im Wesen und in der Tradition Oesterreichs begründeten Selbständigkeit und Freiheit, welche Joseph II. durch eine unchristliche und unösterreichische Centralisation aller Gewalt in den Beamtenbureaux beseitigt hatte. Als die Revolution endlich die Unhaltbarkeit des josephinischen Systems handgreiflich gemacht hatte, war diese Reform immer noch möglich. Jede wahre und naturgemäße Reform ist insofern durchaus conservativ, als sie die gegebenen und wesentlichen Grundlagen der reformbedürftigen Institution unangetastet läßt und nach denselben Principien neues Leben in die Ruinen einführt, nach denen die Institution ursprünglich lebensfähig und lebenskräftig aufgetreten ist. Kurz, es handelt sich um die Beachtung des alten unumstößlichen Weisheitsspruches Sallust's: Imperium facile his artibus retinetur, quibus initium partum est.

Hienach konnte und mußte das in socialer Beziehung reformbedürftige Oesterreich sich auf sich selbst stellen und sich ein seinen Bedürfnissen, seiner Lage, seiner Geschichte und seiner politischen Bildung entsprechendes, eigenes System

echter, ständischer Freiheit schaffen, welches im Wesentlichen nur auf einer Entwicklung und Ergänzung der vorhandenen Grundlagen beruhen konnte, in seiner Wirkung aber zur Decentralisation, zur Wahrung aller nationalen Eigenthümlichkeiten, zum Self-government innerhalb der durch die Natur der Dinge geschiedenen Sphären (Kronländer, Communen, Corporationen, Familien) führen und ein möglichst großes Maß wohlthätiger Privatfreiheit zum eigentlichen Ergebniß haben mußte.[1]) Dies wäre die heilbringende Rückkehr gewesen von dem josephinischen Grundsatze: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk oder durch die Wirksamkeit der Betheiligten", zu der naturgemäßen und echt christlichen Maxime: „Alles durch die Unterthanen (Regierten) in freier und verantwortlicher Bethätigung ihrer natürlichen und erworbenen Fähigkeiten unter der rechtmäßigen Autorität." Oesterreich hat die kräftige Hand und das weitblickende scharfe Auge zur Durchführung dieser schwierigen Reform nicht gefunden, vielleicht auch nicht gesucht. Dafür hat es in einer politischen Umformung, in der Annahme einer Constitution nach fremdem Vorbilde sein Heil gesucht. Die Reform von innen aus sich selbst heraus sollte also durch eine Reform von außen her und durch die Einzwängung gewordener Verhältnisse in neue Formen ersetzt werden. Von der größten Schwierigkeit, der nationalen Verschiedenheit der österreichischen Völker, welche sich dieser Neugestaltung entgegenstellte, ist später die Rede. Zunächst haben wir die wirthschaftlichen Verhältnisse im neugestalteten Oesterreich ins Auge zu fassen. Die constitutionelle Regierung brachte jenen Ständen Oesterreichs am wenigsten Vortheil, auf die Oesterreich seiner Natur nach am meisten angewiesen ist, dem Bauernstande und dem Kleingewerbe. Der Hauptsache nach war die neue Verfassung ein Beruhigungsmittel für die neuerungssüchtige liberale Stadtbevölkerung mit Wien

1) Vgl. Histor.-polit. Bl. XXII, 207.

an der Spitze. Die gewährten Freiheiten und Rechte kamen denen am meisten zu gute, die am wenigsten österreichische Gesinnung in der guten und vollen Bedeutung des Wortes hatten. Hatte vorher das Judenthum die von der sonderbarsten aller Censuren bewachte Presse an sich gebracht, so konnte es jetzt nach Freigebung derselben im Sturmschritt ohne Widerstand die öffentliche Meinung erobern und beherrschen. Der wirthschaftliche Liberalismus hielt seinen jubelnden Einzug in Oesterreich, dessen eigentliches Volk sich keines Ueberflusses an Geld, wohl aber eines behaglichen Wohlstandes erfreute. Jetzt dagegen begann das Geld als die herrschende Macht aufzutreten. Bei der Wahlordnung wurde die ländliche Bevölkerung thatsächlich als Staatsbürger zweiter Klasse behandelt. Kaum im Stande, die ihm noch gewährten Rechte zu schätzen und benützen, sahen sich die Völker Oesterreichs auf einmal von der liberalen Partei beherrscht. Die Gesetzgebungsmaschine im Reichsrathe arbeitete unaufhörlich, um dem Kapitalismus und dem wirthschaftlichen Liberalismus auf allen Gebieten ununschränkte Herrschaft zu sichern. Wohin wir dadurch gekommen sind und was uns infolge dessen vor allem in Oesterreich noth thut, hat kurz und klar in diesem Bande der Hist.-pol. Blätter der vortreffliche Artikel eines österreichischen Reichsrathsabgeordneten „Die neue Lage in Oesterreich" geschildert. Die Agrarreform und die Gewerbereform sind die drängendsten Angelegenheiten geworden, sollen die Mittelstände in Oesterreich nicht ganz zu Grunde gehen und soll die Socialdemokratie nicht mit raschen Schritten die sociale Revolution herbeiführen.

Während die im gänzlichen Niedergange begriffene liberale Partei bis zur Stunde noch kein Verständniß für die Nothwendigkeit der Reform erlangt hat, haben die katholischen Conservativen von Anfang an die sociale Reform und die Rettung der Unterdrückten nach einem bestimmten Programm angestrebt. Die schwere Noth der wirthschaft-

lichen Verhältnisse vor allem hat daneben die christlich-sociale Partei ins Leben gerufen, die ausgesprochener Weise vor allem eine wirthschaftliche Reformpartei sein will. Leider sehen wir auch hier neben sehr erfreulichen Berührungspunkten und freundschaftlichen Beziehungen der tüchtigsten Vertreter beider Parteien die Namen katholisch und christlich als Parteibezeichnungen unnöthiger Weise mit einander in Gegensatz gerathen. Auch hier stoßen wir bei der Frage nach dem Grunde davon zuerst wieder auf die Stellung beider Parteien zur Regierung. Es war das Naturgesetz von Druck und Gegendruck, welches nach dem Mißbrauche der constitutionellen Rechte, insbesondere des Wahlrechtes durch die herrschende liberale Partei, das Verlangen der Unterdrückten nach Gleichberechtigung in diesem Punkte wachrief. Die Regierung Taaffe wollte demgemäß nur instinktmäßig einem Sturme vorbeugen, wenn sie das Schauspiel der Wahlreform in Scene setzte, das den Uebervortheilten mehr constitutionelle Rechte bringen sollte. Die Conservativen verhielten sich dieser Regierungsvorlage gegenüber ablehnend, die Christlich-Socialen begrüßten sie. Der Beweis dafür, daß die Taaffe'sche Vorlage unverbesserlich war, ist ebensowenig erbracht worden, wie der für die Gerechtigkeit der bestehenden Wahlordnung und die Bedürfnißlosigkeit einer Wahlreform. Der bereits erwähnte Reichsrathsabgeordnete aber, der allem Anscheine nach der katholisch-conservativen Gruppe des conservativen Clubs angehört, schreibt ohne Rückhalt: „Die Taaffe'sche Wahlreform hätte die Liberalen geradezu decimirt." Hiernach ist wohl mit Recht die ablehnende Haltung der conservativen Partei als ein taktischer Fehler bezeichnet worden. Gleichwohl fahren bis heute conservative Blätter fort, die Wahlreform überhaupt als unnöthig, ja als Schwindel zu bezeichnen und die damalige Ablehnung als allein richtige Maßregel zu vertheidigen. Wie in diesem Punkte die richtigere Ansicht auf Seiten der Christlich-Socialen zu



suchen ist, so hat denselben in ihrem Verhalten gegen das darauffolgende Coalitionsministerium der Erfolg gegen die Stellung der conservativen Blätter Recht gegeben. Ist der Liberalismus Schuld an dem wirthschaftlichen Niedergange, so war es principiell verfehlt, im Bunde mit dieser Partei die für die sociale Neugestaltung so eminent wichtige Wahlreform unter Zurückstellung der principiellen Differenzen vornehmen zu wollen. Mit der Schaffung der Coalition „der gemäßigten Parteien" hat die österreichische Regierung leider gezeigt, daß sie von der socialen Frage weder die rechte Erkenntniß hat, noch den Muth zu energischer Hilfe besitzt. Gegen die drohende Revolution der Socialdemokratie nämlich, so scheint es uns, dürfte in kaum einem europäischen Staate verhältnißmäßig so leicht und so erfolgreich angekämpft werden können, als eben in Oesterreich.

Kaum anderswo ist die Religion im eigentlichen Volke noch so tief gewurzelt wie im österreichischen, insbesondere in den Alpenländern. „Sie haben ein goldenes Volk", sagte dem Schreiber dieser Zeilen vor einigen Jahren in München ein Kapuzinermissionär, der im Salzburgischen Mission gehalten hatte, „wenn es nur in der Religion besser unterrichtet wäre." Kaum ein anderes Reich erfreut sich so vieler materieller Schätze, falls man ehrliche Arbeit und nicht Geldspekulationen als Hauptfaktor des Wohlstandes ansieht. Die Socialdemokratie hat bis in die letzten Jahre verhältnißmäßig wenig Fortschritte machen können, weil eben der gesunde, treuherzige Volkscharakter des österreichischen Volkes sich zu wenig empfänglich für den Ansteckungsstoff erwies. In dieser geistigen und physischen Macht besitzt die österreichische Regierung Mittel genug, um durch sittliche und wirthschaftliche Reformen den Wohlstand zu heben und die Socialdemokratie zu überwinden, anstatt sie blos im Nothfalle mit Bajonetten eine Zeit lang niederzuhalten. Allein das wesentlichste und nothwendigste Stück jeder physischen und geistigen Macht ist der

entschlossene Wille, sie zu gebrauchen. Dieser Wille hat bisher der Regierung gefehlt, weil sie einen grundsätzlichen Kampf mit dem Materialismus, Kapitalismus und Liberalismus scheut, ja vielmehr diese Ursachen der Revolution respektirt und fördert. Die österreichische Regierung weiß das sociale Wirken der katholischen Kirche nicht zu schätzen, sondern beschränkt, von kirchenfeindlichen liberalen Ideen eingenommen, den Einfluß und die Rechte der Kirche auf die Erziehung des Volkes zumal in der Schule. Die Bemühung z. B. des Klerus, die öffentliche Sittlichkeit durch Beseitigung von ärgernißgebenden Concubinaten zu fördern, ist in einer Weise von der Mitwirkung der Staatsbeamten abhängig gemacht, daß alle bezüglichen Schritte oft eben durch diese sonderbare Mitwirkung erfolglos bleiben.

Ebensowenig ist bei der Regierung ein klares und warmes Verständniß für die dringendsten Bedürfnisse des Volkes, noch ein Vertrauen auf die Macht und Kraft des Volkes. Wieder ist es die liberale Partei, welche hier hemmend und verblendend bisher ihren mächtigen Einfluß übte. Die gut begonnenen Anläufe zur Gewerbereform, Agrarreform, Steuerreform geriethen ins Stocken durch die Hindernisse, welche die Liberalen bereiteten. Und nun wollte die Regierung mit den Liberalen als „gemäßigter Partei“ die tief einschneidende Wahlreform, die in gewisser Hinsicht die Grundlage der übrigen wirthschaftlichen Reformen bildet, durchführen. Ist dies bei der principiellen Zauderpolitik der Regierung leicht erklärlich, so erschien es mit Recht Vielen schwer begreiflich, wie die Conservativen nach den Intentionen der Regierung in einer Coalition mit den Liberalen etwas auf wirthschaftlichem Gebiete zu erreichen hoffen konnten. Die katholisch-conservativen Abgeordneten sind durch diese Fesselung ihrer durchaus antiliberalen Grundsätze als „gemäßigte Partei“ im Sinne der Regierung in schärferen Gegensatz gegen „die extremen und radikalen

Parteien" und damit zu dem eigentlichen Volke gerathen wie je und haben eine unläugbare Schwächung ihres Ansehens erfahren. In der Rechenschaft, welche einer der tüchtigsten bäuerlichen Abgeordneten dieser Partei seinen Wählern über seine Thätigkeit abgelegt hat, sind infolgedessen Ansichten gehört worden, die an und für sich unbegreiflich bezw verwerflich sind. „Wenn wir", sagte er, „etwas Triftiges zu sagen hatten, so haben wir uns kein Blatt vor den Mund genommen und es zur rechten Zeit an den Mann gebracht. Aber jede Lappalie zu einem Staatsereigniß aufzubauschen, das thaten wir nicht. Und das war klug. Wie oft erfährt ein Abgeordneter selbst mehrmals in der Woche Dinge von größter Wichtigkeit, daß er derowegen zum Minister gehen muß. Wenn man aber einwirken will, dann muß man doch halbwegs auf vernünftig gutem Fuße stehen. Wenn man aber immer kritisirt, dann wird der Herr Minister die Achseln zucken: ‚Ich bedaure sehr, aber ich kann nichts thun. Man muß den Dingen ihren Lauf lassen'. Was hilft aber einem Bauern das schneidige Reden gegen einen Minister, wenn man diesen braucht und er nichts thut!" Das mitleidige Herz dieses Redners, der Dank dieses Auftretens mehreren Bauern ein ungerechtes Strafgeld von mehreren hundert Gulden erspart hatte, gegen das sie nicht rechtzeitig Recurs ergriffen hatten, verdient alle Anerkennung. Aber man muß doch fragen, ob in einer öffentlichen Rede principiell die Minister als allmächtige Paschas erklärt werden dürfen, die nach Launen helfen oder nicht helfen, je nachdem der beschwerdeführende Abgeordnete ihnen als Parteimann angenehm ist. Wenn hiergegen die Christlich-Socialen eine Radikalkur verlangen und auf die Gefahr hin, von der Regierung als extreme Partei mit den Socialdemokraten in einen Topf geworfen zu werden, unparteiische Gerechtigkeit für Alle in jedem Falle fordern, so können wir nur auf ihrer Seite stehen. Deßhalb haben wir aber auch den schon

citirten Artikel des Reichsrathsabgeordneten im 7. Hefte dieses Bandes der gelben Blätter mit der herzlichsten Freude begrüßt, weil sich darin die wahrhaft goldenen Worte finden:

„Was uns mit Besorgniß (für die Zukunft) erfüllt, ist der offenbare Mangel an Energie (der Regierung), nicht gegen die radikalen Parteien, sondern zur Inangriffnahme unaufschiebbarer socialer Reformen. Auch der conservative Club, so sehr wir stets das mannhafte und energische Auftreten eines Theiles desselben, der katholisch-conservativen Gruppe, begrüßten, wird die Bahn der bisherigen Regierungsthätigkeit nicht allerwege weiter begleiten können. Er wird mit allem Nachdrucke in seiner Gänze auf die Behandlung der Agrar- und Gewerbereform drängen müssen selbst auf die Gefahr hin, den Titel einer „staatserhaltenden“ Partei in gewissen Kreisen einzubüßen; den Charakter einer „staatserhaltenden“ Partei wird er durch seine diesbezügliche Energie erst recht bethätigen. Männer dazu hat er genügend in seiner Mitte. Wenn Graf Hohenwart seine erst letzthin wieder in der Cillier-Frage bewährte Thatkraft auf die genannten Reformen ausdehnen wollte, er würde des Dankes aller und des ganzen Vaterlandes sicher sein.“

Wir gestehen offen, daß wir mehr auf die thatsächlich „genügenden tüchtigen Männer in der Mitte“ des Clubs, einen Dipauli, Ebenhoch u. s. w., als auf seine Spitze unsere Hoffnung für diese Schwenkung setzen. Das ist aber die Hauptsache, daß in den eben citirten Worten die Hand zum Bündnisse mit dem Christlich-Socialen mit Mannesmuth und Manneskraft gereicht ist, so daß wir hoffen dürfen, nicht mehr zu fragen: „Christlich oder katholisch?“ sondern zu sagen: „Christlich und katholisch.“ Diese Hoffnung erhält eine mächtige Stütze, wenn man mit obigem Citate die Worte vergleicht, welche der Abgeordnete Dr. Pattai am 24. Oktober im Namen der christlich-socialen Partei auf die Programmrede des Ministerpräsidenten Badeni erwidert hat. Wer die Einigkeit unter den katholischen und



christlichen Oesterreichern im Kampfe gegen den Liberalismus aufrichtig wünscht, verzeichnet aufmerksam die Einigungspunkte zwischen den Parteien. Wir wüßten aber nichts, was in den Worten Pattai's, den schönsten, welche das Programm des Grafen Badeni hervorgerufen hat, ein katholischer Conservativer nicht gerne unterschreiben sollte. Wir können uns auch keine bessere und glücklichere Charakterisirung der Stellung denken, welche eine wahrhaft staatserhaltende christliche und katholische Partei der Regierung gegenüber einzunehmen hat, als die in Pattai's Worten gegebene: „Wir sind bereit einen Kampf anzunehmen, wenn man uns ihn aufdrängt; wir sind aber auch bereit, loyal mitzuarbeiten an demjenigen, was schließlich die Regierung selbst, so wie wir, als wahre und unmittelbare Aufgaben der Gegenwart erkennen muß."

Ein Hinderniß freundlichen Zusammengehens im gemeinschaftlichen Kampfe bei aller selbständigen Parteiorganisation der Conservativen und der Christlich-Socialen auf wirthschaftlichem Gebiete kann auch in der scharfen antisemitischen Färbung der letzteren nicht gefunden werden. Darüber herrscht doch kein Zweifel, daß Judenthum und Liberalismus in Oesterreich eng verbrüdert sind und daß zumal auf socialem Gebiete die herrschenden jüdischen Principien gebrochen werden müssen, wenn eine Gesundung des öffentlichen Lebens eintreten soll. Wenn die jüdische und liberale Macht in den Städten und vor allem in Wien sich concentrirt hat, so muß die christlich-sociale dort wirkende Partei viel charakteristischer und acuter als Gegner des Judenthums auftreten, als die conservative Partei, die sich auf die ländliche Bevölkerung, insbesondere der Alpenvölker stützt, unter der sich die Juden nicht leicht heimisch machen können. Bevor der beherrschende jüdische Einfluß zurückgedrängt sein wird, läßt sich auch nicht erwarten, daß aus der Bewegung jene Elemente verschwinden, bei denen der Antisemitismus das Christenthum ersetzt. Dann wird es

Zeit sein, das positiv Christliche in aller Strenge zu forder Gegenwärtig ist es aber unklug und ungerecht, we katholisch-conservative Blätter mit Vorliebe die Christli Socialen nur als die antisemitische Partei bezeichnen, u den Namen „christlich“ als möglichst rein negativen Gega satz zu „jüdisch“ zu kennzeichnen.

Wir kommen endlich nochmals auf die Wahlrefor zurück, weil die Forderung des allgemeinen Wahlrecht seitens der christlich-socialen Partei von conservativen Blätte besonders gern als Grund der Zwietracht bezeichnet wir Daß die christlich-sociale Partei keineswegs in dem al gemeinen und direkten Wahlrechte eine unbedingte Wo that sieht, hat die Rede Dr. Pattai's auf dem Wien Katholikentage im Vorjahre sehr deutlich gezeigt, die leid von den katholisch-conservativen Blättern zu wenig beherzi worden ist. Dagegen ist das allgemeine Wahlrecht a berufsgenossenschaftlicher Grundlage mit Recht als Ide einer Wahlreform aufgestellt worden. Ist ein solches au keineswegs etwas Unbegreifliches und Undurchführbares, kann es gleichwohl zunächst höchstens angestrebt, ab schwerlich bald erreicht werden. Demnach würden die katholi conservativen Blätter besser daran thun, mitzuarbeiten, u die Idee einer solchen Wahlreform klar zu gestalten u ihrer Ausführung die Wege zu bahnen, als einfach beton daß die ländlichen Arbeiter von dem Wahlrechte ausgeschlosse bleiben müssen, und die ganze Wahlreform für unnütz erklären. Wir halten es gleichfalls für einen Schade wenn der Knecht neben dem selbständigen Bauern m gleichem Wahlrechte ausgestattet wird. Allein erstens beste Oesterreich nicht blos aus Bauern, und zweitens ist auch e solch allgemeines Wahlrecht vielleicht noch ein geringere Uebel als die bisherige Zurücksetzung der Landgemeinde

Alles in Allem erwogen, müssen wir das Wort Luegers „Das christliche Volk will christlich regier werden“, insbesondere auf wirthschaftlichem Gebiet, a

so zeitgemäß für Oesterreich bezeichnen, wie kaum ein anderes. Wenn die katholisch-conservative Partei die Erfüllung dieses Wortes mit Energie anstrebt, wie es einige ihrer Mitglieder gethan haben, werden sich die Christlich-Socialen und Conservativen leicht zusammenfinden.

In der vorausgehenden Erwägung haben wir die Thätigkeit der beiden in Rede stehenden Parteien auf wirthschaftlichem Gebiete nicht streng von ihrem politischen Standpunkte getrennt. Wir halten eine solche Trennung unter den obwaltenden Verhältnissen geradezu für ebenso unmöglich, als sich die sociale und politische Thätigkeit zusammen von der religiösen Ueberzeugung gänzlich loslösen läßt. Wir können daher auch folgende Worte des P. Albert Weiß weder billigen noch begreifen, die er in Form eines Vorwurfs also über die christlich-sociale Bewegung geschrieben hat: „Zwar hat die Bewegung bisher ihrem Namen zum Trotz merkwürdiger Weise vor lauter Politik gerade die sociale Frage am meisten vernachlässigt." P. Weiß widerlegt sich eigentlich selbst, indem er diesen Worten unmittelbar die folgenden nachschickt: „Allein in Wirklichkeit ist doch nach dieser Seite hin am meisten geschehen. Denn im Grunde ist der Kampf bis jetzt ein Kampf des kleinen Mannes und der mittleren Stände gegen die Großmächte des Geldes und seiner Herren und Sklaven gewesen. Der sociale Zug der Zeit ist eben stärker als alle Thätigkeit und Nebenabsicht der Einzelnen." — Anstatt des letzten Satzes hätte P. Weiß vielmehr schreiben sollen: „Die sociale Thätigkeit läßt sich eben von der politischen nicht trennen, am wenigsten in Oesterreich."

Wenn wir im Folgenden nun noch kurz die Berührungs- und Differenzpunkte der Conservativen und Christlich-Socialen auf politischem Gebiete besprechen, um beide Parteien als zu einander gehörig zu erweisen, so beschränken wir den Begriff „politisch" auf den in der nationalen Verschiedenheit begründeten Charakter des österreichischen Staates. Die Nationalitätenfrage ist ja doch die eminent politische Frage

für Oesterreich. Auch hier gehen wir, bevor wir die Stellun beider Parteien zu dieser Frage oder ihre eigentliche politis Stellung erörtern, auf die Unordnung zurück, die Joseph seinen Nachfolgern als trauriges Erbe bis heute hinterlasse hat. „Nicht minder verhaßt wie die Selbständigkeit d Kirche war dem kurzsichtigen und kleinen Sohne der gro Maria Theresia die lebendige Mannigfaltigkeit der öste österreichischen Scepter unterworfenen Nationalitäten. I Interesse des Deutschthums, wie es sich in seinem Geis abspiegelte, unternahm er gegen diesen Mangel an Un formität einen Vernichtungskrieg, der anstatt seinen Zwe zu erreichen, im Gegentheil gerade den ersten Keim jen Zwietracht und jenes Hasses unter die in Oesterreich wohne den Stämme und Zungen warf, der sich in unabweislich Entwicklung allmählig zu jenem nationalen Partikularism auswuchs, dessen Früchte wir heute vor Augen sehen". Diese Unglückssaat der Zwietracht hat durch die Umform Oesterreichs in eine constitutionelle Monarchie am all wenigsten beseitiget werden können. Es fehlte Oesterreich d Nationaleinheit und das sich daraus ergebende Nationa gefühl, und damit ging ihm auch die wesentlichste Vo bedingung für den Constitutionalismus ab.

Die Geschichte zeigt dagegen klar und deutlich auf jen Band hin, wodurch das an sich durchaus unzusammenhängen Conglomerat der österreichischen Länder und Völker so lang und so fest zusammengehalten worden ist. Die Idee de römisch-deutschen d. h. des christlichen Kaiserthums mit seine Schutzvogtei der Kirche und der Sorge für den Frieden de Völker war mit dem Habsburgerthrone durch Jahrhunder fest zusammengewachsen und hatte die Völker mit gläubige Verehrung an eben diesen Thron gefesselt. Als diese gro moralische Macht 1806 von der alten Kaiserkrone genomme war, blieb trotzdem die pietätvollste Verehrung der kaise

1) Jarcke: Histor.-polit. Bl. XXI. 816.

lichen Autorität, wenn auch schattenhaft, so doch stark in den Völkern zurück. Allerdings mußte nun mehr und mehr auch das Abendroth jener Weihe verschwinden, nachdem die Sonne der Kaiserwürde ohnmächtig untergegangen war. Immerhin aber hatte das an Stelle des christlichen getretene österreichische Kaiserthum noch eine die Völker verbindende Idee: es war die wenn auch nicht theoretische, so doch faktische Glaubenseinheit. Oesterreich blieb im Ganzen eine katholische Macht und es lag schon vom rein politischen Standpunkte aus im Interesse Oesterreichs, als Schutzmacht des Katholicismus aufzutreten. Wer jedoch in der Weltgeschichte die Hand der Vorsehung nicht verkennt, in dessen Augen war die katholische Großmacht Oesterreich mit der providentiellen Mission zum Schutze der Kirche betraut. Hieraus entsprang jene rührende Sympathie aller deutschen Katholiken für Oesterreich. Wer die Stimmung in Deutschland vor dem Ausbruche des Krieges von 1866 kennen gelernt hat, hat sich noch von dieser lange Zeit unverwüstlichen Sympathie in ihren Ueberresten und ihrem letzten Aufflackern überzeugen können. Als die österreichische Regierung nach dem Kriege mit vollen Segeln in den kirchenfeindlichen Liberalismus hineinfuhr, da allerdings hat Oesterreich die Achtung der ganzen katholischen Welt gründlich verloren. Thatsächlich hat Oesterreich seine welthistorische ideale Mission seit Joseph II. in keiner Weise erfüllt, und heute steht es als Staatsmacht in religiöser Beziehung ideenloser wie je da.

Dieser traurige Umstand, der jedem denkenden Politiker tiefe Besorgniß einflößen muß, macht die schönen Worte zu inhaltsleeren Phrasen, worin Graf Badeni am 22. Oktober d. J. im Reichsrathe das Regierungsprogramm in Bezug auf die innere Politik entwickelt hat. „Das Staatsinteresse, die Tradition der österreichischen Monarchie, somit den österreichischen Patriotismus und den österreichischen Geist auf Schritt und Tritt zu fördern und zu pflegen und nicht nur durch Worte sondern auch durch Thaten zum

Ausdruck zu bringen, ist der feste Wille der Regierung." Gewiß resultirt dieser österreichische Patriotismus aus „dem friedlichen Zusammenleben der durch Gottes Fügung und durch den weltgeschichtlichen Entwicklungsgang zu einem Ganzen vereinigten Nationen Oesterreichs", wie Graf Baden gesagt hat. Allein dieser Appell an die Geschichte und Tradition ist wirkungslos, seitdem und solange Oesterreich eben seinen geschichtlichen Geist verloren und seine welthistorische Mission in evidenter Weise verläugnet hat. Der ehedem wirklich einzige, rührende österreichische Patriotismus und die Anhänglichkeit aus Kaiserhaus leidet, wie jeder Oesterreicher mit blutendem Herzen täglich sehen und hören kann, vorausgesetzt, daß er sehen und hören will, in bedenklicher Weise. Der Zusammenhang von Ursache und Wirkung müßte aufgehoben werden, sollte es anders sein. Der österreichische Patriotismus hat eben eine specifisch religiöse Färbung; seitdem Oesterreich als confessionsloser Staat aufgehört hat, seine christliche und katholische Religion zu pflegen, mußte die schwarzgelbe Fahne in Erniedrigung gerathen.[1] Einen Ersatz für die religiöse Quelle der österreichischen Vaterlandsliebe finden die unter dem Habsburger Scepter stehenden Völker aber auch nicht in einem einheitlichen Nationalgefühl. Was anders soll nun die durch Sonderinteressen und Nationalpatriotismus einander fremden Völker noch verbinden? Der Pole, der Böhme, der Deutsche sagt schließlich wie der Ungar: was geht mich Oesterreich an? Oesterreich als bloßer Völkercomplex betrachtet, ist eine ideenlose Macht, und „eine solche ist unfähig, Wurzel zu schlagen im Herzen und in der Phantasie der Menschen. Sie kann Diener und Freunde um sich versammeln, die ihr aus Eigennutz oder Pflichttreue zu Gebote sind, und dies kann für den gewöhnlichen und alltäglichen Bedarf des Lebens ausreichen; aber sie wird nie und nimmer vermögen,

1) Vgl. Histor.-polit. Bl. XXII. 441. (Jarcke.)

die geheimnißvollen Mächte des Gemüthes aufzubieten; sie kann keinen Fanatismus erwecken, keine Begeisterung erregen, keine Partei bilden, die mit ihr stehen und fallen, siegen oder untergehen will." [1]) Eine solche ideenlose Macht verliert mit welthistorischer Nothwendigkeit ihre Existenzberechtigung.

Mit der Macht des Selbsterhaltungstriebes hat demgemäß die katholisch-conservative Partei, die den österreichischen Geist im besten Sinne des Wortes besitzt, die Idee des katholischen Oesterreichs mit aller Energie gegen den zerstörenden österreichfeindlichen Liberalismus aufrecht zu erhalten gesucht. Sie darf mit vollem Rechte für sich das Wort in Anspruch nehmen: „In deinem Lager ist Oesterreich!" Es gereicht daher insbesondere den deutschen Mitgliedern dieser Partei und dem deutschen Klerus Oesterreichs überhaupt zur unbedingten Ehre, daß sie durch keine Anfeindung und Verdächtigung sich jemals haben irre machen lassen, gegen die andern Nationalitäten Gerechtigkeit zu üben und die österreichische Gemeinsamkeit mit ihnen anzustreben. Die deutschen katholisch-conservativen Blätter stehen von der Makel einseitiger deutsch-nationaler Bestrebungen durchaus unberührt da, was ihnen von den Deutschthümlern als Verbrechen angerechnet wird. Leider können wir nicht sagen, daß die slavischen Nationalitäten dem Streben der katholischen Conservativen genugsam entgegenkommen. Wie in Deutschland das katholische Centrum sogar in religiösen Fragen nie mit voller Sicherheit auf die polnische Fraktion rechnen kann, so darf in Oesterreich die conservative Partei sich nie auf den mächtigen Polenclub mit seiner Schacherpolitik verlassen. Auch in den socialen Reformbestrebungen waren die Polen vielmehr auf liberaler als auf conservativer Seite zu finden. Wie ohnmächtig in Böhmen die katholische Idee ist und welch' geringen Einfluß der czechische Klerus

---

1) Jarcke. (Histor.-polit. Bl. XXII, 443.)

in dieser Beziehung auf das Volk übt, zeigt die durch liberale und entschieden deutschfeindliche Partei der Jun czechen, von der Böhmen im Reichsrathe nahezu ausschli lich vertreten ist. Nicht minder drängt bei dem jung slovenischen Klerus, ganz zu schweigen von der liberal Nationalpartei, das leidenschaftliche Nationalgefühl d katholische Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit d Deutschen Oesterreichs zurück. Von den unaufhörlichen öst reichfeindlichen Umtrieben der italienischen Irredentisten Triest und Trient brauchen wir nicht zu reden.

Die Schilderung, welche wir im ersten Artikel von Mehrzahl der Gebildeten in Oesterreich gegeben haben, ziehl sich an erster Stelle auf die deutsche Bevölkerung. D Liberalismus derselben steht mit dem einseitigsten Nationali mus im innigsten Zusammenhange, und es ist handgreifli daß ein Theil der Deutschnationalen, welcher gegenwärti als antiliberal auftritt, mit dem Christenthume ein freve liches Spiel treibt. Als Deutsche oder „Arier“ betracht sich nicht wenige wohl mehr aus Unwissenheit denn a Bosheit als geborne Christen, ohne vom Christenthum kau eine blasse Idee zu haben. Diese „Deutschen“ lassen si an Gehässigkeit von keinem fanatischen Czechen übertreffe und sind aller österreichischen und katholischen Gesinnung b Ihre Preßorgane lärmen gegen die Christlich-Socialen s ebenso wie gegen die Conservativen. Welche Heuchelei diesen deutschliberalen und deutschnationalen Kreisen mit de Patriotismus getrieben wird, ist über alles Maß ekelhaf

Die christlich-sociale Bewegung in Wien trägt nun ein ziemlich ausgesprochenen deutschen Charakter. Dr. Lueg hat als erwählter Bürgermeister in der Ansprache an sei Wähler wiederholt betont, daß Wien eine christliche und ei deutsche Stadt ist und bleiben soll. Er hat aber au den österreichischen Standpunkt klar ausgesprochen: „Fe von aller Gehässigkeit gegen unsere slavischen und romanisch Mitbürger haben wir Deutsche ein historisches unzweifelhaft

Recht, daß die Stadt eine deutsche bleibe." Die einseitig deutschnationale Partei würde Mißbrauch treiben, wenn sie diese Worte für ihre Bestrebungen verwerthen wollte. Die katholischen Conservativen dagegen haben allen Grund, die deutsche Färbung der christlich-socialen Partei als harmonische Ergänzung und Förderung ihrer echt österreichischen Idee anzusehen in dem Sinne, wie Graf Badeni in seiner Programmrede „die auf dem historischen Momente beruhende traditionelle Stellung und die langjährige, allen andern Völkern Oesterreichs voranleuchtende Cultur des deutschen Volkes stets gebührend beachtet wissen will." Die Furcht, daß eine nichtösterreichische deutschnationale Strömung in der christlich-socialen Bewegung die Oberhand gewinne, wird in dem Maße mehr berechtigt sein, als die katholischen Conservativen in ihrer ablehnenden Stellung gegen die Christlich-Socialen verharren. Die Conservativen haben nach ihren bisherigen Erfolgen kaum Aussicht, auf die Gesinnungsänderung der liberalen deutschen Städtebevölkerung erfolgreich einzuwirken. Da dies den Christlich-Socialen in Wien in hoffnungerweckender Weise gelungen ist, wenn auch freilich vom gänzlichen Siege über den Liberalismus noch keine Rede sein kann, warum soll die Eifersucht auf den alleinigen Ruhm die Conservativen zurückhalten, die Hoffnungen auf weitere Erfolge zu unterstützen?

Wohl gemerkt hat die josephinische Politik bis zum Jahre 1848 auch darin die geistige Macht Oesterreichs tief geschädigt, daß sie Oesterreich von Deutschland isolirt hat, anstatt Oesterreichs historisches Königthum der Deutschen zu wahren. „Mit immer steigender Consequenz ist jene chinesische Mauer aufgeführt worden, welche die Scheidung Oesterreichs von Deutschland nicht blos in commerzieller, finanzieller, wissenschaftlicher und literarischer Beziehung, sondern in Bildung, Sitte und Denkweise vollzog." Unter die Folgen dieser Politik ist es zu rechnen, daß der jungczechische Abgeordnete Herold am 24. Oktober den Grafen

Badeni wegen seiner oben citirten Worte über die historische und traditionelle Stellung der Deutschen in Oesterreich interpelliren und sagen konnte: „Ich achte und ehre die deutsche Cultur, sowie ich die der Franzosen und Engländer achte. Aber die Culturarbeit der Deutschen außerhalb des Reiches hat für Oesterreich gar keine politische Bedeutung, ebensowenig wie die der Franzosen und Engländer." Ist die Fühlung, welche die Deutschen in Oesterreich ihrer Sprache und Nationalität nach mit den Deutschen überhaupt naturgemäß haben, nicht von christlichem Patriotismus und wahrhaft österreichischem Geiste beherrscht, so nimmt sie nothwendig die centrifugale Tendenz an, die sich in empörender Weise in der schmachvollen Wallfahrt einer Anzahl von Deutsch-Oesterreichern zu Bismarck gezeigt hat. Die deutsche Färbung der christlich-socialen Bewegung in Wien ist deßhalb einerseits wohl berechtigt, andrerseits kein Grund der Scheidung von den katholischen Conservativen, zumal der Kern ihrer Partei aus den besten Deutsch-Oesterreichern besteht. Glücklicherweise hat gerade in der letzten Zeit die Annäherung beider Parteien bedeutende Fortschritte gemacht. Insbesondere legte der erste Diöcesan-Katholikentag in St. Pölten am 23. und 24. Oktober Zeugniß hiefür ab. Fast dieselben Worte, die auf dem Linzer Katholikentage 1892 der christlich-sociale Prinz Alois Liechtenstein über das Verhältniß beider Parteien sprach, kamen hier aus dem Munde des hochwürdigsten Diöcesan-Bischofs Dr. Rößler. „Streiten wir uns nicht wegen unwesentlicher Dinge, wenn das Heiligste, der Glaube selbst, in Gefahr ist. Marschiren wir entschlossen gegen den gemeinsamen Feind, wenn auch in getrennten Schlachtreihen — aber die Direktionslinie muß die gleiche sein. Dem modernen Heidenthum müssen wir praktisches Christenthum entgegensetzen auf allen Gebieten, auch auf dem des öffentlichen Lebens, dann wird der Sieg unser sein!" Das sind herrliche Worte eines öster-

reichischen Bischofs, die an Christlich-Sociale und katholische Conservative gleichmäßig gerichtet sind und die der theils vorgeblichen, theils wirklichen Spannung zwischen dem Episcopat und den Christlich-Socialen ein Ende machen müssen.

Das wichtigste Ereigniß für die Klärung der Geister und die Stärkung und Vereinigung bei den Parteien ist aber die Nichtbestätigung des erwählten Bürgermeisters von Wien Dr. Lueger durch den Kaiser. Der Nachmittag des 6. November, welcher diese Nachricht brachte, und der 8. Nov. mit seiner Reichsrathsdebatte, die sich an die Interpellation des Ministerpräsidenten Badeni über die Gründe dieser Nichtbestätigung knüpfte, werden denkwürdige Tage in der inneren österreichischen Geschichte bleiben. Im Reichsrath wurde dem Ministerpräsidenten vorgehalten, daß das Militär in Wien am 6. November mit scharfen Patronen versehen worden sei, was die kaisertreue Wiener Bevölkerung aufs tiefste verletzt habe. Diese Behauptung ist streng genommen nicht widerlegt oder widerrufen worden. Erst am 11. November meldete nämlich der commandirende General von Wien nach nochmaliger Interpellation offiziell nur, daß das Militär am genannten Tage „nicht consignirt" worden wäre. Ganz Oesterreich hatte die Bestätigung der Wahl erwartet. „Wenn Klugheit und Gerechtigkeit entscheiden", hatte die „Salzburger Kirchenzeitung" diese Erwartung theilend geschrieben, „so kann die Frage, ob Dr. Lueger bestätigt wird, nur bejaht werden"

In diesen Worten ist auch die allgemeine Meinung enthalten, welchen Charakter die Verweigerung der Bestätigung trägt. Daß ganz Oesterreich, soweit es nicht vom Liberalismus angesteckt ist, Dr. Luegers Zurückweisung richtig als unklug und ungerecht verurtheilt,[1]) haben die Reden im

1) Das Wiener Vaterland ist das einzige conservative Organ, das ganz im Sinne Badenis für die Bedeutung dieses Ereignisses kein Verständniß bekundet.

Reichsrathe am 8. November gezeigt. Dr. Ebenhoch hat v
katholisch-conservativer Seite „im Interesse des Ansche
Oesterreichs und im Interesse der Rechte und Freiheit al
politischen Parteien“ in meisterhafter Klarheit und Schä
den Grafen Badeni zur Angabe der Gründe für den
Krone ertheilten Vorschlag der Nichtbestätigung hera
gefordert. Im innigsten Einverständniß mit ihm hat
im Namen der christlich-socialen Partei Prinz Liechtenste
gethan. Liechtensteins Rede hat eminente Bedeutung;
warmem, österreichischem Patriotismus wird darin „der öst
reichische Reichsgedanke“, der in der Programmrede des Graf
Badeni, wie oben bemerkt, nur phrasenhaft zum Ausdr
kam, richtig und wahr vorgetragen. Die Nichtbestätigu
Luegers wird mit Recht als ein Faustschlag auf die
liberale Strömung dargestellt, wodurch „der Wiener Be
völkerung, weil sie christlich, deutsch und socia
reformatorisch gesinnt ist, das gleiche Recht
andern Unterthanen des Kaisers“ streitig gemacht wird. De
Schaden davon wird, wie Liechtenstein sagt und je
patriotische Oesterreicher fühlt, die Krone selbst tragen,
bei dieser Entscheidung von der ungarischen Regierung
einflußt erscheint. Nun leidet das katholische Bewußts
in Oesterreich soeben tief und schwer unter dem Anthe
welchen „der apostolische König“ durch die Sanktion de
ungarischen Civilehegesetzes an der Entchristlichung Ungarn
genommen hat. „Es ist unsagbar hart für einen katholisch
Oesterreicher, in der römischen Darstellung dieser neueste
Gesetzgebung in Ungarn folgenden Satz zu lesen: „La
franc-maçonnerie n'a pas reculé dans la lutte qui s'an-
nonçait si dangereuse pour elle. Un consentement donné
à regret a été arraché à la faiblesse de François-Joseph“[1]
Es ist hart, weil diese Worte einer weitverbreiteten Stimmung

1) T'serclaes, Le pape Léon XIII. II. 246.

im Volke Ausdruck geben. Eben deshalb aber knüpft der Oesterreicher an die „so wichtige historische Thatsache", wie Prinz Liechtenstein am 8. November die Nichtbestätigung Luegers zum Bürgermeister von Wien genannt hat, gern die Hoffnung an, daß von hier aus der Aufschwung zur erfolgreichen Bekämpfung des unheilvollen ungarischen Einflusses beginnen wird, und daß das christliche und katholische Volk in allen österreichischen Kronländern in den kommenden Stürmen das alte Habsburgerreich retten wird, trotzdem es keine Regierung hat, der es vertrauen könnte.

---

## LXIX.
## Die kirchlichen Martyrologien.

### III. Das sogenannte Martyrologium Hieronymianum.

Zu ganz anderen Ergebnissen gelangt der durch seine Ausgabe der Scriptores rerum Merovingicarum berühmt gewordene Mitarbeiter der Monumenta Germaniae Dr. Bruno Krusch in seinem Aufsatze „Zum Martyrologium Hieronymianum." [1]) Den nicht uninteressanten Inhalt dieser Abhandlung theilen wir hier im Auszuge mit unter Hinweis auf unsere Gruppirung der Duchesne'schen Beweise im Mainzer Katholik 1894, II. 316 ff. Nach Krusch kann zunächst die Thatsache, daß in der allen Handschriften des Hieronymianum gemeinsamen gallicanischen Textrecension die Stadt Auxerre 30 Mal, Lyon 26 und Autun 25 Mal erwähnt werden, kein entscheidender Beweis sein für den Satz Duchesne's: Diese gemeinsame Textrecension entstand zu Auxerre in Frankreich;

1) Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Bd. XX. Heft 2. Hannover-Leipzig. 1895. 8°. S. 437 ff.

denn so viele Namen können nur aus handschriftlichem Material, aus Kalendarien dieser drei Städte geschöpft sein. Sie lagen dem Compilator vor, für den Ort der Abfassung beweisen sie nichts. Nach Duchesne entstand die gallicanische Textrecension am Ende des 6. Jahrhunderts, nicht vor dem Jahre 592, aber auch nicht nach 600, denn vom Beginn des 7. Jahrhunderts an weichen die Handschriften auffallend von einander ab. Diese chronologische Angabe bekämpft Krusch und behauptet, das Hieronymianum sei in Gallien in den Jahren 627 oder 628 verfaßt worden. Im Folgenden seine Beweisgründe. Sowohl die Handschrift von Echternach, welche doch der ursprünglichen gallicanischen Textrecension am nächsten steht, als der Codex W gedenken am 23. Nov an gleicher Stelle und fast mit denselben Worten des hl. Abtes Columban († 615).[1] Ueber diese merkwürdige Uebereinstimmung der beiden Gruppen X und Y schweigt Duchesne gänzlich und die gemeinsame Erwähnung des hl. Columban der erst 615 starb, erschüttern seine Aufstellungen von der Entstehung des Hieronymianum am Ende des 6. Jahrhunderts. Aber die Abfassung der Compilation ist nach Krusch und um einige Jahre später anzusetzen. Die Echternacher Handschrift (nicht aber Cod. W) enthält IV. non. April.: „Depositio austasi abbatis".[2] Der hl. Eustasius, Abt von Luxeuil starb 629. Ferner heißt es in derselben Echternacher Handschrift VI. id. Mart.: „sancti atalae abbatis".[3] Der hl. Attala, Abt des Klosters Bobbio, starb c. 627. Folglich

1) Cod. E: „In italia monasterio bobio colummani abbatis". Acta SS. Nov. II. 1. [146] 2. Col. (Ich habe sämmtliche Abkürzungen der Texte aufgelöst, während de Rossi und Duchesne dieselben in paläographischer Treue mit allen Abkürzungen wiedergeben.)

Cod. W: „In italia monasterio bobio depositio sancti columbani abbatis". Acta SS. Nov. II. 1. p. [146], 3. Col.

2) Acta SS. Nov. II. 1. p. [38], 2. Col.

3) Acta SS. l. c. p. [30], 2. Col.

ach Krusch die Scheidung der den Codices von Echter- [X] und Weissenburg [Y] zu Grunde liegenden Re- nen in der Zeit zwischen dem Tode St. Columbans ) und dem Tode des hl. Eustasius (629) erfolgt sein. Krusch vermag die Entstehung der gallicanischen Text- nsion noch genauer zu bestimmen. VIII. id. Octob. t es in der Handschrift von Echternach: „parisi(is) itate sanctorum dionisi eleuteri presbiteri et rustici"[1]) d der Codex W enthält VII. id. Octob., also um einen Tag verschoben, folgendes Elogium: „parisius natale sanctorum dionisi episcopi eleuteri presbiteri et rustici diaconi."[2]) Ueber die hh. Dionysius, Eleutherius und Rusticus berichten jedoch die Gesta Dagoberti cap. 17: „Dagobertus ... sicut in somnis praemonitus fuerat, sanctorum martyrum Dionysii, Rustici et Eleutherii corpora requirens, digesta eorum in sarcofagis nomina repperit, quae et in alium eiusdem vici locum summa cum veneratione decimo Kal. Maias transtulit."[3]) Diese Inventio geschah nach Julien Havet[4]) im Jahre 626. Weil also in den Recensionen X und Y, auf welche die Echternacher und die Weissenburger Handschrift zurückgehen, im selben Zusammenhange die gemeinsame Bemerkung über diese drei Heiligen sich findet, bleiben für die Abfassung der gallicanischen Textrecension nur noch die Jahre 627 und 628 übrig. Was den Ort der Abfassung angeht, sagt Dr. Krusch Folgendes: „In keiner der drei civitates (Auxerre, Lyon, Autun) mit den massenhaften Heiligennamen ist das Hieronymianum geschrieben worden, sondern in einem Auxerre und Autun ungefähr gleichweit entfernten Kloster, einer jungen Stiftung, die bisher nur einen Heiligen aufzuweisen hatte, den Gründer. Es trägt

1) Acta SS. Nov. II. 1. p. [130] 2. Col.

2) Acta SS. Nov. II. 1. l. c. 3. Col.

3) Mon. Germ. SS. rerum Merovingicarum ed. B. Krusch. t. II. Hannover. 1888. 4°. p. 406.

4) Questions Mérovingiennes. Paris. 1885. 8°. V.

burgundische Färbung[1]) und reiht sich passend den bur-gundischen Geschichtswerken des 7. Jahrhunderts an.[2]) Auf Befehl des hl. Columban hatte der hl. Eustasius von Luxeuil in Bayern das Christenthum gepredigt und bei seiner Rückkehr Missionare dort stationirt; auf diese Weise, so vermuthet Krusch, erklärt sich die viermalige Erwähnung der hl. Afra von Augsburg[3]) im gallicanischen Texte. Die Gründe, welche Duchesne und de Rossi für den Auxerrensischen Ursprung der gallicanischen Textrecension erbracht haben, können nach Krusch nur beweisen, daß der Compilator sich eines Kalendariums der Kirche von Auxerre bediente.[4]) Das Fehlen des Specificums der Kirche von Auxerre „Laetanias ind

---

1) Zum 1. Mai heißt es im Cod. E.: „monasterio agauno sancti sigismundi regis“ (Acta SS. Nov. II. 1. p. [53] 2. Col.) und im Cod. W.: „Acanno passio sigismundi regis“ (Acta SS. l. c. 3 Col.) — Zum 18. September enthält Cod. E „singoni presbiteri“ (Acta SS. Nov. II 1. p. [12 2. Col.). Cod. W zum 19. September: „In territurio lingonicae civitatis monasterio segestro depositio sancti sigonis presbiteri et confessoris“ (Acta SS. l. c. p. [123] 3. Col.) Der hl. Siggonus = St. Sequanus ist der Stifter von S. Saine in der Diöcese Langres († 580).

2) Neues Archiv XX, 439.

3) a) 5. August. Cod. E: „civitate agustana sancti afri“. Cod. W: „In civitate agusta passio sancti afri“. Acta SS. Nov. II. 1. p. [101] 2. u. 3. Col.
   b) 6. August. Cod. E: „passio sanctae Afrae“, Cod. W: „passio sancti afre“. Acta SS. l. c. ibid.
   c) 7. August. Cod. E: „civitate agustana afrae“. Acta SS. l. c. p. [102]. 2. Col.
   d) 8. Oktober. Cod. E: „civitate agusta natale affreniae“. Acta SS. l. c. p. [130]. 2. Col. — 9. Oktober. Cod. W: „civitate agusta natale sanctae afrae martyris“. Acta SS. l. c. 3. Col.

4) Dr. Krusch gibt jedoch zu, daß nach der Scheidung der beiden Recensionen X und Y zu dem Exemplare Y in Auxerre Zusätze gemacht worden sind, u. a. der über die Monatslitaneien

cendas".[1]) welches die Handschriften am Anfange eines jeden Monats enthalten, im Codex von Echternach ist deshalb auch leicht zu erklären.

Die Entstehung der hieronymianischen Compilation auf italischem Boden will Dr. Krusch absolut nicht gelten lassen. Er sagt einfach: „Die vorgebrachten Zeugnisse beweisen nichts: Gregor d. Gr. erwähnt ein Martyrolog ohne Beziehung auf das Hieronymianum, und daß Cassiodor dieses im Auge gehabt haben soll, als er zur Lektüre der im Briefe des Hieronymus an Chromatius und Heliodorus erwähnten Märtyrer-Leidensgeschichten aufforderte, kann ich nicht eher glauben, als bis man mir nachweist, daß das Mart. Hieron. ein Brief sei. Es steht allerdings mit diesem Zeugniß im Zusammenhang, nur ist das Verhältniß ein umgekehrtes, und der Verfasser hat vielmehr auf Grund desselben die Briefe gefälscht. . . . Daß er aber die beiden italienischen Bischöfe gewählt haben soll, weil er Italiener war, ist ein wunderlicher Schluß. Wenden wir uns ab von solcher Logik!"[2]) Dem unbefangenen Leser wird Dr. Krusch's Logik bezüglich der Leugnung des italischen Ursprunges der Compilation wahrscheinlich aber auch wunderlich vorkommen, da er für die in den oben angeführten Worten ausgesprochenen Behauptungen auch nicht einen einzigen Beweis erbringt. Man halte sich nur vor Augen, was Duchesne Acta SS. Nov. II, 1. p. [LII] ss. über die der Compilation zu Grunde liegenden ältesten Quellen ausführt. Man vergleiche, was der verstorbene P. Bäumer O. S. B. in seiner Breviergeschichte, S. 470 f., über die beiden Zeugnisse Cassiodors und Gregors d. Gr.[3]), sowie über ihren anscheinenden Widerspruch

1) Ein von Bischof Aunacharius († 603) eingeführter Gebrauch. Vergl. Gesta episcoporum Autissiodorensium. Migne, P. L. CXXXVIII, 233.

2) Neues Archiv XX, 439.

3) Vergl. oben S. 493.

bemerkt. Beide Schriftsteller hatten zwei verschiedene Aus-gaben oder Recensionen des Werkes vor sich. Die eine ent-hielt ausführliche Einzelangaben über gewisse Heilige, i[illegible] es täglich, sei es nur an bestimmten Tagen, die andere [illegible] hielt nur die Namen der Heiligen mit topographischen und [illegible] weilen auch hierarchischen Notizen. Diese Lösung findet [illegible] Bestätigung in dem schon genannten Fragment von Lor[illegible] welches auf eine ältere Vorlage mit reichhaltigen Noti[illegible] über die einzelnen Heiligen zurückgeht.[1] Jedenfalls bew[illegible] Dr. Krusch's Bemerkungen hinsichtlich der auf itali[illegible] Boden entstandenen Compilation in der obigen Form ni[illegible] gegen die beiden hochverdienten Herausgeber des Martyr[illegible] logium Hieronymianum.

### IV. Die historischen Martyrologien.

Eine neue Gruppe eröffnen die sogenannten historisch[illegible] Martyrologien. Man bezeichnet mit diesem Namen je[illegible] Heiligenbücher, welche im Gegensatze zu den bloßen Nomen-claturen[2]) für jeden Tag mancherlei historische Notiz[illegible] Angaben über die Lebensgeschichte eines oder mehrerer Heilig[illegible] entweder aus den Acta martyrum oder einzelnen Vi[illegible] Sanctorum und anderen Quellen geschöpft, mit aufgenomm[illegible] haben. Nach Duchesne war bis zum Anfang des neun[illegible] Jahrhunderts die Verlesung des Martyrologiums be[illegible] Officium Capituli nach der Prim mehr durch Gewohnhe[illegible] aufgekommen, als infolge einer eigentlichen kirchlichen Vor-schrift. Das Concil von Aachen 817 sanctionirte jedoch dies[illegible] Gebrauch[3]) und gab dadurch Veranlassung zu neuen martyro-logischen Arbeiten, welche hauptsächlich darauf abzielten, da[illegible] bisher gebrauchte Martyrologium Hieronymianum in [illegible] den Bedürfnissen des monastischen Officiums angemessen[illegible]

---

1) Vgl. de Rossi's Bemerkungen. Acta SS. Nov. II. 1. p. [XI[illegible]

2) z. B. die Hieronymiana contracta.

3) Vergl. oben S. 495.

Form zu bringen und zugleich für jeden Tag einige biographische Notizen über einzelne Heilige beizufügen.[3])

Fast alle Verfasser dieser historischen Martyrologien hatten Handschriften des Hieronymianum vor sich, die eine verschiedene, oft recht ausführliche Textesrecension aufwiesen. Leider sind ihre hieronymianischen Vorlagen nicht auf uns gekommen, ein für die Restitution des ursprünglichen hieronymianischen Textes unersetzlicher Verlust.[1]) P. Du Sollier S. J. († 1740, Bollandist) hat die Arbeiten der mittelalterlichen Martyrologen, des hl. Beda, des Diakons Florus, des Mönches Wandalbert, des hl. Ado, des hl. Hrabanus Maurus, des Mönches Usuard und des sel. Notker des Stammlers zum ersten Mal einer eingehenden gründlichen Prüfung unterworfen[2]) und gezeigt, daß alle diese historischen Martyrologien mehr oder weniger mit einander im Zusammenhang stehen. Die Arbeit des hl. Beda erhielt Zusätze durch Florus. Wandalbert füllte die Tage, welche Beda-Florus noch leer gelassen, vermittelst hieronymianischer Codices aus. Der hl. Hrabanus Maurus verfuhr in gleicher Weise und benutzte als Hülfsmittel Passionarien und Martyreraften. Der hl. Ado stützte sich auf das sogenannte Martyrologium Romanum parvum und Beda-Florus, er nahm auch abgekürzte Passiones Martyrum und Vitae Sanctorum auf. Usuard fußte auf Ado, dessen Weitschweifigkeit er abkürzte und vereinfachte. Der sel. Notker nahm die hhl. Hrabanus Maurus und Ado zu Führern. Einige dieser historischen Martyrologien blieben auf die Grenzen ihres Vaterlandes beschränkt, andere fanden weite

1) Vergl. Duchesne. Acta SS. Nov. II. 1. p. [III] ss. Das Martyrologium des hl. Beda († 735) ist natürlich nicht auf den vom Aachener Concil gegebenen Impuls zurückzuführen.

2) Vergl. de Rossi. Acta SS. Nov II. 1. p. [XXI] s.

3) Vergl. Praefatio ad Martyrologium Usuardi. Acta SS. Ed. noviss. Jun. VI., III s., IX ss. = Migne, P. L. CXXIII, 465 ss., 482 ss.

Verbreitung und eines aus ihnen wurde der Grund
unseres jetzigen Martyrologium Romanum. Wir gehen
zur Behandlung der historischen Martyrologien im Einzel

1. Das Martyrologium des hl. Beda.[1])

Der ehrwürdige Beda († 735) hat uns am Ende sei
Kirchengeschichte[2]) ein Verzeichniß seiner Werke überlief
Unter diesen zählt er auf: „Martyrologium de natal
sanctorum Martyrum diebus; in quo omnes, quos inve
potui, non solum quo die, verum etiam quo genere
taminis vel sub quo iudice mundum vicerint dilige
adnotare studui." Die bis jetzt bekannten Handschrif
welche den Namen des hl Beda tragen, enthalten aber d
Martyrologium nicht in seiner ursprünglichen Gestalt, son
in einer äußerst gelungenen Ueberarbeitung, die den Be
nischen Kern kaum mehr erkennen läßt. Letztere rührt
von Drepanius Florus.[3]) Geboren gegen Ende des ac
Jahrhunderts im Gebiete von Lyon, wurde Florus sp

1) Ueber die Schreibweise Baeda vergl. Zimmer. Neues Ar
XVI, 599 ff.
2) Hist. eccl. V, 24. Migne, P. L. XCV, 289 s.
3) Vergl. über ihn: Ceillier, Histoire générale des au
sacrés et ecclésiastiques. Nouvelle édit par l'abbé Bau
T. XII, 8°. Paris. 1862. chap. LI. p. 478 ss. — S
and Wace, Dictionary of christian Biography Vol
London. 1880. 8°. p. 546. — Wetzer und Welte, Kir
lexicon. 2. Aufl. Bd. IV. Freiburg. 1886 8°. Col. 15
— Ebert, Allgemeine Geschichte der Litteratur des Mittela
im Abendlande. Bd. II. Leipzig. 1880. 8°. S. 268 f
Bähr, Geschichte der römischen Litteratur im karolingischen Z
alter. Karlsruhe. 1840 8°. S. 447 ff. — Aeltere Literat
angaben bei Chevalier, Répertoire des sources historiq
P. I. Bio-Bibliographie Paris. 1877—1886. 8°. Col.
u. 2583. Die Schriften des Florus bei Migne, P. L. CXI
11 ss. — Seine Carmina (ed. Dümmler): Mon. Germ. An
quitates. Poetae latini aevi Carolini. t. II. Berolini. 18
4°. p. 507 ss. Vergl. Neues Archiv IV, 296 ff. —

Diakon an der Kathedrale zu Lyon und Vorstand der Domschule. Er entwickelte eine bedeutende schriftstellerische Thätigkeit. Die Bollandisten Henschen († 1681) und Papebroch († 1714) unterwarfen mehrere Beda-Handschriften einer genauen Prüfung, suchten die ächten Elogien des hl. Beda von den Zusätzen des Florus zu scheiden und veröffentlichten in dieser Doppelgestalt den Text im zweiten Märzbande der Acta Sanctorum. Allein P. Du Sollier wies nach, daß ihr Versuch mißlungen war.[1]) Sowohl der hl. Ado als Usuard bezeugen nämlich in den Vorreden zu ihren Martyrologien, daß sie sich bei ihren Arbeiten des von Florus erweiterten Martyrologium Bedanum bedienten. Aber weder bei Ado noch bei Usuard ist ein Elogium zu finden, das jenen gleichlautete, welche Henschen und Papebroch in ihrer Edition dem Diakon Florus zueignen. P. Du Sollier schlug ein neues Verfahren ein. Er zog ein anderes unter dem Namen des hl. Beda überliefertes kürzeres metrisches Matyrologium zur Vergleichung mit dem in Prosa vorhandenen heran und suchte auf diese Weise die Zusätze des Florus zu ermitteln. Da aber die Autorschaft Beda's bezüglich des Martyrologium metricum beanstandet wird, steht Du Solliers Versuch auf schwachen Füßen.[2]) Auch jenes Martyrologium, welches der Mauriner Martène nach einer Handschrift des zehnten Jahrhunderts aus dem Kloster St. Maximin zu Trier veröffentlicht hat[3]) und das den Titel trägt: „Libellus annalis Bedae presbyteri", rührt in dieser Gestalt sicher nicht von Beda her. Dies erkannte schon Martène selbst. Der Bollandist P. Victor de Buck[4]) und de Rossi[5]) halten es für möglich, daß ein Theil des Martyrologiums Bedanischen Ursprungs

1) Acta SS. Jun. VI, XI ss.
2) Das metrische Martyrologium enthält bereits den Namen des hl. Wilfried II., Bischofs von York († 732).
3) Coll. ampliss. VI, 638 ss. = Migne, P. L. XCIV, 1147 ss.
4) Précis historiques. t. XXVI. Bruxelles. 1877. 8°. p. 18.
5) Acta SS. Nov. II. 1. p. [XXV].

ist. Der in diesen Fragen maßgebende Archäologe de R
sagt, daß ein endgiltiges Urtheil über die Frage nach
Gestalt des ursprünglichen Bedanischen Martyrologiums
nach Durchforschung aller in den Bibliotheken zerstreu
Codices gefällt werden kann.[1]) Merkwürdig ist, daß
dem zehnten Jahrhundert in Rom das Martyrologium
hl. Beda am meisten in Gebrauch war.[2]) In den Be
texten selbst finden sich viele Excerpte aus dem Hiero
mianum.

Handschriftliche Ueberlieferung des Bedanisch
Martyrologiums:[3]) Man vergl. die Dissertation der
Henschen und Papebroch über die von ihnen benützten und
gesehenen Codices: Acta SS. Mart. II. VI ss. — Zu
daselbst genannten Handschriften macht de Rossi (Acta
Nov. II. 1. p. [XXIV] s.) mehrere wichtige Bemerkun
indem er vier von den Bollandisten benützte Handschri
persönlich eingesehen hat. Es sind: Cod. XIV. 19 der B
berini'schen Bibliothek zu Rom, aus dem 10. Jahrhund
Der Text ist ein Gemisch von Bedanischen Elogien und
cerpten hieronymianischer Contracta.[4]) — Cod. F. LXX
der vallicellanischen Bibliothek in Rom, aus dem 11. Ja
hundert. Er stammt von St. Cyriacus in Via lata, eine Co
enthält Cod. 8264 der Vaticana[5]) — Cod. H 410 der B

1) Acta SS. Nov. II. 1. p. [XXIV] ss.

2) Vgl. Guérard. „Un fragment de calendrier romain au moy
âge." Mélanges d'archéologie et d'histoire publiés par l'éc
française de Rome. t. XIIIe. Paris-Rome. 1893. 8° p. 1

3) Die hier und im Folgenden beigefügten Bemerkungen über han
schriftliche Exemplare der historischen Martyrologien wollen kei
Anspruch auch auf nur annähernde Vollständigkeit erheben. D
selben sind nur vorläufige Notizen, die später erweitert werd
sollen.

4) Vgl. du Sollier. Acta SS. Iun. VI, IX und ibid. p. 775.

5) Vgl. du Sollier. Acta SS. Iun. VI, IX und 775. Sollier nimm
irrthümlich an, die Handschrift stamme von St. Cyriacus
Thermis.

versitätsbibliothek von Montpellier stammt von Dijon, auf ihm basiert hauptsächlich die Edition der Bollandisten. — Cod. H 56 im Archiv von St. Peter in Rom, aus dem 15. Jahrhundert. Cod. H 57 ebendaselbst, auch aus dem 15. Jahrhundert. Diese beiden Codices enthalten Abschriften eines älteren Beda-Textes. — In der Kapitelsbibliothek von Verona enthalten die Codices LXV und XC Beda-Martyrologien aus dem 9. Jahrhundert. — In der vatikanischen Bibliothek finden sich ebenfalls Beda-Texte aus dem 9. Jahrhundert. Es sind die Codices Palatini Latini 833 und 834.[1]) Die Handschrift 5949 scheint eine Compilation aus Elogien des heil. Beda und Usuards zu sein. Soweit de Rossi. — Man vergl. ferner: Potthast, Bibliotheca historica medii aevi. Bd. I. Berlin. 1862. 8⁰. S. 437. — Dümge und Mone. Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Bd. IV. Frankfurt. 1822. 8⁰ S. 307 ff. — Ewald, Neues Archiv. VI, 254 (Cod. LIII 8 des Eskurial, 10. Jahrhundert). — Liebermann, Neues Archiv. X, 589 (Cod. 24275 der Bibliothek des Sir Th. Phillips zu Cheltenham, 14. Jahrhundert). — Holder-Egger, Neues Archiv. IX, 394 und 593 (Codd. lat. der Münchener Staatsbibliothek, 9. und 11. Jahrhundert). — Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. V, 675 (Cod. zu Verona); VIII, 575 und 819 (Codices zu Leiden und im Eskurial); IX, 640 ff. (Codices zu Mailand). — Bibliotheca Casinensis . . . cura et studio monachorum O. S. B. Abbatiae Montis Casini. Ex typogr. Casinensi. t. IV. 1880 in fol. p. 39. — Ueber ein Fragment des Beda-Martyrologiums im Cod. Ottob. 313 der vaticanischen Bibliothek vergl. Delisle, Mémoire sur d'anciens sacramentaires. p. 149.

Gedruckte Ausgaben des Martyrologiums des Beda-Florus: In den älteren Ausgaben der Opera omnia S. Bedae: Parisiis 1521 in fol., ibid. 1544 in fol., ibid. 1554. — Basilae 1563 in fol. — In Sonderausgaben: Antwerpiae 1564 und 1565. 8⁰. — Bedae opera omnia. Coloniae. 1612 in

---

1) Vgl. Codices Palatini Latini Bibliothecae Vaticanae. t I. Romae. 1886. 4⁰. p. 292 s.

fol. t. III, 277 ss. = Migne, P. L XCIV, 800 ss
Giles, The complete works of Venerable Bede. London
vol. IV. 8⁰. p. 16 ss. — Acta SS. Mart. II, VIII
Migne, P. L. XCIV, 799 ss. — Zaccaria S. J., Anecdot
medii aevi . . . collectio. Augustae Taurinorum 175
fol., pars II. cap VI. p. 181 ss. — Man vergl. auch Pott
Bibl. hist. Bd. I, 160 und 486.

Das metrische Martyrologium des hl. Beda.
seine handschriftliche Ueberlieferung vergl. Dümmler,
Archiv. IV, 516 ff. und X, 609. — Gedruckte Ausga
D'Achery. Spicilegium. X, 126 ss. (ed. in fol. II, 23
Migne, P. L. XCIV, 603 ss. — Bedae opera ed. Gile
50 ss. — Reiffenberg, Annuaire de la bibliothèque ro
de Belgique. Bruxelles. 1843. IV, 107 ss.

### 2. Das sogenannte Martyrologium Romanum parvum.

Als der hl. Ado sein alsbald zu besprechendes
führliches Martyrologium verfaßte, bediente er sich
seiner eigenen Angabe, weil die Fest- bezw. Todestage
Martyrer in vielen Kalendarien unrichtig verzeichnet w
zur Verbesserung dieser Irrthümer eines von ihm zu Rav
vorgefundenen Martyrologiums, das sich als „römisch
ausgab. Ein Papst sollte dasselbe an einen der Bis
von Aquileja übersandt haben.[1]) Dieses römische Mart
logium schrieb Ado ab und setzte die Abschrift an die S
seiner eigenen Arbeit. Cardinal Baronius forschte vergeb
in den Handschriften des Adonischen Martyrologiums
diesem römischen Exemplar. Erst dem Jesuiten P. Ros
(† 1629) gelang es, in einem Kölner Codex dieses
römische Martyrologium zu entdecken. Er gab dems

---

1) „Venerabile et perantiquum Martyrologium ab urbe R
Aquileiam cuidam sancto episcopo a pontifice Roman
rectum, et mihi postmodum a quodam religioso fratre
diebus praestitum. Quod ego diligenti cura transcrip
positus apud Ravennam, in capite huius operis pone
putavi." Adonis Praefatio. Migne, P. L. CXXIII, 14

den Titel: Martyrologium vetus Romanum. Allein seine und anderer Annahme, dieses von Ado benutzte Martyrologium sei jenes Buch, dessen der h. Gregor d. Gr. im Briefe an Eulogius von Alexandrien gedenkt,[1]) wurde schon durch Fiorentini erschüttert.[2])

Der Bollandist P. Du Sollier unterwarf Rosweyds Martyrologium einer neuen Untersuchung,[3]) bestätigte Fiorentini's Behauptungen, wies aber nach, daß man wirklich das von Ado benutzte römische Martyrologium, verfaßt um 740, vor sich habe. Weil es vom Hieronymianum schon durch seine Kürze auffallend abwich, gab ihm Du Sollier den Titel: Martyrologium Romanum parvum, der ihm bis heute geblieben ist. Joh. Bapt. de Rossi setzte diese Forschungen über den Romano piccolo, wie er das Martyrologium nannte, fort. Eine von ihm zu St. Gallen entdeckte Handschrift (Cod. 454) enthielt einen weit besseren Text des Romanum parvum und zwar an der Spitze des Adonischen Martyrologiums, wodurch Du Sollier's Aufstellungen neue Bestätigung fanden. Der Werth der St. Galler Handschrift liegt hauptsächlich darin, daß sie vom hl. Ado selbst stammt, der sie nebst Heiligenreliquien im Jahre 870 nach St. Gallen schickte.[4])

Nach de Rossi[5]) entstand das Romanum parvum zu

1) Vgl. oben S. 493.

2) Vetustius occid. ecclesiae Martyrologium. Lucae. 1668. p. 17 ss. admonitio IV.

3) Vgl. Acta SS. Inn. VI, XVIII ss. = Migne, P. L. CXXIII, 495 ss.

4) Vgl. das Zeugniß des sel. Notker des Stammlers. Migne, P. L. CXXXI, 1087.

5) Vgl. La Roma sotterranea cristiana. T. II. Romae. 1867. p. XXVII ss. „Il così detto martirologio romano piccolo“ — P. de Smedt S. J. hat den ganzen Abschnitt de Rossi's ins Lateinische übertragen in seiner Introductio generalis ad historiam ecclesiasticam, Gandavi 1876, p. 130 ss. — Man vgl. auch P. B. de Buck S. J., Précis historiques XXVI, 19 s. und Études religieuses. Paris-Lyon. 1868. 8° Augustheft.

Rom. Sein Compilator, ein Privatmann, benutzte als H
quellen römische Kalendarien, passiones martyrum
Rufins Kirchengeschichte. Er ist oft sehr willkürlich
den alten Kalendarien abgewichen. Sein Martyrolo
war jedenfalls in Rom niemals ein officielles, für
öffentlichen Gebrauch bestimmtes Buch, es ist rein pri
Natur, durchaus verschieden vom Hieronymianum[1]
kann keine Autorität für sich beanspruchen.

Handschriftliche Ueberlieferung: Vergl. Rosw
Vorrede zu seiner unten genannten Ausgabe des Adoni
Martyrologiums (Cod. von Köln). — Cod. 454 von St. G
enthält S. 2—24 das Romanum parvum, ebenso finden sich
de Rossi auch Fragmente in Cod. 455 derselben Biblioth

Gedruckte Ausgaben: Martyrologium Romanum
Gregorii XIII ... iussu editum ... Novissimae et cor
tissimae huic editioni seorsim accedit Vetus Romanum M
tyrologium a Cardinale Baronio desideratum una cum M
tyrologio Adonis ad Mss. exemplaria restitutum opera
studio Heriberti Rosweydi e Soc. Jesu Antverpiae. 161
fol. — Im gleichen Jahre erschien zu Antwerpen eine Son
ausgabe (in fol.) des Adonischen Martyrologiums mit
Romanum parvum von P. Rosweyd. Zwei weitere Dr
der Ausgaben Rosweyds von 1613 erschienen unter
gleichen Titel zu Paris 1645 in fol. Ferner wurde Rosw
Romanum parvum neu edirt von Giorgi, Martyrolog
Adonis, Romae 1745 in fol., p. L ss.; Maxima Biblioth
veterum Patrum. t. XI. Lugduni. 1677 in fol.; Migne, P.
CXXIII, 143 ss.

Emaus (Prag). P. Ildephons Veith O. S. B.

(Fortsetzung folgt.)

1) Dr. Ebner glaubt das Romanum parvum als hieronymiani
Contractum ansehen zu können. Vgl. Thalhofer, Handbu
Liturgik, Bd. 1. 1. 2. Aufl. Freiburg 1894 S. 55, Anm.
2) Vgl. Scherrer, Verzeichniß der Handschriften der Stiftsbibli
von St. Gallen. Halle. 1875. 8°. S. 149 f.

LXX.

## Fried. Nietzsche's Geistesentwicklung und Geistesphilosophie.

Der in den weitesten Kreisen gelesene, bekannte und gefeierte Philosoph der Gegenwart ist ohne Zweifel Nietzsche; er ist Modephilosoph in einem Sinne, wie noch nie einer Modephilosoph war mit Ausnahme etwa Voltaires. Wie wenige Philosophen wiederspiegelt er die Stimmungen und Strömungen des Zeitgeistes: mit vollen Wurzeln im Boden der Zeit stehend, herausgewachsen aus den Strebungen und dem Drange des ausgehenden Jahrhunderts, entspricht er den herrschenden Bedürfnissen. Als ein treuer Spiegel der Zeit gibt er ein Bild des scheidenden Jahrhunderts mit dem Reize seiner Entartung und seiner verzerrten Schönheit und Größe. Unsere Zeit ist eitel und voll Bewußtsein ihres Wesens und Werthes, und darum gefällt ihr so treue Wiedergabe, sie ist entzückt selbst über ihre Ecken und Runzeln, gefällt sich in ihrer nervösen Schwäche und Tollheit, wiegt sich in Traumbildern und berauscht sich in Fieberphantasieen. Es gefällt ihr selbst, wenn man sie karikirt und verzerrt, mag man sie auch häßlich schimpfen, wenn man sie nur interessant findet!

In Nietzsche findet das Ende des Jahrhunderts ihre Eigenart voll ausgeprägt: all' seine Zweifel, seine kalte Skepsis, seinen finstern Unglauben und daneben wieder den unstillbaren Drang nach etwas Neuem, Unnennbarem, den fürchterlichen Durst nach neuen, unerhörten Reizen, die

Wissensqual und den Bildungsüberdruß, den prometheische Jammer des Himmelsstürmers. Nichts ist wahr, heißt e als das Subjekt, die Person. Ein bodenloser Subjektivismu verschlingt alle Realitäten und Autoritäten, unendlich i das Reich und das Recht der Persönlichkeit. Zwar nich allwissend und nicht allmächtig, aber doch grenzenlos un frei von allen Schranken ist Denken und Wollen des geniale Menschen, uferlos ist das Meer des Begehrens, und sitten und gesetzlos zu sein, ist das Recht des freien Individuums Das Genie ist Gott: so hat Fichte und Hegel im Anfan unseres Jahrhunderts gelehrt, und am Ende wiederholt e Nietzsche, mit entsetzlichem Schrei das vermessene Wort i die entgottete Welt schlendernd.

„Wohin ist Gott?" rief er, „ich will es Euch sagen! Wir haben ihn getödtet! — Ihr und ich! Wir Alle sind seine Mörder! — — Hören wir noch nichts vom Lärm der Todten gräber, welche Gott begraben? Riechen wir noch nichts von der göttlichen Verwesung? — auch Götter verwesen; Gott is todt! Gott bleibt todt! Und wir haben ihn getödtet! — I nicht die Größe dieser That zu groß für uns? Müssen wi nicht selber zu Göttern werden, um nur ihrer würdig zu er scheinen?"

Es ist ein großer Unterschied zwischen der Menschen vergötterung am Anfang und am Ende des Jahrhunderts: i der Zeit des Empire entsprungen antik-klassischen Bedürf nissen, aufgewachsen in hellenisch-römischer Nachempfindung in der freudigen Schwelgerei und Schwärmerei für Schönheit Kraft und Weisheit, hat die Menschenvergötterung in den Zeiten der Romantik, des Liberalismus und endlich des Darwinismus verschiedene Krisen durchmachen müssen. Von der Romantik erhielt sie eine Zugabe von Mystik: in den Genien der Menschheit ahnte man eine tiefsinnige Offen barung des Göttlichen. Die liberalen Emancipationsdichter der dreißiger und vierziger Jahre mischten einen starken Zug Sinnlichkeit und Ungebundenheit bei. In den Tagen

des Realismus wandelte sich die Menschenvergötterung zum Heroencultus: der Eroberer, der Tyrann, der Cäsar und Tiberius wurde zum Ideal. Carlyle verherrlichte Cromwell, Friedrich II. und Napoleon als die großen Genien der Menschheit. Der Pessimismus und nackte Naturalismus unserer Tage endlich hob am Heroenthum geflissentlich all' das Häßliche und Grausige, das Blut und den Schrecken hervor, der am Menschenbezwinger haftet.

Nietzsche scheint alles zusammenzufassen: Hellenenthum und Liberalismus, Mystik und Romantik, Positivismus und Naturalismus, Pessimismus und Menschenhaß. Alle diese Tendenzen kreuzten sich in seiner Brust; vielfältig und vielspältig, widerspruchsvoll und gegensätzlich zu sein, ist ja nach Nietzsche nicht Zeichen des haltlosen Schwächlings, sondern des Heroen, freilich wie er selbst gesteht des Heroen der Decadence, nicht des harmonischen Menschheitsideales vom Anfang unseres Jahrhunderts, wie es Goethe und Humboldt dachten. Solche Vielfältigkeit bei Nietzsche erklärt sich aus der wandlungsreichen Entwicklung seines Geisteslebens. Wie bei Hegel wurde die Wandlung, die Veränderung, die Dialektik der Gegensätze zum Wesen der Weltanschauung, freilich in einem ganz anderen Sinne. Bei Nietzsche ist alles Gefühl und Erlebniß, alles ist pessimistisch gefärbt und in Schopenhauer'sche Stimmung getaucht. Die Qual der Leiden bildet das Ferment der Entwicklung, das Leid gebiert den Denker und Helden. Das Leid hat bei Nietzsche dieselbe Bedeutung wie bei Hegel die Reflexion, es bedingt den Uebergang aus der naiven Geschlossenheit und knospenartigen Verschlossenheit zur allumfassenden Totalität, die Zersplitterung, Scheidung, Entzweiung, mit hartem Weh verknüpft, die tragische Spannung findet ihre Lösung in der Bildung des heroischen Charakters.

Aus der Zerrissenheit, aus der Selbstverwundung entsprießt die Blüthe des Lebens, in dem Selbstuntergang, sagt Nietzsche mit den Asketen und Mystikern, liegt die Selbst-

behauptung. Es gibt eine Möglichkeit eines höchsten Vermögens und Schaffens, sagt er, durch ein beständiges Erdulden und Verwunden. Immer wieder entzweit sich der Held, zerreißt die Gewebe seines Schaffens, um eine höhere Stufe zu erklimmen.

Diese Ansicht entnahm Nietzsche seiner eigenen Entwicklung, der stark pathologisch gefärbten Geschichte seines geistigen Schaffens. Die Ausgangs- und Endpunkte jeder Phase sind durch schwere körperliche und geistige Krisen gekennzeichnet, wie es wenigstens die vorzügliche Kennerin Nietzsches, Frau Andreas-Salome, darstellt. Wenn der Geist jedesmal seinen Höhepunkt erreicht hatte, stürzte das stolze Gebäude zusammen, das er sich errichtet, in tiefem Wehe brannte ermattend die geistige Gluth zusammen, um erst nach längerer Pause aufs neue zu brennen. Dann begann wieder ein neuer Kreislauf mit neuen Resultaten, wenn auch die Grundtendenz sich gleich bleibt.

I.

Von Grund aus Philologe und dem klassischen Ideal ergeben, gerieth er unter dem Einfluß Schopenhauers und Wagners in eine romantische Stimmung. Das helle Bewußtsein möchte er in dieser Stimmung untertauchen in das Dunkel dionysischer Schwärmerei, er setzt dem apollinischen Wissen die bacchische Trunkenheit gegenüber und entwickelt mit diesem Gegensatz „die Geburt der Tragödie" (Erstlingsschrift 1872). Der Chor der alten Tragödien stellt das dionysische, der Dialog das apollinische Element dar. Später kehrt bei Nietzsche dieser Gegensatz wieder in der Unterscheidung des harmonischen und heroischen Menschheitsideales. Das dionysische und heroische Element gleicht der dunklen Willensweltmacht Schopenhauers, es liegt im Kampf, im Zwiespalt, in der Zerrissenheit der Triebe und Affekte, in der leidvollen und tragischen Spannung, wie sie die Wagner'schen Dissonanzen versinnbilden, über denen in apollinischer Klarheit das Leitmotiv schwebt. Das Apollin-

ische ist der Schopenhauer'sche Intellekt, der in der uninteressirten Anschauung der willenslosen Ideen die Befreiung von der Qual der Affekte bringt.

Mit wildem Behagen und grausamer Wollust stürzt sich Nietzsche in die Abgründe des dunklen, dummen und blinden Willens, in die Qual der Begierden. Der Wille, das Unbewußte, das unheimliche Dunkel der Seele ist seine Welt, im apollinischen Tagesleben, meint er, tragen wir nur Masken. Die vielen Hülsen und Schalen, mit denen die Seele sich gegen die Seele umkleidet, müsse vor allem entfernt werden, die Seele müsse sich in ihrer Nacktheit darstellen.

„Bei allem, was ein Mensch sichtbar werden läßt, kann man fragen: was soll es verbergen? Wovon soll es den Blick ablenken? Welches Vorurtheil soll es erregen? Und dann noch: bis wie weit geht die Feinheit dieser Verstellung? Und worin vergreift er sich dabei?"

Die Seele und ihre Nacktheit ist nun eben der Schopenhauer'sche Machtwillen, der Trieb zum Leben, der sich in eine Vielheit von Trieben spaltet: dies steht unserem Philosophen von Anfang an fest und diese Ueberzeugung begleitet ihn durch alle Wandlungen. Sie bilden den Ausgangs- und Zielpunkt aller seiner psychologischen Forschungen, denen er sich mit ernstem Sinne und vieler Geduld hingab. Um der Seele ihre Geheimnisse abzulauschen, die verborgenen Regungen des Geistes ungestört beobachten zu können, gleichsam die Fasern des inneren Menschen wie ein Anatom bloszulegen, suchte er Jahre lang die tiefste Einsamkeit auf und zog sich scheu von der Menschenwelt zurück. Ein tief mystischer Drang lebte in ihm und wandte ihn ab von der Tageshelle und dem Menschengewoge. Der Durchschnittsmensch, der alles schon weiß, für den es keine Räthsel gibt, war ihm in innerster Seele zuwider, daher verfolgt er den Bildungsphilister, wie den „objektiven" Gelehrten mit tiefstem Ingrimm. Mit Keulenschlägen stürmt er auf D. Fr. Strauß los, in dem er das Muster eines Bildungsphilisters kennzeichnet. Die

„objektiven" Historiker nennt er Eunuchen, Fabrikarbeiter und Eckensteher, sie seien in der That bloße Spiegel, aus denen alle Persönlichkeit verschwunden sei, Lehnstühle zur Aufnahme von allem Möglichen. Wie sein Universitätscollege Steffensen,[1]) dringt Nietzsche auf kräftige Persönlichkeit, energischen Subjektivismus. Alle Geschichte des menschlichen Denkens und Handelns, Philosophie und Weltgeschichte, läuft zuletzt nach Nietzsche in Biographie aus. „Der Mensch mag sich noch so weit mit seiner Erkenntniß ausrecken, sich selber noch so objektiv vorkommen: zuletzt trägt er doch nichts davon, als seine eigene Biographie."

## II

Am meisten trifft das bei Nietzsche selbst zu. Nietzsche ist im höchsten Grade subjektiv, Selbstbiograph, Selbstpsycholog; er ist das selbst in jener Periode seiner Entwicklung, wo er am wenigsten subjektiv scheint, in jener mittleren Periode seines Positivismus und Realismus oder wie er es nennt Réenlismus, wo er unter dem Einfluß des Positivisten Réens gerieth. Diese Periode, in welche das Hauptwerk „Menschliches Allzumenschliches" fällt, steht in einem gewissen Gegensatz zu seinem Vorher und Nachher; er huldigt hier dem hellen Intellekt, dem apollinischen, sokratischen Element in der Philosophie. Alle Gefühle, Triebe und Bedürfnisse führt er jetzt auf intellektuelle Vorgänge auf Gründe zurück und sucht alles Unmittelbare zu vermitteln. Die letzten Reste des Idealismus, sowohl des theoretischen als ethischen Idealismus, wirft er jetzt ab und erklärt die moralischen und religiösen Bedürfnisse in rein utilitaristischem hausbackenem Sinne. Die Sitte ist theils Gewöhnung theils Berechnung, das Erlösungsbedürfniß ist nur ein anderer Ausdruck für den Wunsch, besser zu sein, als man ist. Die altruistischen, unegoistischen Motive sind nur verhüllte egoistische Triebfedern. Gut ist dasjenige, was dem

1) S. Histor.-polit. Bl. CXV, 184.

Leben frommt; — später geht Nietzsche soweit, zu sagen: auch wahr ist nur, was dem Leben frommt, was die Selbstmacht stärkt. Es gibt also eigentlich so viele Begriffe des Guten, als es Individuen gibt. Indessen drängt die Nothwendigkeit des gesellschaftlichen Lebens zu einer Zusammenfassung verschiedener Gruppen, in der die Begriffe „gut" und „böse" gleichwerthig sind. Gut heiße dann soviel wie „vortheilhaft für uns." Es gibt besonders zwei solche Klassen: die Herrscher und die Beherrschten, innerhalb deren die Begriffe gleichartig sind. Für die herrschenden Stände ist gut: Tapferkeit, Stärke, Härte, Gewalt, für die dienenden Klassen: Mitleid, Liebe, Gefälligkeit, Demuth und Bescheidenheit. Es gibt also verschiedene Moralen, eine Herrenmoral und eine Sklavenmoral. Diesen Gegensatz hat Nietzsche erst in seiner dritten Periode weiter ausgeführt. Doch liegen die Keime dazu schon in dieser Periode, wie P. Gaß[1]) des Näheren ausführt.

„Die schwächern Stände sagen: Gut sind doch eigentlich nur wir Unterdrückten und Leidenden, während jene da oben Gewaltmenschen sind, böse und hassenswerth, nur dazu da, uns ihren Willen aufzuzwingen und uns auszunützen. Die starken, herrschenden Stände sagen: Die Guten — das sind wir, die Wohlgerathenen! Die da unten, die das nicht können, sind ärmere unvollkommene Geschöpfe, eine niedrigere Gattung von Wesen, als wir, es fehlt ihnen das Beste: die Kraft und Höhe der Seele, es fehlt ihnen die an uns sich von selbst verstehende Souverainetät des Willens."

Der Utilitarismus einerseits und die Schopenhauer'sche Auffassung von der Seele als Machtwillen andererseits bedingt so jene schroffe Trennung der Moral, die einer Zersetzung, einer Auflösung aller moralischen Begriffe gleichkommt, sie bedingt jene vollständige Umkehrung der Moralbegriffe, die den Namen Nietzsche bekannt gemacht hat. Man

1) Vorrede zu „Menschliches, Allzumenschliches."

„objektiven" Historiker nennt er Eunuchen, Fabrikarbeiter und Eckensteher, sie seien in der That bloße Spiegel, aus denen alle Persönlichkeit verschwunden sei, Lehnstühle zur Aufnahme von allem Möglichen. Wie sein Universitätscollege Steffensen,[1]) dringt Nietzsche auf kräftige Persönlichkeit, energischen Subjektivismus. Alle Geschichte des menschlichen Denkens und Handelns, Philosophie und Weltgeschichte, läuft zuletzt nach Nietzsche in Biographie aus. „Der Mensch mag sich noch so weit mit seiner Erkenntniß ausrecken, sich selber noch so objektiv vorkommen: zuletzt trägt er doch nichts davon, als seine eigene Biographie."

## II

Am meisten trifft das bei Nietzsche selbst zu. Nietzsche ist im höchsten Grade subjektiv, Selbstbiograph, Selbstpsycholog; er ist das selbst in jener Periode seiner Entwicklung, wo er am wenigsten subjektiv scheint, in jener mittleren Periode seines Positivismus und Realismus oder wie er es nennt Réenlismus, wo er unter dem Einfluß des Positivisten Réens gerieth. Diese Periode, in welche das Hauptwerk „Menschliches Allzumenschliches" fällt, steht in einem gewissen Gegensatz zu seinem Vorher und Nachher; er huldigt hier dem hellen Intellekt, dem apollinischen, sokratischen Element in der Philosophie. Alle Gefühle, Triebe und Bedürfnisse führt er jetzt auf intellektuelle Vorgänge, auf Gründe zurück und sucht alles Unmittelbare zu vermitteln. Die letzten Reste des Idealismus, sowohl des theoretischen als ethischen Idealismus, wirft er jetzt ab und erklärt die moralischen und religiösen Bedürfnisse in rein utilitaristischem hausbackenem Sinne. Die Sitte ist theils Gewöhnung theils Berechnung, das Erlösungsbedürfniß ist nur ein anderer Ausdruck für den Wunsch, besser zu sein, als man ist. Die altruistischen, unegoistischen Motive sind nur verhüllte egoistische Triebfedern. Gut ist dasjenige, was dem

1) S. Histor.-polit. Bl. CXV, 184.

Leben frommt; — später geht Nietzsche soweit, zu sagen: auch wahr ist nur, was dem Leben frommt, was die Selbstmacht stärkt. Es gibt also eigentlich so viele Begriffe des Guten, als es Individuen gibt. Indessen drängt die Nothwendigkeit des gesellschaftlichen Lebens zu einer Zusammenfassung verschiedener Gruppen, in der die Begriffe „gut" und „böse" gleichwerthig sind. Gut heiße dann soviel wie „vortheilhaft für uns." Es gibt besonders zwei solche Klassen: die Herrscher und die Beherrschten, innerhalb deren die Begriffe gleichartig sind. Für die herrschenden Stände ist gut: Tapferkeit, Stärke, Härte, Gewalt, für die dienenden Klassen: Mitleid, Liebe, Gefälligkeit, Demuth und Bescheidenheit. Es gibt also verschiedene Moralen, eine Herrenmoral und eine Sklavenmoral. Diesen Gegensatz hat Nietzsche erst in seiner dritten Periode weiter ausgeführt. Doch liegen die Keime dazu schon in dieser Periode, wie P. Gaß[1]) des Näheren ausführt.

„Die schwächern Stände sagen: Gut sind doch eigentlich nur wir Unterdrückten und Leidenden, während jene da oben Gewaltmenschen sind, böse und hassenswerth, nur dazu da, uns ihren Willen aufzuzwingen und uns auszunützen. Die starken, herrschenden Stände sagen: Die Guten — das sind wir, die Wohlgerathenen! Die da unten, die das nicht können, sind ärmere unvollkommene Geschöpfe, eine niedrigere Gattung von Wesen, als wir, es fehlt ihnen das Beste: die Kraft und Höhe der Seele, es fehlt ihnen die an uns sich von selbst verstehende Souverainetät des Willens."

Der Utilitarismus einerseits und die Schopenhauer'sche Auffassung von der Seele als Machtwillen andererseits bedingt so jene schroffe Trennung der Moral, die einer Zersetzung, einer Auflösung aller moralischen Begriffe gleichkommt, sie bedingt jene vollständige Umkehrung der Moralbegriffe, die den Namen Nietzsche bekannt gemacht hat. Man

1) Vorrede zu „Menschliches, Allzumenschliches."

sieht hier, welch' schreckliche Consequenzen ein falscher Standpunkt zur Folge hat, in welche Verirrungen ein falscher Ausgangspunkt führen kann.

Der Utilitarismus ist ja allerdings, wie der verwandte Hedonismus und Eudämonismus, einer besseren Wendung fähig: man kann sich und anderen vorreden, der wahre, dauernde Vortheil, das wahre Glück liege im Geiste, in der höherern Natur, zuletzt im Unendlichen. Allein eine solche Wendung setzt edle, geläuterte, nach dem Unendlichen dürstende Naturen voraus, eine solche Erhebung ist nur bei einer Seele möglich, die schon nach oben gerichtet ist. Nun hat sich aber Nietzsche alle höheren Aussichten eben durch seinen Positivismus und durch die Schopenhauer'sche Weltansicht versperrt. Als vollständiger Freigeist will er durchaus unabhängig und ungebunden auch gegenüber einem Absoluten sein; will er doch später selbst die Gesetze der Logik abschütteln.

„Hat man seinen Geist verwendet, um über die Maßlosigkeit der Affekte Herr zu werden, so geschieht es vielleicht mit dem leidigen Erfolge, daß man die Maßlosigkeit auf den Geist überträgt und fürderhin im Denken und Erkennenwollen ausschweift." Die Folge davon ist der Satz: „Nichts ist wahr."

„Dem Menschen sind viele Ketten angelegt worden, damit er es verlerne, sich wie ein Thier zu gebärden: und wirklich er ist milder, geistiger, freudiger, besonnener geworden, als alle Thiere sind. Nun aber leidet er noch daran, daß er so lange seine Ketten trug, daß es ihm so lange an reiner Luft und freier Bewegung fehlte: diese Ketten aber sind, ich wiederhole es immer und immer wieder, jene schweren und sinnvollen Irrthümer der moralischen, der religiösen, der metaphysischen Vorstellungen. Erst wenn auch die Ketten-Krankheit überwunden ist, ist das erste große Ziel ganz erreicht: die Abtrennung des Menschen von den Thieren."

Der Freigeist selbst, das soll eben das Höhere sein, an dem sich der Drang nach oben befriedigen soll. Der schöpferische Geist, der Denker, Künstler, Herrscher, soll den

Gott oder, wie Nietzsche sagt, den Uebermenschen darstellen, auf den die ganze Entwicklung hindrängt. Oder eigentlich richtiger ausgedrückt, nicht von selbst drängt die Entwicklung auf diesen höheren Typus hin, sondern Nietzsche, der Prophet, will ihn erst erschaffen, das hohe Urbild der Menschheit vorstellen und den künftigen Geistesaristokraten die Wege bereiten Unsere ganze seit Christus im Laufe befindliche Entwicklung drängt auf eine stärkere Demokratisirung, Abschwächung, Erniedrigung des Menschentypus hin

Die niedere Menschenklasse redet Nietzsche nach P. Gaß[1]) etwa folgendermaßen an:

„Auf Fäulniß- und Sumpfboden wohnt ihr! Aus schwammigem Mull wachsen euere Bäume! Ihre Kronen sind rostgelb und braun! Die Luft, die ihr athmet, ist modrig und feucht! Ihr seid Anwälte des niedergehenden sich erschöpfenden Lebens, Volksstimme, Sklavenstimme, Philisterstimme! Euch fehlt die aufgespeicherte Kraft, die sich opfern will, weil sie muß! Euch fehlt die große Grausamkeit gegen euch, die Zeugerin der Tiefe und des Reichthums der Seele! Ihr schont euch! Ihr seid Fanatiker euer selber! euerer Schwächen, eurer Bornirtheit! Aus euch redet der Niedergang, die klägliche Verneinung des großen Menschen, die klägliche Bejahung des kleinen Menschen." — „Ich lehre den Herren-Menschen. Ich lehre den Menschen, welcher Herr seiner selbst wird. Der Mensch ist keine Einheit, er ist eine Vielheit von Trieben, er gleicht einem Volke mit niederen, höheren und höchsten Ständen Es gibt Herren und Sklaven in euch: euere niederen Triebe stehen gegen die hohen auf, — sie sind schon zu Herren geworden, ob ihr es gleich nicht wißt Ich lehre, daß ihr die niederen Triebe zu Sklaven eurer hohen machen sollt."

(Schluß folgt.)

---

1) Vorwort zu „Menschliches Allzumenschliches", 2. Aufl. S. XXXI.

## LXXI.

## Die Judenfrage im Alterthum.

Leroy-Beaulieu hat den allgemeinen Satz aufgestellt: Die Juden sind zu einer von ihren Mitbürgern sich unterscheidenden Menschenklasse geworden, weil sie verfolgt wurden; sie werden alsdann in den übrigen Volkselementen aufgehen, wenn man ihnen die volle bürgerliche Freiheit gewährt. Dementsprechend behaupten die Philosemiten, daß die Judenfrage als sociale Frage erst im Mittelalter entstanden sei; denn in den Staaten des Alterthums seien die Juden jederzeit gleichberechtigt, ja bevorzugt gewesen. Allerdings seien auch dem Alterthum Judenverfolgungen nicht fremd, doch hätten denselben keine patriotischen oder wirthschaftlichen, sondern rein religiöse Momente zu Grunde gelegen.

Demgegenüber führt der Jesuitenpater Durand[1]) auf Grund eines mit außerordentlicher Sorgfalt zusammengetragenen Materials den Nachweis, daß die Judenfrage seit mehr denn zwei Jahrtausenden als sociale Frage besteht, und daß sich ihr Aussehen wie ihr Kern diese ganze Zeit hindurch auch nicht im geringsten verändert hat

Den Gegenstand des Antisemitismus bilden die Juden der Diaspora. Der Jude des gelobten Landes hat sich stets durch seine warme Vaterlandsliebe, seinen treuen Fleiß und seine Ehrlichkeit ausgezeichnet. In dem Juden dagegen welcher die Heimath verließ, haben sich die guten Eigenschaften

---

1) in den Études religieuses Bd. LXVI. 1895. IX. 15.

in ihr Gegentheil verkehrt und ihn dadurch zum Abschen der Menschheit gemacht, zugleich die alte Lehre wunderbar bestätigend, daß auch die Völker dem Willen Gottes nicht ungestraft zuwiderhandeln.

1. Ausbreitung und politische Stellung der Juden im Alterthum. Die Juden der Diaspora zählten um Christi Geburt etwa 4—5 Millionen. Die Geschichte der Apostel bezeugt ihre weite Verbreitung, so daß Agrippa I. mit Recht von ihren rühmen konnte, es sei keine Insel, kein Land, kein Erdtheil, wo seine Stammesgenossen nicht den wohlhabendsten und oft auch zahlreichsten Theil der Bevölkerung ausmachten.

Die Zerstreuung der Israeliten durch alle Welt begann 722, als Sargon Samaria eroberte, und wurde in Folge der Zerstörung Jerusalems 586 allgemein. Es sind zwei Stämme der Diasporajuden zu unterscheiden. Den einen bilden die ägyptischen Juden, d. h. die rechtzeitig vor Nebukadnezar aus Palästina geflohenen, den anderen die asiatischen, d. h. die aus der babylonischen Gefangenschaft nicht mehr zurückgekehrten Juden.

Die letzteren waren nämlich in Babylonien mit einer entwickelten Industrie bekannt, ansässig und im Laufe der Zeit so reich geworden, daß sie das einfache Leben in der Heimath nicht mehr anzuziehen vermochte. Ihre Zahl vermehrte sich außerordentlich rasch. Sie breiteten sich von Babylon und Assyrien einerseits über Persien, Parthien bis an die Küsten des kaspischen Meeres, andererseits nach Osten zu, wie die Entdeckungen der christlichen Missionäre lehren, selbst über China aus. In all diesen Ländern wurden sie nicht blos durch ihr Geld, sondern auch durch ihre Anzahl ein schwer ins Gewicht fallender Machtfaktor, worin die ihnen zu Theil werdenden Begünstigungen ihre Erklärung finden.

Noch vor Cyrus wurden sie den übrigen Bürgern gleichgestellt; ja, sie erhielten, wonach sie überall und unter allen Verhältnissen strebten, ihre eigene Verwaltung mit einem der ihren als Archonten an der Spitze. Ihre Lage wurde unter den folgenden Dynastien stets günstiger, so daß sie sich an

den Ufern des Euphrat eine eigene Literatur zu schaffen vermochten, darunter den babylonischen Talmud, den das spätere Judenthum dem von Jerusalem vorzog.

Die gegen den Willen des Jeremias nach Aegypten geflüchteten Israeliten, welche an verschiedenen Orten angesiedelt wurden, nahmen ebenfalls ungewöhnlich rasch zu; ihre Blüthezeit datirt aber erst von Alexander dem Großen ab. Als sie nach dem Beispiele des Hohenpriesters in Jerusalem in ihm den Auserwählten des Herrn begrüßten, begriff Alexander, von welcher Bedeutung diese überall mächtigen und von keiner Vaterlandsliebe bewegten Menschen für seine Herrschaft werden konnten, und überhäufte sie mit Wohlthaten. Das von ihm gegründete Alexandrien wurde fortan der Conzentrationspunkt ihres Einflusses. Zwei von den fünf Stadttheilen nahmen sie für sich allein in Anspruch, in jedem der drei anderen hatten sie mehrere Cultusgebäude. Die Regierung der Lagiden war schon bald im buchstäblichen Sinne des Wortes eine jüdische. Ptolemäus II. vertraute zwei Juden die Führung seiner Leibwache an. Unter Ptolemäus III. hatte ein Hebräer sämmtliche Steuern Aegyptens gepachtet und saugte das Land furchtbar aus. Von Ptolemäus VI. ab hatten die Juden die Regierung und namentlich die Armee völlig in ihren Händen, die öffentlichen Arbeiten und die Finanzen unterstanden ihrer Verwaltung, und die Fürsorge für die Verproviantirung der Stadt war ihnen übertragen. Dennoch gingen sie keineswegs in dem Volke auf, vielmehr behielten sie ihre außerordentlich freie Selbstverwaltung bei. Julius Cäsar und Augustus haben, nachdem sie Aegypten eingenommen hatten, mit gutem Bedachte nichts an diesen Zuständen geändert.

In Folge der Eroberungen der Lagiden dehnten sich die Juden über ganz Nordafrika aus; auch in Marokko hatten sie ihre Colonien.

In Syrien räumten ihnen die Seleuciden, besonders in Antiochia, Selbstverwaltung, ein eigenes geschriebenes Recht und alle bürgerlichen Freiheiten ein, welche ihnen später die Römer, selbst Titus, hier so gut wie in Aegypten beließen. Von Syrien aus breiteten sie sich über ganz Griechenland und

Macedonien, über Kleinasien und jenes Arabien aus, in dessen Wüste sich der hl. Paulus zurückzog, welches vom Jordan bis zum Euphrat, von Palmyra bis zum Golf von Akabah reichte.

Nach Rom dürften die ersten Juden 163 v. Chr. durch die Gesandtschaft des Judas Makkabäus gekommen sein; aber erst hundert Jahre später nahm ihre Einwanderung in Folge der Feldzüge des Pompejus einen bedrohlichen Umfang an. Sehr bald war auch hier ihre Zahl, ihr Zusammenhalten und ihre Macht auf den römischen Volksversammlungen so groß, daß Cicero bei seiner Vertheidigung des Flaccus offen bekannte: er wage kaum mehr gegen sie zu sprechen

Ihre Colonie in Rom hatte zur Zeit Christi 30,000 Mitglieder, sehr viele Juden wohnten im übrigen Italien; in der Kaiserzeit gab es ihrer auch in Gallien und Spanien. Unter Julius Cäsar erreichte die Begünstigung und der gesetzliche Schutz des Judenthums seinen Höhepunkt. Obwohl ein Heide, ließ Cäsar im Tempel zu Jerusalem für sich feierliche Opfer darbringen. Die paläſtinensischen Juden waren im Sabbatjahre von den üblichen Steuern entbunden. Als der Imperator in Rom alle Vereine aus politischem Argwohn auflöste, nahm er die jüdischen ausdrücklich aus. Er ging soweit, die Israeliten mit Rücksicht auf ihr Sabbathgesetz vom Militärdienste zu befreien und zu verbieten, daß ein Jude am Sabbath zu einer Arbeit oder vor Gericht gerufen wurde Die richterlichen Privilegien der Synagoge und des Hohenpriesters, über die uns die Geschichte Christi und seiner Apostel Aufklärung gibt, sind der sonstigen römischen Praxis durchaus zuwider; dennoch hat nach des Origenes Zeugniß keiner von Cäsars Nachfolgern daran getastet.

Es ist nicht zu verwundern, daß auf Grund dieses wirksamen Schutzes die Juden in alle Klassen der antiken Gesellschaft eindrangen. Es gab kein Gewerbe, das sie zurückschreckte, keinen Beruf, welchen sie nicht zu ergreifen wagten — nur von jenem Stande hielten sie sich ängstlich fern, welchen sie heute noch so sehr hassen: Bauern sind sie nie geworden!

Auf den Quais und den Brücken der Tiber fallen sie uns ins Auge unter der Zahl der geschwätzigen und zudringlichen Hausirer und der zerlumpten Trödler als diejenigen, die am

gierigsten auf jeden Fremden zustürzen. Auch sitzen sie gern in abgelegenen Winkeln, um Leichtgläubigen zu weissagen und Träume zu deuten. Keiner versteht wie sie das lukrativste aller Geschäfte, das Betteln an den Kirchen und Straßenecken.

Aber lieber halten sie sich zu der Zahl der eigentlichen Geldleute. Sie sind Banquiers, Wechsler, Kuppler, Staatspächter, und welche Titel sonst noch diese Klasse von Menschen tragen mag. Ihr Ruhm ist, daß sie über ihrem Reichthum der ärmeren Stammesbrüder nicht vergessen. Und doch reichen ihre Verbindungen bis in die kaiserliche Familie. Namentlich die Familie des Herodes war mit den Cäsaren innig befreundet. Josephus, der große Geschichtsschreiber der Juden, war der Freund dreier Kaiser. Er verdankte sein Emporkommen einer Frau, die er als fromm preist, die in der That eine der schrecklichsten aller Zeiten ist — Poppäa, dem Weibe Neros; denn auch sie war Proselytin. Berenice, die Tochter Agrippa des I., war trotz ihres Judenthums nach der Eroberung Jerusalems jahrelang die Maitresse des Titus.

Daß die Juden in andern Reichen nicht minder mächtig waren, beweist unter anderem die hl. Schrift; nach ihr war in Aethiopien der Kämmerer ein gläubiger Jude. Alle Schriftsteller des Alterthums bezeugen die rasende Fortentwicklung des Judenthums. Horaz, Juvenal und Persius überschütten die Kinder Israels mit ihren Satiren; Tacitus und Dio Cassius zeigen sich erschreckt; Seneka ruft voller Wuth aus: „Besiegt haben die Juden ihren Siegern Gesetze diktirt!"

2. Judenverfolgungen im Alterthum. Der Jude lebte frei und sogar vom Gesetze bevorzugt unter den Ungläubigen; überall jedoch wußte er sich auch von den Völkern verabscheut, welche ihm Gastfreundschaft gewährten. Solange ihm die staatliche Macht Schutz verleihen konnte, brauchte ihn die Verachtung wenig zu kümmern; aber es kamen auch Tage, wo der Volkshaß bald in weithin sich verbreitender Bewegung sich furchtbar Bahn brach, bald sich in beschränktem Umkreise verzehrte. Die Geschichte des Aman und Mardochäus ist das älteste Beispiel seines Wirkens: „Herr, wenn du allen deinen Unterthanen ein angenehmes Werk thun willst, so befiehl, diese Leute auszurotten."

Im Jahre 36 n. Chr. brach in Parthien, wo jüdische Räuber Regierung und Heer an sich gebracht hatten, ein wilder Aufstand gegen die fremde Rasse los, der auch Seleucien ergriff.

In Rom, wo jüdische Abenteurer das Proselytenmachen als Gelderwerb betrieben, wurde der Unwille so übermächtig, daß Tiberius im Jahre 19 alle Juden ausweisen und 12 Jahre fernhalten mußte. Indessen blieben sie so einflußreich, daß sie ihren Hauptgegner Sejan stürzen konnten, worauf sie sehr schnell ihre alte Stellung wieder einnahmen.

Ihre böseste Zeit war die Regierungsperiode ihres erbitterten Feindes Caligula. Nur seine Passivität ermöglichte den Alexandrinern jenes vier Jahre andauernde entsetzliche Niedermetzeln der Juden, dem erst Claudius im Jahre 41 ein Ende machte. Aber selbst dieser judenfreundliche Kaiser mußte seine Günstlinge ermahnen — und er versetzt uns mit seiner Mahnung mitten in unsere Zeit —, fortan ihre Privilegien mit mehr Bescheidenheit zu gebrauchen und vor allem die religiösen Gefühle Andersgläubiger etwas mehr zu schonen! Da sie nicht auf ihn hörten, sah auch er sich zu ihrer Ausweisung aus Rom, vielleicht sogar aus ganz Italien gezwungen.

Die jüdische Erhebung unter Vespasian und Titus zitterte natürlich in der ganzen Welt noch Jahrzehnte nach. Trajan sah sich durch jüdische Aufstände aufs ernstlichste bedroht. Die Grausamkeit, mit welcher die Juden, dort wo sie siegten, gegen die Besiegten wütheten, und die schon Mardochäus bewiesen hatte, ließ den Kaiser zu nicht minder entsetzlichen Gegenmaßregeln greifen. Seine Soldaten nützten die Erlaubniß, über die verhaßten Hebräer herzufallen, gründlich aus.

3. Ursache der Verfolgungen. Daß die Ursachen der Verfolgungen keineswegs religiöser Natur waren, wie schon Philo und Josephus behaupten, läßt sich leicht erweisen.

Der Römer mag einen fremden Glauben noch so sehr verachten, so verbietet ihm doch seine Staatsklugheit intolerant zu sein. Thatsächlich hat er nun die Lehre Jehovahs von allen fremden am wenigsten verachtet. Die Gebildeten standen

ihr sogar nahe, wenn sie nicht gar Proselyten waren, weil ihr Monotheismus das Wahrheitsbedürfniß am meisten befriedigte. Es ist daher völlig unverständlich, warum von all den vielen in Rom und Alexandrien offen hervortretenden Religionen nur die jüdische den Haß der Römer hervorgerufen haben soll.

Die Christenverfolgungen dürfen nicht zum Vergleiche herangezogen werden, es sei denn, um gegen Philo und Josephus zu zeugen. Es hat niemals Volksaufstände gegen die Christen gegeben; ihre Verfolgung schien nicht dem Volksbewußtsein, sondern der Staatsraison geboten: das ist der Unterschied — gegen die Juden erhob sich das Volk, gegen die Christen der Staat. Die römischen Staatsmänner sehen ein, daß die christliche Lehre an den Grundfesten des heidnischen Staates rüttelt, ebenso wie sie eingesehen haben, daß die Juden die Hauptstützen dieses Staates sind. Jenes einzige Mal, wo in Antiochien der Befehl erging, jeden Juden, der den Göttern nicht opfern wollte, zu tödten, handelte es sich darum, die Juden zu entdecken, weil man sie als Urheber eines gewaltigen Stadtbrandes verdächtigt hatte, und gebrauchte deshalb den Zwang zum Opfern als Erkennungszeichen. Die jüdische Religion als solche war unbedingt gesetzlich geschützt und gleichberechtigt.

Den Volkshaß verdankten sie also anderen Gründen.

Das mosaische Gesetz bindet das religiöse und bürgerliche Leben an außerordentlich viele und eingehende Formen. Gerade die Freiheit, welche die Juden der Diaspora von den Kaisern erhielten, ermöglichte seine pünktlichste Innehaltung. Sie wohnten in gesonderten Stadtvierteln; sie speisten nie mit den Eingeborenen an demselben Tische; sie heiratheten nur Frauen ihres Stammes, sie bildeten ein Volk, das inmitten der anderen lebte, ohne sich mit ihnen zu vermischen. Sie drangen darauf, ihre Selbstverwaltung zu erhalten, die sie nach den Gewohnheiten ihres Landes führten. Sie emancipirten sich vom Kriegsdienste; stets entzogen sie sich den Steuern und wußten die Gesetze, je schwerer dieselben drückten, desto besser zu umgehen. Ihr Hochmuth war unerträglich; sie

die religiösen Gefühle anderer hatten sie nichts als Spott und Hohn.

Ein solches Gebahren konnte ihnen kein Volk verzeihen; aber am tiefsten regte es die Seele jedes Volkes auf, daß der Jude nur dort zu Hause war, wo es ihm gut ging, daß er sie kalten Blutes, ein Vaterlandsloser, verrieth. Wer keine Anhänglichkeit an den Boden zeigt, der ihn trägt, wird er ihn je im Augenblicke der Gefahr vertheidigen, wird er ihn nicht verrathen? Die Alexandriner fielen einst über die Juden her mit dem Ausrufe: Schlagt sie nieder, die Verräther! Hatten sie doch, wie vorher dem Cyrus, Alexander zugejubelt. Und da ihnen die Ptolemäer alle Macht, ihr ganzes Reich anvertraut hatten, gingen sie hin und öffneten dem ohne sie verlorenen Cäsar die Thore Alexandriens. Rom haben sie überall zur Erlangung seiner Weltherrschaft gedient; aber sie haben auch an seinem Grabe gestanden.

Die wirthschaftliche Ursache des Judenhasses läßt sich nicht ebenso klar, aber immerhin deutlich genug beweisen. Direkte Zeugnisse für die Uebermacht der Juden auf dem Handelsmarkte dürften sich allerdings kaum beibringen lassen. Aber es spricht dafür ihre Begabung wie ihre Vorliebe für den Handel und namentlich für Geldzusammenscharren, die ihnen schon damals eigen waren. Dazu kommt, daß das Geld bereits in Chaldäa und im alten Aegypten, noch viel mehr unter den Ptolemäern und in Rom dieselbe unbedingte Herrscherrolle spielte wie heute. Freiere Bahn für Bankspekulationen konnte nicht geschaffen werden.

So recht bezeichnend ist, daß Josephus, da er von dem Judengemetzel in Alexandrien spricht, nicht sowohl die Plünderung der mit beträchtlichem Reichthum versehen gewesenen Häuser, als den Stillstand des Handels beklagt: „Die Wucherer erhielten infolge des Aufruhrs ihre Zinsen nicht". Auch wissen wir von einzelnen großen jüdischen Vermögen. Besondere Mißgunst erweckte im Volke die alljährliche Abführung ungeheurer Summen zum Tempel in Jerusalem.

Das waren die Ursachen der elementaren Volksaufstände, von Religionshaß findet sich dabei keine Spur. Die Massen

lachten wohl über die Anbeter des Eselskopfes oder de Schweines; sie erregten sich oftmals auch echt antisemitisch da rüber, daß die Juden angeblich jede Ostern einen Ritualmor an einem Griechen begingen; aber niemals wagten sie u solch unbestimmter Gerüchte willen Blut und Leben in einen Aufruhr.

Der Haß war nun einmal der Fluch, welcher auf den Juden der Diaspora lastete und ewig lasten wird. Sie haben auf die Stimme Moses und der Propheten nicht gehört und die Heimath gemieden. Gottes Wille war die Isolirung des jüdischen Volkes im gelobten Lande gewesen, bis daß d Heiland herniederstiege. Nur ein Theil des Volkes hatte d Mission auf sich genommen. Er hat sie freilich treu erfü aber als sie zu Ende ging, als das auserwählte Volk du das Christenthum wieder den anderen Völkern gleich werd sollte, da wollte auch er sich nicht mehr fügen und in sto Absonderung verharren. Um ihn zu warnen, hat ihn G aus dem gelobten Lande vertrieben. Seitdem gibt es noch Juden der Diaspora; aber sie haben nicht aufgehört, Sonderleben zu führen. Sie selbst also verschulden es, sie Sondergebräuche üben, die keine Stelle mehr haben Plane Gottes, daß sie der Gegenstand der Verachtung mehr noch, des Hasses der Völker geblieben sind.

---

## LXXII.

# Zeitläufe.

### Die liberalen Katastrophen in Oesterreich bis zur Epoche „Lueger".

Den 24. November 1895.

„Versumpfung hießen bis jetzt die cisleithanischen Zustände; nun muß es sich wieder rühren, neues Leben in der Bude, wie der Berliner sagt. Aus der Regierung über den Parteien wurde nun eine Regierung aus den Parteien, aus der ‚dreibeinigen Mehrheit' eine dreibeinige Regierung".[1]) Als im Hochsommer dieses Jahres auch diese Regierung wieder zu wanken begann, bemerkte das liberale Hauptblatt in Wien: „Graf Hohenwart hat die Coalition geschaffen und ist jetzt im Begriff, sie mit eigener Hand wieder zu zerstören; er wird die für einen hochbetagten Mann bemerkenswerthe Leistung vollbringen, in achtzehn Monaten zwei Regierungen gestürzt zu haben."[2])

Er hatte den conservativen Club zur Zurückweisung des von dem Kabinet des Grafen Taaffe eingebrachten Entwurfs einer Wahlrechtsreform vermocht, und auch jetzt wieder stand er den beabsichtigten Schritten des Kabinets Windischgrätz

---

1) „Histor.-polit. Blätter" 1893. Bd. 112. S. 774 ff.: „Die Krisis in Wien: zur Frage der Wahlrechtsreform"

2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 15. Juni 1895

in dieser Frage am hinderlichsten entgegen. Aber als die eigentlichen Urheber beim Sturze desselben gewannen die Liberalen doch den Vorrang. Feuer und Wasser konnten sich eben auf die Länge miteinander nicht mehr vertragen, weder in der Coalition selbst, noch in der liberalen Partei insbesondere. Im Parlament klapperte ohrenzerreißend das endlose Geschwätz, im Uebrigen ging die Mühle leer. Fünf Tage nach dem Antritt des provisorischen Beamten-Ministeriums Kielmannsegg erzählte ein Wiener Bericht:

„In den Reihen der ehemals coalirten Parteien herrscht große Verwirrung und Rathlosigkeit. Sie hatten so lange verkündet, daß die Coalition identisch sei mit der ‚Staatserhaltung‘, sie hatten so oft die Coalition als das eigentliche, unvermeidliche, wahre und echte österreichische Regime gepriesen, und sie hatten so sicher geglaubt, daß diese Worte auch an der Stelle wirken würden, wohin diese Hofparteien in der Regel ihre loyalen Ansprachen richten. Wenn auch das Ministerium Windischgrätz sich nicht länger halten konnte, so waren sie doch sicher, daß die Coalition der drei ‚großen Parteien‘ es überdauern werde. Sie hielten es für ausgemacht, daß der Kaiser das Angebot des Ministeriums Windischgrätz annehmen, diesem die provisorische Geschäftsführung übertragen und den coalirten Parteien Zeit lassen würde, darüber nachzudenken, welche neuen Männer aus ihrer Mitte sie nun im Herbste für die Ministerportefeuilles präsentiren sollten. Aber es kam ganz anders. Der Kaiser lehnte die Provisoriumsvorschläge des Ministeriums Windischgrätz ab und verabschiedete so die ganze Coalition. Man erzählt, daß es dabei ein wenig rauh zugegangen sei. Als Fürst Windischgrätz und Marquis Bacquehem dem Kaiser in der Audienz den Vorschlag machten, soll der Kaiser energisch abgewehrt, einen Zettel aus der Tasche gezogen haben, auf welchem die Namen der jetzt amtirenden provisorischen Kabinetsmitglieder standen, und mit den Worten: ‚Die ernenne ich‘, die Namen den beiden Ministern vorgelesen haben ... Vor Allem ist es von Tag zu Tag klarer geworden, daß die Budgetverschleppung es war, die dem vergangenen Kabinet den Rest gegeben hat, und daß in dieser Thatsache ein specieller Miß-

erfolg des gewesenen Finanzministers Herrn v. Plener erblickt wird, der diesen Mann für spätere Ministercombinationen unmöglich macht. Auch in den Cerklegesprächen beim Empfange der Delegationen gab der Kaiser dem Wunsche Ausdruck, daß das Budget sofort erledigt werden möge. Im Uebrigen wird unwidersprochen ein Wort citirt, das der Kaiser gesagt haben soll: Es sei ein ‚Skandal', daß das Budget so vernachlässigt worden sei. Schließlich heißt es noch, daß der Kaiser dem Delegirten Dr. Promber, einem Mitglied der deutschliberalen Partei, einige böse Worte an die Adresse dieser Partei gesagt haben soll, welche wohl nicht wörtlich wiedergegeben werden, aber an das Wort von der ‚faktiösen Opposition' aus dem Anfang der Aera Taaffe erinnern sollen. Alle diese Umstände lassen darauf schließen, daß die deutschliberale Partei wieder einmal in Ungnade gefallen ist. Das ist für die Partei selbst ein Unglück, da sie heute nicht mehr die Kraft hat, in die Opposition zu gehen, wie sie es 1879 gethan".[1])

Die Coalition sollte eine Art Gottesfriede zwischen den „staatserhaltenden" Parteien seyn. Sie sollte die Zurückstellung aller jener Fragen bewirken, bei deren Behandlung früher die Gegensätze aufeinanderplatzten, und so sollte sie die Parteien zur sachlichen Arbeit zusammenführen. Aber auch im Club der Conservativen traute nicht Jedermann den schönen Worten. „Das Coalitionsministerium", sagte einer ihrer hervorragenden Führer beim Austritt aus dem Club, „ist eine Lebensversicherung für die Linke; die Zumuthung daß die katholisch-conservativen Abgeordneten dafür sogar die Prämie zahlen sollen, kann nicht entschieden genug zurückgewiesen werden."[2]) So dachten es sich die Deutsch-Liberalen wirklich auch selber. „Das parlamentarische Kriegsglück hatte sich während vierzehn Jahren hartnäckig von der Deutschen

---

1) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" v. 30. Juni 1895.
2) So der bekannte Tyroler Abgeordnete von Zallinger in seiner Broschüre: „Die Coalition, eine Errungenschaft des Liberalismus". Bozen, 1893.

Linken abgewendet, und die Folge davon war Mißmuth, Unzufriedenheit mit den Führern, nervöse Hast in der Aufsuchung neuer Programme und Ziele. Das Emporsteigen der Linken versöhnt und befreundet manchen Nörgler und Besserwisser und reizt manchen Ehrgeizigen und Erfolganbeter." Der Coronini-Club schloß sich diesen Hoffnungsvollen sofort an, und selbst die liberalen Friedensstörer von der antisemitischen Nationalpartei meinten: man hätte der Linken einen solchen Erfolg gar nicht zugemuthet, und man wolle ihr jetzt den Text nicht verderben."[1] Aber nun muß man folgenden, fast gleichzeitigen, Wiener Bericht in's Auge fassen:

„Plener ist nicht bloß bei den Gegnern der Coalition gefürchtet, sondern auch bei den eigenen, nicht-deutsch-liberalen Mitgliedern in Verdacht. Die Erinnerungen an die ‚wilden' Zeiten der deutsch-liberalen Partei sind noch zu frisch. Als sie das erste Mal in die Regierung kam, im Bürgerministerium nach dem preußischen Krieg, liebten es ihre Parteiminister, in schmutzigen Hemden bei Hof zu erscheinen und, wenn ihnen etwas nicht Recht war, im allerhöchsten Kronrath ganz unceremoniell mit der Faust auf den Tisch zu schlagen. Selbst in der letzten Zeit ihrer Herrschaft im Ministerium Auersperg, welches der Vorgänger des Taaffe'schen Regimes war, zeigten sie sich noch ungebändigt. Denn sie wagten es, gegen die bosnische Okkupation zu stimmen, noch nachdem diese votirt war, und gegen ihr eigenes Ministerium zu revoltiren. Das sind böse Erinnerungen, die verwischt werden müssen. Zu diesem Ende thut die deutschliberale Partei, was an ihr ist: Sie hat durch ihre bedingungslose Annahme des Windischgrätz'schen Regierungsprogramms die Conservativen, die sich ihre reaktionären Ideale vorbehielten, und die Polen, die ihren autonomistischen Principien auch unter dem neuen Ministerium treu blieben, geradezu beschämt, und soviel an ihr lag, den

---

1) Wiener Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 12. Dec. 1893.

bösen Schatten verscheucht, der in den Augen des Hofes noch aus den Zeiten der bosnischen Okkupation auf ihr lag. Und auch Herr v. Plener that das Seinige. Wir zweifeln nicht, daß er bei Hofe immer in frischer Wäsche erscheint, sich im Kronrath höchst gentlemanlike, wie ein Robert Peel, benimmt, und die Faust nicht einmal in der Tasche ballt, geschweige denn auf dem Tische. In seiner vorgestrigen Rede vollends erwies er sich als völlig gezähmt. Wenn der Name Plener genannt wird, denkt man an die großen Reden, mit denen der nunmehrige Finanzminister in den achtziger Jahren das ‚deutsche Volk in Oesterreich‘ zum Kampfe für ‚Deutschthum und Freiheit‘ zu entflammen suchte. In dem heutigen Plener ist der damalige Plener gar nicht mehr wiederzuerkennen. Heute, d. i. vorgestern, sprach Herr v. Plener gar nicht mehr vom Deutschthum, sondern vom ‚Schutze der nicht-deutschen Elemente‘, er lud alle Slaven, d. i. vornehmlich die Jungczechen, zum Beitritt zur Coalition ein, und von Freiheit hörte man kein Wort mehr. An die Stelle des Liberalismus, ohne den der Plener von einst nicht leben zu können meinte, ist der Conservatismus getreten.“[1])

Das war aus jüdischer Feder geflossen. Die Juden rochen Lunte in dem Maße, als die katholischen Feudalherren, wie im böhmischen Landtag feierlich geschah, die Coalition als den festen Bund des Adels und des Bürgerthums empfahlen.[2]) Niemand konnte sich anfänglich erklären, wie es kam, daß plötzlich das große Wiener Judenblatt grimmig auf Herrn v. Plener loszuschlagen begann. Es geschah unter dem Vorwand des Schutzes der deutsch-nationalen Sache, woraus sich dann das „kleine Cilli“ zur Sprengbombe gegen die Regierung entwickelte. „Innerhalb der Parteien vollzieht sich ein Schauspiel, das jetzt vor Allem die liberale Partei bietet: der fluchtartige Abfall derselben von ihren Führern, denen zum Vorwurf gemacht wird, daß sie sich an ihre

1) „Frankfurter Zeitung“ (Wochenblatt) v. 24. Dec. 1893.
2) Wiener Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung“ vom 20. Februar 1894.

Portefeuille klammern".[1]) Mit seltener Wollust, sagt [illegible]
späterer Bericht, haben die Deutschliberalen im eigenen Flei[illegible]
gewühlt. „Allerdings zumeist nach dem Diktat einer Parte[illegible]
presse, deren verderblichen Spuren man in Oesterreich [illegible]
länger denn 30 Jahren allenthalben begegnet. Diese Pre[illegible]
trägt die Hauptschuld an der unseligen Verhetzung der öste[illegible]
reichischen Nationalitäten; sie hat denn auch die jüng[illegible]
Selbstverstümmelung der deutsch liberalen Partei glücklich [illegible]
Stande gebracht".[2]) Das ist aber die Juden-Presse, den[illegible]
die liberale Partei in Oesterreich hatte keine andere Pres[illegible]

„Es ist ein schmachvolles Schauspiel, welches die gr[illegible]
liberale Partei bietet; diese Partei von 110 Mitgliedern [illegible]
Reichsrathe, welche über die Mehrheit in mehreren Vertretung[illegible]
körpern verfügt, welche heute noch sogar die Herrschaft [illegible]
Oesterreich zum Theile führt: diese ‚mächtige' Partei hat [illegible]
einmal ein einziges Blatt zu ihrer unbedingten Verfügun[illegible]
Keine einzige Zeitung im weiten Oesterreich, die den Liberal[illegible]
Gefolgschaft leistete, ohne nicht zugleich den Juden zu gehöre[illegible]
Die ganze Presse, welche den Liberalismus vor dem österrei[illegible]
ischen Volke vertritt, ist jüdisch! Begreift man nun die Stellu[illegible]
eines liberalen Abgeordneten? Begreift man die Stellun[illegible]
eines liberalen Gemeinderathes? Wollte es einer wagen, [illegible]
Diktaten der Judenpresse — die nota bene sehr kateg[illegible]
zu lauten pflegen — zuwider zu handeln, er würde vo[illegible]
ganzen Meute angefallen! Er fände nicht das kleinste ‚libe[illegible]
Winkelblättchen, das ihn zu vertheidigen bereit wäre. [illegible]
müßte in die Redaktionen der Regierungsblätter gehen und [illegible]
den dortigen — Juden betteln, und fände er auch dort kei[illegible]
Schutz, so bliebe ihm nichts übrig, als auf Abwehr zu [illegible]
zichten und sich schmählich zu unterwerfen oder davonzuge[illegible]
‚Soumettre ou démettre'! das Gambetta'sche: ‚Unterwirf D[illegible]

---

1) Wiener Correspondenz der Berliner „Kreuzzeitung" [illegible] 18. April 1895.

2) Wiener Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitun[illegible] vom 31. Juli 1895.

oder geh!' läßt die Judenpresse alle Augenblicke in die Ohren ihrer Heloten gellen."[1])

Wenn diese Deutschliberalen glaubten, durch den täuschenden nationalen Nimbus ihre Stellung zu verbessern, so hätte schon der Ausfall der Wiener Gemeinderathswahlen vom 1. April l. Js. sie des Irrthums überführen können. In ihrer Verzweiflung wendeten sie sich bald an die Regierung um Hilfe, bald umwinselten sie sogar den Vatikan um Zurückdrängung ihrer gefährlichsten Gegner, der „Christlich-Socialen."[2]) Aber die Regierung war selbst zur völligen Ohnmacht herabgesunken. Ueber ihre Vorschläge zur Wahlreform vermochte nichteinmal der Ausschuß zu einem Beschluß zu gelangen, und die Berathung der Steuerreform kam aus dem wahren Schneckengang gar nicht mehr heraus. Wie es in diesem Parlament schließlich aussah, bezeugt die von den Jungczechen aufgeführte sogenannte Obstruktion. „Ihre Redner beliebten abwechselnd deutsch und czechisch zu sprechen; die czechische Sprache schienen sie bloß zur Unterhaltung ihrer Clubgenossen anzuwenden: einer von ihnen soll geraume Zeit czechisch über Kuhpockenimpfung gesprochen und ein anderer denselben czechischen Satz 108 mal wiederholt haben."[3])

Die Bitterkeit versteht sich, mit der Hr. v. Plener nicht nur seinem Portefeuille, sondern auch seinem Mandat, und zwar auf Nichtwiedersehen, den Rücken zukehrte und andere vielgenannte Sprecher der Liberalen, voran der Coalitionsminister Graf Wurmbrand, Einer nach dem Andern, ihren Wählern den Dienst kündigten. Plener mußte sich jetzt sogar in's Gesicht sagen lassen: „wie viel sein Vorgänger im Kabinet Taaffe (v. Steinbach) während seiner kurzen Minister-

1) Wiener „Reichspost" vom 26. Mai 1895.
2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 7. April 1895. — Vgl. „Histor.-polit. Blätter" vom 1. Mai 1895: „Die Wiener Wahlschlacht vom 1. April und deren Vorgeschichte".
3) Wiener „Vaterland" vom 8. Juni 1895.

schaft geleistet und welch reicher Schatz von vorbereitenden Reformarbeiten er dem Nachfolger in seiner Schublade zurückgelassen habe, wie ärmlich dagegen das Register der Leistungen des Hrn. v. Plener sei." [1]) „Daß die Judenpresse selbst die Schuld daran trage, indem sie plötzlich den Sturm gegen die bisher so warm vertheidigte Coalition angeblasen, wagte kaum Ein nicht ganz verjudetes liberales Blatt einzustehen „Die bemerkenswerthe Kaltstellung v. Pleners, der Umstand, daß die Vereinigte Linke derzeit keinen Führer hat, um den sie sich, wie einst um ihn, im vollen Vertrauen schaaren könnte, lassen keinen günstigen Ausblick auf die Zukunft und vor Allem keine frohe Zuversicht auf eine Besserung der Verhältnisse bei der Bildung des definitiven Kabinets zu." [2])

Die Gemeinderathswahlen vom 1. April waren schon ein furchtbarer Schlag für die Liberalen, aber sie hatten ihren Gegnern doch nicht die Zweidrittel-Mehrheit der Stimmen verschafft, welche nothwendig war, um das Gemeindecollegium und an dessen Spitze den Bürgermeister aus ihrer Mitte zu wählen. Die Zwischenregierung ordnete die Neuwahlen auf den 17. September an. Was die Regierung von denselben wünschte, besagte ein an die Beamtenwelt gerichteter Erla welcher bezüglich der Betheiligung an den Wahlen den Beamten die größte Zurückhaltung nahelegte und eine agitorische Thätigkeit streng untersagte. Sie, die seit 25 Jahr in Masse die Schutztruppe der liberalen Partei gebild hatten, sollten sich jetzt ebenso Reserve auferlegen, wie di die Soldaten thun müssen. Der Erlaß erging unter Vobehalt des strengsten Amtsgeheimnisses, aber schon vor erschien, wußte das große Judenblatt davon zu erzähle und als er erschien, konnte das Blatt melden, daß der Ul auch auf die Volksschullehrer ausgedehnt werde. Ein ander

1) Aus der Wiener „Reichspost" vom 27. Juni 1895.

2) Aus der Industriestadt Reichenberg im Wiener „Vaterlan vom 23. Juni 1895.

nadenerweis von oben zeigte sich in der Aenderung der rsprünglichen Wahltermine für die drei Wahlkörper; in den agen vom 17. bis 23. September waren fünf Tage gerichen: es waren jüdische Feiertage; auf einen christlichen eiertag war keine Rücksicht genommen.[1])

Schon die Wahlen vom 1. April hatten die Partei eine usumme Geldes gekostet,[2]) mit dem das Centralwahlcomité r Liberalen nicht knauserte, aber nie hatten die Fiaker it Herbeiholung der gefügigen Wähler mehr als jetzt zu un Auch zu einem gemeinsamen Freiessen wollte das omité einladen, wozu aber der erbetene polizeiliche Schutz rsagt wurde. Endlich erließ das Comité an die jüdischen roßhändler, Exportfirmen und Confektionäre die vertrauliche uffordernug, die von ihnen abhängigen Meister und Liefeuten unter Androhung der Arbeitsentziehung und sogar r Nichtannahme bereits bestellter Waaren zur Abgabe eraler Stimmzettel zu zwingen. Der Skandal wurde so fenkundig, daß sogar die Staatsanwaltschaft einschreiten ußte.[3]) Trotz Allem ergaben aber die Wahlen 92 Antiberale und bloß 46 Liberale, nachdem die Wähler vier ahre vorher 96 Liberale und 42 Antiliberale in den Geeinderath entsandt hatten.

Schon nach der Wahl im dritten Wahlkörper, in dem e Liberalen gänzlich durchfielen, brach das Jammergeheul s großen Judenblattes aus: „Wien ist den Todfeinden ner Freiheit, seiner Intelligenz, seines Fortschritts, seiner oßstädtischen Entwicklung ausgeliefert, nein, es hat sich bst in die Sklaverei gestürzt; dieselbe Bürgerschaft, welche r 27 Jahren in hellem Jubel aufjauchzte, als freisinnige

1) Aus Oesterreich s. „Augsburger Postzeitung“ vom 23. Aug. und Wiener „Reichspost“ vom 4. Sept. 1895.

2) Wiener Correspondenz der „Kölnischen Volkszeitung“ vom 3. April 1895.

3) Wiener „Reichspost“ vom 18. September 1895.

Staatsmänner die Ketten des Concordats zerbrachen, hat nun die Diktatur des sonderbaren Heiligen (Lueger) ausgerufen, zu dessen Bild die alten Weiber beiderlei Geschlechts wallfahrten." In dem hysterischen Judenton geht es so fort.[1] Jede Hoffnung, daß die beiden oberen Wahlkörper es noch besser machen könnten, wird unter Verweisung auf die Frühjahrswahlen in den Wind geschlagen, denn diese Beamten, Professoren, Lehrer seien nicht weniger als der Kleinbürger der „allgemeinen Demoralisation" verfallen. Als dann die Vorhersage eintraf, ging der Wuthausbruch von vorne an: „Wien ist befreit, aber nur von jener Freiheit, die zugleich Ehre, Sittlichkeit und Lebenskraft des Bürgerthums ist. Es ist, als ob die ganze Ueberlieferung ausgelöscht wäre. Wien hat kein Genie und kein Talent in seinen Mauern gesehen, das nicht vom Zorn gegen die klerikale Macht ergriffen worden wäre. Die Geschichte der Monarchie ist angefüllt mit den Thatsachen, welche die Leiden des Volkes durch die klerikale Gewalt bezeugen, und jetzt kriechen unzählige Bürger von Wien vor jeder Kutte und frohlocken über die Befreiung Wiens durch jesuitische Miethlinge."[2] Im Auslande wagte indeß selbst ein angesehenes jüdisches Blatt diesem Wiener Liberalismus den Spiegel vorzuhalten, und man fragt sich unwillkürlich: hat denn Hr. Lueger nicht ganz dasselbe gesagt?

„Das liberale Wien, das sich so gern Fortschrittspartei nannte, ist nicht ohne Schuld und nicht mit Würde gefallen. Sie hat die Gegensätze der hohen Politik in das Rathhaus getragen, wo ohne Rücksicht auf Parteiangehörigkeit nur das Wohl und Wehe der Vaterstadt berathen werden soll, und nun wurde sie mit derselben Waffe gezüchtigt, mit der sie Andere bedroht hatte. Sie hat ihr Schicksal eng verknüpft mit den Interessen des Großcapitals und hat nicht bemerkt,

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 18. September 1895.
2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 27. September 1895.

welche Summe von Haß und Entrüstung in der städtischen Bevölkerung gegen die Rücksichtslosigkeit sich ansammelte, mit welcher dieses Großcapital den kleinen Mann bedrückte; nun muß sie für ihren Verbündeten büßen, der von Wahlen nicht abhängig ist. Sie hat auf dem Rathhause ein ausschließliches Parteiregiment geführt und hat alle Gegner, wo sie es nur vermochte, von Amt, Würden und Geschäften ausgeschlossen; nun muß sie erwarten, daß dasselbe Princip gegen sie angewendet wird. Sie hat es hartnäckig verschmäht, mit dem Volke Fühlung zu behalten, sich der Beschwerden und Leiden der minder gut situirten Bürger anzunehmen und in öffentlichen Versammlungen Rede zu stehen über ihre Gemeindeverwaltung; kein Wunder, wenn das Volk sich von ihr abwendete. Den Wiener Fortschrittlern war es eine ausgemachte Sache, daß das Rathhaus ihnen gehöre und sie daselbst thun könnten, was ihnen beliebe. Eine solche Politik konnte kein anderes Ergebniß haben, als den schließlichen Sturz des liberalen Regiments." [1])

Aber es ist ein Irrthum, zu glauben, daß die neue Bewegung „nicht gegen den Liberalismus, sondern nur gegen diese bisherige liberale Partei" sich bedrohlich erhebe. Der Liberalismus ist überall verjudet, am allermeisten in Oesterreich-Ungarn. Die endliche Ermannung kann nicht ohne Rückwirkung auf die Länder bleiben, und der Sieg auf dem communalen Gebiet wird sich vom Wiener Rathhause bis in den österreichischen Reichsrath erstrecken. Ein Vorzeichen dafür ergab sich schon gleich nach der ersten Wiener Gemeinderathswahl in der vernichtenden Niederlage, welche die Liberalen bei der Reichstags-Ersatzwahl im dritten Wiener Gemeindebezirk gegenüber einem Antisemiten erlitten [2]) Nach der zweiten Wahlniederlage ließ sich ein Berliner Blatt aus Wien berichten und bemerkte dazu: „die Hoch- und Höchst-

1) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" v. 27. Sept. 1895.
2) Wiener Correspondenz der Berliner „Kreuzzeitung" vom 11. Mai 1895.

besteuerten der Intelligenz haben sich in Wien ebenso gut wie anderswo längst zurückgezogen von einem Parteitreiben, dessen Inhalt Leute mit geistigen Bedürfnissen nur anwidern konnte".[1]) Unmittelbar nach der Ernennung des neuen Kabinets unter Graf Badeni besprach sich ein ungarischer Berichterstatter mit hervorragenden liberalen Vertretern, und über seinen Bericht wird erzählt:

„Es ist ergötzlich zu lesen, wie Dr. Richter die gänzliche Ohnmacht der Liberalen constatirt und pathetisch ausruft: Plener ist der Schuldige, ihm haben wir vertraut und er hat uns in die Tinte gesetzt, aus welcher sich die schwärzeste Reaktion, die klerikale Herrschaft mit verschärfter Censur jetzt riesengroß erhebt! Dr. Max Menger geht weiter zurück und bezeichnet den Grafen Taaffe als den Hauptschuldigen. Professor Sueß als Geognost faßt die Dinge nicht so simpel auf, sondern findet, daß eine ganze Kette der verschiedensten Ereignisse zur gegenwärtigen Lage geführt habe. Dr. Alfred Stern endlich deutete an, daß schon in der Aera Taaffe vergebliche Versuche gemacht wurden, die Juden von den Liberalen abwendig zu machen und daß sie, die Juden, von den Liberalen für ihre Treue nicht gebührend honorirt wurden. Dr. Stern blickt mit Grauen in die Zukunft und stößt zugleich schreckliche Drohungen aus: ‚Viele unter uns werden sich gesellschaftlich zurückziehen. Sie werden auf öffentlichen Unterhaltungen nicht erscheinen, werden Concerte, Rennen und Prater meiden. Es wird sich keine jüdische Dame mehr finden, die als Lady Patroneß auf einem Ball erscheint!'"[2])

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 27. September 1895.

2) Wiener „Vaterland" vom 1. Oktober 1895. — Genannter Herr Richter, Advokat, im Wahlkampf Vorsitzender des Generalcomités, hatte, um eine Jüdin heirathen zu können, sich confessionslos erklärt, dieß dann wieder abgeläugnet und endlich, um zum Vicebürgermeister gewählt zu werden, seinen Rücktritt zum Katholicismus bewerkstelligt. Er wurde gewählt, aber nicht bestätigt. Die anderen ausgehorchten Herren sind Juden. Nach anderen Berichten soll auch ein massenhafter Uebergang der Juden zur Socialdemokratie in Aussicht gestellt worden seyn.

Es hatten schon in ein paar anderen Ländern liberale Abgeordnete sich von der Vereinigten Linken losgesagt, als bei dem großen Judenblatt die Schreckensnachricht eintraf, daß in Böhmen fünf bekannte Vorkämpfer der Deutschliberalen zu einer besonderen Versammlung zusammengetreten seien, um eine neue „Deutsche Volkspartei" zu gründen. „Es weht ein widriger Wind gegen die deutsch liberale Partei", sagte das Blatt, „an Stelle der alten Kampfesfreudigkeit und Siegeshoffnung ist die Bekümmerniß und Besorgniß getreten, denn die Einheit des deutschen Volkes in Böhmen besteht nicht mehr. Die Zwietracht, welche schon so furchtbare Verheerungen unter den Deutschen in Oesterreich angerichtet hat, fängt an, auch dieses stärkste und zuverlässigste Bollwerk des Deutschthums anzufassen". Bei der Prüfung des Wahlaufrufs der Fünf fand das Blatt, daß nur Ein Punkt die Sonderstellung einer neuen liberalen Volkspartei erklären könnte: „die Beseitigung des vorherrschenden Einflusses des Judenthums, das scheint wirklich auch der Kern der ‚deutschen Volkspartei' zu seyn".[1])

Keine Hoffnung von unten, also stürmische Hülferufe nach oben! Eine höhere Macht müsse eingreifen, um die Reichshauptstadt gegen sich selber zu schützen, aber nicht nur um eine Wiener Angelegenheit handle es sich, sondern um eine Reichsangelegenheit ersten Rangs. „Es ist nicht einzusehen, warum ganz Oesterreich den Katzenjammer haben soll, weil Wien sich berauscht; davor das Reich zu schützen, ist Sache der Regierung, und deßhalb sind wir der Meinung, daß die freisinnige Minorität der Wiener Bürgerschaft noch immer keine Ursache hat, einer händeringenden Verzweiflung sich zu überlassen".[2]) Alle Welt war gespannt, welche Richtung die Regierung am Scheideweg einschlagen werde, als Dr. Lueger, der berühmte Führer der „Christlich-

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 11. und 27. Okt. 1895.
2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 18. September 1895.

Socialen", am 29. Oktober mit Zweidrittel-Mehrheit zum Bürgermeister gewählt wurde. Nach sechs Tagen wurde die Verweigerung der kaiserlichen Bestätigung bekannt, und als die angeordnete Neuwahl sofort wieder zu Gunsten des Herrn Lueger ausfiel, wurde der neugewählte Gemeinderath selber aufgelöst. Wien verbleibt also bis auf Weiteres unter der Verwaltung eines zum Commissär ernannten Beamten. Und was dann?

Noch wenige Tage vor dieser Entscheidung war allgemein die Meinung verbreitet, der Ministerpräsident sei zwar ursprünglich sehr geneigt gewesen, die Bestätigung Dr. Lueger's dem Kaiser nicht zu empfehlen, jetzt aber sei sicher, daß er auf dieser Absicht nicht beharren werde, und Lueger werde bestätigter Bürgermeister seyn und bleiben. Insbesondere sollen drei deutsche Mitglieder des conservativen Clubs dem Herrn Grafen unumwunden für sich und ihre engeren Parteigenossen die Heeresfolge gekündigt haben, wenn er in einer das Gefühl des gesammten christlichen Volkes so tief berührenden Frage anderweitigen Einflüssen nachgeben würde.[1]) Welchen Einflüssen? Die Spatzen pfiffen es vom Dache: des Wiener Großjudenthums und der magyarischen Türken, nämlich des Bundes der Juden, Freimaurer und Calviner in Ungarn. Der Minister hat zwar in seiner Erklärung im Reichstag namentlich letzteres förmlich in Abrede gestellt, aber selbst die liberale Presse wagte es nicht ganz zu läugnen, fühlte sich vielmehr selber verlegen über die maßlose Ueberhebung jener Bande, deren rückhaltloser Rüger allerdings Dr. Lueger ist.

Selbst in deutschliberalen Kreisen wurde die Meinung laut, derselbe sollte wenigstens zur Probe zugelassen und bei der Arbeit in seinem Amte beobachtet werden, ob er es wirklich als rücksichtsloser Parteimann versehe oder nicht.

1) Wiener Correspondenz der Berliner „Kreuzzeitung" vom 31. Oktober 1895.

Daß er wieder gewählt werden würde, war vorauszusehen, und das Schlimmste ist noch, daß in dem Auflösungsdekret ausdrücklich gesagt war, durch die Wiederwahl setze sich der Gemeinderath „in Widerspruch mit der allerhöchsten Willensmeinung". Auf dem betretenen Wege kann die Regierung leicht auch noch zum förmlichen Rechtsbruch gedrängt werden. Der Bewegung aber ist Wasser auf die Mühle geschüttet. Niemand läßt sich ausreden, daß der Schlag einen Sieg des Judenthums bedeute, das dann alsbald auch durch die alten Dirigenten wieder in das Preßbureau eingezogen seyn soll. Und die stete Hinweisung der judenliberalen Presse dieß- und jenseits der Leitha auf die Gefährdung des ungarischen Ausgleichs hat weithin den Glauben befestigt, daß Lueger die Kosten einer neuen Kniebeugung vor Juda-Pesth habe tragen müssen. „Welche Wirkung die zumeist auf die Pesther Judenkreise zurückzuführende Anmaßung auf die Bevölkerung Oesterreichs ohne Unterschied der Nationalität hervorgerufen, läßt sich kaum beschreiben. Die ungeheure wirthschaftliche und politische Präponderanz, die Ungarn trotz seiner geringen finanziellen Leistungen sich in allen gemeinsamen Angelegenheiten zu verschaffen gewußt hat, haben in Oesterreich seit langem überaus verbitternd gewirkt. Dieser Versuch einer direkten Einmischung in eine so eminent innerpolitische Angelegenheit hat dem Faße geradezu den Boden ausgeschlagen".[1])

Auf welches Auskunftsmittel rechnet nun Graf Badeni? Ohne Zweifel auf den Zerfall der antiliberalen Vereinigung. Unter den Wählern Luegers sind drei Parteirichtungen vertreten: „Christlich-Sociale", „Klerikal-Conservative" und „Deutsch-Nationale". Letztere scheinen in der Vereinigung den ersteren an Zahl nahe zu kommen. Aber von ihnen hat die Excellenz wohl nichts zu hoffen, denn ihr Antisemitismus

1) Wiener Correspondenz der Berliner „Kreuzzeitung" vom 31. Oktober 1895.

ist zu dickhäutig; sie hoffen vielmehr die Christlich-Sociale
noch ganz an sich zu ziehen. Mit dem Keil, auf den de
Minister rechnet, können nur die Conservativen gemeint sey
In der That ist ihr Parteiorgan, oder sagen wir lieber: da
Leibblatt ihres Clubleiters und seines engeren Anhang
der ganzen Bewegung stets abwehrend und griesgräm
gegenüber gestanden. Schon zu den ersten Gemeinderaths
wahlen bemerkte dasselbe: „Die conservative Partei würde
selbst wenn die Wiener Sieger vom 1. April im Parlamen
wirklich die Bedeutung hätten, die sie thatsächlich nie habe
werden, bei einem Pakte mit ihnen eine viel schwieriger
ja eine unwürdige Stellung einnehmen, so daß die Con
servativen alle Ursache hätten, mit Sorge in die Zukunft z
sehen, in der etwa das Programm der gegenwärtigen Coalition
zu verlassen wäre“.[1]) Es ist erstaunlich, wenn man si
daran erinnert, wie dasselbe Blatt zu den Zeiten Vogelsang'
der beginnenden Ansammlung der „Vereinigten Christen“ vo
arbeitete.[1]) Damals hat man in diesen Kreisen die sch
Arbeit noch nicht gescheut, die inzwischen doch so erfolgre
geworden ist.

„Wiewohl es unter den österreichischen und ungarisch
Liberalen viele bittere Religionsfeinde gibt, zählen sie
nicht wenige kirchliche Elemente, Bischöfe und Aebte sogar,
den Ihrigen. Andererseits bringt es die ‚Gemüthlichkeit‘
gläubigen Katholiken Oesterreich-Ungarns auch fertig, in
glaublicher Weise mit dem Judenthume zu cokettiren. Da
katholische Geistliche philosemitische Broschüren oder für jüdisch
Zeitungen politische Artikel schreiben, ist nichts Seltenes, ebens
ist es eine uns von vielen kundigen Gewährsmännern bezeug
Thatsache, daß in einer großen Anzahl österreichischer und u
garischer Klöster von den Mönchen nur liberale Judenblätte

---

1) Wiener „Vaterland“ vom 13. April 1895.

1) „Histor.-polit. Blätter“. 1889. Bd. 103. S. 942
„Die ‚Vereinigten Christen‘ in Wien und Oesterreich überhaup

gar keine conservativen und katholischen Blätter gelesen werden. Dergleichen kommt in keinem andern Lande vor. In Oesterreich sind die Liberalen ‚gemüthlich' und die Klerikalen sind es erst recht, aber die Liberalen haben das bessere Theil erwählt, denn sie wissen nur zu gut, daß ein solcher Toleranzdusel und allgemeiner Versumpfungsproceß schließlich nur zum Vortheil ihrer Sache ausschlägt." [1])

In dem Club der Conservativen haben indeß hochgeachtete Mitglieder bereits entschieden Stellung genommen, und ihr offenes und gerades Auftreten im Reichsrath hat so rauschenden Beifall gefunden, daß über die Stimmung in weitesten Kreisen der Bevölkerung kein Zweifel seyn kann. Seitdem es jetzt von allen Seiten als ein unverzeihlicher Fehler beklagt wird, daß von der Spitze des Clubs aus die schroffe Abweisung des Taaffe'schen Wahlgesetzentwurfs in's Werk gesetzt und die zu jeder Reform unfähige Coalition geschaffen wurde: wird man sich dort zu hüten wissen. Zu einer neuen Coalition gegen „die um Lueger" werden auch die im Club zurückgebliebenen Conservativen nicht zu haben seyn. Wer soll dann dem neuen Ministerium behülflich seyn, nicht nur den Fortschritt der „Vereinigten Christen" zu hindern, sondern auch deren bestehenden Zusammenhalt zu sprengen? Die polnischen Landsleute, nun ja, es haben ja nicht weniger als drei galizische Magnaten die wichtigsten Sitze im Kabinet inne. Daß die Juden mit Dynamit-Frachten bereit stehen, ist selbstverständlich. Aber was sind sie ohne die Deutschliberalen, und was ist aus diesen selber geworden, selbst abgesehen davon, daß der Stifter der böhmischen Secession im Reichsrath bereits Kehrteuch gemacht hat? Gerade im Hinblick auf die ehemals allmächtige Partei haben selbst die socialdemokratischen Juden in Wien es für unmöglich gehalten, daß Graf Badeni den Schritt thun könnte, den er nun doch gethan hat:

1) Wiener Correspondenz der Berliner „Kreuzzeitung" vom 30. Mai 1892.

„Und nun sollte ein Badeni, der dem Parlament sein Verachtung in Schlachzizen=Manier zu verstehen gibt, ein verhaßte Partei, die stärkste Gegnerin der Wahlreform, die zu schaffen dem Kaiser gegenüber sein Ehrgeiz seyn muß, in den Augenblick stützen, wo sie elendiglich an ihren eigenen Sünden zu Grunde geht. In Oesterreich ist zwar bekanntlich nichts unmöglich, aber eine solche widersinnige Politik ist selbst trotz des auf Badeni's Frau so einflußreichen Hausjuden[1]) von dem ‚kommenden Mann' doch nicht zu erwarten. Schon bei dem Ausfall der Aprilwahlen in den Gemeinderath wurde die Liberalen nicht mehr als coalitionsfähig betrachtet. Nach der jetzt noch weit entscheidenderen Niederlage, nach den unzähligen Mißtrauensvoten in der Provinz, nach den zahlreichen freiwilligen Mandatsverzichten, die alle den völligen Niedergang der Liberalen auch außerhalb Wiens bekunden, kann mit ihnen einfach nicht weiter gerechnet werden." [2])

Die „starke Hand" hat klirrend daneben geschlagen; der Lärm hat wenigstens das Gute, daß der österreichische Siebenschläfer endlich ganz aus dem Dusel aufgerüttelt wird.

1) Damit sind die bei den galizischen Großgrundherren üblichen jüdischen Geschäftsführer gemeint.

2) Dr. W. Ellenbogen in der Stuttgarter „Neuen Zeit" vom 5. September d. Js. S. 25. — Jude, wie der erste Führer der Wiener Socialdemokratie, ist Dr. Ellenbogen als Repräsentant bei dem jüngsten Breslauer Parteitag erschienen, aber nach seinem Auftreten sofort polizeilich ausgewiesen worden.

## LXXIII.

## Des Kirchenlexikons neunter Band.[1]

Dem achten Bande, welcher vor zwei Jahren in dieser itschrift zur Anzeige gebracht wurde (Bd. 112, 463), ist r neunte nunmehr nachgefolgt. Derselbe reicht von Naama Pignatelli und legt aufs neue Zeugniß ab von der Aus-uer und dem Fleiße, mit welcher die katholischen Theologen utschlands an der Vollendung des großen Werkes fortwährend beiten. Gewiß möchte man für den baldigen Abschluß des rchenlexikons ein beschleunigteres Tempo wünschen. Erwägt in aber die Hindernisse, mit welchen die Redaktion zu rechnen t, dann wird man an den Zwischenräumen, welche die Fertig-llung der einzelnen Bände von einander trennen, keinen stoß nehmen. Jedenfalls erscheint die Hoffnung berechtigt, s laufende Jahrhundert möchte die Vollendung des Kirchen-ikons noch erleben.

Im neunten Bande ist die Philosophie besonders stark d ehrenvoll vertreten. Von dem verdienten Altmeister mkapitular Professor Stöckl in Eichstätt[2]) entstammen die tikel Naturrecht, Ontologismus, Optimismus und der um-fende Artikel Philosophie, welcher neben der Darlegung der ilosophie selbst, auch die Geschichte der Philosophie zur rstellung bringt. All diese Fragen hat Stöckl seit einem enschenalter als Lehrer der Philosophie an der k. Akademie in ünster, wie am bischöflichen Lyceum in Eichstätt mit liebe-ller Hingabe in Untersuchung genommen und die Ergebnisse

1) Wetzer und Welte's Kirchenlexikon. Zweite Auflage, begonnen von Joseph Cardinal Hergenröther, fortgesetzt von Dr. Franz Kaulen. Neunter Band. Naama bis Pignatelli. Freiburg, Herder, 1895. 2112 Spalten. Lex. 8°.

2) Inzwischen gestorben am 15. November 1895.

seiner Forschungen in seinem Lehrbuch der Philosophie (7. Au
lage), in seiner Geschichte der Philosophie des Mittelalters
der Geschichte der neueren Philosophie, seinem Lehrbuch
Geschichte der Philosophie u. a. niedergelegt. Diese Resulta
in den obengenannten Artikeln auf den kürzesten Ausdruck
bracht und einem größern Leserkreis zugänglich gemacht
haben, darf als großes Verdienst gelten. Wie alle Arbeite
Stöckl's, so zeichnen sich auch seine Beiträge zum neunte
Bande des Kirchenlexikons durch Gründlichkeit und eine besonder
ansprechende Klarheit der Darstellung aus. Professor Sch
lieferte Occasionalismus. Von den beiden Jesuitenväter
Dahlmann und H. Gruber stammt der Artikel Pantheismus
Jener behandelt den Pantheismus, insoferne derselbe im Orie
namentlich in Indien, auftritt. Selbstverständlich werden
auch die namentlich in England seuchenartig sich kundgebende
Bemühungen, Christenthum und Buddhismus auf eine Lin
zu stellen, scharf geprüft.

Aus dem Gebiet der Dogmatik nennen wir die Arti
Namen Gottes, Offenbarung und Opfer von Schanz, Oel
von Weinhart, Opus operatum von Sasse, heilige Oele
Weihbischof Schrod, endlich den Artikel Ordo, in welche
sich Professor Kober in Tübingen und Professor Einig i
Trier theilen.

Weit zahlreicher ist das umfassende Gebiet der Kirche
geschichte vertreten. Professor von Funk in Tübinge
spendete die Artikel über Neander, Nestorius, Nicolaus v
Cusa und Papstkataloge. Vom verlebten Bischof von Hef
stammen die Artikel Nicäa und novatianisches Schisma. Pfarre
Wurm schrieb über die Päpste mit Namen Nicolaus, Norbert
und über Papstwahl. Aeußerst belehrend, weil auf den neueste
Forschungen beruhend, sind die Artikel vom Franziskaner Jei
in Quaracchi über Observanten und Petrus Johannis Oli
Der umfassende Artikel Papst hat den Jesuitenpater Blötze
zum Verfasser. Bei der hohen Bedeutung des Themas ersche
der hiefür zugebilligte Raum vollkommen gerechtfertigt. We
aber dem Artikel Nepotismus (W. Felten) nicht weniger
54 Spalten zugestanden wurden, dann dürfte hier des G
zu viel geschehen sein. Schade, daß Cardinal Steinhube



Geschichte des Collegium Germanicum mit seiner Kritik der alten deutschen Domkapitel noch nicht angezogen werden konnte. Nicht wenige Artikel hat der vielseitig gebildete, unermüdlich für das ihm anvertraute Unternehmen thätige Herausgeber Professor Kaulen geliefert. Es seien namhaft gemacht: Nennius, Ninian, Peckham und Patricius. Beim letzteren Artikel hätte der Versuch von Pflugk-Harttung's, Patrick's Schriften als unecht und lediglich als mittelalterliche Stilübungen aufzufassen, erwähnt werden dürfen. Weiter gehören der englischen Kirchengeschichte an die Artikel Cardinal Newman und Titus Oates von A. Bellesheim, und Parker vom Jesuitenpater Pfülf. Ganz sachgemäß behandelte der letztere auch die mit dem Namen Parker's, des ersten anglikanischen Erzbischofs von Canterbury, enge verknüpfte Frage nach der Gültigkeit der anglikanischen Weihen. Wenngleich für jeden Kenner der englischen Theologie und der übereinstimmenden Praxis des apostolischen Stuhles längst entschieden, hat dieselbe jüngst wieder ganz unverdienter Weise viel Staub aufgewirbelt. Pfülf's Artikel befand sich bereits in der Presse, als der Benediktiner F. A. Gasquet im Vatikanischen Archiv die Bulle Paul's IV. Praeclara vom 21. Juni 1555 und das dieselbe erläuternde Breve des nämlichen Papstes Regimini vom 30. Oktober 1555 auffand, wodurch die anglikanischen Weihen als null und nichtig erklärt wurden. Hoffentlich werden die paar heißblütigen Franzosen, welche in Verbindung mit dem unionsfreundlichen Lord Halifax sich für die Gültigkeit dieser Weihen schriftlich und mündlich begeistert haben, jetzt eines Bessern belehrt sein. Pfülf lieferte auch den sachverständigen Artikel O'Connell.

Als weitere hervorragende Artikel erscheinen Petrus Lombardus von Domkapitular Morgott in Eichstätt, Ochino und Philippus Neri von Hilgers, Olahus vom verstorbenen Stiftspropst und Titularbischof Dankó in Preßburg, Pascal von Kreiten, Cardinal Noailles vom verstorbenen Professor Dr. Jungmann in Löwen, Pacca von Schrödl. Bei Pacca, welcher durch seine Kölner Nuntiatur und die über seine da einschlagende Thätigkeit herausgegebenen Denkwürdigkeiten so enge mit Deutschland verbunden ist, möchte ich bemerken, daß

Lehmann's siebenbändiges Werk „Preußen und die katholis
Kirche seit 1640“ (Histor.-polit. Bl. 116, 29 ff.) nicht wen
Notizen über diesen verdienten Mann enthält, und daß d
Familie Pacca dem Cardinal in der Kirche St. Maria
Campitelli in Rom, wo seine Asche ruht, 1864 ein Denkm
in weißem Marmor setzen ließ, welches die kunstsinnige Ha
des deutschen Meisters Petrich hervorgebacht. Der neue
Kirchengeschichte gehören ebenfalls an die Artikel Olier, Perro
Nicolas (von Stöckl), wo man den zweiten Band der F
graphie des Cardinals Pie von Poitiers von Baunard mit d
vielen wichtigen Notizen über Nicolas nur ungern verm
ferner Pestalozzi und Overberg von Weihbischof Knecht u.
Aus dem Gebiete der byzantinischen Theologie ragt hervor d
Artikel Photius von Professor Ehrhard in Würzburg.

In das Gebiet der biblischen Wissenschaften schla
ein die Arbeiten von Kaulen über Nabuchodonosor, Nehem
und Noe, der letztere Artikel besonders lehrreich, ferner Nicola
von Lyra von Professor Hoberg, Apostel Paulus, mit fleiß
Benutzung der englischen Literatur, von Professor Felten
Bonn, Pentateuch, von den griechischen Vätern „der Oc
der Theologie“ genannt, vom Jesuitenpater Flunk, und Apo
Petrus vom Professor von Funk in Tübingen.

Für die Abtheilung Kirchenrecht sind von Bedeutung
Artikel: Nonnen von Kneller und Esser, Oblaten von Hund
Ordensproceß von Esser, Ordensregel von Kienle, und Pfar
und Pfarrkirche von Professor Kober. Gedenken wir auch
Artikels, welchen Zeck dem berühmten Canonisten Philli
einem der Begründer dieser Zeitschrift, gewidmet hat.

Die Gebiete der Archäologie, christlichen Ku
Hagiologie, kirchlichen Geographie sind ebenfalls durch s
verständige Mitarbeiter vertreten und gewähren einen Einb
in den Fortschritt, welche die katholische Wissenschaft in uns
Tagen auch in dieser Beziehung gemacht hat.

A. B.

LXXIV.

## Prof. Virchow und der Darwinismus.

Durch die Tagespresse ging unlängst die Mittheilung, ein „wissenschaftlicher Reisender" habe bei den von ihm vorgenommenen Ausgrabungen endlich das „lange gesuchte Bindeglied zwischen Mensch und Affe" in einem Gerippe aufgefunden. Man habe den Schädel des wahrscheinlich prähistorischen Thieres u. a. auch dem Professor Virchow in Berlin zur Untersuchung vorgelegt, dieser aber habe sich dahin resolvirt, daß er — aus näher von ihm bezeichneten Gründen — noch immer nicht das Gesuchte in dem aufgefundenen Exemplar zu entdecken vermocht.

Wir wollen weder dem „wissenschaftlichen Reisenden", noch dem Ort der Auffindung zu einer unverdienten Berühmtheit verhelfen und deshalb nennen wir nicht ihre Namen; hauptsächlich unterlassen wir es aber deshalb, weil man sich doch nicht einbilden soll, daß, wenn man wirklich auch ein neues vorhistorisches, dem Menschen oder dem Affen ähnliches Thier entdeckt hätte, damit schon das Haupträthsel gelöst sei, welches der Darwinismus der Wissenschaft fort und fort aufgibt.

Dieses Räthsel ist und bleibt: Wie ist das Leben in den ersten Organismus gekommen? Wie hat sich aus der ursprünglich todten Materie die erste „Zelle" entwickelt? Wie ist aus dem todten Nichts ein lebendes, organisches Kunstwerk entstanden? Denn selbst der einfachste Organismus ist gegenüber dem todten Stoff ein solches Kunstwerk, daß ihn nicht einmal der geübteste Künstler unter den Menschen hervorzurufen oder gar dauernd zu erhalten vermag.

Von der Beantwortung dieser principalen Frage dürfen die darwinistischen „Forscher" sich nicht dispensiren. Solange dieses Räthsel nicht gelöst ist, ruhen alle übrigen Deduktionen der Darwinianer auf einem phantastischen Luftgebilde.

Der ganze Darwinismus hat nur ein einziges, *wirklich* „exaktes“ Resultat bis jetzt zu Tage gefördert. Er hat im Einzelnen nachgewiesen, daß alle Thierformen nach dem Urtypus des menschlichen Körpers gebildet sind, und daß der Körper des Menschen nicht nur die letzte, sondern auch die vollendetste aller animalischen Formen ist.

Diesen Eindruck kann aber jeder Mensch gewinnen, wenn er nur einmal einen ausgebreiteten Frosch im Wasser liegen gesehen, oder wenn er eine Gans mit ausgebreiteten Flügeln hat vor sich stehen gesehen.

Daß der Mensch das letzte und edelste aller Wesen auf Erden sei, hat auch schon vor Jahrtausenden im mosaischen Schöpfungsbericht gestanden, die aristotelische Philosophie hat den gleichen Gedanken gelehrt und im „finstern Mittelalter“ ist derselbe durch Albertus Magnus und insbesondere den hl. Thomas von Aquin,[1] die viel umfassendere und gründlichere Naturstudien getrieben, als *alle* unsere modernen Darwinianer sogar in ein wissenschaftliches System gebracht.

Im vorigen Jahrhundert hat diese Thesis sehr geistvoll, aber mit pantheistischem Grundton *Herder* in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (worin insbesondere der *aufrechte Gang* des Menschen hervorgehoben wird) entwickelt und in der Gegenwart thut dies vorzugsweise Prof. *Jessen* in seinem viel zu wenig beachteten Buche: Der lebenden Wesen Ursprung und Fortdauer. Berlin 1885.

Daß Prof. Virchow, auf den sich die Darwinianer zur Ausbeutung ihrer Fehlschlüsse in den sechsziger und siebziger Jahren gerne beriefen, diesen jetzt einen gelinden Verweis nach dem andern ertheilt, kann im Interesse einer *gründlicher* naturwissenschaftlichen Untersuchung nur freudig begrüßt werden. Der Berliner Gelehrte ahmt damit nur berühmte Vorbilder in Deutschland, Frankreich und England nach.

Leider aber bleibt die Thatsache bestehen, daß in Folge des leichtfertigen Tones, den vor 30 Jahren die Tages- und Zeitschriftenpresse in Sachen des Darwinismus angeschlagen, Tausende von „Gebildeten“, insbesondere aus der studirenden Jugend *ihren christlichen Glauben verloren* haben, mögen diese nun wenigstens in der *zweiten* Hälfte ihres Lebens das Wort Bacons beherzigen:

Scientia obiter gusta ducit **a** deo, penitus hausta reducit **ad** eum!

---

1) Summa, I quaest. 66, 2 (Forma corporeitatis).

LXXV.

## ried. Nietzsche's Geistesentwicklung und Geistesphilosophie.

(Schluß.)

III.

Die Lehre vom Uebermenschen bildet den Mittelpunkt, n Kern und wesentlichen Inhalt des eigentlichen Systems ietzsche, das er in seiner letzten Zarathustra-Periode sarbeitete. Es ist eine neue Messiaslehre, eine neue hilosophie, die zugleich im höchsten Grad absolut und im chsten Grad subjektiv sein will. Wie Hegel sagte: ich bin r Weg, die Wahrheit und das Leben, so verkündigt Nietzsche: Ich, Nietzsche-Zarathustra, bin die Welt, sie ist, weil ich bin, ist, wie ich will." Der Philosoph ist Weltschöpfer. Denn kennen ist Schaffen und das Schaffen Gesetzgeben, sagt ietzsche im Einklang mit der modernen Erkenntnißlehre, ch welcher nicht die Dinge den Geist formen, sondern der eist die Dinge formt und unser Weltbild eine Fiktion, eine hantasieschöpfung ist. Dieser Erkenntniß entwächst ein uer Menschentypus, der Uebermensch, der absolute Freigeist.

Der Uebermensch Nietzsche's, d. h. der ideale über die irklichkeit hinausgehende und hinausgedachte Mensch ist cht etwa der harmonische Mensch Plato's, Goethe's, Humoldts, Schleiermachers, nicht die schöne Seele, in welcher le Triebe in friedlicher Eintracht ruhen und alle Geistesrmögen das Gleichgewicht sich halten. Es ist nicht der eale Denker, Künstler und Staatsmann, dessen Verstand

durchaus hell und klar, tief und allumfassend, dessen Gefü
lauter und rein und doch voll Wärme und Innigkeit u
dessen Wille kraftvoll, nicht durchkreuzt durch hemmen
Triebe ist, sondern es ist der blasirte Held der Decaden
zerrissen wie Byron, vielfältig und vielspältig, proteusar
schimmernd wie Nietzsche selbst, voll Leidenschaft und Herrs
begier gleich einem Löwen. Nicht das Ebenmaß, Gleichm
und Mittelmaß verlangt Nietzsche vom Helden, sondern
Uebermaß von Kraft, ein wildes Gähren, ein Ueberschäum
das an der eigenen Brust sich zerschellt. Der Held Nietzs
ist Selbstmartyrer, Selbstverwunder, und Heroismus, s
er, ist „der gute Wille zum absoluten Selbstuntergang“

Dieses eigenthümliche Idealbild entnahm Nietzsche sein
eigenen Brust, es ist nur der objektivirte und gesteigert
Nietzsche selbst mit all' den wilden Instinkten und Trieb
die er in sich entdeckte, mit all' dem Jammer und Leid, d
er erdulden mußte:

„Scharf und milde, grob und fein,
Vertraut und seltsam, schmutzig und rein,
Der Narren und Weisen Stelldichein:
Dies Alles bin ich, will ich sein,
Taube zugleich, Schlange und Schwein.“

Die Bestie im Menschen, die Herrschgier, Wollust u
Bosheit, die ihn täglich verwundet, hat einst frei schwei
dürfen in der thierischen Urzeit und es ist ein Zeichen u
so höherer Natur, je wilder und gewaltiger sie sich gebärd
Das ist der Atavismus im Helden, das Aristokratenbl
Mit der Stiftung der Gesellschaft wurde die Bestie in d
Höhle des inneren Menschen getrieben und dort rennt d
gefesselte Löwe in dem Gitter zähnefletschend auf und a
Diese Thatsache, auf die Nietzsche immer wieder zurückkom
erhält in seiner wechselnden Entwicklung eine sehr verschieden
artige Beleuchtung. Das einemal erklärt er aus dieser R
innenwendung aller Instinkte die Entstehung des Gewiss
d. h. der Scham über die Nacktheit der Triebe, das anderm

gar die Entstehung der Seele selbst, dann wieder führt er das Ansehen, das die Askese und die Asketen genießen, auf die Selbstüberwindung zurück, welche der bestialische Ursprung der Menschheit nöthig macht; am liebsten aber verherrlicht er den Heroismus, den die fortwährende Bekämpfung der gesellschaftsfeindlichen Triebe erfordert. Indem er nun dazu fortschreitet, die Triebe im Helden zu identificiren mit den Volkstrieben und Volksinstinkten, kommt er dazu, die Bändigung, Unterdrückung und Ausnützung der Menschheit zu rechtfertigen, ja zu verherrlichen. In diesem letzten Stadium ist der Tyrann, der Barbar, der Halbmensch, das Halbthier der Urzeit der Uebermensch der Zukunft, der Heiland der Zukunft. Er preist die Germanen, die „blonden Bestien", welche das zerrüttete Römervolk zu Boden traten, lästert das Christenthum und Judenthum als eine große geschichtliche Reaktion gegen das Heldenthum kräftiger Menschheit, als Rachereligion und Sklavenlehre, welche die Menschen krank und schwach, kleinlich und neidisch machte. In ganz ähnlichem Sinn hatte schon Heine gesprochen und Felix Dahn hat diese Idee seiner Geschichte und seinen Geschichten der germanischen Urzeit zu Grunde gelegt.

Indessen hält Nietzsche auch auf diesem Standpunkt die Verinnerlichung wenigstens für einen nothwendigen Durchgangspunkt. Ohne sie wäre die menschliche Seele „flach und dünn" geblieben. „Die ganze innere Welt ursprünglich dünn wie zwischen Häute eingespannt, hat Tiefe, Breite, Höhe bekommen, als die Entladung des Menschen nach außen gehemmt worden ist." Auch wird die rechte Geistestiefe, die schöpferische Fruchtbarkeit dadurch bedingt, daß sich der Geist selbst vergewaltigt.

Bekannt sind die Qualen des Genies, des Dichters und Künstlers Jedes Schaffen erfordert ja Mühe und Selbstüberwindung, besonders aber die geistige Erzeugung von künstlerischen Gebilden, die Erfindung, die Composition. Aller künstlerischen Darstellung geht ein wildes Wogen, ein

Gähren, ein Verschwimmen und Ineinanderweben von G
stalten und Tönen voraus, das dem starken Drang u
Trieb des Geistes nach neuen Erscheinungen und Form
entspringt. Bis nun über diese gährende See Klarheit komm
bis sich aus dem unbestimmten Chaos bestimmte Gestalt
herausschälen, bis alles nach vernünftigen Gesetzen sich ordn
bedarf der Künstler vieler Anspannung, vieler Geisteskämp
Das mag es nun sein, was Nietzsche im Auge hatte, we
er immer wiederholte, das Genie müsse sich selbst, d. h.
wogende, gährende Masse in ihm, überwältigen, vergewaltig
Diese geistige Masse, mit der der Künstler arbeitet, ersche
einestheils bedingt durch ein kräftiges Triebleben, worin
seine Wurzeln hat, anderntheils erscheint es als das Residu
einer großen Vergangenheit. Der Künstler ist überreich,
ist gleichsam geschwängert mit der Vergangenheit; die Ve
gangenheit ist in ihm abgelagert und dadurch ist er ga
und gar Fruchtbarkeit geworden. Alles Denken ist viel wenig
Entdecken als „ein Wiedererkennen, eine Rück- und Heimk
in einen uralten Gesammthaushalt der Seele“, und d
„Philosophiren ist eine Art von Atavismus höchsten Range
Der Uebermensch wiederholt in sich, was einst auf die Mensc
heit von außen her durch Knechtung als ein aufgezwunge
Erziehungsmittel wirkte. Damit klingt Nietzsche an die ura
Lehre von der Präexistenz an und deutet sie in seinem n
turalistischen Sinne. Dem entspricht dann, wie wir n
sehen werden, die Lehre von der Palingenesie, der Seele
wanderung, der er ebenfalls eine naturalistische Wendung g

Von einem andern Gesichtspunkte aus stellt Nietzsche d
Seelenstimmung des schaffenden Geistes unter dem Bil
eines Kampfes, eines Zwiespaltes und Gegensatzes dar. D
Helden und Künstler erfüllt die grenzenlose, übermächt
Sehnsucht nach seinem eigenen Gegenbilde und Gegensa
Das Starke, Unmäßige, Heftige sehnt sich nach dem Zart
Maßvollen, Milden, das Thier nach dem Gotte in der eign
Brust. Der inwendige Gegensatz tritt an die Stelle

objektiven Gegensatzes von Mensch und Gott, von Endlichem und Unendlichem, und in und aus dem „Zweiten" soll die Befriedigung fließen, die der Gläubige in Gott sucht. Ist ja Gott auch nach der Lehre Feuerbachs nur der objektivirte Mensch selbst, das Ideale, Unendliche im Menschen hinausprojicirt in die objektive Welt. Gott ist darnach eine Phantasieschöpfung, eine Dichtung. Alles Idealisiren, wie es der Kunst eigen ist, besteht auf derselben Objektivirung subjektiver idealer Stimmungen oder, wie Nietzsche ausführt, der Gegensatzstimmung von Häßlich und Schön, es ist „eine Vergewaltigung"; in der ekstatischen Stimmung des Künstlers zwingt er die Dinge, von seinem Uebermaß zu nehmen, er bereichert Alles aus seiner eigenen Fülle. Die eigentliche schöpferische Stimmung des Künstlers im höchsten Stadium erblickt Nietzsche, ähnlich wie Plato im Phädrus, in einer Art Trunkenheit, einem Rausch, einem Orgiasmus, in dem sich die gespannten Kräfte entladen.

Im Orgiasmus mischt sich nach der eigenthümlichen, aus eigenen Erfahrungen geschöpften Psychologie Nietzsches der höchste Schmerz mit höchster Lust; Liebe und Haß ist vertauscht und aus dem Becher süßester Grausamkeit schäumt dem tragischen Helden des Lebens Vollendung.

„Die Psychologie des Orgiasmus als eines überströmenden Lebens- und Kraftgefühls, innerhalb dessen selbst der Schmerz noch als Stimulans wirkt, gab mir den Schlüssel zum Begriff des tragischen Gefühls. Wer Leid gewohnt ist, wer Leid aufsucht, der heroische Mensch preist mit der Tragödie sein Dasein, — ihm allein kredenzt der Tragiker den Trunk dieser süßesten Grausamkeit."

Das Leiden bekommt bei Nietzsche eine ganz neue, gleichsam absolute Bedeutung. Das Leiden, der Schmerz, der Zwiespalt und Krieg hat ja gewiß seinen hohen Sinn im Lebens- und Weltlauf, als Voraussetzung für eine höhere Daseinsform, als Mittel der Läuterung; schon viele haben daher nicht nur das Leiden und die Schmerzen, sondern auch den Krieg und

einzelne Tyrannen gepriesen ob der guten Folgen, die aus dem Uebel entsprungen. Aber noch keiner hat das Uebel zum Absoluten gemacht. Das Leiden führt tiefer als die Freude hinein in das Geheimniß der Seele, es offenbart die Abhängigkeit, Beschränktheit und Ohnmacht unserer Natur. Nietzsche aber macht eben das Leiden zu etwas Absolutem, während das Christenthum eine Ueberwindung lehrt, er verewigt es zur Hölle, verwischt alle Grenzen und mischt Leid und Lust, Weltlust und Grausamkeit, Liebe und Haß zu Unerkennbarkeit. Wohl ist ja Blutdurst und Fleischeslust, Haß und Liebe enger verknüpft, als sonstige Gegensätze zu sein pflegen, das eine schlägt ins andere über; aber es geht doch nicht, mit Nietzsche das eine durchs andere zu ersetzen und Grausamkeit, Haß, Bosheit als schöpferische Kräfte und Stimmungen zu preisen, das Schöne anstatt aus der Liebe aus dem Hasse entstehen zu lassen und am Herrscher und Helden anstatt der Vaterlands- und Menschenliebe das Tyrannische, Harte und Böse als das Wesentliche und Kernhafte hervorzuheben.

Nietzsche verewigt die Hölle, sagte ich. In der That kam er zuletzt dazu, was Pythagoras und Plato einst als Strafe sich dachten, die Seelenwanderung, die ewige Wiederholung des Lebens und die ewige Wiederkunft aller Dinge als die nothwendige, regelmäßige Form des Lebens überhaupt zu betrachten. Es gibt eine naturalistische Präexistenz und Postexistenz, einen ewigen Kreislauf: das ist Nietzsche's Ewigkeit und das Symbol dieser Ewigkeit die Schlange, die sich im Kreise dreht.

## IV.

Den höchsten Gipfel oder Tiefpunkt, wie man will, erreicht Nietzsche in der Verherrlichung des Uebels und des Bösen. „Werdet hart“, ruft er aus, „der Mensch ist etwas, das überwunden werden muß“ Das Gegentheil der christlichen Liebe und des Schopenhauerschen Mitleids soll oberstes

Moralprincip sein, Rücksichtslosigkeit, Grausamkeit, Haß und Härte soll die herrschenden Stände erfüllen. Anstatt seine Stacheln nach innen zu kehren, wendet der Uebermensch dieser Periode seine Stacheln nach außen, vertilgt alles Schwache und überwindet die bösen Instinkte der Masse. Bis zur äußersten Consequenz verfolgt Nietzsche seine Idee: das Verkümmerte, Entartete soll man seinem Schicksal überlassen. Mitleid hemmt den Fortschritt, das Schwache soll zu Grunde gehen; ein neues Geschlecht soll erstehen und von aristokratischen Menschen herangezogen werden. Der Kreislauf der Entwicklung kehrt zum Anfang zurück, das Heroenzeitalter, richtiger gesagt, die Zeit der Barbarei kehrt wieder.

Nietzsche spricht hier genau die gleichen Ideen aus, von denen die Anarchisten (Bakunin) ausgehen, und man kann füglich sein System in der letzten Periode die Philosophie des Anarchismus nennen, wiewohl sein Ausgangspunkt ein ganz verschiedener ist. Nietzsche wird getrieben von dem tiefsten Hasse gegen die demokratische Gleichheit unseres Jahrhunderts, die Anarchisten aber wollen die letzten Reste der Ungleichheiten beseitigen. Nietzsche will die Herrschaft einiger Gewaltmenschen aufrichten, wie sie in der italienischen Renaissancezeit vorkommen — vielleicht war in dieser Hinsicht der Umgang seines Basler Collegen Jakob Burckhardt, des Geschichtsschreibers der Renaissance, von Einfluß. Die Anarchisten dagegen wollen gar keine Herrschaft. Dennoch aber kommen beide zuletzt aufs Gleiche hinaus. Denn wenn man so, wie Nietzsche, an die tyrannischen Gelüste appellirt, entfesselt man eben damit den Krieg aller gegen alle. Wer möchte Ambos und nicht Hammer sein?

In dieser Philosophie hat sich die Macht des Bösen verkörpert, ein satanischer Zug geht durch sie und es ist nur ehrliche Consequenz, wenn sich Nietzsche zuletzt Antichrist nannte. Das Böse, die Macht der Verwirrung und Verirrung wurde in ihm so stark, daß seine körperliche und geistige Gesundheit darunter zusammenbrach.

Das war auch eine Art Consequenz, wenn seine wel verwirrenden Wahnideen in Wahnsinn ausmündeten un wenn der Wahnsinn im Stumpfsinn und Blödsinn sein Gra fand. Jetzt lebt er blöde, wie ein neugeborenes Kind, fa nur noch den Namen „Mutter“ stammelnd.

Das Gefährliche und für unsere Zeit Charakteristisc aber ist, daß sich Tausende an diesem Zauberbecher de Wahnsinns berauschen! Namentlich die oberen Zehntausen nippen gerne an diesem süßen Gift. Rechtfertigt Nietzsc doch im Grunde auch alle die Unterdrückung und Au nützung der Massen, welche sich die Großkapitalisten, Gro fabrikanten und auch Großgrundbesitzer zu Schulden komm lassen! Man braucht sich jetzt nicht mehr auf unabänderlic Naturgesetze oder auf das Geschichtsgesetz zu berufen, wona aller Fortschritt der Cultur über Leichen und Blut hinweggeh Hartmann und Treitschke sind jetzt veraltet mit ihrer Be tonung der Nothwendigkeit, daß die Massen leiden un dulden, um die Blüthe des Menschenthums zu ermöglichen Nietzsche fordert Unterdrückung und Ausnützung direkt i Namen der Moral, Grausamkeit bildet das Wesen der Hero und Leiden das Loos und Recht der Masse.

In mancher Hinsicht erinnert Nietzsche an Byron Heine und andere Dichter der Emancipation, wie den Italiene Carducci. Auch Heine entband die Aristokratie in seinen Sinne von den herrschenden Moralgesetzen und forderte si auf, rücksichtslos ihr Leben auszukosten und sich in ihre Art auszuleben. Denen aber, die nicht zur Aristokrati zählen, ruft er zu: „Wenn du nichts hast, so laß dich be graben; denn ein Recht zu leben, Lump, haben nur, die etwas haben.“ Auch Heine hat bei Hegel gelernt, sich als Got und als Heros zu fühlen. Endlich hat auch Heine einem Ueber menschen gehuldigt, nämlich Napoleon. Es ist der einzig Held, den er außer sich anerkennt, und diesem Helden gegen über verspottet er den edlen Freiheitskampf der Völker.

Weiter geht indessen Heine's Aehnlichkeit nicht. Nietzsche

ist ein durch Schopenhauer hindurchgegangener Heine, er ist schwerfällig, düster und dunkel, eine Art Heraklit geworden. Die Lebens- und Genußfreude hat sich in den Schmerz verbissen und an Stelle durchsichtigster Helle und Klarheit tritt der Orakelton sibyllinischer Sprüche. Nietzsche ist auch viel dämonischer. Das Satanische hat die Lichthülle, die bezaubernde Lieblichkeit und funkelnde Rüstung abgeworfen und zeigt sich in seiner vollen Häßlichkeit. Gegenüber Nietzsche's Satanismus ist alles bisher Dagewesene Kinderspiel. Carducci's Teufelshymnus ist die Unschuld, lichter Tag gegenüber den Finsternissen von Nietzsche's Spekulation. Carducci's Sang ist der Ausfluß einer schönheitstrunkenen Welt- und Naturvergötterung, Nietzsche aber erhebt die Bosheit, die Tyrannei, die Grausamkeit, das wilde Thier im Menschen auf den Thron und ruft als sein Herold: Nichts ist wahr, alles ist erlaubt! Und die Massen jauchzen ihm zu.

Wahrlich das mysterium iniquitatis, das Geheimniß der Bosheit wird immer offenbarer und kundbarer unter uns. Die Blendwerke des Bösen, die Scheine und Hüllen fallen Stück um Stück und die große Lüge des Zeitgeistes wird mehr und mehr entblößt. Der Ruf nach Freiheit und Gleichheit, nach Bildung und Genuß, welcher seit der französischen Revolution alle Völker erfüllt, endet in ein gieriges Lechzen, in Zähnegeknirsch und in ein brutales Geschrei der Massen; ein tolles Fieber ergreift die Köpfe und durchtobt alle Adern. Das ist das Ende des Liberalismus, fin de siècle.

---

## LXXVI.

## Kirchenpolitisches aus Ungarn.

Durch die in beiden Häusern des ungarischen Reichstages erfolgte Annahme der wiederholt vom Magnatenhause abgelehnten Gesetzentwürfe über die „Reception der Juden“ und über „die freie Religionsübung“ ist die seit dem Februar 1890 aus Parteiinteresse willkürlich heraufbeschworene kirchlichpolitische Reform-Aktion in Ungarn mindestens vorläufig zum Abschluß gebracht worden Denn eine wirkliche Beendigung dieses Kampfes gegen Christenthum und Kirche wird für die kirchenfeindlichen Gegner erst dann eingetreten sein, wenn auch in Ungarn die Staats-Omnipotenz auf allen Gebieten des religiöskirchlichen und unterrichtlichen Lebens zum Siege gelangt sein wird. Schon melden sich die Anzeichen, welche eine „Fortsetzung“ der liberalen Kirchenpolitik verkünden. Die Verstaatlichung der Volksschulen und die Säkularisirung der Kirchengüter bilden die nächsten Objekte dieser zerstörenden und annexionslustigen Umsturzbestrebungen, die durch die errungenen Erfolge in natürlicher Weise nur zu neuen Angriffen aufgemuntert werden.

Und so wurde das „Marianische Reich“ des heiligen Königs Stefan am Schlusse des ersten Jahrtausends seines Bestandes aus einem christlichen Königreiche in einen modernen confessionslosen Staat umgestaltet. Der christliche Charakter des Staates, seiner Gesetze und Institutionen wurde beseitigt, so daß angesichts dieser tiefgreifenden Neuerung das Kreuz

der ungarischen Königskrone, das Doppelkreuz im ungarischen Landeswappen und der „apostolische" Titel des ungarischen Königs heute als Anachronismen erscheinen. Was wollen diese christlichen Symbole in einem Staatswesen, das seinen christlichen Charakter verleugnet und selbst dem Polytheismus gesetzlich die Zulässigkeit eingeräumt hat? Wie reimt sich der christliche Staat und der apostolische König mit der gesetzlich erlaubten Abschwörung der christlichen Taufe und mit dem Uebertritt zum Juden- oder Heidenthum zusammen?

Ungarn hat also die freie Religionsübung, die Statthaftigkeit der Confessionslosigkeit, die obligatorische Civilehe mit den Civil-Standesregistern, die völlige Gleichberechtigung des mosaischen Bekenntnisses mit dem Christusglauben, die Verleugnung der christlichen Taufgelübde und andere moderne kirchenpolitische Revolutionsideen und Umsturzeinrichtungen erhalten und befindet sich in Folge dessen in einem sehr bedenklichen Zustande innerer Gährung, wachsender Unruhe und zunehmender Befeindung und Befehdung zwischen der christlichen Bevölkerung und den neuerungssüchtigen politischen Gewalten. Dieser Kampf der Majorität der Staatsbürger gegen die Minderheit der die Staatsmacht besitzenden Elemente gehört unstreitig zu den merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit. Wer die letzten fünf Jahre dieses kirchenpolitischen Streites in Ungarn unbefangenen Blickes betrachtet, dem tritt dieser Umstand klar vor Augen. Wir haben in diesen „Blättern" von Anbeginn des unseligen Kampfes her den Ursprung, die Natur und den Charakter der ganzen Umsturzbewegung wiederholt und eingehend dargestellt und können deshalb unter Hinweis auf jene Ausführungen auf eine neuerliche Schilderung dieser Kirchenpolitik jetzt verzichten. Wohl aber erscheint es geboten, den Wirkungen des Umsturzes von Zeit zu Zeit die Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Unter Aufwendung aller zur Verfügung stehenden Kräfte hat die ungarische Regierung es zuwege gebracht, daß das neue Civilehegesetz und die Civil-Matrikel mit dem 1. Okt.

l. Js. faktisch ins Leben eingeführt werden konnten. Wie wenig das Volk diese umstürzenden Neuerungen gewünscht, beweist schon die Thatsache, daß die Zahl der Eheschließungen vor dem 1. Oktober l. Js. in Stadt und Land eine geradezu verblüffend große gewesen ist. Die betreffenden Pfarrer waren kaum im Stande, dem massenhaften Andrange zu genügen.

Knapp vor der Einführung der obligatorischen bürgerlichen Ehe erließen die katholischen Bischöfe Ungarns einen gemeinsamen Hirtenbrief, welcher am 29. September von allen Kanzeln verlesen wurde. Die Bischöfe schildern darin zunächst ihre ablehnende, bekämpfende Haltung gegenüber den kirchenpolitischen Gesetzentwürfen und erklären dann, daß das neue staatliche Ehegesetz „der Lehre unseres heiligen Glaubens widerspricht“, daß „es uns Katholiken unseres neun Jahrhunderte hindurch anerkannten und ausgeübten Gesetzes beraubt“, daß es „geeignet ist die Religiosität und die damit verbundene Moralität zu schwächen“; endlich, daß es „die Reinheit der Familie gefährdet, welche, vom heil. Stefan angefangen bis zu unseren Tagen, die glaubensfrommen und patriotischen Tugenden der Ahnen von Generation zu Generation vererbt hat“.

Im weitern Verlaufe beantwortet der Hirtenbrief erstlich die Frage: „Was lehrt und gebietet den Katholiken die Kirche in Betreff der Ehe?“ und dann: „Wie haben die Gläubigen sich den neuen Gesetzen gegenüber zu verhalten?“ Ohne auf die Beantwortung der ersten Frage näher einzugehen, heben wir nur den Passus hervor, in welchem die Bischöfe betonen, daß „es ein großer Irrthum wäre, zu glauben, daß das neue Gesetz die bisherigen religiösen Pflichten in Bezug auf die Ehe auch nur im geringsten Maße geändert oder modificirt habe; denn die Lehren und die Gesetze der katholischen Kirche über die Ehe binden im Gewissen der Gläubigen trotz der Einführung der sogenannten Civilehe auch fürderhin und sie (die Gläubigen) könnten

ohne Todsünde auch in Zukunft nicht Umgang von ihnen nehmen" . . . „Indessen werden die Gläubigen außer der strengen Einhaltung der kirchlichen Gesetze gezwungen sein, bei der Eheschließung auch die Bestimmungen des neuen Gesetzes in Betracht zu ziehen, damit ihr in der Kirche zu schließender heiliger Bund auch vor dem Staate civilrechtliche Folgen besitze."

Doch auch hinsichtlich der Erfüllung der von dem neuen Gesetze geforderten „Formalitäten" sollen die Gläubigen sich an die Zurechtweisung ihrer Seelsorger halten, wobei die eheschließenden Theile die von dem Staatsgesetze geforderten Formalitäten „nicht mit der Absicht erfüllen dürfen, daß sie vor dem Civilbeamten eine christliche Ehe schließen, sondern einzig und allein mit der Absicht, ihrer nach dem Gebote der katholischen Kirche zu schließenden Ehe die bürgerlichen Rechte zu sichern."

Demgemäß sind die katholischen Verlobten verpflichtet, „bevor sie bei dem Civilorgan die bürgerliche Handlung einleiten, ihre Absicht der Eheschließung unbedingt dem competenten Pfarrer zur Kenntniß zu bringen, damit dieser die nothwendigen Vorbereitungen zur kirchlichen Eheschließung treffen und eventuell vorhandene kirchliche Hindernisse aus dem Wege räumen könne". Erst dann, wenn diese Vorbereitungen getroffen sind, „können die zu Vermählenden zum Matrikelführer gehen und auch diesem anmelden, daß sie heirathen wollen". Ebenso werden die Verlobten ernstlich ermahnt, nach Erfüllung der „Anforderungen des bürgerlichen Gesetzes", „wenn immer möglich noch am selben Tage in der Kirche angesichts Gottes ihre Ehe entsprechend den Vorschriften der Kirche zu schließen"; so lange sie „nicht kirchlich sich vermählen, können die Brautleute nicht als wirkliche Eheleute sich betrachten und von dem Rechte der Ehegenossen keinen Gebrauch machen." Wer aber mit einer sogenannten „bürgerlichen Eheschließung" sich begnügt, der könne von der Kirche nicht als wahrer christlicher Ehetheil

betrachtet werden; wohl aber gelten solche, „da sie die Gesetze der Kirche offenbar verachten und dadurch Aergerniß verursachen, als öffentliche Sünder, erhalten bei fortgesetzter Widersetzlichkeit weder die Absolution in der Beicht, noch werden sie zur heil. Communion zugelassen, sind von der Ausübung einzelner kirchlichen Rechte ausgeschlossen, können bei Taufen, Firmungen und kirchlichen Trauungen als Pathen oder Zeugen nicht angenommen werden, auch nicht das Amt eines Kirchenkurators bekleiden; endlich gehen sie eines kirchlichen Begräbnisses verlustig, wenn sie sich nicht vorher mit Gott versöhnt haben und nicht unter Zeichen der Reue gestorben sind".

Zum Schlusse weisen die Bischöfe noch mit besonderem Nachdrucke auf die kirchliche Lehre hin, der zufolge die Unauflösbarkeit der kirchlich geschlossenen Ehe ein Dogma ist, welches kein menschliches Gesetz zu ändern vermag. Die katholische Kirche hält darum an ihrer Ehegerichtsbarkeit fest und verpflichtet ihre Gläubigen, daß sie in Scheidungsklagen sich auch künftighin an die bischöflichen Consistorien zu wenden und sich nach deren Urtheil zu richten haben.

Dieser gemeinsame Hirtenbrief, der gemäßigt und zurückhaltend in der Form, aber entschieden im Inhalte ist, hat allenthalben einen guten Eindruck gemacht. In ähnlichem Sinne wie die katholischen Bischöfe äußerten sich auch die griechischen, bei deren Gläubigen angesichts der neuen kirchenpolitischen Gesetze zu den confessionellen Bedenken und Schwierigkeiten sich auch noch nationale Besorgnisse gesellen. Das Gleiche ist bei einem Theile der Protestanten (z. B. bei den Siebenbürger Sachsen und den nordungarischen Slovaken) der Fall. Ein anderer Theil der Protestanten und vor allem die Bekenner der helvetischen Confession haben die Neuerungen allerdings freudig begrüßt; ihr Klerus ist jedoch gar bald zur Erkenntniß gekommen, daß in Folge dieser neuen Gesetze nicht nur die Zahl der Gläubigen, die ihre religiösen Pflichten getreu erfüllen, sich

beträchtlich vermindern werde, sondern daß durch den Wegfall der verschiedenen kirchlichen Taxen und Gebühren die Einkünfte dieser Kirchen, insbesondere das Einkommen der Prediger, eine empfindliche Schmälerung erfahren müsse. Demgemäß haben die jüngst abgehaltenen Distrikts- und General-Convente dieser Protestanten einerseits den selbst in protestantischen Augen seltsamen Beschluß gefaßt, daß die reformirten Seelsorger geneigt seien, auch Ehen zwischen Christen und Nichtchristen „kirchlich" einzusegnen und Nichtchristen „kirchlich" zu beerdigen, und daß andererseits diese materiell geschädigten Kirchen von dem Staate Ersatz für diese Verluste und Einbuße fordern sollen. Das geschah denn auch und die vom Protestantismus abhängige Regierung und Gesetzgebung haben zur Unterstützung der protestantischen Kirchen und Schulen namhaft erhöhte Beträge in das Staatsbudget aufgenommen.

Von Seite der Protestanten geht auch die Agitation aus, daß gemäß dem Gesetzartikel XX v. J. 1847/8 „die kirchlichen und Schulbedürfnisse aller recipirten Confessionen aus Staatsmitteln gedeckt werden sollen." Die Verwirklichung dieses revolutionären Gesetzes würde die Einziehung aller Kirchengüter und die völlige Verstaatlichung der Kirchen zur unabweislichen Folge haben. Dieser „Ausbau" der kirchenpolitischen Reformen spukt, wie bereits erwähnt, in vielen liberalen Köpfen Ungarns, denen die bekannte scheelsüchtige Begehrlichkeit der Calviner willkommene Hilfe leistet. Man hat hier, namentlich auf katholischer Seite, allen Grund, sehr auf der Hut zu sein.

Die geradezu erniedrigende Bereitwilligkeit jener protestantischen Convente, mit welcher sie hauptsächlich aus materiellen Motiven sich auch zur Einsegnung von gemischten Ehen zwischen Christen und Nichtchristen bereit erklärten, tritt doppelt grell in die Erscheinung, wenn man sie mit der Haltung und den Beschlüssen der im Oktober l. J. in Budapest abgehaltenen Rabbiner-Versammlung ver-

gleicht. An dieser Versammlung hatten etwa hundert R
theilgenommen und sie beschlossen unter anderem, daß si
dasjenige Individuum als einen rechtgläubigen Jude
trachten, das sich bei der Aufnahme ins Judenthum
rituellen Vorschriften und Handlungen unterwirft.
bezeichnend ist sodann jener Beschluß, demgemäß die Rabb
Versammlung sich gegen die gemischten Ehen ausspricht
erklärt, daß einer solchen Ehe zwischen Juden und N
juden die Einsegnung zu verweigern sei. Nur ein ein
Rabbi stimmte gegen diesen Beschluß. Dafür billigten
selben die Großrabbiner von Paris und London. So h
die versammelten Rabbi die protestantischen Pastoren
Prediger beschämt, denen ihr Christenthum weniger gilt
die zu erwartenden Taxen und Gebühren.

Die gegenwärtige ungarische Regierung hat sich
Durchführung der kirchenpolitischen Gesetze auch die Auf
gesetzt, „jede Verletzung der Empfindungen und der In
essen der Confessionen zu vermeiden“ und zur Herstel
des inneren Friedens unter den Kirchen und gegenüber
Staate ernstlich bemüht zu sein. Der Wille mag vorha
sein, allein es mangelt hiezu die Kraft und Einsicht.
die thatsächlichen Zustände beweisen es, daß in Ungarn
dem Inslebentreten der neuen Gesetze die Ruhe in den
müthern keineswegs wieder hergestellt ist, wohl aber hat
Aufregung und Beunruhigung nur größere Dimensionen
concretere Gestaltungen angenommen. Die Schilderun
und Erklärungen, welche der weltliche Führer der ungari
Katholiken, Graf Ferdinand Zichy, auf der diesjähr
Katholikenversammlung in München gegeben, haben
diese Zustände und Verhältnisse auch weitere Kreise in
treffender Weise unterrichtet. Die Katholiken können
kirchenpolitischen Umsturzgesetze nicht ruhig hinnehmen
geduldig ertragen. Zudem liefern die wachsenden Schwie
keiten und steigenden Lasten bei der Durchführung
Handhabung der neueren kirchenpolitischen Gesetze

deutlichsten Beweis von der Leichtfertigkeit, Unkenntniß und Uebereilung, mit welcher man das Land in diesen Umsturz hineingestoßen hat. Die Klagen und Beschwerden über diese Neuerungen mehren sich von Tag zu Tag und haben vieler Orts bereits zu bedrohlichen Erscheinungen die Veranlassung geboten. Die Regierung steht diesen Schwierigkeiten ziemlich rathlos gegenüber; sie sucht denselben durch eine Unzahl von Verordnungen und Instruktionen zu begegnen, ohne jedoch die dringliche Abhilfe schaffen zu können. Es fehlt an tauglichen und verläſsigen Kräften und an den absichtlich verschwiegenen, nothwendigen finanziellen Mitteln.

Inzwischen hält die Bewegung unter den Katholiken Ungarns an. Dies bezeugen vor Allem die aufeinanderfolgenden, stets von vielen Tausenden besuchten Katholiken-Versammlungen, welche in verschiedenen Theilen des Landes im Laufe dieses Jahres bis zur Jüngstzeit abgehalten wurden. Dies bekunden die von nahezu allen Dekanatsdistrikten gefaßten Beschlüsse zur Abhaltung einer Nationalsynode, zur fortgesetzten Bekämpfung der neuen kirchenpolitischen Gesetze, zur Regelung der Pfarr-Congrua und zur Schaffung der Katholiken-Autonomie. All diese Dekanate haben zugleich ihrer Entrüstung über die von liberaler Seite erfolgte Beleidigung des päpstlichen Nuntius Msgr. Erzbischof Agliardi in Wien bei dessen Reise in Ungarn energischen Ausdruck gegeben.

Von der wachsenden katholischen Bewegung legen ferner die täglich zunehmenden katholischen Vereine, Leseclubs, Kasinos ꝛc. Zeugniß ab. Die Zahl dieser wichtigen Vereine beträgt schon mehrere Hunderte. Hand in Hand damit geht das Wachsthum und die Vertretung der katholischen Zeitungen und Schriften. In letzterer Hinsicht bleibt allerdings noch Vieles zu wünschen übrig. Immerhin darf man es als einen bedeutenden Erfolg bezeichnen, daß die ungarischen Katholiken mehr und mehr den Muth gewinnen, sich auch vor der Oeffentlichkeit zu ihrem Glauben zu bekennen und darnach zu handeln. Das katholische Bewußt-

sein ist durch die gewaltsamen Angriffe und Stöße der katholiken-, ja christenfeindlichen Elemente aus seinem Schlummer aufgerüttelt worden. Das haben die Gegner allerdings weder gewollt, noch erwartet.



Hatte man noch vor wenigen Jahren über den Katholicismus in Ungarn zumeist nur mit Geringschätzung, Gleichgiltigkeit oder spöttischem Hohne ob seiner Macht- und Thatlosigkeit gesprochen: so erfüllt die Gegner heute bereits Angst und Entsetzen angesichts des siegreichen Vordringens der „Volkspartei", welche auf der großen Katholiken-Versammlung im Januar l. J. in Budapest sich als eine politische Landespartei constituirt hat zu dem Zwecke, „daß sie den christlichen Charakter unserer Gesellschaft bewahre, die in unserem Vaterlande (Ungarn) der katholischen Kirche, ja dem Christenthum überhaupt zugefügten Wunden heile und die volkswirthschaftlichen und politischen Interessen des Volkes befördere." Auf dieser allgemeinen Basis nimmt die Volkspartei jeden Christgläubigen zur Vertheidigung der gemeinsamen, mit einander vereinbarlichen Interessen in ihre Mitte auf, wobei sie in politischer Hinsicht an dem staatsrechtlichen Ausgleiche vom Jahre 1867 festhält.

In ihrem aus 14 Punkten bestehenden Programme fordert der erste Punkt die „Revision" der Gesetze über die obligatorische Civilehe und über die Civilstandesregister, wie eben die Partei überhaupt gegen alle solche Verordnungen und Gesetzentwürfe kämpfen wird, welche den Glaubenssätzen und dem Geiste des Christenthums widersprechen oder aber den Frieden und die Eintracht unter den gesetzlich anerkannten Kirchen und Confessionen im Lande gefährden. Die „Volkspartei" respektirt die Freiheiten der übrigen Confessionen, aber sie fordert auch die der katholischen Kirche gebührenden Rechte und Freiheiten. Demzufolge verlangt sie die Katholiken-Autonomie und die Herausgabe der heute unter staatlicher Verwaltung befindlichen katholischen Fonds und Stiftungen.

Die weiteren Punkte des Programms umfassen die Vertheidigung des confessionellen Unterrichtswesens und die Unterrichtsfreiheit überhaupt. Ein besonderes Augenmerk widmet die Partei den volkswirthschaftlichen und socialen Interessen. Da Ungarn in erster Linie ein Agrikulturstaat ist, so fordert die Partei, daß den bisher vernachlässigten Interessen der Oekonomen, vor Allem der kleinen Landwirthe in der Steuer-, Zoll- und Verkehrspolitik die erforderliche Aufmerksamkeit zugewendet werde. Es seien gesetzliche Verfügungen zu treffen, um dem ackerbautreibenden Volke seine Existenz und sein Gedeihen sichern zu können. Insbesondere sollen die Creditansprüche des kleinen Landwirthes und Handwerkers durch mit Staatshilfe zu gründende Creditverbände und durch andere entsprechende Einrichtungen befriedigt werden; ebenso seien alle jene Bestrebungen zu unterstützen, welche eine bessere Verwerthung der Produkte der Landwirthschaft und des Kleingewerbes bezwecken. Im Zusammenhang damit steht die Herstellung eines gerechteren Besteuerungs-Systems, die gesetzliche Bestimmung eines den Landesverhältnissen angemessenen Existenz-Minimums und die Einführung der Börsensteuer. Von nicht geringer Bedeutung für die Steuerträger ist der weitere Programmpunkt der „Volkspartei", worin sie die Vereinfachung der Steuerverwaltung fordert, so daß auch der gemeine Mann die ihm auferlegte Steuer verstehen und seinen eigenen Interessen entsprechend controliren könne. Ferner solle der Gewerbsmann und der Arbeiter in dem Kampfe mit der Großindustrie und mit dem Großkapital auch von Seite des Staates geschützt werden. Deshalb sei das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeiter namentlich dahin zu regeln, daß die Familien-, Moralitäts- und Gesundheitsinteressen des Arbeiters gewahrt und die Arbeiter-Versicherungen im größeren Umfange verwirklicht werden. Die gesetzlichen Vorschriften über die Sonntagsruhe sind zu verschärfen.

Eine Frage von allgemeinem Interesse berührt das

Programm weiter in dem Punkte, wo es hervorhebt, daß le der bevorstehenden Reform der politischen Verwaltung i Ungarn solche Institutionen geschaffen werden, welche d Bürger gegen das Ueberwuchern der Staatsomnipoten beschützen. Der Bürger soll seinen werkthätigen Antheil a der öffentlichen Verwaltung behaupten.

Von kluger Einsicht und lobenswerthem Gerechtigkeits gefühl der „Volkspartei“ zeugt ferner der Punkt 13 ihre Programms, welcher lautet: „Unsere Partei wünscht de Nationalitäten gegenüber volles Entgegenkommen zu be obachten und sie wird deren Ansprüche, insoweit diese mi der Einheit und dem nationalen Charakter des ungarische Staates vereinbarlich sind, würdigen und ihnen eine gerecht und wohlwollende Behandlung angedeihen lassen“. Diese Punkt hat der „Volkspartei“ bei den nichtungarischen Natio nalitäten manche Sympathie erworben.

Zum Schlusse fordert das Programm die Abstellung der Wahlmißbräuche und die entsprechendere Regelung de Verifikationsverfahrens bei den Reichstagswahlen, wel auch die Reform des Wahlcensus, die gerechtere Eintheilun der Wahlbezirke und ein unparteiisches Vorgehen bei den Wahlakte selbst mit allem Fleiße anzustreben sei.

Dieses Programm, das auf den wiederholten Katholiken Versammlungen, in Vereinen und Conferenzen, in der Pres und durch zahlreiche Flugschriften in die weitesten Kre des Volkes verbreitet wurde, hat hier günstige Aufnahm und wachsenden Anhang gefunden. Die Volkspartei, welch sich einer rührigen und strammen Organisation erfreut, h auch bisher schon von ihrem Dasein deutliche Beweise g liefert und namentlich bei einzelnen Nachwahlen für de Reichstag der Regierung gegenüber ihre Existenz fühlba gemacht. Es bedurfte des Aufwandes der größten am lichen Pressionen und selbst entschieden gewaltthätiger Ueber griffe, um bei diesen Wahlen die Candidaten der Volk partei zu Fall zu bringen. Aber gerade diese augenfällige

Mißbräuche und Ausschreitungen auf Seite der Regierungspartei haben die Zahl der Freunde und Anhänger der Volkspartei nur vergrößert. Beweis dessen sind die überraschenden Erfolge, welche diese Partei bei den jüngsten Municipalwahlen errungen hat. Große Komitate und Städte, bisher die Domänen des gouvernementalen Liberalismus, wurden durch die Männer der Volkspartei erobert, namentlich in Ober- und in Westungarn. Diese Erfolge trafen wie ein Blitz die Regierung und ihre Freunde, denen der Boden unter ihren Füßen schwankt. Bei den demnächstigen allgemeinen Reichstagswahlen, welche längstens zu Anfang 1897 stattfinden müssen, dürften die bisherigen Parteien noch gar manche unliebsame Ueberraschung erleben.

Der so lange schlummernde Geist ist endlich auch in Ungarn erwacht, und wenngleich in Bezug auf die Führung sowie hinsichtlich der Antheilnahme in dieser Bewegung noch Vieles zu wünschen übrig bleibt, so bedeutet der heutige Zustand doch einen ungemeinen Fortschritt gegenüber der früheren Rath- und Thatlosigkeit, der völligen Gleichgiltigkeit in den eigenen religiösen Angelegenheiten, ja der beschämenden Scheu und Zaghaftigkeit, für die Interessen der katholischen Religion offen einzutreten und sich als getreuen Sohn der Kirche öffentlich zu bekennen. Wie die Dinge heute liegen, darf man die frohe Hoffnung hegen, daß die im Zuge befindliche Bewegung den Katholiken und ihrer Kirche jene Stellung, Achtung und Einflußnahme in Ungarn gesetzlich regeln und dauernd sichern werde, wie diese durch Geschichte und Recht, durch die Zahl ihrer Gläubigen und durch die hohe culturelle Mission und hundertjährigen Verdienste um Land und Volk in Ungarn dieser Kirche gebühren. Dann werden auch die weitern Anschläge der Gegner auf die confessionelle Schule und auf das Kirchengut siegreich zurückgewiesen und der Kirche und dem Volke das gute Recht, der redlich erworbene Besitz und der innere Friede gesichert bleiben.

## LXXVII.

## Die „bedingte Verurtheilung"

hat nun also doch ihren Einzug auch in's deutsch Reich gehalten. Allerdings nicht durch deutsches Reichs-gesetz, sondern durch das Vorgehen einzelner deutscher Bundes-staaten auf dem Verwaltungswege. Das Königreich Sachsen machte den Anfang, Hessen-Darmstadt folgte alsbald und jetzt hat auch Preußen sich angeschlossen.

Ein in der zweiten Hälfte des Monats Novemb veröffentlichter Königlicher Erlaß an den Justiz-minister ermächtigt diesen auf seinen Bericht vom 15. Oktob „solchen zu Freiheitsstrafen verurtheilten Personen, hinsichtl derer bei längerer guter Führung eine Begnadigung in Aus-sicht genommen werden kann", nach seinem Ermessen Aus-setzung der Strafvollstreckung zu bewilligen und will in den dazu geeigneten Fällen demnächst dem Bericht des Justizministers „wegen Erlasses oder Milderung der Strafe entgegensehen". Von dieser Ermächtigung „soll jedo vornehmlich nur zu Gunsten solcher erstmalig verurtheilt Personen Gebrauch gemacht werden, die zur Zeit der That das 18. Lebensjahr nicht vollendet hatten und gegen d nicht auf längere als sechsmonatliche Strafe erkannt ist."

Die im preußischen Ministerium des Innern heraus-gegebene Berliner Correspondenz brachte dazu folgende Er-läuterung:

Dieser Erlaß bezweckt, den darin bezeichneten Verurtheilten Gelegenheit zu geben, sich durch längere gute Führung den Erlaß der Strafe zu verdienen. In geeigneten Fällen wird der Justizminister auf Grund der ertheilten Ermächtigung einen längern, in der Regel mindestens einjährigen Strafaufschub bewilligen. Die Führung der Verurtheilten wird während dieses als Probezeit anzusehenden Zeitraumes geprüft und, falls die Prüfung ein günstiges Ergebniß hat, die Begnadigung der Verurtheilten beim Kaiser und König von dem Justizminister beantragt werden. Der Anordnung liegt die Erwägung zu Grunde, daß in manchen Fällen der Nichtvollstreckung der Strafe, wenn sie auf eine Bewährung des Verurtheilten gegründet wird, nicht nur diesem, sondern auch dem Gemeinwohl förderlicher ist, als der Strafvollzug. Das trifft insbesondere bei jugendlichen Verurtheilten zu, weil bei diesen einerseits das Maß der Schuld oft so gering ist, daß es das gänzliche Unterbleiben des Strafvollzuges zu rechtfertigen vermag, anderseits die im allgemeinen noch sittlich unverdorbene und noch erziehungsfähige Person des Schuldigen die Hoffnung auf künftiges Wohlverhalten in hinreichendem Maße gewährleistet. Auch liegt bei diesen Verurtheilten die Besorgniß vor schädlichen Einwirkungen des Verkehrs mit verdorbenen Mitgefangenen beim Vollzuge von Freiheitsstrafen besonders nahe. Der Allerhöchste Erlaß betrifft daher vornehmlich nur solche Verurtheilte, die zur Zeit der That das achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet hatten, ohne jedoch Erwachsene, da ausnahmsweise auch bei solchen ähnliche Gründe für eine Begnadigung sprechen können, grundsätzlich auszuschließen. Er bezieht sich ferner, ebenfalls ohne einen unbedingten Ausschluß anderer, vornehmlich nur auf erstmalig und zu nicht längeren als sechsmonatlichen Freiheitsstrafen verurtheilte Personen, womit zugleich ausgedrückt ist, daß Fälle, die entweder wegen des Vorlebens des Thäters oder wegen der nähern Umstände der That zu den schweren gerechnet werden müssen, sich für die Gewährung der Vergünstigung nicht eignen. Diese Vergünstigung wird hiernach nur solchen Verurtheilten zutheil werden, die sich leichterer Strafthaten schuldig gemacht haben, deren Fehltritt nicht auf Verdorbenheit und verbrecherische

Neigungen, sondern mehr auf Leichtfertigkeit, Unbesonnenh
Unerfahrenheit oder Verführung zurückzuführen, und bei der
auch sonst die Hoffnung begründet ist, daß sie durch g
Führung sich des Straferlasses würdig machen werden.
den zu Freiheitsstrafen Verurtheilten sind auch solche Perso
zu rechnen, gegen die nur für den Fall der Unbeitreiblich
einer in erster Linie verhängten Geldstrafe eine Freiheitsstr
festgesetzt ist. Ueber die hiernach als geeignet erscheinen
Fälle wird dem Justizminister von den zuständigen Jus
behörden — den ersten Staatsanwälten und, soweit amtsgeri
liche oder schöffengerichtliche Urtheile in Betracht kommen,
Amtsgerichten durch Vermittlung der ersten Staatsanwälte
fortlaufend berichtet werden. Da also jeder Straffall v
Amtswegen daraufhin geprüft wird, ob er sich für das n
Gnadenverfahren eignet, *so bedarf es der Einreich*
*von Gnadengesuchen* nicht, um eine solche Prüfung h
beizuführen. Selbstverständlich steht diese Einreichung a
nach wie vor jedermann frei. Mit der vom Justizminister
folgten Bewilligung der Strafaussetzung ist über die endgült
Begnadigung des Verurtheilten nicht entschieden. Die E
scheidung bleibt vielmehr lediglich der späteren Allerhöchs
Entschließung vorbehalten, wobei die Frage, ob der Verurthei
sich in der Zwischenzeit gut geführt hat, hauptsächlich v
Bedeutung sein wird. Die Führung wird am Ende der Pro
zeit durch geeignete Erkundigungen festgestellt werden.
diese als gut bezeichnen zu können, wird im allgemeinen d
erste Erforderniß sein, daß der Verurtheilte nicht von neuem
straft worden ist. Außerdem wird auch ein zufriedenstellen
Gesammtverhalten des Verurtheilten in seinen wesentlic
Lebensbeziehungen gefordert werden müssen. Andererseits wi
auch wenn weitere Bestrafungen vorkamen, die Annahme gu
Führung nicht immer auszuschließen sein, z. B. dann ni
wenn die neue Bestrafung wegen einer geringfügigen Ueb
tretung oder auch wegen eines leichten Vergehens erfolgte,
unter moralisch besonders entschuldigenden Umständen ver
war. Erweist sich der mit einer Strafaussetzung Beda
während der Probezeit als zweifellos unwürdig, so kann
*Vergünstigung* von dem Justizminister *widerru*

werden. Ist die Probezeit abgelaufen, ein sicheres Urtheil über die sittliche Haltung des Verurtheilten aber noch nicht zu gewinnen, so kann ausnahmsweise eine Verlängerung der Strafaussetzung bewilligt werden.

Der offiziöse Commentar betonte schon seinerseits, daß die im Vorstehenden dargestellte Neuerung die praktische Durchführung des Grundgedankens der „bedingten Verurtheilung" bezwecke, hob aber zugleich die folgenden wesentlichen Unterschiede und Einschränkungen hervor: 1. Die Entscheidung über Aussetzung und Erlaß der Strafe ist nicht den Gerichten übertragen, sondern erfolgt im Wege der allerhöchsten Gnade und in allen Fällen auf Grund einer von der Centralstelle vorgenommenen Prüfung. 2. Der schließliche Erlaß der Strafe ist nicht von dem Ausbleiben einer weiteren Bestrafung innerhalb einer bestimmten Zeit, sondern von guter Führung des Verurtheilten während dieser Zeit abhängig gemacht. 3. Die Einrichtung ist in der Hauptsache auf jugendliche Verurtheilte, außerdem aber jedenfalls auf leichtere Straffälle und der Gnade nicht unwürdige Personen beschränkt.

Trotz dieser Einschränkungen kann man den auf die Initiative des Justizministers Schönstedt zurückzuführenden Erlaß nur begrüßen. Es ist doch wieder etwas Leben und Bewegung in das preußische Justizministerium eingekehrt; man verschließt sich doch nicht mehr vollständig den Reformgedanken auf dem Gebiete der Strafrechtspflege. Schönstedt's Vorgänger v. Schelling war, obwohl der Sohn eines berühmten schwäbischen Philosophen, ein richtiger preußischer Bureaukrat mit dem obersten Grundsatze: Nil innovetur! Als er im Jahre 1890 von den Präsidenten der Oberlandesgerichte und den Oberstaatsanwälten Preußens Gutachten über die bedingte Verurtheilung einforderte, waren die Fragen so formulirt, daß der Hallenser Strafrechtslehrer v. Liszt daraus die Absicht, Aeußerungen zu Ungunsten jener Einrichtung zu erhalten, herauslas. Minister

Schönstedt nahm schon in der vorigen Session des preußischen Landtages eine andere Stellung ein. Auf eine Interpellation des Abgeordneten Roeren erklärte er, daß er der „bedingten Verurtheilung" „keineswegs grundsätzlich ablehnend" gegenüberstehe und es nicht für ausgeschlossen erachte, derselben hinsichtlich der jugendlichen Delinquenten näher zu treten. Der Justizminister hatte allerdings noch zahlreiche Bedenken im Einzelnen und hielt insbesondere die in Belgien gemachten Erfahrungen nicht für ausreichend.

Weniger entgegenkommend äußerte sich im Grunde der Staatssecretär des Reichsjustizamtes Dr. Nieberding, als der Abgeordnete Gröber die Frage auch im deutschen Reichstage anschnitt. Herr Nieberding machte dilatorische Einreden und sagte die Veranstaltung einer Umfrage über die in den Nachbarländern gemachten Erfahrungen zu. Diese Erfahrungen sind nun aber, insbesondere für Belgien, schon bestens verbrieft. Jedes Jahr erscheint dort ein amtlicher Rechenschaftsbericht über die Ausführung des Gesetzes vom 31. Mai 1888. Im November dieses Jahres erschien der sechste dieser Berichte, die fast alle gleichmäßig günstig lauten; die Zahl der Rückfälligen unter den bedingt Verurtheilten hat in keinem Jahr 3% erreicht, während die Zahl der Rückfälligen überhaupt im Deutschen Reiche 30% längst übersteigt.

Gerade nach den Verhandlungen in den parlamentarischen Körperschaften, wo die überwiegende Sympathie für die Einrichtung der bedingten Verurtheilung unzweideutig hervortrat, sprach sich die öffentliche Meinung in Deutschland immer entschiedener zu deren Gunsten aus. In diesem Sinne nahm, mit einigen Vorbehalten bezüglich der Ausgestaltung des Gesetzes im Einzelnen, in ihrer ersten Oktober-Sitzung auch die Kölner Juristische Vereinigung — eine Vereinigung von Richtern, Staatsanwälten, Rechtsanwälten und Notaren — Stellung, nachdem anschließend an einen Vortrag des Rechtsanwalt Julius Bachem zwischen diesem und Oberlandesgerichtsrath Roeren einerseits und



Oberstaatsanwalt Hamm anderseits eine interessante Auseinandersetzung stattgefunden hatte.

Es entspricht der preußischen Vorliebe für die „Regelung auf dem Verwaltungswege" daß auch in der Frage der Aussetzung der Strafvollstreckung das Ermessen des Justizministers an die Stelle des Richterspruchs gesetzt ist. Man glaubt in Preußen der Verwaltung nie genug die Hand stärken zu können. Zu dieser Erwägung tritt dann noch hinzu, daß man in der bedingten Verurtheilung nach belgischem und französischem Muster eine Verkümmerung des königlichen Begnadigungsrechtes erblickt. Dieser letztere Einwand spielte ja auch schon in der belgischen zweiten Kammer bei der Berathung des Gesetzes vom 31. Mai 1888 eine Rolle. Aber der Vater des belgischen Gesetzes, der ausgezeichnete Justizminister Le Jeune, der während seiner Amtsthätigkeit eine so fruchtbare gesetzgeberische Initiative entwickelt hat und heute wieder als Mitglied des Senates entwickelt, trat demselben in wirksamster Weise entgegen, indem er u. a. bemerkte:

„Das Begnadigungsrecht bleibt gänzlich unverletzt, und es erlangt den Glanz wieder, mit welchem die Verfassung dasselbe umgeben hat, indem sie daraus ein Vorrecht und einen Schmuck der Krone machte. Die königliche Milde, welche nicht bedingungsweise unter gleichzeitigen Drohungen walten kann, wird nicht mehr mit den Maßnahmen der Staatsjustiz und der Strafverwaltung vermischt werden. Sie wird nicht mehr der Gefahr ausgesetzt sein, sich in tausenden und abertausenden Entscheidungen zu verirren, deren naturgemäß unwiderruflicher Charakter nur zu oft beklagenswerthe Irrthümer unwiderruflich macht. Das Begnadigungsrecht muß heute die bedingte Verurtheilung ersetzen, weil es hier um ein unabweisbares Bedürfniß sich handelt. Die Verurtheilungen zu den Strafen, welche die bedingte Verurtheilung des Gesetzentwurfes im Auge hat, führen gegenwärtig zu einer ungeheuer großen Zahl von Gnadenakten; nur können diese Gnadenakte nicht bedingt sein. Dieselben werden bewilligt, ohne daß die Regierung in der

Lage ist, zu prüfen, bis zu welchem Grade diejenigen, denen sie zu Theil werden, derselben würdig sind. Da, wo heute die Gnade im Dunkeln waltet, wird in Zukunft der Richter auf Grund der Verhandlungen, die sich vor ihm abgespielt haben, in klarer Erkenntniß entscheiden."

Und auf Grund seiner eigenen Erfahrungen als Justizminister fügte Herr Le Jeune hinzu:

„Der Gedanke, welcher mich zur Einbringung dieses Gesetzentwurfs geführt hat, ist in mir entstanden seit der Zeit, da ich als Justizminister berufen war, über Tausende von Gnadengesuchen zu befinden, welche fast alle von Armen ausgingen, und welche mir das herzzerreißende Schauspiel von Familienvätern und Familienmüttern darboten, für die das Gefängniß unauslöschliche Schmach, Noth und Hunger am häuslichen Herd, den endgültigen Untergang ihrer Kinder bedeutete. Ich kann der Kammer versichern, und ich würde glauben, meine Pflicht als Justizminister zu verletzen, wenn ich anders handelte, daß ich kein einziges Gnadengesuch aufmerksamer persönlicher Prüfung für unwürdig halte. Und so kam mir der Gedanke, den Kammern die Einführung der bedingten Verurtheilungen vorzuschlagen. Ich konnte nicht fortfahren, im Dunkeln zu tasten, unter dem Drucke all des unverdienten Unheils, welches ich nicht verhinderte. Ich konnte mir nicht die Akten über alle Verurtheilungen vorlegen lassen und in denselben die nöthige Aufklärung suchen, um diejenigen, für welche das Gesetz nicht unbeugsam genug sein kann, von denjenigen zu unterscheiden, für welche die Gefängnißstrafe eine unnütze Qual und eine auch für die bürgerliche Gesellschaft verhängnißvolle Herabwürdigung bedeutet. Ich sage nicht, daß diese Fälle schwierig zu unterscheiden seien; allein immerhin muß man sich Klarheit verschaffen. Der Richter wird dieselben besser zu erkennen vermögen."

Von den Gegnern des Instituts der bedingten Verurtheilung wurde stets mit besonderem Nachdruck der Einwand geltend gemacht, daß dieselbe parteiisch gehandhabt, daß die Wohlthat der Strafaussetzung wohl vorzugsweise den social besser gestellten Gesellschaftsklassen zu Gute kommen

erde — ein Bedenken, welches sich, beiläufig bemerkt, sher in Belgien, Frankreich und England in keiner Weise s berechtigt erwiesen hat. Es liegt aber auf der Hand, ß die Besorgniß parteiischer Handhabung in der Be- lkerung viel eher Platz greifen kann und wird, wenn an e Stelle des auf Grund öffentlicher Verhandlung und ter dem beständigen Drucke der Oeffentlichkeit urtheilenden ichters, die auf Grund der Akten ihre Entschließungen ssende Verwaltungsbehörde und das in seiner Anwendung rchaus freie Begnadigungsrecht der Krone tritt. In seiner s Vereinsschrift der Görresgesellschaft im vorigen Jahre schienenen und damals in den Histor.-polit. Blättern be- rochenen Veröffentlichung über die bedingte Verurtheilung eist auch Rechtsanwalt Julius Bachem darauf hin, daß e Gnade aus Gründen der Zweckmäßigkeit geübt werden nn, welche außerhalb des Rechtsgedankens liegen, z. B. politischen Interesse, aus Courtoisie gegen fremde Staaten ur Gewinnung der Gemüther für die großen Gedanken r Regierungspolitik", wie Professor Seuffert sich ausdrückt, n „der Politik auf Kosten des Rechts zum Siege zu rhelfen", wie Professor v. Liszt sagt, um etwa verdienst- llen Angehörigen des Thäters eine Anerkennung, eine evorzugung zu gewähren, kurz aus Gründen oder zu wecken, welche mit der Person des Thäters nichts zu thun haben brauchen. Dagegen ist in Belgien, Frankreich ꝛc. r Richter in der Anwendung der bedingten Verurtheilung ganz bestimmte, aus der Idee des Gesetzes sich ergebende rausſetzungen gebunden, und er hat diese Voraussetzungen dem die bedingte Verurtheilung aussprechenden Erkennt- sse anzuführen.

Aber auch abgesehen von den grundsätzlichen Bedenken gen den jetzt in Preußen beschrittenen Weg drängen sich aktische Gesichtspunkte auf, welche denselben als uernd nicht gangbar erscheinen lassen. In dieser Be- hung betont insbesondere die Berliner National Zeitung:

Auf die Dauer müßten die jedesmalige Ertheilung
Ermächtigung zum Strafaufschub, die Nachforschungen
die Berichterstattung über das fernere Verhalten der
treffenden Personen, die spätere Begnadigung — zu ei
unendlichen Schreiberei Anlaß geben; dazu kom
daß mit dieser Art Aussetzung der Strafvollstreckung ei
Beaufsichtigung verbunden sei, die von der Stellung un
Polizeiaufsicht sich wenig unterscheiden dürfte. Da schei
doch das anderwärts bei der „bedingten Verurtheilun
beobachtete Verfahren bei weitem den Vorzug zu verdiene
die sofortige Entscheidung des Gerichts über die Au
setzung der Strafe je nach dem Eindruck, den der erstmal
Verurtheilte auf dasselbe machte, und die endgültige Nich
vollstreckung, falls er sich innerhalb eines angemessen
Zeitraums nicht einer neuen strafbaren Handlung von Be
lang schuldig gemacht hatte. Man scheine dieses System z
mechanisch, zu schablonenhaft zu finden; aber um ein besser
Ergebniß von zahllosen amtlichen Gutachten, Nachforschung
und Berichten, vollends in einem großen Staate, zu e
warten, müßte man ein erstaunliches Vertrauen zu be
bureaukratischen Apparat haben.

Unter diesen Umständen ist es durchaus begreiflich, d
alle politischen Blätter, welche sich bisher mit dem preußisch
Erlaß über die Aussetzung der Strafvollstreckung beschäftig
haben, zwar den Erlaß, insoweit derselbe den Zweck d
bedingten Verurtheilung als einer berechtigten anerkennt u
einen Versuch macht, denselben zu erreichen, mit Genu
thuung begrüßen, im Uebrigen aber den Erlaß nur a
„Probe“, als „vorläufige Maßregel“, als „entwickelung
fähige Anordnung“, keineswegs aber als „dauernde E
richtung“ gelten lassen. Wir glauben, daß der Erlaß
nicht gedacht ist, daß derselbe vielmehr auch bestimmt
der auf gesetzliche Einführung der bedingten Verurtheilu
gerichteten Bewegung Einhalt zu gebieten, aber wir hoff
daß die nun auch in Preußen ausgesprochene Anerkennu

des Grundgedankens der bedingten Verurtheilung naturnothwendig auf eine gesetzgeberische Ausgestaltung desselben hinwirken wird, wie sie in den Nachbarländern sich bereits eingelebt und bewährt hat. Wir hoffen das um so mehr, als die an die Oberstaatsanwaltschaften gerichtete ministerielle Instruktion über die Handhabung des königlichen Erlasses eine sehr ausgiebige Anwendung der Aussetzung des Strafvollzuges ins Auge faßt, die praktischen Schwierigkeiten auf dem jetzt betretenen Wege daher sehr bald in empfindlicher Weise sich geltend machen dürften.

---

## LXXVIII.

## Die preußischen Conservativen und die protestantischen Christlich-Socialen.

Anfang Dezember 1895.

Seit vier Wochen beschäftigt sich die Presse mit der Fehde der Conservativen gegen die christlich-socialen Pastoren, welche als die literarischen Führer und als die Agitatoren der (protestantischen) christlich-socialen Partei gelten. Der Fehdebrief der Conservativen, welchen die „Conservative Correspondenz“ am 25. Oktober (den Wortlaut s. S. 774 dieser Blätter) enthält, erhebt die denkbar schwersten Vorwürfe und Anklagen. Aufspüren und Verallgemeinern von socialen Mißständen, Darstellung derselben in möglichst schwarzen Farben, Umschmeicheln der Arbeiter, Erregung von Haß gegen die besitzenden und herrschenden Klassen, Agitation für ein einseitiges Coalitionsrecht der Arbeiter, um durch die Massen politische Macht zu gewinnen — Delicte genug, um einen schneidigen Staatsanwalt einige Monate zu be-

schäftigen. Vorläufig denuncirt die „Conservative Correspondenz“ die Pastoren Göhre, Naumann, Habermann, Kötzschke (Sangerhausen), Rhau (Kladow), Wagner (Pritzerbe) und Wittenberg (Liegnitz) nur bei dem preußischen Oberkirchenrath, dem sie sämmtlich unterstehen; in Bälde wird wohl auch der Staatsanwalt gegen die waghalsigen „Diener am Worte“ mobil gemacht werden.

In politischen Kreisen hat sowohl die Heftigkeit der Sprache in der „Conservativen Correspondenz“ wie die Wahl des Augenblicks der Fehdeansage Staunen erregt. Denn wenn es auch einmal zum Bruche mit der christlich-socialen Richtung in der conservativen Partei kommen mußte, so war doch der Zeitpunkt recht unglücklich gewählt. Noch sind die begreiflichen Erregungen nicht geschwunden, welche die Tragödie Hammerstein hervorgerufen, noch harren neue Enthüllungen seitens der Socialdemokraten, welche sich, wie es scheint, ihr Vergnügen, die Conservativen zu kränken, sparsam vertheilen wollen; noch gilt es, in ununterbrochener Agitation die Landbevölkerung für die agrarischen Ziele des „Bundes der Landwirthe“ zu begeistern oder, wie ein Herr von Puttkamer sich ausdrückt, „zu fanatisiren“, — was in aller Welt konnte unter solchen Umständen die Conservativen veranlassen, nun plötzlich das Tischtuch zwischen sich und einer, wenn auch kleinen, so doch rührigen, von ihnen sonst gerne benutzten Partei zu zerschneiden? Mag immerhin die literarische und agitatorische Thätigkeit der genannten Pastoren berechtigtes oder unberechtigtes Mißfallen erregt haben, hätte nicht die Nothwendigkeit des Zusammenschlusses aller Kräfte die Conservativen gerade jetzt abhalten sollen, die Christlich-Socialen von sich abzustoßen?

Doch in den leitenden Kreisen der Conservativen haben andere Erwägungen überwogen und andere Kräfte den Sieg errungen. Den Schlüssel zum Verständniß ihrer neuesten politischen Aktion bietet das Streben nach Bildung einer Mittelpartei, welche aus den Conservativen, den Frei

conservativen (Deutsche Reichspartei) und den Nationalliberalen bestehen soll. Der Gedanke stammt von den Nationalliberalen, die, ihrer politischen Bedeutungslosigkeit satt, nach einer Coalition sich sehnen, in welcher sie wiederum ihren Einfluß um so stärker geltend zu machen hoffen, als ihre politischen Anschauungen sich mit jenen der Freiconservativen fast decken. Nach dem Falle Hammersteins, der mit seinem Anhange die mittelparteilichen Neigungen lebhaft bekämpfte, glaubten die nationalliberalen Politiker ihre Pläne mit Erfolg betreiben zu können. Dazu gab ihnen der bekannte Brief des Hofpredigers Stöcker an Hammerstein, gegen welchen man sich in eine komische sittliche Entrüstung hinein heuchelte, neue Mittel in die Hand. Man gab die Parole der „reinlichen Scheidung" zwischen den Conservativen und dem Hofprediger und dessen Anhang aus und stellte sie als Vorbedingung der Einleitung zu einer mittelparteilichen Coalition hin. In conservativen Kreisen wechselten die Chancen Stöckers: während Manche in seinem Briefe eine unverzeihliche Verletzung der Loyalität gegen den Fürsten Bismarck und gegen die Krone erblickten, gedachten Viele der zweifellosen Verdienste des Hofpredigers. Stöcker selbst mühte sich ab mit Wort und Feder, seine Loyalität zu beweisen und zu betheuern. Selbst die Krone wurde in diese widerliche Hetze hineingezogen. Ein um vieles gefährlicherer und mächtigerer Feind Stöckers und der Christlich-Socialen ist aber Frhr. von Stumm. Zu einer Zeit schon, in welcher die Thätigkeit der christlich-socialen Partei noch weniger bekannt und beachtet war, protestirte er im Reichstage gegen die den Arbeiterstand angeblich verhetzenden Pastoren à la Naumann und bezeichnete sie wiederholt als die Förderer der socialdemokratischen Bewegung. Einer derselben, Hermann Kötzschke, versuchte in einem „Offenen Briefe an den Frhrn. von Stumm und seine Genossen" (Leipzig, Reinhold Werther) die Angriffe zu widerlegen und charakterisirte hiebei die Praxis des Frhrn. von Stumm

in scharfen Wendungen. Schärfer noch führte Nauman in der „Hilfe“, einem in Frankfurt a. M. erscheinend socialpolitischen Wochenblatte, seine Vertheidigung. Wer d persönlichen und politischen Einfluß des Frhrn. von Stum kennt, wird nicht darüber erstaunt sein, daß es nun gelung ist, die Conservativen zu dem schroffen Absagebrief gege die Christlich-Socialen zu bestimmen.

So wären denn die Conservativen von den social Pastoren befreit; aber Stöcker ist ihnen zum Verder seiner nationalliberalen Feinde geblieben. Mit glatte Wendung und freundlichem Complimente schüttelt er sein „jungen“ Freunde ab und sucht er unter Verbeugungen nach allen Seiten eine Mittelstellung zwischen diesen und ihren conservativen Richtern zu gewinnen. „Wir Christlich Socialen“, erklärt er in der Vorrede zu der vor Kurzem erschienenen Broschüre: „Dreizehn Jahre Hofprediger und Politiker“, „die wir unter der alten Fahne stehen bleiben die Alten; was wir erstreben, ist noch immer die Sammlung der Gesinnungsgenossen aus allen Ständen und Schichten des Volkes . . . Unsere „Jungen“ denken anders; sie meinen, daß sie den Classenkampf gegen die anderen Stände führen müssen. Dazu geben sie die Losungsworte aus, die verwegen klingen, und rufen: „Die Stunde des Großgrundbesitzers hat geschlagen!“ „Das Land den Massen!“ Wir freuen uns der Sympathie für den kleinen Mann, die ihr Thun beseelt, aber fürchten davon doch große Gefahr. Wir glauben, daß Christen, zumal berufene Geistliche, sich mit einem einzelnen Stande nicht identificiren können, ohne den Gedanken der Kindschaft Gottes und der Bruderschaft Christi untreu zu werden. Gewiß wollen auch wir der Arbeiterbewegung ihr Recht schaffen; sie wird das Ende unseres Jahrhunderts und die Zeit danach beherrschen. Aber wir können dieselbe doch nur einordnen in die anderen Bewegungen, die auch Recht haben, bi

Mittelstands-, die Handwerker-, die Agrarbewegung . . . Das Bahnbrechen ist immer schwer. Gewiß haben wir Anfänger in manchem gefehlt; in der socialen Idee sind wir schnell, in der socialen Arbeit zu langsam gewesen, in der volksthümlichen Agitation haben wir leidenschaftlich geredet und in der brüderlichen Liebe nicht brennend genug gehandelt. Vielleicht sind unsere Nachfolger besser, tüchtiger, glücklicher als wir, und erreichen das Ziel, das wir nur erstrebt haben."

Der Führer der „Alten" wird mit seiner Erklärung keine der beiden Seiten zufrieden stellen. Die „Jungen" nicht, weil er ihre Uebertreibungen und ihren Kampf gegen den Großgrundbesitz mißbilligt, die „Conservative Correspondenz" nicht, weil er ihre „starken Unrichtigkeiten", die Leugnung wohlmeinender Absichten bei den gemaßregelten Pastoren und die Anrufung der Kirchenbehörde tadelt. Die Pastoren selbst haben, wie begreiflich, sofort gegen die „Verunglimpfungen" laut protestirt; am schärfsten Naumann in Frankfurt a. M., welcher den linken Flügel der Angeschuldigten bildet und mit einem Fuße bereits im socialistischen Lager steht. Er schreibt u. A. in seiner „Hilfe":

„Nun zu — der Streit geht los! Ihr habt es gewollt. Ihr habt mehr Macht, wir haben mehr Wahrheit! Ihr habt mehr Parteikniffe und politische Erfahrung, wir haben mehr ehrliche Begeisterung; ihr habt viel zu verlieren und wir haben viel zu gewinnen; ihr wollt herrschen, und wir wollen helfen. Das Ganze macht uns den Eindruck der einfachen Heuchelei. Man denke doch: die Conservativen, diese Engel von Geduld, diese zufriedensten aller zufriedenen Menschen, diese von allen begehrlichen Klasseninteressen himmelweit entfernten ruhigen Leute können natürlich auch nicht begreifen, wodurch andere Menschen unzufrieden werden. Die Kämpfer gegen den Handelsvertrag finden es unerhört, wenn auch der Arbeitsvertrag der Gesindeordnung angerührt wird. Die Darsteller der Nöthe der leidenden Landwirthschaft wollen keine Darstellung der Nöthe der Arbeiterschaft lesen. Die

geistigen Väter des Umsturz-Gesetzes beschweren sich, wen
auch gegen sie die politischen Kanonen geladen werden. Di
Partei, welche besonders im letzten Winter den „Frieden“ de
verschiedenen Volkstheile in sehr eigenartiger Weise geförde
hat, beklagt sich über Friedensstörung. Den Höhepunkt er
reicht aber die conservative Leistung da, wo es heißt, da
wir der staatlichen Autorität Hohn sprechen. Mein
Herren, das glaubt kein einziger von Ihnen! . . . Oder sin
etwa Sie die staatliche Autorität? . . . So lange die Bru
Hammerstein's noch über Ihnen schweben, haben Sie al
Ursache, den Vorwurf des Hohnsprechens der Autorität nic
gegen Leute zu erheben, deren Königstreue rein und ohne jede
Zweifel dasteht.“

Aber auch in Kreisen, welche nicht der christlich-sociale
Richtung Naumann'scher Färbung angehören, hat das Vor
gehen der „Conservativen Correspondenz“ Mißfallen erregt
Selbst das „Deutsche Adelsblatt“, das über jeden Ver
dacht einer Abneigung gegen den Grundbesitz erhaben ist,
hält die Aeußerungen des conservativen Organs für gehässig
und die Verurtheilung der socialen Politik jener junge
Geistlichen in Pausch und Bogen für verfehlt. Der „Pommersch
Pfarrverein“ (Stettin) protestirt in einer langen Erklärung
gegen den Versuch einer Beschränkung der pastoralen Thätig
keit der evangelischen Geistlichen. So wird von viele
Seiten der conservativen Parteileitung klar gemacht, daß si
mit der schroffen Absage einen großen taktischen Fehler be
gangen haben. Ob der demnächst tagende Elferausschu
der conservativen Partei im Stande sein wird, die Au
regung zu besänftigen, bleibt abzuwarten. Man wird si
wohl inzwischen klar gemacht haben, daß es nicht angäng
ist, eine Richtung, welche verschiedene Nuancen hat, i
Pausch und Bogen zu verdammen. Denn die christlich
sociale Partei erfreut sich zwar eines gemeinsamen Programme
aber bei der Allgemeinheit und Deutungsfähigkeit desselbe
war es nur zu natürlich, daß sich Gruppen bildeten, welch
die Aufgaben der Partei verschieden auffassen und sich

Wege und in der Gangart unterscheiden. Neuerdings hat die „Conservative Correspondenz" auch distinguirt und sich wenn auch mit einigem Vorbehalt das Urtheil eines Herrn A. Röder, eines süddeutschen Mitarbeiters der „Kreuzzeitung" zu eigen gemacht, welcher die tiefgehenden prinzipiellen Differenzen zwischen den einzelnen Gruppen scharf und wohl zu schroff hervorhebt. Die äußerste Linke, die Partei des „Volk" träume von einer wirthschaftlichen Verfassung, in welcher Niemand mehr wie 5000 Mark und Niemand weniger wie 1000 Mark Einnahme habe; die Kötzschke und Naumann wollen die industriellen Produktionsmittel dem Staate und das „Land den Massen" geben; die Stöcker und Weber hätten eigentlich nur das deutsch-conservative Programm mit besonderer Betonung der socialen Fragen. Das „Volk" und die „Hilfe", die Organe der ersten beiden Gruppen seien längst schon die Vertreter von Richtungen, die weder conservative Grundsätze hegen, noch die staatliche Autorität stützen; sie seien vielmehr demokratisch und socialistisch. Man wird kaum irren, wenn man diese Ausführungen als Vorläufer der officiellen Entscheidung auffaßt, die demnach das von Stöcker begründete „Volk" und die Naumann'sche Richtung abschüttelt, dagegen Stöcker mit seinen zahmeren Socialen auch fernerhin ausnützen zu wollen erklärt. Die für die Häupter der Conservativen von dem „Adelsblatt" erbetenen Tropfen „socialen Oeles" werden der entscheidenden Versammlung voraussichtlich fehlen.[1])

Den Hauptanstoß bildet die Behandlung der Landarbeiterfrage seitens einiger dieser gemaßregelten Pastoren. Es kommen dabei besonders die Pastoren Rauh (Kladow), Wagner (Pritzerbe) und Wittenberg (Liegnitz) in Betracht. Pastor Wittenberg, der in Liegnitz als Vereinsgeistlicher

1) Das ist inzwischen eingetroffen: der Elferausschuß hat am 2. d. Mts. sich weder für noch gegen Stöcker erklärt, dagegen hat Stöcker öffentlich die Vertretung des „Volk" abgelehnt.

der inneren Mission fungirt und wegen seiner social-po tischen Thätigkeit jüngst als erstes Opfer des conservati Anathems aus seiner Stellung entlassen wurde, hat schon v einigen Jahren die „Lage der ländlichen Arbeiter in Neuvo pommern und Rügen" in einer besonderen Schrift (Leipzi Werther) behandelt und darin eine Menge Daten vorgeleg welche berechtigtes Erstaunen erregen müssen. Neuerdings leg er in dem Aufsatze: „Die Landarbeiter im ostelbischen Deutsch land" (bei Weber, Geschichte der sittlich religiösen un socialen Entwicklung Deutschlands in den letzten 35 Jahren Gütersloh, Bertelsmann 1895 S. 313–334) seine An schauungen über die Besserung der Lage der Landarbeiter da Der Aufsatz gibt in seinen prägnanten Ausführungen mi seiner oft kühnen Sprache einen so klaren Einblick in de Ideengang und in die Bestrebungen dieser agrarischen Reformer daß es sich verlohnt, ihn kurz zu skizziren.

Die Aufhebung der Hörigkeit (1807) hat den Land arbeiter persönlich frei gemacht; aber sie machte ih zugleich wirthschaftlich unfrei und schuf ein ländliche Arbeiterproletariat. „Durch die Gemeinheits theilungsordnung vom Jahre 1821 wurde das letzt Band, welches den Landarbeiter noch mit seiner heimathliche Scholle verknüpfte, zerrissen, wurde ihm sein Antheil a der Allmende (Gemeindeland) geraubt, und endlich nahm man dem Landarbeiter auch noch den letzten Rest, das Rech des Krautens und Aehrenlesens". „Der Landarbeiter, de früher mit allen Fasern seines Herzens an der Schol hing, war nun innerlich so gründlich von ihr losgelöst, da er frei wie der Vogel auf dem Dache sitzt, am allzufre Fluge nur gehindert durch etliche gesetzliche Beschränkunge der Freizügigkeit." Es kam nun auch die Freizügigke (1867); wenn diese auch nicht die Ursache der Wanderung der Landarbeiter nach den Städten und nach Gegenden m höheren Löhnen war, so erleichterte sie doch diese g waltige Bewegung. Die Ursache lag und liegt in den w

friedigenden Verhältnissen der ländlichen Arbeiter. Der
tzte Halt für ihn schwand mit der beinahe völligen Be-
itigung des Naturallohnes und der fast ausschließ-
chen Einführung des Geldlohnes. Bis in den Anfang
r sechsziger Jahre überwog noch der Naturallohn; der
rbeiter erhielt ein Stück Land zur Bebauung; er konnte
ne Kuh, Schweine, Gänse halten, er baute den Bedarf
n Getreide, Kartoffeln, Flachs und war mit seinen per-
nlichen Interessen an seinen Herrn gebunden. Mit dem
Wegfall des Deputatackers wurde dieses Band zerrissen.
ndlich kam noch dazu, daß die Verwendung der Dampf-
aft Arbeiter im Winter erübrigte und viele brodlos hinaus-
ieb, während in der Ernte Arbeitermangel herrschte. Los-
löst von der Scholle, heimathslos wandert der Arbeiter
rthin, wo er den höchsten Lohn erhofft. Daher die
achsengängerei, die sich zu einer wahren Völker-
anderung im Frühjahr und Herbste ausgebildet hat, und
e nur durch Erhöhung des Lohnes und durch bessere
ehandlung der Arbeiter eingeschränkt werden kann. Der
ndarbeiter führt auch in der engeren Heimath ein Nomaden-
eben. Damit er den Unterstützungswohnsitz im Guts-
zirke nicht erwerbe, läßt man ihn mit seiner Familie nie
ei Jahre an demselben Orte wohnen und arbeiten.
Heimathlos, heimathlos bis in die letzten Consequenzen!
as ist der Fluch, der auf ihm lastet, und das ohne
ine Schuld."

„Ueberall finden wir die Klage, daß der Landarbeiter
- Pastor Wittenberg hat seine Erfahrungen in protestantischen
egenden gesammelt — sittlich-religiös auf einer
edrigen Stufe stehe." Das häusliche Leben liegt im
rgen; die Wohnungen sind meist beschränkt und schlecht;
e Frau muß mitverdienen und zwar außer dem Hause;
enso die Kinder, sobald sie die Kräfte dazu besitzen. Der
onntag wird entheiligt. „Ein Amtsvorsteher gibt dem
deren die Erlaubniß und vice versa." Im Sommer beträgt

die Arbeitszeit bis 14 Stunden „Erst ist dem Arbeiter da
Heimathsgefühl ausgetrieben, dann in der Verkoppelun
der Gemeinde der Anger, der Gemeindeplatz, entzogen un
allmählig die Arbeitszeit so gesteigert, daß alle Lust z
edlerer Erholung verloren geht, da dürfen wir zum Schlu
nicht fragen: „lieber Arbeiter, warum bist du denn de
Guten, Wahren, Schönen so abhold?“

„Er kennt einen anderen Sorgenbecher, den Brann
wein, den er ja nicht selten mit bereiten hilft. Wir müßte
uns eigentlich wundern, daß der Trunk in unserem ländliche
Arbeiterstande nicht noch tiefer eingerissen ist, als es de
Fall ist. Allerdings weiß ich wohl, daß es mehr den
genug ist.“ Das Schlimmste am ostelbischen Landarbeite
aber ist die Unehrlichkeit. In Allem, was zu land
wirthschaftlichen Naturalien und kleinem Wirthschaftsinventa
gehört, ist er „praktisch der reinste Communist
„Wo es sich um Baargeld und dergleichen handelt, da wei
der Arbeiter sehr wohl, was stehlen heißt; aber in Bezu
auf Wirthschaftserzeugnisse ist es ihm nun einmal nicht be
zubringen. Aber wie ist das möglich? Eine Gegenfrage
Man hat dem Arbeiter seit Aufhebung der Leibeigensch
genommen: den Grundbesitz, den er seit Jahrhunderten a
Lehen innehatte, die wirthschaftliche Freiheit, den Antheil a
Gemeindeland, das Recht des Krautens und Aehrenlesen
man hat ihm das alles genommen gegen Entschädigunge
die vielfach schlimmer als gar keine waren, weil sie bei Li
betrachtet ein Hohn waren. Und siehe oben: man ble
dabei und man beruhigt sein Gewissen damit: das ist k
Unrecht! Wie ist das möglich? . . . Die Neigung zu
Stehlen ist dem Landarbeiter anerzogen, sie ist ein
historisches. Von oben in frühern Zeiten Be
raubung des Arbeiters, von unten heut sei
Antwort: der Diebstahl. Der Raub, allerdin
auf Grund von Gesetzen, die diejenigen, welche ihn ausführ
wollten, entweder selbst gemacht oder inspirirt hatten, b

Diebstahl ungesetzlich. Was schlechter ist, wohlgemerkt, wenn es gilt, nicht die individuelle, sondern die Standessünde abzuwägen, das mag jeder nach seinem Gewissen entscheiden. Wenn die Landwirthe sich heute in so schlechter wirthschaftlicher Lage befinden, so mögen sie sich fragen, ob sie nicht vielleicht die Sünden ihrer Väter mit abbüßen. Jene haben dem Landarbeiter die wirthschaftliche Selbständigkeit entzogen, nun kommen ihre eigenen Kinder an die Reihe, ein furchtbares Gottesgericht."

Der Lohn des Landarbeiters ist so bemessen, daß er — den Gewinn aus Diebstahl eingerechnet — gerade auskommen kann. In der Wohnungsfrage hat sich eine kleine Wendung zum Bessern bemerklich gemacht, leider noch nicht so stark, daß sie einen erheblichen Einfluß auf die Sittlichkeit ausübte. Ungenügende Wohnungen, Hofgängerthum (Schlafgäste), Mangel an Zucht und Aufsicht tragen dazu bei, die Unsittlichkeit zu fördern. Gebessert hat sich hie und da die Lage der Arbeiter durch den Einfluß und die Fürsprache der Geistlichkeit. Dauernd bessern und heben läßt sie sich aber nur durch Ansäßigmachung derselben. Es ist ein Heimstättengesetz zu erlassen und der Staat muß den Arbeitern, die sich ansäßig machen wollen, billige amortisirbare Darlehen bieten. Hat man Geld für Gewehre und Kriegsschiffe, so muß sich auch Geld für diesen Zweck schaffen lassen. Geschieht dies nicht, so fällt der Landarbeiter socialistischer Agitation zu. „Ja, wenn er nur irgendwo guten Willen sähe; aber der Bundesrath will nicht einmal ein Heimstättengesetz und der Großgrundbesitzer, statt aus eigener Initiative den Landarbeiter anzusiedeln, proletarisirt ihn vielmehr, indem er die kleinen Häuslerstellen, die an sein Gut stoßen, aufkauft, um sich zu arrondiren. Das fördert aber auch den Umsturz unter den gegenwärtigen Verhältnissen, und man hätte dort ebenso Ursache, Gesetze zu erlassen, wie gegen die Socialdemokraten."

Die Ziele, welche der agrarische Reformator hier stell sind gewiß erstrebenswerth. Denn nichts könnte der socia istischen Agitation auf dem Lande wirksamer begegnen a die Vermehrung des kleinen und kleinsten Grundbesitze Das sollte man nachgerade aus den Aeußerungen der socia demokratischen Agitatoren lernen. Die Liebe zum eigen Häuschen, auch wenn es noch so ärmlich ist, und die An hänglichkeit an die eigene Scholle, so klein sie auch sei, sin stärkere Bollwerke gegen die socialistische Fluth, wie tausen donnernde Reden und Dutzende von harten Gesetzen. Auc darin muß man den Ausführungen des Pastors zustimmen daß die heutigen traurigen Verhältnisse Resultate der u glücklichen Agrargesetzgebung in Norddeutschland sind. Di innere Wanderung der Arbeiter ist erstaunlich gro sie wird erzwungen auch von den Großgrundbesitzern welche die Erwerbung des Unterstützungswohnsitzes seitens de Arbeiterfamilien verhindern wollen. Es sind mir auch Fäll bekannt, in welchen katholischen Arbeitern mit Kündigun der Arbeit gedroht wurde, damit die Besitzer nicht genöthig seien, einen kleinen Beitrag zu den Kosten der Ertheilun des katholischen Religionsunterrichtes leiste zu müssen. Die katholischen Pfarrer in überwiegend protestant ischen Bezirken wissen davon zu erzählen. Es ist daru zu begrüßen, daß die vielleicht allzulang verheimlichten od beschönigten Schäden mit männlicher Offenheit dargele werden. Denn die Erkenntniß ist der Anfang zur Besserun Aber unzulässig erscheint es mir, wenn die heutige Generatio der Besitzenden moralisch für die angeblichen Sünden d Väter verantwortlich gemacht und dem Landarbeiter gewisse maßen die Freiheit des Diebstahls vindicirt wird, weil sei Voreltern durch gesetzliche Maßnahmen geschädigt word seien. Wenn die Theorie von dem „Gottesgericht" unt den Landarbeitern bekannt wird, mag der Pastor Wittenbe zusehen, wie er die Begehrlichkeit seiner Freunde befriedig kann. Das Volk distinguirt nicht zwischen persönlicher u

andesschuld, es setzt die graue Theorie gar schnell in
ntige Praxis um und hält sich für die Vollstreckerin eines
Gottesgerichtes", wie einst die Bauern des Thomas Münzer.
Ehe die agrarischen Ziele der socialpolitischen Pastoren
reicht werden, wird noch geraume Zeit vergehen; sicher
hr, wie die 10 oder 20 Jahre, nach welchen Pastor
ittenberg die Umwälzung — sei es die friedliche oder die
waltsame — ankündigt. Indessen wird es die Aufgabe
er Freunde der ländlichen Arbeiter sein, deren sociale
d moralische Lage zu bessern. In letzterer Be-
hung haben die Christlich-Socialen durch ihre Ermitt-
ngen über den sittlichen Zustand der Landarbeiter
achtenswerthe Fingerzeige gegeben. Einer der gemaß-
gelten Pastoren, Wagner (Pritzerbe), hat die Resultate
ser Ermittlungen in einer Schrift: „Die Sittlichkeit
f dem Lande" vor kurzem publicirt (Berlin, Verlag der
utschen Sittlichkeitsvereine, und Leipzig, Werther). Da die
ittheilungen auf Berichten der protestantischen
storen beruhen, betreffen sie lediglich, wie ich ausdrücklich
rvorhebe, protestantische Bezirke. Die interessante
hrift behandelt die Sittlichkeit der Kinder im Hause und
der Schule, der heranwachsenden Jugend, der Eheleute,
d liefert eine wahrhaft erdrückende Masse von Belegen
r den niederen Stand der sittlichen Begriffe und Ver-
ltnisse auf dem Lande. Es ist unmöglich, in diesen Blättern
bitteren Klagen und deren Begründung zu wiederholen. Die
limmen Wohnungsverhältnisse ersticken in dem heran-
achsenden Kinde schon das Schamgefühl; sie sind ebenso
aurig, wie in den Industriecentren und fast noch schlimmer,
il Niemand auf Besserung drängt. Pastor Wagner ruft
rum die Hilfe des Staates an und fordert — zum
hrecken der Agrarier — staatliche Wohnungsinspektoren
r das Land. Aus dem Confirmanden-Unterrichte
ilt er mit: „Nicht selten wird auch die Bibel als Codex
r Belehrung über geschlechtliche Dinge benützt, indem ein

Kind das andere auf die betreffenden Stellen aufmerksa macht. Schon aus diesem Grunde habe ich Be denken gegen den Gebrauch der Vollbibel in de Schule.“ Es hat freilich lange gedauert und hat schlimm kommen müssen, bis sich die Pastoren zu der katholi sirenden Anschauung über den Gebrauch der Bibel herau gearbeitet haben. Um die Jugend sittlich zu bewahren, wil man die Schule mit obligatorischem Religionsunterricht f Knaben und Mädchen bis zum 16. Jahre fortsetzen, — j Pastor Wagner schwärmt für den Bebel'schen Vorschlag die Drillung in der Schule bis zum 21. Jahre zu verlänger (S. 31—32) — ein Beweis, wie gering das Vertrauen auf die Stärkung der Jugend durch die religiösen Mitte der Kirche und wie vermessen die Hoffnungen auf die Schul sind. Die Schilderungen der sittlichen Zustände unter de jungen Volke, Gesinde und Bauern, Inspektoren, Herren, Knechte und Mägde sind wahrhaft erschreckend (S. 36 ff.). „Der Tag soll noch kommen“ — ruft Pastor Wittenberg — „an dem auf der Tagesordnung eines landwirthschaftlichen Vereines das Thema steht: „Wie erziehen wir unsere Leu zur Kirchlichkeit und Sittlichkeit?“ Von Seiten der Vor gesetzten wird nicht nur keine Zucht geübt, sondern oft gen die Unzucht durch eigenes schlechtes Beispiel und eige Verführung gefördert.[1]) Wesentlichen Vorschub zu unsit

1) Ueber das Verhalten vieler Herren und Beamten s. S. 52, w allen Ernstes von dem früheren exercitium iuris primae noct gesprochen wird. Möglich, daß man dasselbe in Pommer Brandenburg und Sachsen nach der Reformation eingeführt ha bestanden hat es in katholischen Zeiten und rechtlich nie, w Pastor Wagner sich aus der von ihm angezogenen Schrift de leider zu früh gestorbenen Oberlandesgerichtsrath Schmidt (Ju primae noctis. Freiburg, Herder 1881.) überzeugen kann. D Gewährsmann für die Uebung desselben „in rohen Zeiten“ ist d sächsische Landwirth Knauer (Die sociale Frage auf dem plat Lande.“ Berlin 1873. S. 13.)

jem Treiben der Jugend leisten die Tanzvergnügungen,
ren Beschränkung und Beaufsichtigung darum dringend
ordert wird. Mit großem Nachdruck betont die Schrift
schlimmen Folgen des Militärdienstes und die Excesse
Gelegenheit der Manöver und Truppenübungen (S 67 ff.).
e Belege, mit welchen die Berechtigung der Klagen erwiesen
rden, sind an dieser Stelle nicht anzuführen. Pastor
gner macht den Vorschlag einer Immediateingabe an den
iser . . . „Ich sollte meinen, wenn der oberste Kriegsherr
mal erführe, wie traurig es vielfach in ‚Seiner' Armee
t der Sittlichkeit bestellt ist, und wie gefährdet in moral-
jer und physischer Hinsicht gerade die ländliche Jugend
die die meisten Rekruten liefert, so würde der Befehl,
ch hier ‚gründliche Auskehr zu halten' nicht ausbleiben
d damit der Anfang zur Besserung kommen." [1]) Möge
Versuch glücken! Die Schrift beklagt endlich, daß in
zelnen Theilen Deutschlands (Thüringen, protestantischer
eil der Rheinprovinz) das Zweikindersystem unter der be-
nden bäuerlichen Bevölkerung Eingang finde (S. 82--83)[2]).

An den Vorschlägen, welche Pastor Wagner macht, um
s sittliche Gefühl unter dem Landvolke zu schärfen, wird
emand Anstoß nehmen können, wahrscheinlich haben aber
Hinweise auf die zur Unsittlichkeit führenden schlechten

---

1) Ein Bericht vom Mittelrhein S. 113 berichtet von unglaublicher Verkommenheit. Vgl. S. 107 u. S. 71.

2) Interessant ist folgendes Geständniß (S 89). „In römisch-katholischen Gegenden der Rheinprovinz wirkt nach Aussage eines im Volksleben sehr erfahrenen Bürgermeisters der Beichtstuhl in vorzüglicher Weise gegen das Zweikindersystem, während wir evangelische Geistliche trotz gelegentlicher schärfster Verurtheilung in Predigt und Seelsorge verhältnißmäßig doch sehr machtlos sind" Pastor Kötzschke, einer der Gemaßregelten, hat kürzlich eine brauchbare Schrift über „Die Gefahren des Neumalthusianismus" (Berlin 1895) veröffentlicht.

Wohnungsverhältnisse, auf die Verführung und das Beispi
von oben empfindliche Stellen getroffen, als ob die unlösg
baren Mißstände auf dem Lande ein Noli me tangere seien
möglich auch, daß man die neue, von der Conferenz de
Sittlichkeitsvereine veranstaltete Enquete behindern will, di
auf ihren Fragebogen (S. 115) Ermittelungen über da
Verhalten der Gutsherren, Bauern, Beamten, Fabriksbesitze
gegen die weiblichen Arbeiter, den Einfluß des Militärs au
die Sittlichkeit und über die Beschaffenheit der Wohnunge
erbittet. Wäre das der Fall, so würden die Conservative
ein schlimmes Präjudiz gegen ihre Objektivität und gegen di
der Partei angehörigen Großgrundbesitzer schaffen. Ich mein
freilich auch, daß solche Enqueten nur wenig nützen. Si
mögen äußere Thatsachen feststellen, vielleicht hie und da di
Ursachen des Niedergangs des sittlichen Lebens enthülle
und zur Beseitigung äußerer Uebelstände, die ohnedies jedem
Seelsorger, ja jedem verständigen Manne in der Gemeind
bekannt sind, beitragen, die Gegenmittel aber vermögen si
weder zu schaffen, noch in ihrer Wirksamkeit zu sichern. Wa
hier vorgeschlagen wird, ist entweder die amtliche Pflicht jede
evangelischen Pastors, wie Predigt, Unterricht, Ermahnung
oder schwer durchzuführen, wie strengere Kirchenzucht. Au
in katholischen Landestheilen ist gewiß manches zu beklage
da hilft aber vor Allem, wie der protestantische rheinis
Pfarrer anerkennt, der Beichtstuhl, der öftere Empfan
der hl. Sakramente; da helfen fromme Vereine und Brude
schaften die Gefahren, welche Verkehr und Verführung m
Fleisch und Blut bringen, überwinden. Der Grad d
Sittlichkeit einer katholischen Gemeinde wird sich imm
nach dem Empfang der hl. Sakramente der Buße u
des Altares bemessen lassen. Es ist darum auch nic
nothwendig, daß sich ein katholischer deutscher Sittlichkeit
verein bilde, und es war nur angebracht, daß katholis
Geistliche den erbetenen Eintritt in den deutschen Sit
lichkeitsverein ablehnten. Damit soll aber dem Eifer und

der Hingebung jenes Vereines die verdiente Anerkennung nicht versagt werden.

Die Befehdung der Christlich-Socialen aus dem eignen protestantischen Lager datirt nicht seit gestern; schon in den Anfängen der christlich-socialen Partei machte sich hie und da in conservativen und in kirchlichen Kreisen Widerspruch geltend. Der bekannte Pastor Todt hatte auch seine entschiedenen Gegner, und als Stöcker noch persona grata am Hof und unbestritten der sociale Führer der Conservativen war, erhoben sich angesehene Stimmen aus kirchlichen Kreisen gegen die Christlich-Socialen. Eine 1887 erschienene, damals unter dem Lärme des Septennatsstreits und anderer politischen Fragen wenig beachtete Schrift des „Abtes von Loccum", Dr. Gerhard Uhlhorn, „Katholicismus und Protestantismus gegenüber der socialen Frage" (Göttingen, Vandenhoek) bekämpft die christlich-sociale Partei vom protestantisch-kirchlichen Standpunkte. Heute haben ihre Ausführungen ein besonderes Interesse. Ich sehe davon ab, die irrigen Behauptungen und die schiefen Anschauungen der Schrift über die katholische Socialpolitik und deren Vertreter zu kritisiren; ich beschränke mich auf die in Rede stehende Frage.

„Stöcker schreibt: In der That, wenn die Kirche erklärt bei einer so allentscheidenden Sache, wie die sociale Frage ist, keine andere Aufgabe zu haben, als Predigt, Seelsorge, Wohlthätigkeit im Anfassen der Nothstände durch Innere Mission, dann begibt sie sich des Anspruchs, an der geistigen Leitung der Menschheit theilzunehmen. Neue Verhältnisse fordern neue Wege." Dem entsprechend hat er denn versucht, der katholischen Socialpolitik eine evangelische Socialpolitik, der katholisch-socialen Partei eine christlich-sociale zur Seite zu stellen. Dem gegenüber stellt Uhlhorn folgenden Satz: „Wer da meint, daß die Kirche auch der socialen Frage gegenüber eine andere Aufgabe habe, als Predigt und Seelsorge, der ist auf römischem Irrwege" (S. 35). Die katholische Kirche schreibe sich eine Jurisdiktion und Re-

gierungsgewalt zu, eine Leitung der Gläubigen und grei
dadurch „in alle Gebiete des Menschenlebens, auch in d
socialen Verhältnisse“, und stelle sich „als die in oberst
Instanz zur Regelung aller dieser Gebiete Berufene“ h
Man könne daher von einer katholischen Socialpolitik rede
und eine katholisch-sociale Partei bilden. „Auf protesta
tischem Boden ist aber so etwas ein *Widerspruch* gege
*den Grundgedanken der Kirche.*“ Wohl wolle d
protestantische Kirche auch das gesammte Leben beeinflussen
aber „immer nur mittelbar durch die Predigt des Evan
geliums“ (S. 37). Die protestantische Kirche soll Politi
Regierung und Nationalökonomie den dazu berufenen Be
amten und Fachmännern überlassen und sich begnügen, au
diesen das Evangelium zu predigen. Sie soll trennen „zwische
geistlichem und weltlichem Regiment“. „Aber beide Gebiet
wieder in einander zu verwirren, das ist *nicht lutherisch*
das ist *vielmehr römischer Sauerteig* oder mi
*Schwarmgeisterei*“, wie denn bei Stöcker auch ei
„schwarmgeisterischer Zug“ zu Tage trete. Die evangelisch
Kirche soll die alten Mittel (Predigt und Seelsorge) m
neuem Ernste und neuem Eifer verwenden und sich hüten
„die Wege Roms zu gehen“, dessen Glanz und Macht Be
zur Nachahmung reize. Man wolle eine starke evangelisch
sociale Partei, ja ein „protestantisches Centrum“ bilden
„Als ob auf diesem Wege für uns irgend etwas zu erreiche
wäre, als ob wir nicht, sobald es sich um Agitation u
Parteibildung handelt, immer von der römisch-katholisch
Kirche geschlagen würden und geschlagen werden müßten.
Um mit Rom zu concurriren, müßten wir vor allen Ding
für unsere Geistlichen den Beichtstuhl fordern und die Ma
die Gewissen zu binden; wir müßten die Verfassung Ro
haben, die (vom falschen Princip abgesehen) die vollkomme
ist, welche gedacht werden kann, oder mit anderen Worte
wir müßten die evangelische Wahrheit aufgeben und sel
Römisch werden“ (S. 37—39). Uhlhorn findet natürl

anderseits die evangelische Kirche mit wirkungsvolleren Waffen gegenüber den socialen Gefahren ausgerüstet; sie habe „das Evangelium lauter und rein und in ihm die Fülle sittlicher Kräfte", die nutzbar zu machen seien; sie habe das Gemeindeleben, dessen Kräftigung vor Allem nothwendig sei; sein Vertrauen in die Zukunft beruhe auf der Ueberzeugung, daß die Reformation Gottes Werk sei und „daß dieses sein Werk zum Heile der Kirche sich auswirke" (S. 59).

Nach den Uhlhorn'schen Grundsätzen wird sich sonach der protestantische Geistliche der öffentlichen Stellungnahme zu den socialen Problemen überhaupt und zu besonderen socialen Streitfragen enthalten müssen; er darf zur Linderung geistiger und leiblicher Noth mitwirken, er darf den Arbeitern und Arbeitgebern die Lehren des Evangeliums verkünden, aber er muß sich hüten, in das Ressort des Staatsmannes, des Politikers, des Nationalökonomen einzugreifen, mit anderen Worten: er darf nichts von all dem thun und erstreben, was Herr Stöcker und die christlich-sociale Partei in ihrem Parteiprogramm als Pflicht und als Ziel hinstellen; er darf das Alles nicht, wenn er sich nicht mit dem innersten Wesen seiner Kirche in Widerspruch setzen will. Allerdings könnten Stöcker und sein Anhang gegen die Uhlhorn'sche Theorie von dem „innersten Wesen" der protestantischen Kirche protestiren und die Pilatusfrage an den „Abt" von Loccum stellen: Was ist Wahrheit? Was ist denn eigentlich unsere Kirche? Was ist ihre Aufgabe? Wo fängt ihr Gebiet an und wo hört es auf? Wer bestimmt darüber, und wer begrenzt ihre Aufgabe? Denn was Uhlhorn sagt und schreibt, ist eine Privatmeinung, die soviel Werth hat, als Gründe, aber kein Quentchen Autorität, ebensowenig wie die Privatmeinung Stöckers und Naumanns. Indessen, ob die christlich-sociale Politik der Letzteren dem Wesen der protestantischen Kirche entspricht oder nicht, mögen die Betheiligten ausmachen. Uhlhorn hält diese Politik für gefahrvoll und wird, wie ich glaube, von einem richtigen Instinkt geleitet.

Nicht darum ist sie es, weil sie von der katholischen Socialpolitik überflügelt wird und dadurch die Schwäche des Protestantismus bloßstellt; nicht darum bedenklich, weil dem Protestantismus die Organisation mangelt, deren sich die katholische Kirche erfreut, sondern darum, weil die protestantische Kirche kein Mittel, kein Organ hat, welches die christlich-sociale Bewegung in den Grenzen und in der Richtung erhalten könnte, wie es das Christenthum und die gesunde Entwicklung der Gesellschaft erfordern. Was würde man wohl sagen, wenn der preußische Oberkirchenrath sich beikommen ließe, in einem Rundschreiben die Aufgaben der protestantischen Landeskirche und deren Geistlichen gegenüber den socialen Kämpfen der Gegenwart zu bezeichnen, Grundsätze zu verkünden und Normen aufzustellen? Uhlhorn fühlt diese Mängel; die Entwicklung rechtfertigt seine instinktive Besorgniß: der Weg führt nach Rom oder zur Schwarmgeisterei. Nach Rom ist zwar weder Stöcker noch einer der Jungen gegangen; sie geberden sich vielmehr gelegentlich wie die Bündler als arge Romstürmer; aber Schwarmgeister sind manche geworden, und sie werden, wie die letzten Vorgänge zeigen, schon recht unbequem.

z. Z. München. Dr. Franz

## LXXIX.

# Zeitläufe.

### Zum Reichstag:

### I. Die Erfahrungen der preußisch-conservativen Partei.

Den 12. Dezember 1895.

Der Reichstag ist wieder eröffnet, und zwar zu allgemeiner Ueberraschung ohne Theilnahme des Kaisers. Der greise Reichskanzler hat die Thronrede tonlos verlesen. Das Aufsehen war um so größer, als der junge Monarch sonst überall gerne und eindringlich mitthut, und der Reichstag bei der Feier der silbernen Hochzeit des Reichs seinem 25. Geburtstag entgegensieht. Uebermüdung, etwa von den seit Monaten unausgesetzt aufregenden Sieges- und Krieger-Festen war offenbar nicht die Ursache. Man brauchte auch nur auf die Zeit vor und nach der mißglückten Umsturzvorlage zurückzuschauen, um den wahren Grund der Abwesenheit des Staatsoberhaupts zu entdecken: es war die Verdrossenheit über eine lange Reihe getäuschter Hoffnungen, die dem Reichstag bemerklich gemacht werden sollte, und die Andeutung, daß auch von ihm nicht mehr die Erfüllung der wiederholt so nachdrücklich ergangenen Aufforderung erwartet werden könne: der Aufforderung zum „Zusammenschluß der Parteien gegen den Umsturz". [1])

1) S. „Histor.-polit. Blätter". Band 115. Heft vom 16. Februar ds. Js.

Seit der Rede des Kaisers zu Königsberg vom 6. September v. Js. und den zwei folgenden Thronreden wurde der Ton dieser Aufrufe immer schärfer. Bei dem Sedanfeste der Garden im Berliner Schlosse fiel das Wort von einer „Rotte von Menschen, nicht werth, den Namen Deutscher zu tragen", und sagte der Kaiser zu den militärischen Gästen: „Möge das gesammte Volk in sich die Kraft finden, diese unerhörten Angriffe zurückzuweisen; geschieht es nicht, nun denn, so rufe ich Sie, um der hochverrätherischen Schaar zu wehren, und einen Kampf zu führen, der uns befreit von solchen Elementen." Zum Schluß dieser Feste erhielt der Reichskanzler einen Erlaß, worin der Kaiser seinen Dank und die Hoffnung aussprach; ein solches Volk „werde sich auch jener vaterlandslosen Feinde der göttlichen Weltordnung zu erwehren wissen, die selbst in diesen Tagen nationaler Begeisterung dreist ihr Haupt erhoben haben." Als im nächsten Monat zu Mülhausen im Elsaß ein Fabrikant durch einen entlassenen Arbeiter ermordet wurde, stellte sich die That zwar bald als Privatrache heraus, aber der Kaiser hatte bereits am 14. Oktober den Statthalter in Straßburg telegraphisch beauftragt, der Wittwe sein Beileid zu vermelden mit dem Beisatz: „Wieder ein Opfer mehr der von den Socialdemokraten angefachten revolutionären Bewegung. Wenn unser Volk sich doch ermannte!"

Am bedeutsamsten war aber die Tischrede, welche der Kaiser unmittelbar vor der Eröffnung des Reichstags im Casino der Leibkürassiere zu Breslau gehalten hat: „Je mehr man sich hinter Schlagwörter und Parteirücksichten zurückzieht, desto sicherer rechne ich auf meine Armee und desto bestimmter hoffe ich, daß meine Armee meiner Wünsche und meiner Winke gewärtig seyn wird, sei es nach Außen oder nach Innen." Das heißt doch, daß alle Hoffnung auf die Volksvertretung aufgegeben ist. In der That ist von der ersehnten „Ermannung" nichts zu bemerken gewesen, es müßte denn nur seyn, daß die Staatsanwaltschaft, Justiz und Polizei

gemeint seyn sollten. Diese Beamtenschaften haben sich allerdings plötzlich zu einer ungeahnten Schärfe aufgerafft, Alles gegen die Socialdemokraten. Monate lang verging fast kein Tag ohne eine Anklage wegen Majestätsbeleidigung, und in den Urtheilen begann auch der mystische dolus eventualis eine Rolle zu spielen, d. h. es komme nicht bloß darauf an, was einer geredet habe, sondern auch darauf, wie er habe verstanden werden können. Das Berliner Parteiblatt erließ eine dringende Warnung an die „Genossen", sich in ihren Unterhaltungen und überhaupt im Verkehr doch ja recht in Acht zu nehmen. Zugleich konnte man auch aus einem Bismarck-Blatt die Aeußerung eines christlich-socialen Pastors mittheilen: „Ich könnte Ihnen eine ganze Reihe der achtbarsten und angesehensten Männer nennen, die, wenn man ihre Privatäußerungen veröffentlichen wollte, ohne weiteres der Majestätsbeleidigung schuldig befunden werden würden."[1])

Alsbald nach der Entlassung des Fürsten Bismarck wurde bekanntlich zur Berathung der Arbeiterschutz-Frage der preußische Staatsrath einberufen. Beim Schlusse der Sitzungen erklärte der Kaiser unter Anderem: „Was die Socialdemokratie betrifft, so ist das eine andere Sorge, mit der werde ich nöthigenfalls allein fertig werden und bedarf Ihres Raths und Ihrer Unterstützung hiezu nicht".[2]) Das Bismarck'sche Socialisten-Gesetz wurde darauf fallen gelassen. Das Umsturzgesetz, von der Regierung als das „Mindestmaß" der erforderlichen Vertheidigungsmittel bezeichnet, fiel mit Glanz durch. Was nun? Nach dem Sedanruf fiel es der mittelparteilichen Presse gleich auf, daß der Kaiser „nicht an die gesetzgeberischen Faktoren, sondern an das Volk appellirt habe". Also müßten „gangbare Wege" betreten

---

1) Aus den „Leipziger N. Nachrichten" im „Vorwärts" vom 15. September d. Js.

2) Berliner Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 18. Oktober ds. Js.

werden: Staatsnothrecht, d. i. Staatsstreich, Entziehung des Wahlrechts, Maßregelung im verhängtem Belagerungszustand, Verschickung in überseeische Strafcolonien.[1]) Als aus Anlaß der Mülhauser Mordthat der neue Aufruf an das Volk folgte, seufzte ein Berichterstatter aus Berlin: „Der Streit, welcher sich aus Anlaß des kaiserlichen Telegramms darüber erhoben hat, wer es am meisten nöthig habe, sich der socialdemokratischen Revolutionsbewegung gegenüber zu ermannen, ist keine erfreuliche Erscheinung; Jeder ist von sich selbst überzeugt, daß ihn die Mahnung nicht treffen könne".[2])

Endlich schien der neue Minister des Innern mit starker Faust eingreifen zu wollen. Herr von Köller ist Polizeimann, im Uebrigen ächter Junker vom alten Schlag, keineswegs von der Stöcker'schen Farbe, noch christlich-social. In seinem Trachten dem Vorgänger im Amt, Grafen Eulenburg, verwandt, hatte er bei der Berathung der Umsturzvorlage seine Geringschätzung der gesetzgeberischen Faktoren dem Reichstage gegenüber noch offener zu erkennen gegeben. Plötzlich kam nun die Nachricht, daß er auf Grund des Vereinsgesetzes die Schließung der sämmtlichen socialdemokratischen Wahlvereine in Berlin, sowie die Aufhebung des Parteivorstandes verfügt, also die ganze Organisation der Partei zerstört habe. Alle Welt war gespannt, was nun folgen würde. Aber es folgte ebenso plötzlich die Entlassung des Ministers, wie es heißt, nicht aus königlicher Ungnade, sondern wegen des Widerspruchs anderer Minister, insbesondere des Reichskanzlers.

In seiner vorjährigen Rede zu Königsberg und in dem Aufruf „zum Kampfe für Religion, Sitte und Ordnung gegen die Partei des Umsturzes" hatte sich der Kaiser an

1) Berliner „Germania" vom 5. u. 10. September, Berliner „Vorwärts" vom 14. und 17. September d. Js.
2) Münchener „Allgem. Zeitung" vom 20. Oktober ds. Js.

den preußischen und deutschen Adel gewendet, ein leuchtendes Vorbild zu seyn in diesem Kampfe für die noch zögernden Theile des Volkes. „Wohlan denn, lassen Sie uns zusammen in diesen Kampf hineingehen; vorwärts mit Gott, und ehrlos, wer seinen König im Stiche läßt!" Inzwischen hat sich gerade der angerufene preußische Adel in der conservativen Partei an der Spitze des „Bundes der Landwirthe" in entschiedenen Gegensatz zum kaiserlichen Willen gesetzt. Ein Hr. von Ruprecht-Ransern hat öffentlich mit dem Uebergang der Grundbesitzer zur Socialdemokratie gedroht, und jüngst noch hat ein Hr. Puttkamer-Plauth in einer Versammlung der Bündler denselben zugerufen: „Den Fanatismus will ich in Ihnen wachrufen; Sie sollen fanatische Agrarier werden!" Derselbe Adel ist das Rückgrat der preußisch-conservativen Partei, und die Partei ist durch ihre Mitglieder in der Beamtenschaft und bei Hof zahlreich vertreten. In den Vertretungskörpern will sie noch immer das Zünglein an der Wage spielen. Und nun ist sie in neuester Zeit von inneren Erschütterungen und Wirren, wobei auch Bismarck wieder in's Feuer geblasen hat, schwer heimgesucht, die ihre Zukunft fraglich erscheinen lassen.

---

Mitte September d. Js. veröffentlichte der vorsitzende Ausschuß des Hauptblatts der Partei, der „Kreuzzeitung" in Berlin, mit dem Ausdruck seines schmerzlichen Bedauerns die Anzeige, daß er sich in Folge der seit dem 4. Juli ermittelten Thatsachen veranlaßt gesehen habe, den Freiherrn von Hammerstein der Staatsanwaltschaft anzuzeigen. Der langjährige Chef des Blattes war unter dem Vorwand einer Urlaubsreise flüchtig gegangen, lange Zeit wußte Niemand wohin, und wurde nun steckbrieflich verfolgt. Die gegen ihn erhobenen Vorwürfe lauteten auf Fälschung, Betrug und ein unsittliches Verhältniß mit seinen Folgen. Trotz der riesigen Besoldung, die er von dem Blatte bezogen hatte, hinterließ er eine ungeheure Schuldenlast, so daß

Jedermann sich verwunderte, wie es kam, daß die Part
nicht längst hinter seine schmutzigen Geheimnisse gekomm
war. Sein Name scheint ihn geschützt zu haben, denn
gibt auch andere nicht geschlechtsverwandte „Hammerstein
die in angesehenen Stellungen sich befinden. Ein Kenn
der Berliner Zustände bemerkte nach der Entdeckung d
Skandals:

„Vor ein paar Jahren wurde in einem scheinbar ga
ernsthaften Artikel nachgewiesen, der Freiherr Wilhelm v
Hammerstein, der Chefredakteur der ‚Kreuzzeitung‘, stamm
eigentlich aus einer jüdischen Hausirer-Familie, deren Ahn d
gerade nicht feudalen Namen Chamer Stein getragen hab
Der gute Aprilscherz wurde im Kreise der Eingeweihten läng
besprochen, als sonst solche Schnurren. Man sah sich d
kleinen Herrn an, wie er im kurzen Paletot, den Cylind
schief in das schwarzgraue Haar gedrückt, das Pincenez a
die gekrümmte Nase geklemmt, emsig an jedem Tage sei
dunkeln Pürschgänge abschritt, und man fand, er könne,
aufzufallen, eigentlich ganz gut im Fondsbörsen-Raum Stamm
gast seyn.“[1])

Von Hause aus ein abgehauster Gutsherr, dann Förste
in Mecklenburg hatte er seine Berufung an die Spitze d
„Kreuzzeitung“ dem Fürsten Bismarck zu verdanken. D
Exkanzler trat zwar, nach seiner Gewohnheit, dieser Angab
in seinem Hamburger Leibblatt sofort entgegen und läugne
jemals Beziehungen zu dem Freiherrn von Hammerste
gehabt zu haben. Aber das socialdemokratische Centralbla
das ja Alles weiß, konnte sofort eine Wahlrede aufweise
in welcher der Freiherr am 5. November 1888 zu Sto
wörtlich erklärt hatte: „Als man mich 1876 wählte, mach
man mir auch den Vorwurf, ich stehe gegen Bismarck. A
meine Wähler mich 1881 in den Reichstag schickten, da beri
mich der Reichskanzler telegraphisch nach Varzin und bespra
sich dort mit mir zwei Tage lang; er beglückwünschte mi

1) M. Harden's „Zukunft“. Berlin vom 13. Juli 18[illegible].

zu meiner Wahl und hieß mich willkommen als Mitglied des Reichstages, weil ich der beste Vermittler zwischen den Conservativen und dem Centrum sei. Wir besprachen weiter die Organisation der conservativen Partei, und wie dem Culturkampf ein Ende zu machen sei. Ich führe das nur an, um zu zeigen, daß man andere Wege gehen kann und doch auf dem richtigen Wege ist." [1])

Das gute Verhältniß dauerte bis 1886, wo die sogenannten Hochkirchenmänner den Herrn von Hammerstein mit dem würdigen alten Herrn von Kleist-Retzow an die Spitze ihres Antrags auf „Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Landeskirche" stellten,[2]) und die Entfremdung erfolgte, als im Jahre 1887 der Kanzler wegen der Theilnahme des künftigen Thronfolgers Prinzen Wilhelm an den bekannten Waldersee-Conventikeln eine für seine Zukunft bedrohliche „Hintertreppen-Politik" befürchtete. Seitdem gingen Stöcker und Hammerstein Hand in Hand. Letzterer war zwar weder als Parlamentarier, noch als Redakteur besonders begabt Aber er wußte sich als eiserner Charakter darzustellen; ihn, sagten sich seine Freunde, kann kein hoher und höchster Wunsch beirren. Es kam ihm zu Gute, daß er als ehemaliger bedrängter Landwirth frühzeitig die gewaltige Macht der erwachenden agrarischen Bewegung erkannt hatte. Er war der eigentliche Urheber des neuen dieser Bewegung angepaßten und mit einer antisemitischen Zuthat ausgestatteten Programms der Partei, nach dem Versammlungsort derselben „Tivoli" genannt. Die dringende Aufforderung, die der Kaiser in Königsberg an den Adel gerichtet hatte, blieb auch in diesem Punkt vergebens.

---

1) Aus dem „Vorwärts" s. Berliner „Germania" vom 6. Oktober d. Js.

2) S. „Histor.-polit. Blätter", 1887. Band 100 S. 551 ff.: „Der Antrag Hammerstein, Kleist-Retzow und Genossen; was Alles daran hängt."

„Der rücksichtslose und mächtige Leiter der ‚Kreuzzeitung‘ war ein unbequemer Geselle. Er wollte sich nicht beugen. Er hatte Kühnheit genug, nicht nur der Regierung, sondern auch dem Throne zu trotzen. Er hielt die Partei fest im Zügel und wußte mit Strangschlägern fertig zu werden. Wäre an seiner Stelle ein weicherer, vornehmerer Mann gewesen, der auf die Wünsche maßgebender Stellen Rücksicht nahm, so hätte die conservative Partei jener Mahnungen nicht bedurft, die in den letzten Jahren von dem Kaiser persönlich an sie gerichtet werden mußten. Diese Mahnungen wären auch erfolgreicher gewesen, als sie sich gegenüber der Haltung der ‚Kreuzzeitung‘ zeigten. Denn Herr von Hammerstein regierte die Rechte. Wenn der Kaiser Herrn v. Helldorff mit seinem Vertrauen beehrte und Herr v. Hammerstein ihn durch sein Mißtrauen auszeichnete, so wurde Herr v. Helldorff aus der Partei hinausbefördert; wenn der Kaiser dem Grafen Dönhoff seine Glückwünsche sandte und sein Benehmen eines echten Edelmannes würdig fand, Herr v. Hammerstein aber dem Grafen Untreue vorwarf und ein schlechtes Leumundszeugniß ausstellte, so erhielt der ostpreußische Edelmann von der Rechten den Laufpaß. Der Kaiser konnte die Junker auffordern, dem Markgrafen von Brandenburg durch Dick und Dünn zu folgen. Und was geschah? Durch Dick und Dünn folgten sie dem Frhrn. v. Hammerstein.“ [1])

Aber das Schlimmste folgte der schimpflichen Flucht nach. Wieder das socialdemokratische Parteiblatt war in der Lage, aus der Hammerstein'schen Registratur vertrauliche Briefe zu veröffentlichen mit der Bemerkung, daß noch viele andere in sicheren Händen seien und rechtzeitig benützt werden würden, wahrscheinlich im Reichstag. Man ist heute noch im Unklaren, wie diese Briefe in die anderen Hände gekommen sind, wenn sich anfänglich auch die Meinung geltend machte, sie seien für theures Geld nach der Flucht verkauft worden.

---

1) Aus der Berliner „Vossischen Zeitung“ im Wiener „Vaterland“ vom 21. September d. Js.

Ein Bericht aus Berlin sagt darüber: „Während der kurzen Regierungszeit Kaiser Friedrichs III., als viele Conservative das Nahen einer liberalen Aera besorgten, und später in der Zeit der Handelsvertrags-Debatten und der Caprivi-Krisis hat eine Anzahl conservativer Politiker, die zum Theile in hohen amtlichen Stellungen sind, das vertrauliche politische und persönliche Verhältniß zu dem Chefredakteur der ‚Kreuz-Zeitung', Frhrn. v. Hammerstein, benützt, um den Gefühlen die sie jeweilig bestimmten, ungeschminkt Ausdruck zu geben. Einige dieser Briefe, man nennt 200 bis 400, scheinen aus den Händen Hammerstein's in die Hände von politischen und sonstigen Gegnern der Conservativen gerathen zu sein. Es wird behauptet, es handle sich um einen Akt persönlicher Rache Hammerstein's, der auf solche Weise über seinen Fall quittiren wolle. Das ist die allgemeine Meinung und es wird hinzugefügt, daß die Briefe die stärksten Majestäts-Beleidigungen enthalten. Wichtig ist die Versicherung, daß ein großer Theil der Briefe für angesehene Mitglieder der conservativen Partei im höchsten Grade compromittirend sein soll." [1]) Die Gegner belegten nun die Entlarvten und die künftig zu Entlarvenden behufs ihrer Schaustellung vor dem Kaiser mit dem Namen „die Catilinarier", und an der Spitze der Catilinarier stand der ehemalige Hofprediger Herr Stöcker.

Die Stelle in dem Stöcker'schen Briefe, die gegen den Verfasser nach oben so grimmig ausgebeutet wird, lautet: „Merkt der Kaiser, daß man zwischen ihm und Bismarck Zwietracht säen will, so stößt man ihn zurück." Das konnte allerdings nicht anders verstanden werden, als daß Zwietracht gesäet werden solle, und nur davor zu warnen sei, diesen Willen nicht merken zu lassen. Stöcker wollte also den Fürsten weg haben. Er selbst führt in einer seiner zahllosen Vertheidigungsdarlegungen den Inhalt des, wie

1) Wiener „Vaterland" vom 10. Oktober d. Js.

es scheint, aus dem Jahre 1888 stammenden Briefes a die Vorgänge zurück, die sich aus der Waldersee-Ve sammlung (28. Nov. 1887) entwickelten. Es war der wild Kampf gegen die „Stöckerei und Muckerei“: Die ganz officiöse Presse habe den vom Fürsten Bismarck angeregte Feldzug mitgemacht, um den Prinzen Wilhelm dem Bismarck schen falschen Cartellgedanken und der Herrschaft der Mittel parteien zu unterwerfen; mit Lug und Trug, mit List un Gewaltthat sei der Zweck verfolgt worden, und deshalb wei der Fürst dieses Treiben duldete, habe er, Stöcker, ih bekämpft.[1])

Fürst Bismarck's Ansicht spricht sich etwas deutliche aus: es habe sich seit jener November-Versammlung darum gehandelt, seine Erbschaft zur Vakanz zu bringen, um fü sich und mehr oder weniger abhängige Freunde von de selben Besitz zu nehmen, die sich in den Dienst priesterliche Politik stellen und ein unabhängiges protestantisches Centru neben dem katholischen herstellen würden.[2]) Nebenbei hatt es Stöcker bei Bismarck auch noch dadurch verdorben, da er den Bankier Bleichröder wegen seiner Charfreitags-Bäll bei Hof anzeigte. Das dem Leibjuden anzuthun, schlug de Faß den Boden aus. Es ist wiederholt behauptet worde der Fürst habe sich mit dem Gedanken getragen, den Ho prediger auf Grund des Socialistengesetzes des Landes ve weisen zu lassen; jetzt ist es halb zugestanden. Schon unte dem „alten Herrn“ erging an Stöcker die oberkirchenräthlic Aufforderung, seinen Abschied einzureichen. Damals verz sich noch das Gewitter, aber ein halbes Jahr nach der En lassung Bismarck's mußte auch er seine Stellung aufgebe er war nur mehr Hofprediger a. D. Die Hoffnung d „Mittelparteiler“, daß auch die conservative Partei ihn a stoßen werde, hat sich bisher nicht erfüllt; es sind nur e

1) Münchener „Allgem. Zeitung“ vom 19. September d. J
2) Münchener „Allgem. Zeitung“ vom 30. September d. J

paar persönliche Eifersüchteleien zu Tage getreten. Aber der Kaiser soll alles Material über den Fall Stöcker zur Vorlage eingefordert haben, und man hält es für möglich, daß er auch noch den Hofprediger-Titel verliert.

Ein angesehenes mittelparteiliches Blatt hatte zu dem Stöckerischen Briefe bemerkt: „An dessen Aechtheit hegen wir umsoweniger Zweifel, als wir wissen, daß dieselbe raffinirte Taktik, dieselben Manöver, wie sie Hr. Stöcker hier gegen den Fürsten Bismarck anrieth, einige Jahre später mit Erfolg gegen den Grafen Caprivi in Scene gesetzt worden sind, und auch jetzt, unter dem Reichskanzler Fürsten Hohenlohe, fehlt es nicht an Anzeichen, daß das gleiche Spiel versucht werden soll, allerdings von Leuten, die nicht bei Stöcker in die Schule zu gehen brauchten."[1]) Gleichzeitig sprach Hr. Stöcker in seinem Organ von dem „Zeichen der herrschenden grenzenlosen Verwirrung", daß die liberale Presse in demselben Augenblicke, wo sie eine Verbindung mit den Conservativen erzwingen wolle, Glieder dieser Partei mit ihrem Gift bespritze. „In der That ist ein seltsameres Schauspiel kaum jemals aufgeführt; nur dadurch ist es zu erklären, daß jede leitende Hand in dem deutschen Wirrwarr fehlt."[2]) Gerade in diese Zeit der neuesten Verwirrung fiel nun auch noch das jüngste Auftreten von Seite Bismarck's, in dem er das Gröbste unter seinen derartigen Leistungen lieferte. „Wir müssen", sagte er zu der Glückwunsch-Deputation des Bundes der Landwirthe, „zusammenhalten gegen die Drohnen, die uns regieren, aber nichts produziren als Gesetze, und das reicht nichts." Als „Kleber und Streber" bezeichnete er diejenigen, die er meinte; das waren aber die Minister, die er um jeden Preis abgeschoben haben wollte, und darunter vor Allen den beim Kaiser in besonderer Gunst stehenden

1) Aus dem „Hamburger Correspondent" s. Berliner „Germania" vom 13. September ds. Js.

2) Aus der „Deutschen evangelischen Kirchenzeitung" s. Berliner „Germania" vom 19. September ds. Js.

Staatsminister von Böttticher. „Selbst in der Beschränkung auf einzelne Minister", sagte der conservative „Reichsbote" in Berlin, „ist wohl außer in demokratisch und socialdemokratischen Kreisen noch nie ein so starkes Wort gefallen, und wenn heute die Eine Interessengruppe die Regierung als eine Gesellschaft von Drohnen ansieht, so wird demnächst eine andere Interessengruppe anderen Ministern gegenüber dasselbe thun." [1])

Seit Anfangs Juni war der neue Kriegszug gegen den Herrn von Bötticher eingeleitet [2]), und erst vor Kurzem hat der Abgeordnete von Kardorf über seine Verhandlungen mit Bismarck wegen der Durchsetzung des sogenannten „Klebegesetzes" berichtet, wonach der Kanzler schon deshalb darauf drängte, „weil sonst der Minister Bötticher zurücktreten würde, den er als ihm unentbehrlich qualificirte. Er besitze das volle Vertrauen des Kaisers und sei durch sein großes Talent, mit dem Bundesrath zu verhandeln, und durch seine hervorragende Arbeitskraft ihm ein sehr werthvoller Mitarbeiter." [3]) Aus denselben Gründen rettete der Kanzler den Minister aus der Verlegenheit wegen des Bankerotts seines Schwiegervaters, eines Bankiers in Stralsund, indem er mit mehreren Hunderttausenden die klagbaren Verbindlichkeiten aus den Geldern des Welfenfonds deckte. Die Zulässigkeit dieser Verwendung begründete er in seinem Leiborgan neuerlich damit, daß sie mit dem Zwecke des Welfenfonds übereinstimme, „die preußische Regierung in ihrer Stärke und Unanfechtbarkeit zu decken"; darum habe auch Kaiser Wilhelm I. dem „nachdrücklich empfehlenden Vortrag des Kanzlers" zugestimmt. [4]) Die Logik liegt auf der Hand, daß mit dieser Begründung Fürst Bismarck gleich den ganzen Welfenfond seinem Geldschrank hätte einverleiben können.

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 14. Juni ds. Js.
2) S. M. Harden's „Zukunft". Berlin vom 19. Oktober ds. Js.
3) Berliner „Germania" vom 8. November d. Js.
4) Berliner „Germania" vom 15. Oktober d. Js.



Dennoch durfte die ganze Bismarck=Presse die geheimen Vorgänge von 1886 wieder an die große Glocke hängen, und solchen Lärm machen, daß das k. Staatsministerium, um Herrn von Böttcher die gerichtliche Klage zu ersparen, zu dessen persönlicher Rechtfertigung im „Reichsanzeiger" eine ausführliche Erklärung veröffentlichte. Warum der Fürst im Sachsenwalde den ihm ehemals unentbehrlichen Minister mit unauslöschlichem Haß verfolgt, ist darin freilich nicht gesagt. Bismarck sieht eben in ihm einen Haupturheber seines Sturzes. Böttcher hatte sich erfrecht, bezüglich der Socialreform unerlaubter Weise anderer Meinung zu seyn als sein Vorgesetzter im Ministerrath, und diese seine Meinung auch vor dem jungen Kaiser nicht verborgen gehalten.

„Er hat Bismarck zu bewegen gesucht, nach all dem widerlichen Humbug der angeblichen Socialreformen ein Wenig wirkliche Socialreform zu treiben, sei es durch ein umfassenderes Verbot der Frauen=, Kinder= und Nachtarbeit, sei es durch Ausdehnung der Sonntagsruhe Wilhelm II. hat sich dann der Ansicht Böttichers zugeneigt, und Bismarck, der es ohnehin schon durch sein diktatorisches Wesen mit seinem neuen Herrn verdorben hatte, ist darüber gestolpert, daß er kein Quentchen seiner hartnäckigen Profitwuth opfern wollte. Diese Darstellung Bötticher's bestätigt Bismarck in seinem Hamburger Leiborgan, in dem er schreibt: ‚Sowohl beim Kaiser, wie beim Parlament war Herr von Bötticher verpflichtet, der Sonntagsruhe und dem Eingreifen in die Familie durch Verbot, resp. Beschränkung der Frauen= und Kinderarbeit zu widersprechen.'"[1])

Um die Verlegenheiten der conservativen Partei voll zu machen, entwickelte sich zu guter Letzt auch noch eine Rebellion unter einigen politisch thätigen Pastoren. Die sogenannten „Jungen" in der „christlich=socialen" Vereinigung, deren Vorsitz Herr Stöcker führt, wurden unter dem 25. Oktober in dem amtlichen Blatt der Fraktion förmlich in den Bann gethan und ihnen die Zugehörigkeit zur conservativen Partei

1) Stuttgarter „Neue Zeit" vom 16. Oktober 1895, S. 100.

abgesprochen. „Unter dem Zeichen des Göhre'schen Buches", heißt es, „und im Anschluß an die Tagungen des ‚Evangelisch-socialen Congresses‘ habe sich bei einzelnen jüngeren Pastoren eine Richtung entwickelt, die den zersetzenden Agitationen der Socialdemokratie weit entgegenkomme". Allerdings hatten bereits bei dem zweiten dieser Congresse „Junge" sich eingefunden, die Herrn Stöcker schwere Mühe machten, um die offene Spannung hintanzuhalten. Es handelte sich um die Hinweisung, daß auch die ländlichen Arbeiter das Recht hätten, in ihrer Lage Abhülfe zu verlangen, und daß die Grundbesitzer nicht den guten Willen hätten, ihnen zu helfen. Seitdem trat „dieses Bestreben, Begehrlichkeit zu erwecken und Classenhaß zu predigen", immer mehr hervor. Als Hauptübelthäter nennt der conservative Fraktionsvorstand die Pastoren Göhre und Naumann, und fügt noch fünf andere Namen hinzu. Letzterer[1]) schrieb alsbald aus Frankfurt a. M.:

„Der bürgerliche Liberalismus ist abgelöst worden durch die Socialdemokratie, und die Conservativen werden abgelöst durch uns, die wir christlich-social sind. Wie die Socialdemokratie die Begriffe der Republik und der allgemeinen Gleichheit, des Atheismus und Industrialismus aus den Händen der Bourgeois genommen und in die Seele der Volksmasse gegossen hat, so nehmen wir den preußisch-deutschen Staatsbegriff, den christlichen Glauben und die Idee des geschichtlichen Reformfortschritts aus den Händen der Conservativen, die für so große Güter nicht mehr sicher genug sind, und tragen sie in die Hütten und schlichten Häuser in Stadt und Land. In diesem Sinne sind wir allerdings eine Parallelerscheinung zur Socialdemokratie, aber nicht in anderem Sinne, als der Conservatismus seiner Zeit Gegenbild des Liberalismus war. Aus diesem Sachverhalt folgt, daß uns der Conservative von irgend einem Zeitpunkt an eben so grimmig befehden muß, wie der Liberalismus seinen ungerathenen Sohn, die Socialdemokratie zu hassen begann."

1) S. über ihn: „Histor.-polit. Blätter". Band 115. Heft vom 16. Februar d. Js. S. 317.



Einer der fünf Pastoren hat in einem Briefe an den bekannten Herrn v. Stumm geradezu erklärt: „Wir Christlich-Sociale sind an einem Wendepunkte angekommen, wir werden aus Schleppträgern der Herren von ‚Besitz und Bildung' zu ihren Gegnern."[1]) Unter diesen Herren hat man bisher die Bourgeoisie verstanden, die Naumann und Genossen rechnen nun aber auch die sogenannten „Junker' dazu. Darum erklärt es der Bannbrief des Fraktionsvorstandes als Sache der conservativen Partei, diese geistlichen Socialisten auf das Aeußerste und mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen. „Politiker sowohl wie Zeitungen, welche diesen Kampf nicht aufnehmen oder gar, offen oder verschleiert, ihm entgegenwirken, können zur conservativen Partei nicht gerechnet werden." Da hört also alle „evangelische Freiheit" auf, und wird denn auch die Kirchenbehörde eindringlich ermahnt, „daß es ihre Sache seyn werde, diese Art von Berufsthätigkeit der Seelsorger besonders zu würdigen." Diesen Punkt faßt nun auch genannter Herr Naumann besonders in's Auge:

„Die Kirchenregierungen haben meist eine gewisse Neigung zu den Achtbaren und Wohledeln gehabt, eine Neigung, von der zweifelhaft bleibt, ob sie von Jesus von Nazareth getheilt werden würde. Conservative Landräthe, conservative Patrone, conservative Vorsitzende wohlthätiger Vereine, conservative Unverfrorenheit und conservative Geschmeidigkeit: erst wenn man sich das Alles vorstellt, weiß man, was es bedeutet, wenn die conservative Partei beschlossen hat, die christlich-socialen Geistlichen ‚auf's Aeußerste und mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln' zu bekämpfen . . . Uebrigens ist es eine einfache Merkwürdigkeit, wenn eine Partei, die sich unzählige Male der Pastoren für ihre Agitation bedient hat, die gegen Stöcker's Reisen nie etwas gehabt hat, so lange sie ihr dienten, nun mit einem Male den Pastor einkapseln will, wo er ihr unbequem wird."[2])

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 26. Oktober d. Js.
2) Friedr. Naumann: „Die geächteten Pastoren" in Harden's „Zukunft". Berlin vom 9. November 1895.

Mit Recht bemerkt ein Bericht über diese Vorgäng
„Thatsächlich ist die conservative Partei in einer schwer
Krisis befindlich, deren Ausgang für unser innerpolitisch
Leben von der größten Tragweite ist".[1]) Kommt es zu Ma
regeln von staatskirchlicher Seite gegen die Pastoren, d
auch schon als „Schwarmgeister" betitelt werden, so werd
die Wirren unabsehbar seyn. Sogar der „Bund der Lan
wirthe" fürchtet sich, und wird deshalb von Altconservativ
hart angelassen. Am schlimmsten ist Herr Stöcker a
seiner Schaukel daran; er möchte es weder mit den Alt
noch mit den Jungen verderben. Noch am 4. Oktober habe
die „Christlich-Socialen" in Berlin auf seinen Antrag ei
Reihe Beschlüsse gefaßt, in welchen sie unter Anderem sagen
„Nichts habe mehr dazu beigetragen, das Ansehen d
Obrigkeit zu untergraben und das Vertrauen weiter Volks
kreise in die Regierung zu erschüttern, als der wachsend
Einfluß der großcapitalistischen Gruppen auf die Staats
gewalt und die Verblendung, mit der Officiöse und Mittel
parteiler die großen wirthschaftlichen und socialen Frage
behandeln."[2]) Sie erklären ausdrücklich: „die Christlich
Socialen hätten wiederholt ihre Zusammengehörigkeit m
der conservativen Partei betont, niemals aber würden s
Zugeständnisse irgendwelcher Art an die mittelparteilich
Classenpolitik billigen." Das Alles wollen nun die „Jungen"
unter den Pastoren auch auf die Junker und die ländliche
Arbeiter anwenden. Einer von den Fünfen, ein pommer'sch
Pastor, hat unumwunden ausgesprochen: die Landarbeite
und die Landgeistlichen seien die unterdrückten Stände; n
den Großgrundbesitzern, sondern den ländlichen Arbeiter
müsse man helfen.[3]) Am 24. Oktober hielt der Conservativ
Provinzialverein für Pommern seine Ausschußsitzung; u
schloß sich mit dem Verlangen nach „reinlicher Scheidung"

1) Aus Berlin s. „Kölnische Volkszeitung" vom 31. Okt. d. J
2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 5. Oktober d. Js.
3) „Kölnische Volkszeitung" vom 13. Oktober d. Js.

ganz dem Bannbrief des Fraktionsvorstandes an, erklärte aber zugleich in einem Schreiben an Hrn. Stöcker, unbeirrt mit ihm auf demselben christlich-conservativen Standpunkt zu stehen.[1]) Was wird nun das Richtige seyn?

Im Anschluß an das bekannte kaiserliche Wort schließt der Bericht des Ausschusses: „Wir hoffen zu Gott, unser Volk wird sich ermannen!“ Inzwischen wird der Ausschuß erfahren haben, daß der Kaiser selbst diese Hoffnung bereits verloren hat.

---

## LXXX.

## Grupps Culturgeschichte des Mittelalters II.[2])

Wenn durch diese etwas verspätete Anzeige manche veranlaßt werden, die mit dem zweiten Bande vollständig gewordene Grupp'sche Culturgeschichte des Mittelalters für den Weihnachtstisch anzuschaffen, so wäre der Berichterstatter in seinem Gewissen einigermaßen beruhigt über die Verspätung. Daß das Werk, ein Buch für weitere Kreise, als Geschenk unter den Christbaum sich eignet nach Inhalt, Anlage und Durchführung und nicht am wenigsten durch seine schöne Ausstattung, dürften wohl auch diejenigen anerkennen, welche Verschiedenes an demselben auszusetzen fanden, wenigstens soweit sie eine christliche Geschichtsauffassung vertreten. Die letztere ist unstreitig der Stein des Anstoßes gewesen, um dessen willen das Buch auf der einen Seite prinzipiell verurtheilt wurde, und zugleich der große Vorzug, auf Grund dessen man

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 25. Oktober d. Js.

2) Kulturgeschichte des Mittelalters von Dr. Gg. Grupp, f. Oett.-Wallerstein'scher Bibliothekar. Zweiter Band, mit 35 Abbildungen. Stuttgart, Jos. Roth. 1895. VIII, 466 S. gr. 8° (Preis 6 Mk. 80).

ihm auf der anderen Seite — bei aller Bemängelung i
Einzelnen — warme Sympathien entgegenbrachte. Das Mitte
alter ist die klassische Zeit der Herrschaft des Christenthum
und der Kirche, und deshalb wiederholt sich in seiner B
urtheilung immer wieder jenes zauberhafte Gesicht von d
Bidassoabrücke: wo der Eine Schatten siehet, sieht der Ande
goldnes Licht: was den Christen — auch den nichtkatholische
sofern er nur über ein gewisses Niveau sich zu erheben ve
mag — wie ein Idealzustand einer besseren Vergangenhe
anheimelt, das erscheint dem anderen als finsteres Elend, a
ein glücklich überwundenes Stadium, dessen Wiederkehr er ni
wünschen möchte. Eine Culturgeschichte dieser Zeit nach große
Gesichtspunkten und vom christlichen Standpunkt kann hi
manche Klärung bewirken und ist umso dankenswerther, wen
sie mit soviel Gelehrsamkeit, Geist und Gewandtheit geschriebe
ist, wie die des Maihinger Bibliothekars.

Nachdem der erste Band (1894) die Entwicklung de
mittelalterlichen Lebens bis zum Ende des ersten Jahrtausend
unserer Zeitrechnung geschildert, führt uns dieser zweite au
den Höhepunkt des Mittelalters und darüber hinaus, mach
aber Halt an der Wende des dreizehnten Jahrhunderts, w
bereits Anfänge des modernen Staates und andere Vorbote
einer neuen Zeit sich zeigen. Doch behält sich der Verfasse
eine Bearbeitung auch dieses Zeitraumes noch vor.

Von dem reichen Inhalt des Bandes würde auch ein
Wiedergabe der Kapitelüberschriften schwerlich einen Begri
geben, und die Anzeige soll auch nicht das Buch ersetzen un
dessen Lektüre überflüssig machen, sondern vielmehr dazu a
regen. Eine Vollständigkeit, wie sie billigerweise von eine
Werk dieses Umfangs und dieser Bestimmung erwartet werde
kann, ist so ziemlich allgemein zugestanden worden, und e
wird immer persönliche Geschmacksache sein, wenn der Ei
dies und der Andere jenes mehr oder weniger berücksichtig
wissen möchte. Absolute Vollständigkeit wäre hier ein se
zweifelhaftes Ideal und, wie der Verfasser erklärt, nicht da
seinige — dem Buche und seiner Lesbarkeit eher zum Hei
so verliert man ob der Menge des Details nicht den Blick fü
das Ganze und findet des Interessanten noch reichlich genug

Gleich in den ersten Abschnitten erhalten wir in die religiösen und theologischen, in die literarischen und künstlerischen, aber auch in die socialen Bewegungen der Zeit einen Einblick, der unsern Führer als Mann von Wissen und Geist bewährt. Es wird nicht die wohlfeile Kunst des einfachen Referirens und Registrirens geübt und allenfalls nach Art einiger Lichtmaler beigefügt, wie trefflich diese Einrichtung und wie geistreich und scharfsinnig jener Gedanke war; Grupp versteht es, die Probleme zu erfassen, das Gelungene an den Lösungsversuchen zu constatiren und zu begründen, das Unzureichende herauszustellen und den Punkt zu bezeichnen, wo weitere Arbeit einzusetzen hätte. Man vergleiche beispielsweise die Bemerkungen über des heiligen Anselms Erlösungstheorie hier und im ersten Werke; sind sie auch in ihrem negativen Theile nicht neu, so sind sie doch dazu angethan, auf Mängel aufmerksam zu machen und zum Nachdenken einzuladen. Ein Socialpolitiker von Fach sprach dem Referenten sein Erstaunen aus über den sicheren Blick, welchen der Philosoph und Theologe für nationalökonomische und juristische Fragen bekunde. Die einschlägigen Partien über Staat und Recht in der Lehenszeit, über Leben und Treiben des Ritterthums in allen seinen Beziehungen, über Bauernthum und Landwirthschaft wie über Städtewesen, Handel und Gewerbe werden durch Herausgreifen charakteristischer Züge belebt. Sehr ansprechend sind die beiden Kapitel „IX „Die staufischen Kaiser und das Papstthum", und namentlich XIII „Zwei fürstliche Heilige" (St. Elisabeth von Thüringen und Ludwig IX. von Frankreich), ersteres durch die objektive, hochsinnige Beurtheilung, letzteres durch die Betonung des wichtigen apologetischen Momentes, wie diese beiden herrlichen Gestalten ihrer Stellung so ganz und voll gerecht wurden und dabei so heilig waren.

Die Abschnitte über Wohlthätigkeit, Unterrichtswesen und Inquisition können gerade in den Kreisen, welchen der Verfasser dienen will, vielfache Belehrung bieten. Wer sich in der Lage befindet, auf Vereinen und bei anderen Gelegenheiten Vorträge halten zu müssen mit oft kurzer Zeit zur Vorbereitung, mag für diese Kapitel wie für das ganze Buch recht dankbar sein. Besonderer Erwähnung werth erscheint das Urtheil über

die Scholastik. Nachdem auf verschiedene starke und schwache Seiten — die leidige Ableugnung der letzteren durch übereifrige Apologeten hat der Sache mehr geschadet als genützt — derselben hingewiesen worden, wird sehr richtig bemerkt, daß in der Uebereinstimmung mit Herz und Sinn des Volkes die Wahrscheinlichkeit einer Philosophie liege, und daß auch bis auf die Verirrung der neuesten Zeit alle Philosophen diese Uebereinstimmung gesucht haben. „Gott hat die Armen im Geiste nicht hilflos gelassen und ihnen ein richtiges Gefühl ins Herz gegeben, das alle Philosophie zu schanden macht;" was damit übereinstimmt, gehört der fortdauernden Philosophie, der philosophia perennis an, was darüber hinausgeht, sind meistens Vermuthungen. „Dieser philosophia perennis ist am gerade die Scholastik Hauptstütze und Hauptträger, sie hat durch ihre entschiedene Hervorhebung des Begriffs und der Idee des Zweckes und Geistes bis zur Gegenwart vortheilhaft gewirkt und wird auch auf die Zukunft günstig einwirken." Noch höher aber ist ihre Bedeutung für die spekulative Theologie anzuschlagen; sie hat „mit staunenswerthem Scharfsinn und unermüdlicher Hingebung die großen Geheimnisse von Sünde und Erlösung, Freiheit und Gnade zu erhellen gesucht, sie hat gerungen mit diesen Problemen wie Jakob und reichen Segen für das gesammte Denken daraus gezogen" (S. 267).

Selbständiges, gesundes Urtheil, ein für derartige Werke ausschlaggebender Vorzug, muß überhaupt dem Verfasser nach gerühmt werden. Die Mitte haltend zwischen rein erzählender Darstellung und rein reflektirender Philosophie der Geschichte — von denen jene weniger nothwendig, diese für den gedachten Leserkreis weniger verständlich gewesen wäre — sucht er, glücklich in der Wahl der Methode wie in der Ausführung, die Vortheile beider Verfahren zu vereinigen. Ein objektives Bild der mittelalterlichen Cultur zu entwerfen, ist sein Bestreben, und so sympathisch ihm die Zeit auch ist, so ist er doch nicht blind gegen ihre Schattenseiten. Die Geltendmachung derselben hat ihm sogar von mehreren Seiten Tadel eingetragen; allein mit dem gelehrten Benediktiner Germain Morin werden wir darin einen Beweis für die Gewissenhaftigkeit des Buches sehen; „es will die Vergangenheit darstellen, wie sie war.

nicht wie das christliche Ideal sie sich gerne vorstellen möchte." Was für weitere Kreise berechnet ist, soll darum nicht auch für die unreife Jugend sein.

Erwägt man, daß das Werk eigentlich der erste Versuch einer mittelalterlichen Culturgeschichte in christlichem Geiste ist, so kann man den ersten Wurf gewiß als gelungen bezeichnen. Was noch zu bessern wäre,[1]) ist dem Verfasser von berufener und unberufener Seite hinlänglich gesagt worden. „Die deutschen Gelehrten sind difficil", constatirt der ebengenannte Herausgeber der Revue Bénédictine, und Grupp konnte die Wahrheit dieses Satzes an Freund und Feind erproben. Es ist nun ganz gut, wenn man für Leistungen im eigenen Lager nicht nur Lobreden hat, man dient durch sachliche und genaue Kritik unseren Interessen am meisten. Doch hat es bei Büchern wie dem vorliegenden seine eigene Bewandtniß: es „kann sich ein Recensent, der dem Gegenstande nicht ganz ferne steht, mit geringer Mühe das wohlfeile Vergnügen machen, auf Lücken und Unvollständigkeiten schadenfroh hinzuweisen" (W. Scherer, citirt S. 436 f.), und es darf selbst aus einer Reihe von Unrichtigkeiten im Kleinen nicht ein Verdikt gegen das Ganze abgeleitet werden. Wenn daher einige Besprechungen des ersten Bandes von einem Forscher, der an sich selbst die strengsten Anforderungen stellt, als zu lobend bezeichnet wurden, so begreift man das wohl und es wäre vielleicht nur an das zu erinnern, was in der Anzeige des ersten Bandes angedeutet ward: daß gerade die befähigtsten Gelehrten leider nicht an die Abfassung von Gesammtdarstellungen kommen, wie die Erfahrung lehrt. Solchen dagegen, welche mehr mit allgemeinen Wendungen operiren, mag immerhin verrathen werden, daß zu einer Culturgeschichte des Mittelalters nach Art der Grupp'schen erklecklich mehr Geist und Gelehrsamkeit gehört, als ein Excerpiren von ein paar Aktenstücken, und daß die Compilation einer

1) Was in einer Recension bezüglich der Citate bemerkt wurde, sei des Verfassers besonderer Beachtung empfohlen. Die Titel der Bücher sind in der Regel zu stark abgekürzt, als daß dem nicht fachmännischen Leser damit gedient wäre, und die Jahreszahl fehlt fast immer. Etwas reichere Literaturangaben würden der Bestimmung des Buches noch nicht zuwiderlaufen.

„Monographie“ aus sekundären Quellen auch nicht aller Kü
Preis ist. Bezüglich kritischer Ausstellungen von akatholisch
Seite hat man sich wohl zuviel daran gewöhnt, sie als Em
pfehlung für ein katholisches Buch zu betrachten; man so
sich doch auch vom Feinde belehren lassen. Vorwürfen geg
über aber, welche um des christlichen Standpunktes willen d
hier angezeigten Werke gemacht wurden, weiß der Verfass
selbst, daß es des gläubigen Gelehrten unumgängliche Pfli
und unvermeidliches Loos ist, die Schmach Christi zu trag

Rom. Sebastian Merkle.

---

# LXXXI.

## Zur mittelalterlichen Geographie.

### Die ältesten Weltkarten.[1]

Die geschichtlichen und geographischen Kenntnisse d
Mittelalters gehören zu seiner schwächsten Seite, selbst
physikalischen Dingen wußte es mehr. In dieser Hinsicht st
das Mittelalter weit hinter das Alterthum zurück, die i
centralisirten Römerreich gesammelten Kenntnisse verloren si
bis auf einige Reste, die sich an die Bibel angeknüpft hatte
Das zerstreute Leben im Mittelalter erwies sich nach dies
Richtung als schädlich, der Gesichtskreis wurde räumlich, ab
auch zeitlich sehr beschränkt; die Centralisation hat in wissen
schaftlicher Richtung ohne Zweifel ihre Vortheile, mit dem ge
steigerten Verkehre bringt sie Kunde über eine Menge v
Völkern und Gegenden. Das Mittelalter hatte wohl idea
Mittelpunkte von alles anziehender Kraft: die hl. Schri
und hl. Geschichte lenkte aller Herz und Sinn auf sich;

1) Die ältesten Weltkarten. Herausgegeben und erläutert v
Dr. Konrad Miller, Prof. am k. Realgymnasium in Stut
gart. Roth'sche Verlangshandlung in Stuttgart 1895. Drei He

irdischer Sitz und irdische Verkörperung der Einheit der Völker erschien Rom, aber nicht in concret lebendiger, sondern mehr in abstrakt idealer Gestalt. Mit diesen Mittelpunkten stand nun alles in Verbindung, was sich das Mittelalter an geographisch-geschichtlichen Erinnerungen bewahrte. Die Geschichtserzählung schloß sich an die danielischen Weltreiche mit ihrem Abschlusse in Rom an und das geographische Interesse wurde wach erhalten durch die Frage nach den Ländern der Apostel, d. h. durch die Frage, welche Länder den einzelnen Aposteln als Wirkungsfeld zufielen. Das profane Wissen galt dem Mittelalter als zu inhaltslos und nichtig, wenn es keine Zweckbeziehung, keinen Rückhalt an der heiligen Geschichte hatte.

Deßhalb haben wir die ältesten Karten in der hl. Schrift und zwar im Prolog zur Apokalypse zu suchen, wo von der Synagoge und Kirche, sowie von der Vertheilung des Erdkreises unter die Apostel die Rede ist. Der spanische Mönch Beatus (730—798) hat in seinem um 776 verfaßten Commentar zur Apokalypse zuerst eine solche Karte geliefert, und auf sein Werk gehen eine Reihe der ältesten Karten zurück. K. Miller, Professor am Realgymnasium in Stuttgart, rühmlichst bekannt durch seine prähistorischen Forschungen und durch meisterhafte Herausgabe der Peutinger Tafel, hat mit vielen Opfern und großer Findergabe die Zusammenhänge der Beatuskarten verfolgt und in 3 Heften in Quart die Ergebnisse seiner Forschungen veröffentlicht. Es ist ein ausgezeichnetes Werk specialistischen Studiums, ein Werk, das uns mit hoher Achtung, ja Bewunderung vor dem gewaltigen geographischen Wissen des Verfassers erfüllt.

Im 1. Heft (70 S.) wird der Stammbaum der Beatuskarten entworfen, wobei denn freilich manches mehr Vermuthung, als streng erwiesene Thatsache bleibt. Es handelt sich um 10 verschiedene Karten, die im 2. Heft im Lichtdrucke reproducirt sind, Karten die oft sehr starke Abweichungen zeigen, so gleich die zweite Karte von Paris mit ihren Unbegreiflichkeiten. Im 3. Heft (159 S.) werden die kleineren Weltkarten des Mittelalters, soweit sie von Ptolemäus, dem Kompasse, den Arabern und den neuen Entdeckungen nicht beeinflußt sind, besprochen und in 74 Zinkographien und 4 Farbdrucken

vorgeführt, darunter auch die bekannten T-Karten. Auf reiche Ausstattung und Veranschaulichung ist im ganzen Werke mit Recht ein Hauptgewicht gelegt.

Sämmtliche Karten sind geostet (orientirt), d. h. haben den Osten oben, anstatt wie bei unsern Karten den Norden; dort ist das Paradies mit Adam und Eva und im Anschluß daran füllt Asien das obere Kreissegment aus, das untere größere Segment wird links von Europa, rechts von Afrika bedeckt. Auf der Beatuskarte werden im äußersten Süden die Antipoden versetzt, im übrigen ist der ganze alte Erdkreis vom Wasser umflossen. Die ganze Erdauffassung wurde im Mittelalter immer schematischer und ist namentlich bei den in den Sallusthandschriften (Bell. Jug. c. 17—19) befindlichen T-Karten auf eine oberflächliche Andeutung der Erdtheile beschränkt. Der senkrechte Pfahl von T bezeichnet das mittelländische Meer, wovon links Südeuropa, rechts Afrika liegt, der Querbalken scheidet Europa und Afrika von Asien und ist eine confuse Verbindung des Archipelagus mit dem rothen Meer.

Es liegt nahe, angesichts solcher Auffassungen über die menschliche Dummheit zu deklamiren, wie es schon oft geschehen. Wir haben es so leicht, von unserer Höhe aus auf das Mittelalter herabzusehen, bei uns weiß jedes Schulkind mehr. Ist es nun aber auch der Mühe werth, sich ernstlich mit der Entwicklungsgeschichte der menschlichen Unwissenheit in geographischen Dingen zu befassen? Ja, denn hinter der Unwissenheit steckt immer ein Stück Wissen. Die mittelalterlichen Karten, wie sie uns Miller vorführt, gehen auf römische Vorlagen zurück, die verloren gegangen sind — ein kleiner Ersatz liegt nur in der Peutinger Tafel vor. Miller betont nun mit Recht: „Die mittelalterlichen Mappaemundi allein setzen uns in den Stand, die Erdbilder der Alten aus ihren Beschreibungen leicht, sicher und richtig wiederherzustellen; sie bringen neues Licht für das Verständniß der Schriftsteller des Alterthums, deren Länderbeschreibungen wir bisher von unseren heutigen geographischen Begriffen aus zu beurtheilen pflegten und darum oft unverständlich fanden.“

Allerdings wird der Natur der Sache nach der Leserkreis immer ein beschränkter bleiben und der Absatz eines solchen

Werkes gering sein. Solche Werke sind sonst auf die Unterstützung einer Akademie oder reicher Mäcenasse angewiesen, allein Miller steht nicht in Gunst bei denen, die in Akademien herrschen, er ist — und das vermag unsere Theilnahme für seine Arbeiten wesentlich zu erhöhen — eines der vielen Opfer seiner katholischen Ueberzeugung. Obwohl er die meisten Verdienste um die Erforschung prähistorischer und römischer Reste in Schwaben sich erworben hat, wurde er doch von der Reichs-Limescommission schnöde hintangesetzt — hat er doch das Unglück, katholischer Priester zu sein, — und es wurden Leute berufen, die noch keinen Spaten geführt hatten; nachher wurden sie aber großmaulig als Entdecker von Dingen gepriesen, die Miller schon längst entdeckt hatte. Und da reden und schreiben die Herren noch immer von mittelalterlicher Inquisition und Geistesknechtung, als ob sie nicht selbst die größten Inquisitoren wären! Ein langsamer Tod infolge fortgesetzten Todtschweigens, andauernder Zurücksetzung und Verunglimpfung ist nicht weniger grausam, als ein rascher Ketzertod. Hoffentlich wird die Nachwelt ebensogut über die Leiden und Drangsale katholischer Gelehrten belehrt werden, wie die Mitwelt über die Opfer der Inquisition.

---

## LXXXII.

## Zur poetischen Literatur.

### 1. Blüthen vom Stamme des Kreuzes.[1])

Unter obigem Titel stellt sich uns ein bisher unbekannter Dichter vor, der die Beachtung aller Freunde ächter Poesie verdient. Das inhaltvolle Büchlein bietet mehr, als der Titel erwarten läßt: den Ertrag eines bewegten inneren Lebens, eine Sammlung geistlicher und weltlicher Lieder, die nicht allein dichterische Begeisterung mit Formschönheit vereinen, sondern

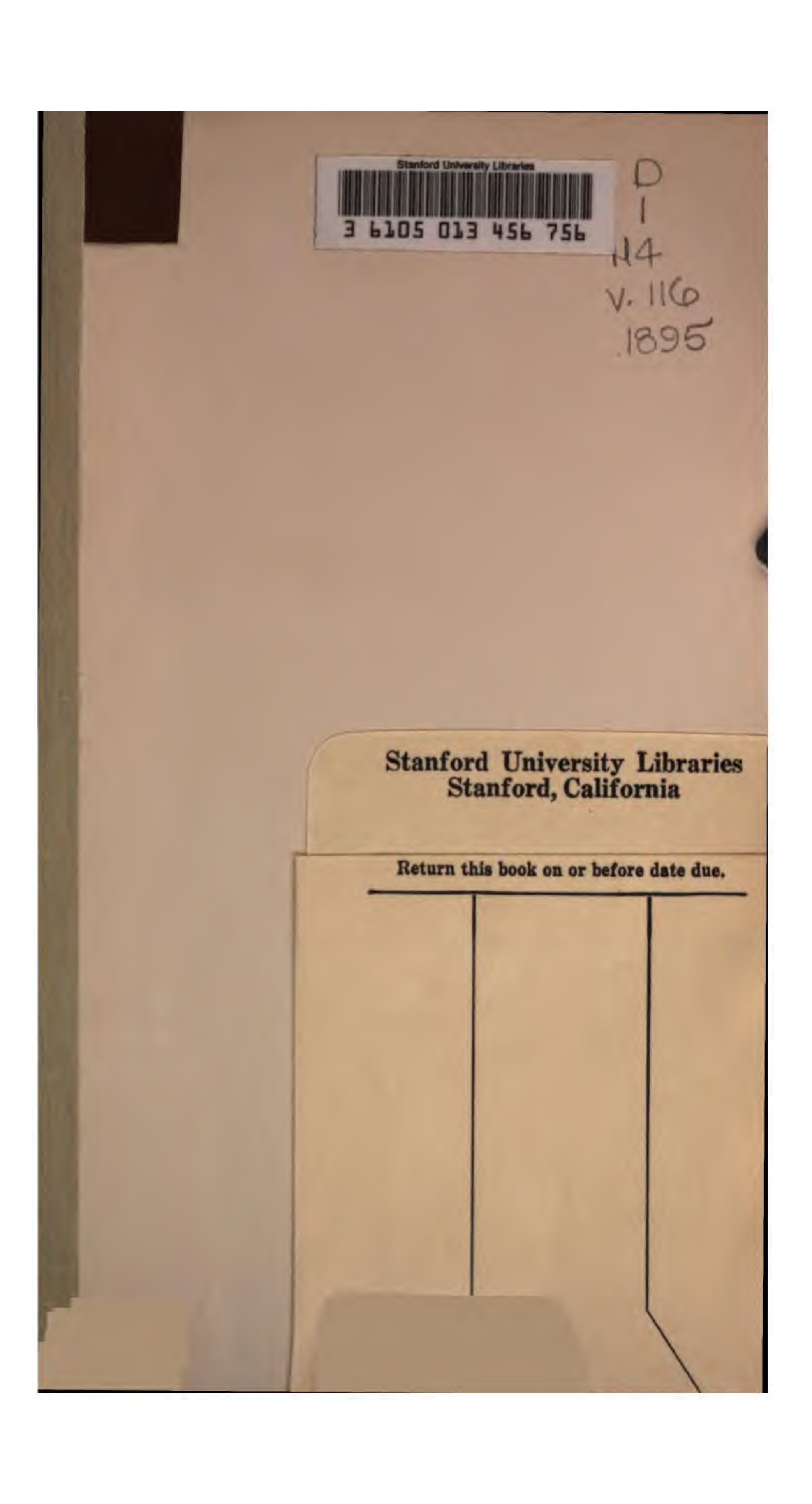
1) Blüthen vom Stamme des Kreuzes. Sangeskränze von P. Fr. Revocatus. Regensburg 1894. (175 S.)

auch von einem reichen Gedankenleben Zeugniß ablegen. M
könnte sie ein Pendant zu den (vor einem Jahr besprochene
„Liedern eines Suchenden“ nennen, wenn schon weniger ein
Suchenden, als vielmehr eines, der gefunden hat.

Es sind Poesien eines Convertiten, eines „Sachsenkinde
das vielverschlungene Bahn zum Bayerland geführt“, das „u
hergeworfen auf des Lebens Wogen“ in der Zelle eines Fra
ziskanerklosters seinen Port, „im Kreuze Trost und Friede
gefunden. Nun preist er das Glück, das ihm in der Ze
geworden; nun singt sein Lied die Kreuzesliebe und sein schönst
Weihegesang gilt der Marienminne.

Aber auch in der Zelle erhielt sich der Sänger offen
Sinn für Kunst und Natur und verständnißvolle Theilnah
für die bewegenden Fragen der Zeit, wovon seine weltlich
Lieder Zeugniß geben, meist schlichte Weisen eines betrachtende
Geistes, der in Kämpfen geläutert, den Sorgen und Leiden d
Menschheit ein warmes Herz bewahrt. Seine Eindrücke a
weiten Wanderungen finden ebenfalls ein poetisches Echo. E
ist am Meeresgestade gesessen, er hat auf den Gipfeln d
Hochgebirges geruht, und hat hier wie dort schauernd den a
mächtigen Gotteshauch, das Ahnen der Unendlichkeit empfunde
Namentlich der zweite Theil, „Aus Leben und Kunst“, enth
viel Treffliches, Ansprechendes und Sinnreiches in Bildern u
Episoden, in Mahnungen und Sprüchen. — Die Lieder d
Sachsenkindes sind dem Prinzen Max, Herzog zu Sachsen, „d
Fürsten im Priesterkleide“, gewidmet.

---


Stanford University Libraries
3 6105 013 456 756
D
1
H4
v. 116
1895
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

